This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN Y1FC G

47596.163

47596.16.3

SCHILLER

im seinem 28sten Lebensjahre.

Verlag von Ad. Becher.

See <u>Candlelighters</u> in file

Schiller's Leben

für

den weitern Kreis seiner Leser,

von

Karl Hoffmeister.

Ergänzt und herausgegeben

von

Heinrich Viehoff.

Erster Theil.

Zweite Ausgabe.

Stuttgart.

Ad. Becher's Verlag.

1854.

47596.16.3

HARVARD COLLEGE
MAY 8 1919
LIBRARY

Miss Penelope Barbarroux
Cambridge

Inhaltsübersicht

des ganzen Werkes.

Erster Theil.

Erstes Capitel.

	Seite
Aeltern und Geschwister	1
Häusliche Erziehung	9
Unterricht in Lorch	13

Zweites Capitel.

Schiller in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg	18
Schiller auf der Solitude	23
Bericht an den Herzog über sich und die Mitschüler	35

Drittes Capitel.

Aufenthalt in der Carlsakademie	38

Viertes Capitel.

Die Räuber	77
Austritt aus der Carlsschule	87
Körperliches Erscheinen	87
Beruf als Regimentsmedicus	91
Häusliche Einrichtung	93
Laura	9[illegible]
Sitten und Sittlichkeit	9[illegible]
Herausgabe der Räuber	10

Seite

Schwan 103
Dalberg 104
Umarbeitung der Räuber 105
Die Anthologie 108
Redaction eines Unterhaltungsblattes 114

Fünftes Capitel.

Reise nach Mannheim 116
Aufführung der Räuber 117
Beginn des Fiesco 121
Württembergisches Repertorium 122
Hartes Verbot des Herzogs 129
Zweite Reise nach Mannheim 130
Verfehlter Anschlag auf Dalberg 132
Arrest 134
Bedrängniß 135
Flucht 137

Sechstes Capitel.

Ankunft in Mannheim 143
Bittschrift an den Herzog 144
Vorlesung des Fiesco 148
Fußreise nach Frankfurt 150
Grundzüge von Cabale und Liebe 154
Abschlägige Antwort Dalberg's 156
Rückreise über Worms nach Oggersheim 157
Aufenthalt in Oggersheim 158
Furcht vor Verhaftung 163
Der umgearbeitete Fiesco abgewiesen 165
Druck des Fiesco 166
Aufbruch nach Bauerbach 167

Siebentes Capitel.

Charakteristik von Fiesco und Cabale und Liebe . . 169
Ankunft in Bauerbach 178

Seite
Stimmung, Briefe 179
Frau von Wolzogen und ihre Tochter Charlotte . . 180
Liebe, Eifersucht 182
Reinwald 185
Entscheidung für Don Carlos 186
Gelegenheitsgedichte 189
Dalberg's Bemühung um Schiller 192
Rückreise nach Mannheim 193

Achtes Capitel.

Ankunft in Mannheim 194
Contract mit Dalberg 196
Krankheit 198
Bekanntschaften 199
Besuch von Abel 200
Die „Lumpenfeste" 201
Fiesco und Cabale und Liebe auf der Bühne . . . 202
Aufnahme in die deutsche Gesellschaft 209
Reise nach Frankfurt 209
Bedrängnisse 212
Abhandlung über das Theater 216
Preisfragen 219
Plan einer dramaturgischen Monatsschrift . . . 221

Neuntes Capitel.

Unschlüssigkeit in der Wahl eines dramatischen Stoffes . 222
Zweite Entscheidung für Don Carlos 223
Finanzielle Bedrängniß 226
Ankündigung der rheinischen Thalia 228
Bewerbung um Lotte von Wolzogen 229
Margaretha Schwan 231
Frau von Kalb 235
Paket von Leipzig 236
Weimarischer Rath 239

Seite

Stellung zum Theater 240
Aufbruch nach Leipzig 241

Zehntes Capitel.

Aufenthalt in Leipzig 243
Lied an die Freude 246
Bewerbung um Margaretha Schwan 249
Bearbeitung des Don Carlos in Prosa 251
Aufenthalt in Dresden 254
Leidenschaftliche Liebe 259
Gedichte 264
Der Menschenfeind 269
Don Carlos vollendet 270
Entstehungsgeschichte desselben 270
Charakteristik 273
Briefe über Don Carlos 281

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Entscheidung für das Geschichtsstudium 2
Erste historische Arbeiten 6
Der Verbrecher aus verlorener Ehre 8
Der Geisterseher 12
Philosophisches Gespräch im Geisterseher 20
Die philosophischen Briefe 23

Zweites Capitel.

Eintritt in Weimar 29
Lebensverhältnisse 29
Die Familie von Lengefeld 36
Aufenthalt bei Rudolstadt 43
Neigung zu Charlotte von Lengefeld 44
Bekanntschaft mit den Griechen 48

Seite

Die Götter Griechenlands 49
Die Künstler 52
Die zweifelhaften Gedichte 55
Briefe über Don Carlos 57
Uebersetzungen aus Euripides 58
Rückkehr nach Weimar 63
Ruf nach Jena 68

Drittes Capitel.

Professur und Lebensverhältnisse in Jena 73
Liebe, Verlobung 80
Besuch in Rudolstadt 84
Leiden der Liebe 86
Coadjutor von Dalberg 89
Wilhelm von Humboldt 90
Verheirathung 93

Viertes Capitel.

Historische Arbeiten.

Geschichte des Abfalls der Niederlande 94
Antrittsrede in Jena 102
Drei historische Abhandlungen 103
Memoiren 107
Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens . . . 112
Geschichte des dreißigjährigen Krieges 113
Denkwürdigkeiten des Marschalls v. Vieilleville . . 119
Schiller als Historiker 120

Fünftes Capitel.

Häusliches und gesellschaftliches Leben 132
Charakterzüge 135
Neue Thalia 144
Metrische Uebersetzungen aus Virgil's Aeneide . . . 145
Poetische Pläne 147
Schwanken und Mißtrauen 149

Seite

Zweites Capitel.

Tod des Vaters und der jüngsten Schwester . . . 30
Geburt des zweiten Sohnes 33
Die Xenien 37
Die Votivtafeln 51

Drittes Capitel.

Lebensvorfälle im Jahre 1797 57
Uebergang durch die gemischte Gattung der Lyrik zur reinen 65
Lyrische Gedichte dieser Zeit 70
Balladen 77

Viertes Capitel.

Entscheidung für den Wallenstein 97
Ringen mit dem Stoffe desselben 98
Ende der Horen 103
Theilnahme an Goethe's optischen Forschungen . . 104
Kränklichkeit 105
Plan eines Seedramas 108
Eine Schrift von Humboldt 109
Goethe's Propyläen 110
Die Piccolomini und Wallenstein's Lager vollendet . . 111
Aufführung des letztern 115
Umarbeitung der Piccolomini 116
Vollendung von Wallenstein's Tod 122
Darstellung dieser Schauspiele 123

Fünftes Capitel.

Charakteristik der Wallenstein'schen Stücke . . . 124
Culturhistorische Gedichte 154

Sechstes Capitel.

Entscheidung für Maria Stuart 167
Lebensbezüge 167

Seite

Der letzte Musenalmanach 172
Geburt einer Tochter 173
Krankheit seiner Frau 173
Schema der Maltheser 175
Ueberzug nach Weimar 177
Lebensbezüge und Verhältnisse zu Zeitgenossen . . . 181
Gesundheitszustand 200

Siebentes Capitel.

Maria Stuart 201
Gleichzeitige lyrische Gedichte 216

Achtes Capitel.

Verdienste um das Theater 220
Macbeth übersetzt 225
Verhältniß zu Goethe 228
Dichten und Aufführen der Jungfrau von Orleans . . 233
Tischgespräche 237
Lebensvorfälle bis zum Jahre 1802 240

Neuntes Capitel.

Die Jungfrau von Orleans 244

Zehntes Capitel.

Herausgabe der kleineren prosaischen Schriften . . 272
Gedichtsammlung 273
Neue Gedichte 375
Redaction von Schauspielen 275
Theilnahme an den Propyläen 277
Das Jahr 1802: . . . . . .
Turandot 280
Räthsel 284
Gedichte 287
Beabsichtigtes Schillerfest 289
Adelsverleihung 293

Seite
Wohnungsankauf 297
Tod der Mutter 298
Plan des Warbeck 300

Elftes Capitel.

Die Braut von Messina 303
Zwei Lustspiele Picard's übersetzt 323
Wahl und Ausarbeitung des Wilhelm Tell . . 324
Ausflug nach Lauchstädt 327
Johannes Müller 330
Gentz 330
Frau von Stael 331
Vollendung und Aufführung des Wilhelm Tell . 333

Zwölftes Capitel.

Charakteristik des Tell 336
Die Romanzen des zweiten Lustrums 351

Dreizehntes Capitel.

Lebensbezüge im Jahre 1804 360
Reise und Ruf nach Berlin 360
Oekonomische Verhältnisse 370
Lebensgewöhnungen 370
Geburt einer Tochter 370
Ankunft der Großfürstin 370
Letzte Arbeiten 370

Vierzehntes Capitel.

Letzte Lebenstage 380
Tod 400
Weltantheil 410
Goethe's Trauer 410

Jugendgeschichte

und

Periode der jugendlichen Naturpoesie,

bis zur Vollendung des Don Carlos.

Erstes Capitel.

Aeltern und Geschwister. Häusliche Erziehung. Unterricht in Lorch.

Schiller's Mannsstamm ist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit bis in's siebente Glied aufwärts und in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts verfolgt worden. Die Vorfahren seines Vaters waren, wie es scheint, angesehene und nicht unbemittelte Landleute, welche in dem württembergischen Dorfe Bittenfeld am Neckar, nördlich von Waiblingen, und früher südlich von dieser Ghibellinenstadt im Remsthale, in dem Dorfe Großheppach wohnten. Des Dichters Großvater war Bäcker und Schultheiß des Dorfes, sein Urgroßvater Mitglied des Gerichts und ebenfalls Bäcker. Aus dem Bauern- und Handwerkerstande ging der deutsche Dichter hervor. Uebrigens ist der Name Schilcher oder Schiller schon von Alters her in Deutschland weit verbreitet, wie denn ein Jörg Schilcher, später Schiller, unter den besseren Meistersängern des fünfzehnten Jahrhunderts genannt wird, und im sechszehnten Jahrhundert Bernhard Schiller als Lehrer der Arzneikunst zu Freiburg im Breisgau berühmt war. Der Name soll, gleich den römischen

Beinamen Strabo und Pätus, urſprünglich einen Schieler bezeichnet haben [1]).

Schiller's Vater, Johann Kaspar, war am 27. October 1723 in Bittenfeld geboren, wo ein Bruder deſſelben noch im Anfang unſeres Jahrhunderts ebenfalls Schultheiß war, und ſich auf den Ruhm ſeines Neffen nicht wenig einbildete. Da Johann Kaspar Schiller ſeinen Vater ſchon als Knabe verlor, ſo wurde er, nachdem er die Schule verlaſſen hatte, zu einem Chirurgen gebracht, bei dem er nach damaliger Weiſe Wundarzneikunſt lernte, zugleich aber die Verrichtungen eines Barbiers übernehmen mußte. Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling ging er in dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege als Feldſcheerer mit einem bayeriſchen Huſarenregiment in die Niederlande. Da er hier durch ſeine Kunſt nicht hinreichend beſchäftigt, aber thätigen Geiſtes war, ließ er ſich als Unterofficier in kleinen militäriſchen Unternehmungen gerne gebrauchen. Nach dem Aachener Frieden 1748 kehrte er in ſein Vaterland zurück, und ließ ſich in Marbach, einem fünf Stunden von Stuttgart und eine Meile von Ludwigsburg entfernten, an einem Rebhügel am Neckar freundlich gelegenen Landſtädtchen, nieder. Er heirathete hier die Mutter des Dichters. Aber ſein Geſchäft ernährte ihn mit ſeiner Frau nur kümmerlich, und lag unter ſeiner Kraft und Strebſamkeit. Als daher der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen war, ließ er ſich 1757

---

1) G. Schwab's Leben Schiller's S. 2 ff. u. S. XIV.

als Fähndrich und Adjutant in dem württembergischen Regiment Prinz Louis anwerben, welches mit anderen Regimentern in mehreren Feldzügen des siebenjährigen Kriegs einen Theil der österreichischen Armee ausmachte. In Böhmen erlitt dieses Corps durch Seuche einen bedeutenden Verlust, und Schiller fand in dieser schlimmen Lage Gelegenheit, seine große Thätigkeit zu entwickeln. Er übernahm bereitwillig jeden Auftrag, und, da Wundärzte und Geistliche fehlten, vertrat er zugleich beider Stellen. Sich selbst hielt er durch viele Bewegung und Mäßigkeit gesund. Als er darauf in ein anderes württembergisches Corps versetzt wurde, welches in Hessen und Thüringen stand, benutzte er die freie Muße, um seine mangelhafte Jugendbildung möglichst zu vervollständigen. Sein Eifer wurde belohnt. Am Ende des siebenjährigen Kriegs hatte er es bis zum Hauptmann gebracht.

Seine Frau scheint während dieser Feldzüge, von ihrem Manne unterstützt, bei ihren Aeltern in Marbach gelebt und ihr Gatte sie nur zuweilen zur Zeit der Winterquartiere besucht zu haben. Sie hieß Elisabetha Dorothea, und war die Tochter eines Bürgers und Bäckers, Georg Friedrich Kodweiß, zu Marbach, dessen Vater und Großvater ebenfalls Bäcker, der letztere aber zugleich auch Bürgermeister von Marbach gewesen war. Weiter aufwärts läßt sich das Geschlecht der „Kodweißin," der Mutter unseres Dichters, nicht verfolgen, und nur eine Familiensage leitet es von einem verarmten adeligen Geschlechte

von Kottwitz ab, welches aus Norddeutschland in Schwaben eingewandert sey. Georg Friedrich Kodweiß hatte sich als Wirth und Holzmesser ein kleines Vermögen erworben, dasselbe aber durch eine große Neckarüberschwemmung wieder eingebüßt. Der Mann kam hiedurch so sehr herunter, daß er zuletzt seine Zuflucht zu einer Thorwartsstelle nehmen und in einem Hause wohnen mußte, welches damals eine armselige Hütte war [1]).

Von solchen Aeltern entstammte Schiller. Ihre Ehe war die ersten acht Jahre kinderlos, bis sie endlich durch sechs Sprößlinge beglückt wurde, von denen aber zwei bald nach der Geburt starben. Elisabetha Christophine Friederike wurde am 4. September 1757, zwei Jahre vor ihrem großen Bruder, geboren, und lebt allein von ihren Geschwistern noch jetzt im glücklichen Greisenalter in Meiningen. Auch die zweite Schwester, das dritte Kind der Aeltern, Dorothea Luise, 1767 geboren, überlebte den Bruder; der Jüngsten, Nanette, aber war nur ein kurzes Erdenloos beschieden. Diese Schwestern werden wir dem liebenden Bruder, durch unsere ganze Darstellung, zeitlebens innigst verbunden sehen.

Johann Christoph Friedrich Schiller erblickte am 11. November [2]) 1759 in dem Geburtsstädtchen seiner

---

1) G. Schwab a. a. O., S. 96.

2) So G. Schwab nach einer „Notiz des Oberamtsrichters Rooschütz zu Marbach" oder, wie Schwab sonst wo sagt, nach

Mutter, in Marbach, das Licht der Welt. Die Mutter hatte ihren Gatten, der damals Lieutenant im Infanterieregiment des Generalmajors Romann war, in dem Lager besucht, wo er bei den gewöhnlichen Herbstübungen des württembergischen Militairs sich aufhielt, und in seinem Zelte fühlte sie die ersten Anzeichen ihrer nahen Niederkunft. So wäre Schiller beinahe in einem Lager geboren worden; doch gelang es der Mutter noch, nach Marbach in das Haus ihrer Aeltern (diese wohnten damals noch

---

„dem Marbacher Taufregister und nach drei verschiedenen, zu verschiedener Zeit aus demselben genommenen Abschriften." Dagegen gibt der musterhaft genaue Petersen (dessen sämmtliche handschriftliche Schilleriana in meinen Händen sind) den 10. November als Geburtstag an „nach des Obersten Faber zuverlässigen Urkunden," die ihm von einem gewissen Glaser ausgezogen worden waren. Frau von Wolzogen nennt ebenfalls den 10. November, wodurch Schiller's und seiner Gemahlin Meinung zugleich hinlänglich ausgesprochen ist. Aber in einem Briefe Luisens an Schiller steht in der Ueberschrift: „Den 11. November, als am Geburtstage des lieben Bruders, wozu ich in Gedanken alles Glück und Segen wünsche." Diese Angabe aus dem Aelternhause überwiegt die des lang entfernten Sohnes, welche wahrscheinlich mit der des Obersten Faber aus der Karlsschule eine gemeinschaftliche irrige Quelle hat, und ich trete daher um so mehr den Ermittlungen Schwab's bei, zumal da auch Petersen auf einem Zettel die Zahl „11" ursprünglich geschrieben hatte, nachher aber wieder auslöschte.

nicht in dem Thorwartshause, sondern in ihrem frühern Hause an dem Marktplatze, in der Nähe eines großen Brunnens) zu kommen, wo sie von dem Knaben entbunden wurde. Der fromme Vater empfing, wie er selbst schreibt, das große Geschenk des Himmels mit dem Gebete, daß Gott ihm an Geistesstärke zulegen möge, was er selbst aus Mangel an Unterricht nicht habe erreichen können. Hatte Kaspar Schiller sich im Verlauf der Jahre auch mancherlei, namentlich medicinische, militairwissenschaftliche und landwirthliche Kenntnisse angeeignet, so empfand er doch das Ungenügende seines Wirkens um so bestimmter, je tüchtiger er von Charakter war.

Zur Taufe in der Pfarrkirche zu Marbach wurde der Knabe gehoben, unter Anderen, von dem Gönner des Schiller'schen Hauses, einem Kammerherrn und Obersten, Christoph Friedrich von Gabelenz, und von einem weitläufigen Vetter, Johann Friedrich Schiller, der im Marbacher Taufbuche als Studiosus philosophiae aufgeführt ist. Von beiden Pathen erhielt der Täufling seine Vornamen Johann Christoph Friedrich. Jener damals schon ziemlich bejahrte Student der Philosophie ist uns deßwegen merkwürdig, weil er bald für einen väterlichen Oheim, bald für einen Bruder des Dichters gehalten wurde, der doch der einzige Sohn seiner Aeltern war. Er scheint ein abenteuerlicher Mensch gewesen zu seyn, der sich bald nachher in Aufträgen eines Ministers des Herzogs Carl von Württemberg in Holland aufhielt, dann als Uebersetzer namhafter

englischer Werke in London lebte, und zuletzt, um 1790, eine Buchdruckerei in der ehemaligen Karthause bei Maintz besaß. Seine (zuerst im Jahr 1777 erschienene) Uebersetzung von Robertson's Geschichte von Amerika ist fälschlich für eine Arbeit des Dichters Schiller ausgegeben worden [1]). So beschränkt sich die Verwandtschaft und Einerleiheit dieses Doppelgängers von Schiller auf eine ferne Vetterschaft, und auf große Uebereinstimmung des Namens.

Bis zum Abschluß des Hubertsburger Friedens, 1763, wo der Vater wieder bleibend in seine Heimath zurückkehrte, also über drei Jahre lang, blieb der kleine Friedrich im großväterlichen Hause unter der ausschließlichen, sanften Pflege der Mutter. Sie war von Gestalt wohlgebaut und schlank, ohne eben groß zu seyn, der Hals lang, die Haare sehr blond, beinahe roth, die Augen etwas kränklich, das Gesicht ziemlich sommerfleckig, aber die Züge von Milde und Güte belebt. Und, wie Kant, so wuchs auch Schiller in allem diesem als das Ebenbild seiner Mutter heran, während er mit der kurzgedrungenen Statur, den lebhaften Augen und der hochgewölbten Stirne seines Vaters nichts gemein hatte. Auch er war blauaugig, langhalsig, sommersprossig und rothlockig, und dazu noch leberfleckig. Was ihr an Ausbildung und

[1]) Siehe die Broschüre: „Schiller's Bruder, ein Curiosum," von G. Schwab.

vielleicht auch an Anlagen des Verstandes abging, ersetzt sie reichlich durch Innigkeit des Gefühls. Sie war, wi Schiller's Jugendfreund Petersen sagt, ein sanftes, pflicht getreues Weib, und wie alle ihre Briefe bezeugen [1]), da frömmste, zärtlichste Mutterherz. Die Gedichte von U und Gellert waren ihr lieb, besonders als geistliche Dich tungen, und, wenn die Nachricht wahr ist, verstand sie e auch, die Harfe zu spielen, und ihre Empfindungen i Versen auszusprechen.

In der Wärme einer solchen Mutterliebe entfalteten sic in dem anmuthigen Marbach die Gemüthskeime des Kin des friedlich und harmonisch. Er war mit einem zarten Körper geboren, welcher von den gewöhnlichen Kinder krankheiten hart angegriffen wurde, und krampfhaften Zu fällen ausgesetzt war.

Mit dem aus dem Kriege heimkehrenden Vater kam ein neues Element in die Familie. Der Hauptmann Schiller war ein Mann von militairischer Ordnungslieb und fester Strenge, die sich auch schon in seiner klaren, bestimmten und scharf verständigen Sprache ausdrückte. In Thätigkeit, Pflichttreue und Rechtlichkeit konnte er als Muster gelten. Ein sonst bewährter Zeuge sagt, Schiller's

---

1) Diese Briefe der Mutter, des Vaters, der Geschwister ꝛc., so wie der meisten Freunde an Schiller, sind in meinen Hän den, und ich werde sie benutzen, ohne sie immer namhaft zu machen.

Vater sey ohne hervorstechende Geistesvorzüge, vielmehr ein etwas schiefer, abenteuerlicher, meistens mit seltsamen Gedanken und Entwürfen beschäftigter Kopf gewesen. Dieß letztere soll vielleicht von früheren Jahren gemeint seyn. In seinen Briefen erscheint er durchaus als verständiger, umsichtiger Mann, dem zu abenteuerlichen Entwürfen die Phantasie fehlte, und der es wahrlich nicht nöthig hatte, sich seine für den Druck bestimmten Manuscripte über Baumzucht corrigiren zu lassen. Denn seine Briefe sind orthographisch geschrieben, und verrathen überhaupt einen beträchtlichen Grad von Bildung. Mit den genannten Eigenschaften verband er eine altgläubige Frömmigkeit, in welcher sein Charakter der Seele seiner Gattin begegnete, so daß Gottesfurcht und der aus ihr hervorgehende Geist eines ehrbaren, sittlichen Wandels der Lebensathem der Familie war. Er hatte selbst ein sehr langes, freilich etwas geschmackloses Gebet gemacht, welches er, wenigstens in späteren Jahren, jeden Morgen an Gott richtete, und das so anfing:

„Treuer Wächter Israel's!
Dir sey Preis und Dank und Ehren;
Laut betend lob' ich Dich,
Daß es Erd' und Himmel hören" ꝛc.

Gleich dem Körper war auch die Seele des kleinen Fritz leicht empfänglich und zart organisirt. Wenn der Vater im Kreise der Seinen dieß Morgengebet sprach, oder wenn er aus der Bibel vorlas, so hatte er an dem

vier- bis fünfjährigen Sohne den aufmerksamsten Zuhörer
Die gefalteten Händchen, die fromm emporgerichteten Augen
und die Andacht in dem ausdrucksvollen, von langen
Haaren umwallten Kindesgesichte, gewährten dann einen
anziehenden Anblick. Schon frühe war der Knabe an
Alles aufmerksam und unerschöpflich im Fragen, bis er den
Inhalt dessen, was man ihm sagte oder vorlas, verstanden
hatte. Die Mutter pflegte an Sonntagsnachmittagen ihren
Sohne und ihrer ältesten Tochter Christophine auf Spa
ziergängen das Evangelium auszulegen, über welches an
dem Tage gepredigt worden war. Als sie einst an einem
Ostermontage über Christus sprach, wie er in Begleitung
zweier Jünger nach Emaus wanderte, vergossen die beiden
Geschwister heiße Thränen. Auch für die Schönheiten der
Natur erweckte die Mutter den Sinn ihrer Kinder.

An diese älteste Schwester schloß sich der kleine Fri
auf's engste an, und es ist begreiflich, daß sie ihm scho
durch die Macht des Umgangs näher trat, als die späte
geborenen Schwestern. Sie hatte aber auch an Gestalt un
Charakter eine große Aehnlichkeit mit dem Bruder, un
war auch von den Aeltern hochgeschätzt und geliebt. Ei
schönes Talent für das Zeichnen entwickelte sich schon früh
in ihr, und wurde von ihr noch im höchsten Alter ausgeüb

Im Jahre 1765 [1]) erzählt uns Schiller's Schwägerin

---

[1]) In einem Notizenbuche von 1799 schreibt Schiller eigen
händig: „im Jahr 1760 nach Gmünd und Lorch." Irrt sic

frau von Wolzogen, welcher wir die meisten dieser Nachrichten über Schiller's Kinderjahre verdanken, schickte der regierende Herzog Carl von Württemberg den Vater als Werbeofficier nach der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd und befahl ihm, mit seiner Familie im Dorf und Kloster Lorch, als nächstem württembergischen Gränzorte, zu wohnen. „Dadurch", fügt Schwab bei, „wurde der Knabe im sechsten Jahre aus dem lachenden Neckarthale in die ernste Stille eines von Nadelhölzern umstellten Wiesengrundes versetzt. Das Dorf Lorch liegt am Fuße des Hügels, den schon auf der Staffel eines Tannengebirges die Klostergebäude krönen, vor deren Mauern auf einem Vorsprunge eine uralte Linde Wache hält; der Hohenstaufen mit einem Gefolge von Bergen blickt nach dem Kloster herüber, das zahlreiche Gräber jenes erlauchten Geschlechtes umschließt; in der Tiefe schlängelt sich der Remsfluß feundlicheren Gegenden und segensreichen Rebenpflanzungen zu." In dieser anziehenden Gegend wurden von dem jungen Schiller

---

nun Schiller vielleicht in der Jahreszahl, so kann er doch nicht bis in sein sechstes Jahr in Marbach gewohnt haben, weil er sonst noch Erinnerungen von dieser Zeit hätte haben müssen, die ihn verhinderten, 1760 sich schon nach Lorch zu versetzen. Nach einer andern Nachricht hatte der Hauptmann Schiller vor seinem Aufenthalt in Lorch zwei Jahre Quartier in Ludwigsburg (oder Cannstadt), wovon aber jenes Notizenbuch nichts sagt. Hat vielleicht Schiller gegen Frau von Wolzogen Recht?

in Gesellschaft der Schulgenossen, der geliebten Schwester und auch wohl der Aeltern, häufige Spaziergänge gemacht. Der Vater deutete ihm die ehrwürdigen Trümmer des Stammschlosses der Hohenstaufen, und mit einer bedeutenden Anschauung zogen die ersten großen historischen Vorstellungen in sein Gemüth ein; Friedrich durfte den Vater in die Uebungslager, zu den Förstern im Walde und weiter auf das schöne Lustschloß Hohenheim begleiten. Begierig hörte er ihn von seinen Feldzügen erzählen. Jenes Kloster, welches die Gräber der Hohenstaufen bewahrt, ward von beiden Geschwistern häufig besucht, gewiß nicht ohne ernste Eindrücke und ahnungsvolle Schauer in den empfänglichen Kinderherzen zurückzulassen. Er ging gern in Kirche und Schule, bisweilen jedoch versäumte er sie, um einen Ausflug in die nahen Berge zu machen. Auch auf eine Capelle des Kalvarienberges bei dem nahe gelegenen Gmünd, zu welcher der Weg durch die Leidensstationen führte, wandelten sie gern.

Schiller bewahrte für die Gegend von Lorch immer eine große Anhänglichkeit, und als er die Carlsakademie verlassen hatte, war es einer seiner ersten Ausflüge mit seiner ältesten Schwester, um sich hier wieder in die glücklichen Tage seiner Kindheit zu versetzen. Ohne Zweifel hat der dreijährige Aufenthalt an diesem Orte und ein ununterbrochener Verkehr mit der freien Natur in ihm die Neigung zum Landleben, das Gefühl für Naturschönheiten

und den Hang zur Einsamkeit, so wie den Sinn für Unabhängigkeit zuerst erweckt und begründet.

In dieser ländlichen Stille erhielt der junge Friedrich den ersten regelmäßigen Unterricht im Lesen, Schreiben und in den Anfängen des Lateinischen, ja auch schon des Griechischen. Der Ortsdiakon Moser, ein Freund des Schiller'schen Hauses, unterrichtete ihn zugleich mit seinen eigenen Söhnen. Diesem würdigen Geistlichen hat Schiller durch die wohlwollende Charakterschilderung des Pastors Moser, in den Räubern, ein bleibendes Denkmal gestiftet. In einem der Söhne des Pfarrers, Christoph Ferdinand (nicht Carl) [1]) Moser, fand Schiller seinen ersten Jugendfreund, welcher auch später mit ihm in Ludwigsburg die lateinische Schule besuchte.

Die Anhänglichkeit an den sanften, redlichen Geistlichen und seine Familie steigerte Friedrich's religiösen Sinn, der ihm längst durch die häusliche Erziehung eingeflößt worden war, und in seiner idealen Gemüthsrichtung Anklang fand, zu dem Vorsatze, selbst einmal Prediger zu werden. Diesen Traum der Neigung verwob der lebhafte Knabe sogleich in seine Spiele. Er stieg auf einen Stuhl, und fing mit vielem Nachdruck an zu predigen. Welche Sprüche er gelernt, welche Stellen er aus der Bibel, aus Gellert und Uz, die ihm von Vater und Mutter vorgelesen

---

[1]) S. Schillers Leben von G. Schwab, Vorerinnerung zum zweiten Druck, S. XVI.

wurden, oder was er aus dem Unterricht und den Pr
digten seines Lehrers behalten hatte, reihte er zusamm
und ließ es auch nicht an einer Eintheilung fehle
Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schür
als Kirchenrock umbinden und ein Käppchen aufsetzen, u
er sah dabei sehr ernsthaft aus. Wenn Jemand lach
oder unaufmerksam war, lief er unwillig davon, o
er ging wohl auch in seinem Vortrage zu einer Str
predigt über.[1]) „Hoher Sinn liegt oft in kind'sch
Spiel." Der Kindestraum hat ihn nicht getäuscht. Schill
ist wirklich dem Wesen nach ein Prediger geworden, a
nicht von der Kanzel, sondern von der Schaubühne her
nicht vor einer confessionellen Gemeinde, sondern ein Pr
diger vor der großen Menschenfamilie.

Milde, Liebe, Güte, Frömmigkeit waren die hervo
stechenden Eigenschaften des jungen Schiller während sein
ersten acht Lebensjahre. Diese Humanität des Gemüth
war ihm gleichsam angeboren, und wurde durch die Re
giosität im Hause der Aeltern, der Geistlichen, ja dama
wohl im ganzen Lande, durch die Liebe der Mutter u
Schwester, so wie auch durch die Einflüsse einer schön
Natur weiter ausgebildet. Sein Gemüth war biegsa
gefühlvoll, verträglich, mittheilend. Von einem ihm alle
bestimmten Gerichte mochte er nicht essen, ohne sein

[1]) Doch bemerkt Petersen, daß Schiller's Geschwister von dies
Kinderpredigten zwar erzählten, aber seine Jugendfreun
nicht das Mindeste davon wissen.

iden Schwestern etwas davon mitzutheilen. Einen begangenen Fehler zu läugnen, war er nicht im Stande. Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit lagen schon in seiner organisirten Natur. Hülfreich zu seyn, war seine widerstehliche Neigung, und da er vom Eigenthum einen Begriff hatte, so schenkte er an seine Kameraden ab an Arme, was er konnte und um was er angekochen wurde, Bücher, Kleider, Schuhschnallen. Er setzte dadurch die sparsamen und unbemittelten Aeltern oft in nicht geringe Verlegenheit, und der Vater verfuhr deßwegen oft streng und hart mit ihm. Die Schwester Christophine konnte sich in solchen Fällen, auch wenn sie ganz unschuldig war, wohl als Mitwisserin oder Theilnehmerin, und lenkte die Scheltworte und fühlbaren Züchtigungen des Vaters dem Bruder auf sich ab. Auch suchten die Geschwister durch eine gewisse List sich der Strenge des Vaters zu entziehen. Wenn sie gefehlt hatten, daß sie von ihm Schläge befürchten mußten, so bekannten sie ihrer sanften Mutter zum Voraus ihr Vergehen und baten, um nicht von dem zornigen Vater bestraft zu werden, daß sie die Strafe vollziehen möchte. So mußte der Conflict mit dem Vater, wie sehr er auch des Sohnes gute Eigenschaften schätzte, in diesem doch allmälig andere Kräfte, als jene milden Eigenschaften des Herzens entwickeln, Kräfte, welche unter hartem Druck und in der Schule der Widerwärtigkeiten bald gestärkt werden sollten.

Zweites Capitel.

Schiller in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg, und in militairischen Pflanzschule auf der Solitude. Bericht an den Herzog über sich und seine Mitschüler.

Schiller's Aeltern lebten in Lorch in beengten Ur ständen, da der Hauptmann während dieser ganzen Z keinen Sold erhielt, sondern im Dienste seines Fürsten se in den Feldzügen erspartes kleines Vermögen zusetzte. G auf eine nachdrückliche Vorstellung an den Herzog wur er in die Garnison von Ludwigsburg versetzt, wo er d rückständigen Sold nach und nach in Terminen ausbezal erhielt.

Diese Uebersiedelung fällt in das Jahr 1768.[1]) S sich Schiller ganz im Sinne der Aeltern für den geistlich Stand bestimmt hatte, so wurde der neunjährige Fritz Ludwigsburg sogleich auf die lateinische Schule geschid wo er außer dem Lateinischen auch, obgleich ziemli spärlich, im Griechischen und Hebräischen unterricht wurde. Sein Lehrer wurde der Professor Johann Friedri Jahn, der noch bis an das Ende des vorigen Jahrhunder die Ludwigsburger Schule regierte. Er war ein ferm Lateiner, aber, nach Petersen's Ausspruch, ein kalt rauher, murrsinniger Polterer, wie es freilich die meist

---

[1]) Nach Schiller's eigenhändigem Notizenbuch „in den Decemb des Jahres 1766."

Präceptoren jener Zeit seyn mochten. In einem Gedicht vom Jahr 1775, Schilderung des menschlichen Lebens, scheint sich Schiller auf ihn zu beziehen:

„Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt."

Ovid's Tristien, Virgil's Aeneide und einige Oden des Horaz wurden übersetzt. Aber der Lehrer entwickelte diese Schriftsteller nicht, sondern gebrauchte sie nur als Fundgruben von Redeblumen, zierlichen Ausdrücken und Wendungen. Bei einem solchen stockphilologischen Unterricht konnten diese lateinischen Dichter unmöglich einen besondern Eindruck auf ihn machen, und die in ihm schlummernden ästhetischen Anlagen sich nicht glänzend zeigen. Doch war Schiller immer unter den Ersten seiner Abtheilung und hielt bei dem jährlichen Landesexamen, welchem er sich vorschriftsmäßig, um nachher als Theologie-Studirender in eine Klosterschule eintreten zu können, auf dem Gymnasium zu Stuttgart viermal unterwarf, jedesmal als das günstigste Zeugniß ein doppeltes A. [1])

Doch nur die Furcht vor dem Lehrer, vor dem Vater, dem er nur schwer zu genügen vermochte, hielt ihn zum Fleiß an. So oft er es konnte, suchte er, dem Schulzwang entronnen, das Freie auf, und spielte mit

[1]) Siehe meine größere Biographie Th. I. S. 15.

seinen Kameraden. In diesen Spielen, bei denen es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Er setzte sich bei jüngeren Gespielen in Furcht, imponirte den älteren und jüngeren und wagte sich sogar unverzagt an Erwachsene, wenn er sich von ihnen beleidigt glaubte. In seiner muthwilligen Laune neckte er gern, ohne jedoch seine natürliche Gutmüthigkeit zu verläugnen. So hob sich sein Selbstgefühl nicht allein trotz der harten Schulzucht, sondern sogar durch sie. Als Schüler der obersten Abtheilung wurde er einst von einem Lehrer unschuldiger Weise so gezüchtigt, daß noch nach mehreren Tagen blaue Flecken auf dem Rücken zu sehen waren. Allein er duldete diese Mißhandlung, und klagte sie weder seiner Mutter, noch seinem Vater. [1]) Aber Erwachsenen gegenüber erschien er noch lange als ein eingeschüchterter, ungewandter Knabe, der, wie Petersen sagt, wegen seines linkischen Wesens vom Vater und den Lehrern Püffe und Ohrfeigen in Menge bekam.

Auf der lateinischen Schule zu Ludwigsburg mußten die Zöglinge Glückwünsche zum Neujahr schreiben. Schiller brachte seinen lateinischen prosaischen Glückwunsch für das neue Jahr 1769 zugleich in deutsche Verse und dieses ist sein erstes Gedicht, welches sich noch erhalten hat. [2]) Es

[1]) So Petersen nach Reinwald im N. Literar. Anzeiger. 1807. Nr. 49, S. 780 f.

[2]) Siehe meine Nachlese zu Schiller's Werken bei Cotta Bd. 1, S. 5.

ist ganz im frommen Styl eines Kirchenliedes. Daß er fleißig geübt wurde, lateinische Verse zu machen, konnte als Vorübung zum Dichten in der Muttersprache angesehen werden. Sein Lehrer Jahn war ein gewandter Versificator.

Erst gegen das eilfte Lebensjahr trat allmälig, von gewissen Seiten, das Ungewöhnliche seiner Natur hervor. Schon in diesem Alter verlor er den Geschmack an den herrschenden Knabenspielen, am Ballspiel, Springen, an Possen und Thorheiten. In den Freistunden schlenderte er mit einem ausgewählten Freunde in Ludwigsburgs reizenden Baumpflanzungen oder in den schönen naheliegenden Gegenden umher. Kindisch-chimärische Plane für das zukünftige Leben, Klagen über das harte Schicksal, Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft waren dann seine gewöhnliche, liebste Unterhaltung. Den leidigen Schulzwang, dessen er sich früher durch tolles Knabenspiel entledigt hatte, überflog er jetzt mit den Fittigen des Gedankens. Unter peinlicher Einschränkung erwachte die tragische Stimmung, der Beruf seines Lebens.

Diese freien Phantasiespiele zeigten sich bei einer Veranlassung, an welche der Dichter selbst seinen ehemaligen Schulkameraden, den Hofmedicus Elwert in Cannstadt, nach mehr als zwanzig Jahren mit der lebendigsten Erzählung aller Umstände wieder erinnerte. Er hatte mit diesem als Secundaner den Katechismus in der Kirche aufzusagen. Ihr Religionslehrer, wie Petersen sagt, ein beschränkter, bösartiger Frömmling, drohte ihnen, sie

durch und durch zu peitſchen, wenn ſie auch nur ein Wörtchen fehlen ſollten. Die Knaben ſingen nach ergangener Frage mit zitternder Beklemmung an, brachten jedoch ihre Aufgabe ohne Anſtoß zu Ende. Dafür erhielt jeder eine Belohnung von zwei Kreuzern. Sie beſchloſſen dafür auf dem Hartenecker Schlößchen ſaure Milch zu eſſen. Allein dieſe war hier nicht zu haben, und der Preis von Käſe und Brod ging über ihre Baarſchaft. Mit leerem Magen wanderten ſie daher nach Neckarweihingen, wo ſie endlich für drei Kreuzer eine Milch erhielten, in einer reinlichen Schüſſel und ſogar mit ſilbernen Löffeln, und ſich für den noch übrigen Kreuzer Johannistrauben kauften. Ueber dieſes köſtliche Mahl gerieth Schiller in eine poetiſche Begeiſterung. Als die Knaben das Dorf verlaſſen hatten, ſtieg er auf den Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überſchauen kann, und ſprach in einer gereimten pathetiſchen Ergießung über den Ort, der ſie hungrig entlaſſen, ſeinen Fluch, über den andern, der ihnen Labung gegeben, ſeinen Segen. Billig, ſagt Peterſen, ſollte dieſe Anhöhe Schillershügel heißen.

Da Schiller'n die chriſtliche Lehre unter einer ſolchen Form beigebracht wurde, konnte ſie in Gemüth und Geſinnung keine Wurzel ſchlagen. Frau von Wolzogen ſagt, es ſcheine ihr, als ſey er mit harten Dogmen in früheſtem Jugendunterricht gequält worden. Schwab

versichert: [1]) Der Superintendent Zilling in Ludwigsburg, der Religionslehrer seiner Kabenjahre, ist noch jetzt im Munde des Volkes als ein „lutherischer Pfaffe“ verschrieen. Ein und dieselbe Sache wurde ihm durch häusliche Einflüsse werth und durch den Unterricht widerwärtig. Doch jene überwogen und er blieb seiner Neigung zum geistlichen Stande treu.

Als neunjähriger Knabe sah er zum ersten Male in Ludwigsburg das Theater. Ungeachtet nur pomphafte Opern und Ballete gegeben wurden, machte die Bühne doch Eindruck auf ihn. Er vergnügte sich geraume Zeit, mit ausgeschnittenen Papierdocken dramatische Scenen darzustellen, und soll auch, wie Ariost in seiner Kindheit, mit seinen Schwestern kleine Schauspiele aufgeführt haben.

Im Jahr 1770 zog die Schiller'sche Familie nach der Solitude bei Stuttgart, und der Knabe, welcher in Ludwigsburg zurückblieb, mußte von dieser Zeit an, zwei Jahre lang, Kost und Wohnung bei dem lateinischen Magister nehmen. Der Hauptmann Schiller nämlich, von jeher ein Liebhaber des Gartenbaues und der Baumzucht, hatte in Ludwigsburg eine Baumschule angelegt, die guten Erfolg hatte. Der regierende Herzog Carl übertrug ihm nun die Oberaufsicht über alle Gartenanlagen und Baumpflanzungen, welche bei dem damals eben aufgebauten Lustschloß der Solitude angelegt werden sollten. Jetzt eröffnete sich dem

---

[1]) Ueber den Cultus des Genius S. 122.

Manne ein erwünschter Spielraum für seinen Geschäftsgeist. Er befriedigte in diesem Posten des Herzogs Erwartungen so sehr, daß ihm endlich der Rang eines Majors ertheilt wurde. Er soll hier über sechszigtausend Baumstämme gepflanzt haben.

Die Confirmation des jungen Schiller fiel in das Jahr 1772, als er seinen Cursus in der lateinischen Schule vollendet hatte. Seine Mutter, welche, vermuthlich um dieser kirchlichen Feier beizuwohnen, den Tag vorher mit ihrem Gatten nach Ludwigsburg hinübergekommen war, sah ihren Sohn auf der Straße herumschlendernd, und machte ihm über seine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des folgenden Tages Vorwürfe. Betroffen zog sich der Knabe zurück und überreichte nach wenigen Stunden seinem Vater ein deutsches Gedicht, welches seinen Tauferneuerungsbund zum Gegenstand hatte. Der Vater empfing ihn scherzend mit der Frage: „Bist Du närrisch geworden, Fritz?“ [1]) Wir müssen es aber nach früher Bemerktem in Abrede stellen, daß dieses verloren gegangene Gedicht das erste gewesen sey, welches Schiller zu Papier gebracht habe.

Da Friedrich Schiller die lateinische Schule zu Ludwigsburg nun durchlaufen hatte, so stand er, mit ganzer Beistimmung seiner unbemittelten Aeltern, nun im Begriff, in eine grobe,

---

[1]) Petersen erinnerte sich bestimmt, diesen letzten Umstand von Schiller's Vater vernommen zu haben.

ſchwarze Kutte gehüllt, ſich der mönchiſchen Zucht in einer der vier Kloſterſchulen des Landes zu unterwerfen, um die neunjährige Laufbahn eines württembergiſchen Seminariſten zu durchlaufen. Wie hätte ſich ſein angeregter Dichtergeiſt innerhalb dieſer dumpfen Mauern entwickeln können, wo alle deutſche Literatur in die Acht erklärt war, und Sprachwiſſerei und die Glaubenslehre des ächten Lutherthums beinahe ausſchließlich gelehrt wurden? Doch die Vorſehung hatte es anders über ihn verhängt.

Der Herzog Carl, welcher im reifern Alter durch edlere Zwecke und höheres Streben die Selbſtbefriedigung zu erlangen ſuchte, welche ſeiner ungeſättigten Leidenſchaft bisher Sinnenluſt, ausländiſche Kunſtgenüſſe, Glanz und Luxus nicht hatten gewähren können, war, unter anderen löblichen Unternehmungen, auch auf die Idee gekommen, auf ſeiner Solitude ein weitläufiges Lehr- und Erziehungsinſtitut zu errichten. Der Herzog hatte nämlich ſeine bisher wandelbare Liebe für das ſchöne Geſchlecht im Jahr 1772 einer einzigen Frau zugewendet, der geſchiedenen Baroneſſe Franziſca von Leutrum, die er ſchnell zur Reichsgräfin von Hohenheim, und ſpäter, nachdem Schiller ſein Geburtsland bereits verlaſſen hatte, zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin erhob. Die anmuthige, gütige Franziſca, welche Wiſſenſchaft und Kunſt liebte, feſſelte nicht allein die Sinnlichkeit des Herzogs, ſondern erweckte auch edlere Triebe und Beſtrebungen in ſeiner Seele, ſo daß ſich von ihr hauptſächlich die Umwandlung des in ſeiner erſten

Regierungsperiode verhaßten, dagegen in ſeiner zweiten, trotz ſeines autokratiſchen Regiments, gefeierten, und auch jetzt noch nicht vergeſſenen Herzogs Carl herſchreibt. So beſtärkte ſie ihn auch in dem Gedanken jenes Inſtituts, und als daſſelbe ins Leben getreten war, begünſtigte ſie es fortwährend. Urſprünglich war auf der Solitude nur ein militairiſches Waiſenhaus für vierzehn Soldatenkinder, aber ſchon im zweiten Jahre, 1771, wurde die Anſtalt erweitert, und erhielt den Namen militairiſche Pflanzſchule, weil alles nach militairiſcher Regel eingerichtet wurde, und die Zöglinge meiſtens Söhne von Officieren oder von gemeinen Soldaten waren, mit Ausnahme einiger Söhne von „rechtſchaffenen Bürgern.“ Die Anſtalt umfaßte bald gegen dreihundert Knaben und Jünglinge von zehn bis ſechszehn Jahren, auch aus dem Auslande. Die Emporbringung und Organiſation dieſer Schule ward ſchnell ein Lieblingsgeſchäft des Herzogs, und wie ſein Eigenwille ſich auf das Speciellſte erſtreckte und alles ſelbſt regulirn wollte, ſo gab er jetzt Schulvorſtehern auf, ihm geeignete Zöglinge für ſeine Pflanzſchule namhaft zu machen. Da wurde ihm durch den Lehrer Jahn auch der Sohn des Hauptmanns Schiller empfohlen, und ſogleich machte der Herzog dieſem das Anerbieten, den jungen Friedrich in der Pflanzſchule koſtenfrei unterrichten und erziehen zu laſſen. Dieſer Antrag verurſachte in der Familie große Beſtürzung, weil er den langgehegten Plan, daß Schiller ſich dem geiſtlichen Stande widmen ſollte, vereitelte, zu

welchem man auf der Pflanzschule sich nicht vorbereiten konnte. Der Vater machte eine freimüthige Gegenvorstellung an den Landesherrn. Dieser aber wiederholte sein Begehren noch zweimal, und da er gewohnt war, jeden seiner Wünsche als Befehl befolgt zu sehen, so durfte die Gnade nicht länger abgelehnt werden. Es war auch Vieles, was die Aeltern, besonders den Vater, beruhigen, und mit dem Willen des Herzogs versöhnen konnte. Schiller selbst aber fühlte sich mit Schmerz gewaltsam aus seiner Neigung gerissen, und eine Stimme erhob sich in seinem Innern gegen den eigenmächtigen Eingriff des Gebieters in seinen Lebensplan.

Im vierzehnten Lebensjahre, am 17. Januar 1773, trat Schiller in die militairische Pflanzschule an dem Wohnorte seiner Aeltern, auf der Solitude, mit dem Vorsatz, Jurisprudenz zu studiren, denn die Wahl des Berufsstudiums war ihm vom Herzog freigestellt worden. Doch im ersten Jahre setzte er die Beschäftigung mit den alten Sprachen fort, lernte Französisch, und wurde in den Lehren des Christenthums, in Geographie, Geschichte und den Anfangsgründen der Mathematik unterrichtet.

Diese Bildungsanstalt erhielt erst allmälig mit ihrer größern Ausdehnung eine festere Organisation. Die Zöglinge waren in adlige und bürgerliche getheilt, jene Classe hieß Cavaliere, diese Eleven. Als ihre Gesammtzahl dreihundert zählte, war jede Classe in drei Abtheilungen rangirt, von denen jede ihren besondern Schlafsaal hatte

jede Abtheilung aber unter einen Hauptmann mit zwei Unterofficieren, jede Classe unter einen Major, und das Ganze damals unter den Obersten von Seeger gestellt. Anfänglich standen den Abtheilungen als Oberaufseher Sergeanten vor, die ein solches Commando führten, daß man in ihrer Nähe nicht zu athmen wagte. Harte Strafen züchtigten Nachlässige und Widerspenstige, und einmal wollten Zöglinge beim Befehl körperlicher Züchtigung das Schreckenswort vernommen haben: „Bis Blut kommt!“ Die Eleven waren meistens zu Malern, Bildhauern, Architekten, Stuccatoren, Gärtnern, ja sogar zu Schneidern und Schuhmachern, die Cavaliere hingegen vorläufig für den Militairdienst bestimmt. Bald aber wurden mit Ausnahme der Theologie, für welche die älteren mönchischen Klosterschulen und das Stift zu Tübingen in seltsamem Contrast mit diesem prunkenden Erziehungshaus der modernen Cultur fortbestanden, alle Wissenschaften in das Institut aufgenommen, zuletzt noch die Medicin. Jetzt stellte man allmälig fünfzig Professoren und Lehrer an, und theilte die Zöglinge nach den Lehrgegenständen in vierundzwanzig Divisionen. Dieß geschah schon im Jahr 1774, wo die Anstalt auch den Namen „Militairakademie“ erhielt.

Die strengste militairische Form herrschte in diesem künstlich zusammengesetzten Staate. Das Commando führte die Schüler in den Speisesaal, in das Schlafgemach, in die Lehrzimmer, zum Gebet. Ein gleichmäßiges Tempo regelte

jede Bewegung. Den Ehrgeiz der Zöglinge suchte man durch Preismedaillen und einen Orden zu erwecken. Ueber den Anzug hat uns Scharffenstein aus dem Elsaß, ein Eleve der Militairschule, nachher Generallieutenant in württembergischen Diensten, folgende Zeichnung gegeben: „Die Officierssöhne hatten gewöhnlich hellblaue, commißtuchene Westen mit Aermeln; der Kragen- und Aermelaufschlag war von schwarzem Plüsch, die Beinkleider von weißem Tuche, der Kopfputz, ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder. Alles trug sehr lange falsche Zöpfe, nach einem bestimmten Maße. Der Paradeanzug hatte mehrere Gradationen, und zum größten Putze trug Alles Uniformen. Es gab z. B. eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug statt fand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da sah unser Schiller komisch aus. Er war für sein Alter lang, hatte Beine, beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Caliber, sehr langhalsig, blaß, mit kleinen, rothumgränzten Augen. Er war einer der unreinlichsten Burschen der Anstalt. Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopfe. Ich könnt' ihn noch malen!" — Wegen dieser Unreinlichkeit mußte sich der Eleve Schiller auch von dem Oberaufseher, dem Sergeanten Nies, der die Zucht mit fürchterlicher Strenge handhabte, einen „Schweinpelz" schelten lassen.

Bei einer solchen Dressur des Körpers wie des Geistes konnte es am allerwenigsten unserm jungen Freunde wohl

werden. Nach einem halben Jahre, am 12. Juli 1773, hören wir ihn in einem Briefe an seinen Freund, den jungen Moser in Ludwigsburg, klagen: „Dein Friedrich ist nie sich selbst überlassen; den einmal festgesetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu schreiben (setzt er sich entschuldigend hinzu) steht nicht in unserm Schulreglement. Säheſt Du mich, wie ich neben mir Kirsch's Lexikon liegen habe und vor mir das Dir bestimmte Blatt beschreibe, Du würdeſt auf den ersten Blick den ängstlichen Briefsteller entdecken, der für dieses geliebte Blatt einen nie gesehenen Schlupfwinkel in einem geistesarmen Wörterbuche sucht.“

In Betreff der wissenschaftlichen Fortschritte Schiller's bis zu der Zeit, wo er das Rechtsstudium anfing, weichen die Urtheile zweier Schulgenossen von einander ab. Der bewährte, streng urtheilende Petersen sagt, Schiller habe außer dem Lateinischen, worin er aber Meister gewesen sey, in allen übrigen schon in Ludwigsburg begonnenen Disciplinen beinahe nichts gelernt. Der andere Schulfreund, von Hoven, den er schon von Ludwigsburg her kannte, erzählt uns: er habe in den gelehrten Sprachen bedeutende Fortschritte gemacht, habe die französische Sprache bald bis zum geläufigen Verständniß ihrer Schriftsteller kennen lernen, und sey auch in den sogenannten Vorbereitungswissenschaften nicht zurückgeblieben. Diese letztere Angabe wird auch durch die Nachricht bestätigt, daß, wie in den Listen noch zu finden ist, „Johann Christoph Friedrich Schiller

von Marbach", am 14. December 1773, in Gegenwart des Herzogs, welcher Alles selbst beaufsichtigend den Schulfeierlichkeiten, und häufig auch den Lehrstunden beizuwohnen pflegte, den ersten Preis im Griechischen erhielt. „Um jedoch seine Stärke in dieser herrlichen Sprache nicht zu überschätzen", fügt Petersen bei, „muß man wissen, daß er eigentlich nur weniger schwach darin war, als seine Mitbewerber, und daß die ganze Aufgabe bloß in Erklärung äsopischer Fabeln bestand. Ueber Hippokrates' Aphorismen brachte Schiller es auch späterhin nicht hinaus, und den Plutarch las er nicht in der Ursprache." Aber in der Rechtswissenschaft, die er sich seit dem Jahr 1774 (also im fünfzehnten Lebensjahre!) zum Studium machen sollte, wollte es ihm nicht gelingen. Hier blieb er offenbar hinter seinen Mitschülern zurück. Seine Lehrer hielten ihn sogar für talentlos. Nur der scharfe Blick des Herzogs durchschaute seine Anlagen, und nahm seinen Zögling gegen die Lehrer in Schutz: „Laßt mir diesen nur gewähren", sprach er, „aus dem wird etwas."

Schiller's Fortschritte konnten nicht alle Anforderungen erfüllen, denn sein Sinn war ausschließlich auf das Studium poetischer Werke gerichtet. Er hatte Klopstock's Werke kennen lernen, die gleichsam seine ganze Seele verschlang. In Klopstock's Oden und der Messiade fand er die willkommenste Nahrung für sein liebendes Herz, seinen frommen Sinn, sein poetisches Talent. Seine Beschäftigung mit Klopstock war kein flüchtiges, gleichsam naschendes Genießen, sondern

ein ernſtes, tagtäglich fortgeſetztes Aufmerken, Empfinden, Beobachten, Vergleichen, Forſchen, Aneignen. Alles Große und Erhabene, Zarte und Weiche, Innige und Geiſtige der Klopſtock'ſchen Gedanken, Gefühle, Anſchauungen, Bilder ſaugte er voll und warm in ſeine Seele ein. Die mächtig erweckten religiöſen Gefühle regten ſogar das Verlangen wieder an, ſich dem geiſtlichen Stande widmen zu dürfen. Nicht ſelten wandelten ihn heilige Schauer und gottesdienſtliches Entzücken an; er ergoß ſich oft in Gebete, und hielt auch in Geſellſchaft Anderer Andachtsübungen, aber nie, ſetzt Peterſen hinzu, geſellte er ſich zu den ſchwärmeriſchen Betbrüdern und verſchrobenen Kopfhängern, die unter dem Namen Pietiſten ebenfalls in der Militairſchule einige Jahre hindurch ihr Weſen trieben. In dieſem religiös-äſthetiſchen Drange griff er zur Bibel in der Luther'ſchen Kernſprache, und ſuchte, und fand hier den Stoff zu einem Epos. Er verſuchte ſchon im Jahr 1773 freilich mehr mit angeſtrengtem Nachſtreben und mühevollem Nachbilden, als mit eigenem Reichthum und ſelbſtſchaffender Kraft, den iſraelitiſchen Geſetzgeber, Moſes, epiſch zu verherrlichen, wie ſein Vorgänger den Welterlöſer beſungen hatte. Außer Klopſtock las er nur noch Virgil's Aeneide, und die Lieder und Hochgeſänge des alten Teſtaments in Luther's Ueberſetzung.

Welchen neuen Reiz erhielt die Lectüre deutſcher Dichter durch das Verbot des Inſtituts, ſie zu leſen! „Daß Du", ſchrieb er an ſeinen Freund Moſer, „eher zum Zwecke kommen würdeſt, das ahnete ich jetzt erſt, da ich durch die

Erfahrung einsehen lernte, daß Dir, einem freien Menschen, ein freies Feld der Wissenschaften geöffnet war. Dem Himmel sey es gedankt, daß in unseren Criminalgesetzbüchern, neben der Strafe des Felddiebstahls, nicht auch eine Pön auf die Diebstähle in entlegenen wissenschaftlichen Feldern gesetzt ist; denn sonst würde ich Armer, der ganz heterogene Wissenschaften treibt, und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht naſcht, längst mit Pranger und Halseisen belohnt worden seyn."

Zu Ende des Jahres 1773 oder zu Anfang des folgenden lernte er, durch einen Freund, Gerstenberg's Ugolino kennen, welches Trauerspiel durch seine rührenden, erhabenen und tief erschütternden Scenen einen fortwirkenden, entscheidenden Eindruck auf sein ideal gestimmtes Gemüth machte; und noch im reifen Mannesalter, wie man aus einem Briefe an Goethe sieht, hielt er dieses Stück in Ehren. Zu seinen Lieblingen gehörten ferner Lessing's Schauspiele, des vielversprechenden Malers Friedrich Müller Gedichte, und seit 1776 Leisewitz's Julius von Tarent. Lessing und Leisewitz halfen seine ganze Darstellungsweise bestimmen. Besonders aber bezauberte ihn Goethe's Götz von Berlichingen, dessen Werther er schon früher verschlungen hatte.

Schiller bekam durch diese Dramen allmälig eine andere Richtung. Sein Geist wurde dem Lyrischen, dem Epischen und Klopstock's religiöser Dichtung mehr und mehr entzogen, und gleichsam unwillkürlich in die tragische

Laufbahn hinübergehoben. Die Tragödie stellt den Menschen im Kampfe mit seiner äußern Lage, dem Schicksal dar, und Schiller fand sich, je länger je mehr, in einem solchen Widerstreit begriffen. Er lebte sich in den Tragiker hinein. Der harte Druck erweckte allmälig neben den sanften, frommen Gefühlen der Humanität, in der erstarkenden Seele die heroischen Stimmungen der Freiheit und Geistesselbstständigkeit.

Sein Lehrer Abel gibt in höchst wichtigen, bisher unbenutzten handschriftlichen Nachrichten über Schiller [1]) als Grund, warum dieser von Schüchternheit schnell zum Selbstgefühl überging, auch den guten Erfolg in seinen Studien an. „Daher," sagt er, „entstand bald Gefühl seiner überwiegenden Kraft, Vertrauen zu sich selbst und Muth, welches Alles überdieß durch den Beifall seiner Vorgesetzten und Lehrer, durch die Achtung seiner Mitschüler sehr erhöht wurde. Der vorhin so schüchterne Jüngling fing nun an, eine Rolle neben seinen Cameraden zu spielen, und selbst mit den Vorgesetzten und Lehrern ging er auf viel freierm Fuße um. Auch sein Aeußeres kündigte die große Veränderung an." So kam es denn, daß er im Verlauf des achtjährigen Aufenthalts in dieser Anstalt gleichsam ein anderer Mensch wurde. Ehemals einsam, verschlossen, eingeschüchtert; jetzt im Gefühle der treibenden Kraft muthwillig, neckend, foppend und zwar

[1]) Ich werde sie im Morgenblatt vollständig abdrucken lassen.

oft sehr derb und stechend. Einem seiner Mitzöglinge, einem ausgezeichneten Esser, der ihn um ein Andenken in das Stammbuch bat, schrieb er die Worte hinein: „Wenn Du gegessen und getrunken hast, und NB. satt bist, so sollst Du den Herrn, Deinen Gott, loben.“

Schiller's erste poetische Producte waren daher nicht weicher, sentimentaler Art, sondern verkündeten ein bereits mit den Conventionen der Gesellschaft in Fehde begriffenes Gemüth. Kraftäußerungen begeisterten ihn vorzüglich. Als Scharffenstein einem Oberaufseher mit Festigkeit entgegentrat, besang er dieses Aufsehen machende Benehmen in einer Ode, die er für sein Meisterstück hielt. Dieser Vorfall veranlaßte den innigen Anschluß beider Freunde und den völligen Austausch ihres Innern. Zu ihnen gesellten sich als Gleichgesinnte der mehrerwähnte Petersen, von Bergzabern in der Rheinpfalz, später Bibliothekar in Stuttgart, und von Hoven der Aeltere, zuletzt Medicinalrath in bayerischen Diensten, und Andere. Sie stifteten einen Bund, dessen Stamm, sittlich und dessen Blumenkrone poetisch war. Wir werden ihm später wieder begegnen.

Schon vor Stiftung dieses Bundes, aber in demselben Jahre, 1774, gerieth der Herzog Carl auf den, vermuthlich von den Jesuiten erborgten Gedanken, jeden der älteren Zöglinge von sich, und von allen Genossen derselben Abtheilung, eine Schilderung für den Herzog zu Papier bringen zu lassen. Es war vermuthlich auf's Controliren abgesehen. Gewisse Gesichtspunkte, z. B. Christenthum,

Gesinnung gegen den Herzog, Betragen gegen Lehrer und sonstige Vorgesetzte, Reinlichkeit, waren für die Beurtheilungen festgesetzt. Urtheile der Mitschüler über Schiller, und auch dessen eigener vollständiger Bericht an den Herzog haben sich erhalten, und ich habe letztern in meiner Nachlese zu Schiller's Werken aus dem Manuscript mitgetheilt. [1]) Er ist ein unschätzbares Document der ringenden, noch unbehülflichen Sprache, der hervorblitzenden Gedankentiefe, der feinen Beobachtungsgabe, der redlichen, wohlwollenden, aufrichtigen und freimüthigen Sinnesart des talentvollen fünfzehnjährigen Jünglings. Das einförmige Thema ist trefflich im Ausdruck variirt, und gleichsam künstlerisch behandelt. Von einem Mitschüler heißt es, er habe sich durch eine kriechende Demuth verächtlich gemacht, die eben so zu fliehen sey, als Hochmuth; von einem andern wird gesagt, er verderbe sich durch Auswendiglernen. Sich selbst spricht er nicht frei von Eigensinn, Hitze und Ungeduld, doch beruft er sich auf seine Aufrichtigkeit, Treue und sein gutes Herz. Daß er „die schönen Gaben, die er besitze," bisher nicht nach Pflicht angewendet habe, entschuldigt er durch die Leiden seines Körpers. Mit Munterkeit habe er die Wissenschaft der Rechte angenommen, und werde sich glücklich schätzen, durch dieselbe seinem Vaterlande dereinst dienen zu können, aber weit glücklicher würde er sich halten, wenn er solches als Gottesgelehrter ausführen könnte.

---

1) B. 4, S. 4 ff.

So kehrte Schiller'n der Schmerz, der Laufbahn eines Geistlichen entrissen worden zu seyn, immer zurück. Noch in späteren Jahren äußerte er gegen seinen Jugendfreund Conz: vor einer versammelten Gemeinde über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens und der Menschheit zu reden, stelle er sich als etwas Großes, Erhabenes vor. „Seine Neigungen waren warm und ewig." Die Vorliebe für die Theologie mochte in der Militairschule durch den wachsenden Widerwillen gegen die Jurisprudenz noch mehr gesteigert werden. Doch sollte er der letztern Berufswissenschaft damals los werden. Am Ende des Jahres 1775 wurde nämlich das Institut, welches später den Namen Carlsakademie (oder Carlsschule) erhielt, und von dem Kaiser Joseph sogar zu einer Universität erhoben wurde, in den großen, schönen Kasernenbau hinter dem Schloß in Stuttgart verlegt, welcher noch jetzt den Namen Carlsakademie führt. Das Institut, welches jetzt erst seine volle Ausbildung erhielt, ward unter Anderm auch dadurch erweitert, daß die Medicin unter die Lehrfächer aufgenommen wurde. Schiller bestimmte sich, entweder freiwillig in Folge eines Aufrufs an die Zöglinge: sich zu erklären, wer Lust zur Heilkunde hätte, oder, nach einer weniger glaublichen Nachricht, auf Befehl des Herzogs für das Studium der Medicin. [1]) Nach Scharffenstein war es nicht Neigung,

[1]) Petersen sagt, die Erzählung Reinwald's im Neuen literar. Anzeiger 1807, Nr. 26: daß Schiller einen Schrecken bekommen

was ihn zu diesem Schritt bestimmte, sondern es war ein „Raptus," oder weil er die Arzneikunde für liberaler und freier hielt. Einige Vertraute redeten ihm zu, und er hatte auch die Meinung, daß Seelenlehre, Menschenkunde und Naturforschung, auf die er sich jetzt legen müsse, ihm bei seinen poetischen Beschäftigungen von bedeutendem Nutzen seyn würden.

Drittes Capitel.

Aufenthalt in der Carlsakademie in Stuttgart.

Der Professor Abel, in der oben erwähnten handschriftlichen Mittheilung über Schiller, bemerkt, daß die ganze Lehrlaufbahn in der Carlsakademie in drei Cursus eingetheilt gewesen sey, einen philologischen, einen philosophischen und einen Berufscursus. Mit philosophischen Wissenschaften hatte sich Schiller auf der Solitude nur oberflächlich beschäftigen können, weil er schon vom zweiten Jahre an Jurisprudenz trieb, und im ersten noch Schuldisciplinen fortsetzte. Deßwegen machte er nun erst im ersten Jahre seines Aufenthalts in Stuttgart, 1776, vor seinem Studium

---

habe, als er hörte, er müsse Medicin studiren, sey ganz irrig. Er sey besonders auf von Hoven's Rath zur Arzneikunst übergegangen.

der Medicin, den philosophischen Cursus durch. Letzteres begann er erst 1777, und setzte es bis zu seinem Austritt aus der Carlsschule am Ende 1780, also vier Jahre, fort [1]).

Schiller hörte bei dem Professor Schwab (dem bekannten Gegner Kant's und Reinhold's, und Verfasser mehrerer Preisschriften, dem Vater des wackern Dichters und Literarhistorikers G. Schwab) Logik, Metaphysik und Geschichte der Philosophie; bei dem Professor Abel („nachmaligem Prälaten von Abel, einem edlen, liebreichen Manne, dessen Andenken im Herzen vieler Schüler lebt, die binnen fünfundsechzig Jahren in Stuttgart, Tübingen und im Kloster Schönthal zu seinen Füßen saßen") Psychologie, Aesthetik, Geschichte der Menschheit und Moral.

Ein neuer Geist bemächtigte sich Schiller's, seit er Philosophie trieb. „Alle diese Wissenschaften," erzählt sein letztgenannter geliebter Lehrer, „interessirten ihn, denn er

---

1) So vermuthe ich. Am 18. November 1775 bezog die Militairakademie das Erziehungshaus in Stuttgart; nach dem 14. December desselben Jahres bestimmte er sich (nach Petersen) für die Medicin, aber er fing sie wohl erst im December 1776 wirklich zu studiren an, und diesem Fachstudium ging der im Text angegebene philosophische Vorbereitungscursus unmittelbar vorher. Diesen konnte er vor seinem Studium der Rechte, also vor dem Jahr 1774, weil er damals noch ein Knabe und mit Schulwissenschaften beschäftigt war, unmöglich durchnehmen. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Schiller fünf Jahre lang Medicin studirt habe! Vier Jahre sind dazu eine hinreichend lange Zeit.

hörte nicht nur mit Aufmerksamkeit zu, und las nicht nur die besten Schriften in allen diesen Fächern, die er erhalten konnte, sondern er unterredete sich auch über dieselben, so oft er nur konnte. Es geschah häufig, daß einzelne Zöglinge der Akademie ihren Lehrer an dem Akademiethore, bis wohin ihnen zu gehen gestattet war, erwarteten, ihn dann in den Saal, in dem er die Vorlesung hielt, begleiteten, und eben so nach vollendeter Vorlesung wieder mit ihm bis an jene Stelle gingen. Während dieser Zeit wurde dann bald über die Gegenstände der Vorlesungen, bald über andere, besonders politische Gegenstände oder auch über Privatangelegenheiten Einzelner, über welche sie ihren Lehrer als Freund zu Rathe zogen, gesprochen. Manchmal wurde ein, vor Anfang der Vorlesungen angefangener Discurs, besonders wenn er einen wissenschaftlichen oder politischen Gegenstand hatte, auch noch im Vorlesungssaal fortgesetzt und daher die Vorlesung öfters, nicht zum Nachtheil der Zöglinge, später angefangen. Solche Gelegenheiten benutzte Schiller emsig, besonders unterhielt er sich mit großer Theilnahme über Menschenkenntniß, ein Studium, das er auch nachher, als er schon in den dritten Cursus, in dem das Berufsfach gelehrt wurde, folglich zur Medicin übergangen war, eifrig fortsetzte. Vorzüglich bemühte er sich, die psychologischen und medicinischen Kenntnisse zu Einem Zweck zu verbinden, so wie die eine Art durch die andere zu erweitern und zu erhöhen. Sogar hörte er nach Vollendung des medicinischen Studiums die psychologischen Vorlesungen zum zweiten Male.

Auch hatte seine erste Disputation einen psychologischen Gegenstand. Noch erfreulicher für jeden, den Schiller interessirte, war die Bemerkung, daß die Moral vorzügliche Wichtigkeit für ihn hatte. Ferguson's Moralphilosophie war es, die ihn am meisten anzog. Ich kenne einen Mann von ausgezeichnetem Charakter, einst Mitschüler und durch das ganze Leben innigen Freund Schiller's, der überzeugt ist, daß er die Bildung seines Charakters vorzüglich dem häufigen Lesen Ferguson's schuldig sey. Des trefflichen Garve Erläuterungen Ferguson's wußte er beinahe auswendig, und auch die anderen Schriftsteller, die er vermuthlich besonders durch Abel erhielt, Mendelssohn, Sulzer, Lessing brachten den Feuerkopf allmälig zur Klarheit und Besonnenheit.

Durch diese Unterweisung und Lectüre wurde sein Denkvermögen auf philosophische Interessen gezogen, die auch von allen wissenschaftlichen den poetischen und sittlich-religiösen, von denen er durchdrungen war, am meisten verwandt sind, und sein philosophisches Talent mußte viel früher reifen, als in der Abgeschlossenheit und in dem Widerstreben gegen äußern Druck selbst seine dichterischen Anlagen. Seine ersten wissenschaftlichen Aufsätze sind weit vollendeter, als seine ersten Gedichte. So kam es denn, daß diese frühe gewonnene wissenschaftliche Ausbildung, welche schon *vor* der Reife des Dichtergeistes selbstständig geworden war, sich diesem letztern bei Schiller zeitlebens nicht als dienendes Mittel unterordnete, und daß Poesie

und Philosophie bei ihm in einem gewissen sich nur allmälig ausgleichenden Conflicte standen, welcher sowohl sein Dichten als auch sein Denken durchaus eigenthümlich färbte und gestaltete. Ihr wünscht den großen Dichter in Schiller kennen zu lernen? Wohlan, er ist nur in seinem Wechselbunde mit dem großen Denker zu erfassen.

Doch konnte die Wissenschaft Schiller'n der Poesie nicht mehr entziehen. Sie, welche sein innerster Beruf war, und zugleich durch religiös-humane Stimmungen des Herzens, wie durch den heroischen Drang der Seele, genährt wurde, war in seinem Seelenleben durch Lectüre und eigene Versuche bereits eine unbesiegbare Macht geworden. Sie wuchs aber zu einem Alles überfluthenden Strom an, als Schiller, (wohl Ende 1775 oder im Anfang des folgenden Jahres) Shakspeare kennen lernte.

Diese Bekanntschaft kann uns nur ihr eigener Urheber, Abel, erzählen. „Noch erinnere ich mich mit Vergnügen einer Scene", sagt derselbe, „deren auch schon im Morgenblatte und in einer kurzen Lebensgeschichte Schiller's Erwähnung geschehen ist. Ich war gewohnt, bei Erklärung psychologischer Begriffe Stellen aus Dichtern vorzulesen, um das Vorgetragene anschaulicher und interessanter zu machen. Dieses that ich insbesondere auch, als ich den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft, oder einer Leidenschaft mit einer andern erklärte, welchen anschaulicher zu machen ich einige der schönsten hierher passenden Stellen aus Shakspeare's Othello, nach der Wieland'schen Uebersetzung,

vorlas. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war; er richtete sich auf, und horchte wie bezaubert. Kaum war die Vorlesung vollendet, so begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studirte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer. Goethe schildert in Meister's Lehrjahren den Einfluß, den das Lesen Shakspeare's auf Meister's Bildung äußerte. Gewiß war der Einfluß dieses unbegreiflichen Genies noch größer auf einen Jüngling, der mit dem Geiste des Engländers ungleich mehr Verwandtschaft hatte. Shakspeare verdrängte schnell auf eine geraume Zeit hin alle anderen Dichter aus Schiller's Geiste. Das Studium desselben war lange seine alleinige Beschäftigung, Erreichung dieses Vorbildes ganze Jahre hindurch sein einziges Sinnen und Trachten. Sein Freund von Hoven schenkte ihm in späteren Jahren (als sich Schiller 1793 in Ludwigsburg aufhielt) die Wieland'sche Uebersetzung,[1]) und er sagte dankend, er könnte sein Lieblingsgericht abtreten, um in den Besitz dieser köstlichen Bände zu kommen. Er fühlte sich zwar, wie er später sagt, bei dieser ersten Bekanntschaft empört durch Shakspeare's Kälte und Unempfindlichkeit, die ihm erlaube, im höchsten Pathos zu scherzen. Doch dieser ungeheure Abstand von der eigenen sittlich sentimentalen Gemüthsstimmung riß

[1]) So erzählt Petersen in seinem Nachlaß, und beruft sich auf einen Brief von Hoven's.

ihn nur um so mächtiger hin, und nach jahrelangem Studium hatte er auch das Individuum des englischen Dichters liebgewonnen, und war fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen.

Die poetische Verbrüderung, von welcher oben geredet wurde, wollte nicht nur genießen, sondern auch selbst produciren. Jeder wählte sich einen Stoff von einer andern Gattung, Schiller natürlich eine Tragödie. Er war Anfangs um einen tauglichen dramatischen Stoff so verlegen, daß er, um mit seinen eigenen Worten zu reden, um einen solchen seinen letzten Rock und sein letztes Hemd mit Freuden würde hingegeben haben. Da las er in der Zeitung von der Selbstentleibung eines Studirenden, und es wurde nun der Student von Nassau begonnen, aber nicht ausgeführt. Bald gerieth er auf eine andere Geschichte, auf Kosmus von Medici, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit Julius von Tarent, von Leisewitz, hatte, und woran er lange mit angestrengtesten Kräften arbeitete. Später verwarf und vernichtete er das Ganze, und nur einzelne Züge, Gedanken und Situationen nahm er in die Räuber auf.

Gleichzeitig sprach sich sein poetischer Trieb in lyrischen Versuchen aus, von denen Petersen sagt, sie seyen beinahe noch unvollkommener, als seine dramatischen. In dem Gedicht: Schilderung des menschlichen Lebens,[1])

---

1) Meine Nachlese zu Sch., Bd. 3, S. 351 f. Petersen weiß von

dem zweiten, welches sich erhalten hat, blickt schon die trübe Lebensansicht eines zerrissenen Gemüthes durch. Die zweite Strophe heißt:

„Schlüpfen wir kaum erst aus unsrer Tonne
In dies große, weite Narrenhaus:
Grüßen wir schon mit Geheul die Sonne,
Alles Elend fühlen wir voraus."

Ein folgendes Gedicht, der Abend,[1]) erschien im Sommer 1776 im schwäbischen Magazin, dessen Herausgeber, Balthasar Haug, Professor an der Carlsschule, es mit den Worten begleitete, der Verfasser, ein sechzehnjähriger Jüngling, scheine schon gute Muster gelesen zu haben, und mit der Zeit os magna sonaturum zu bekommen — ein erstes öffentliches Lob, welches auf den jungen Schiller einen weit stärkern Eindruck machte, als man hätte erwarten sollen, da es aus dem Munde eines höchst unbefugten Kunstrichters kam. Der Abend enthält viele Erinnerungen aus Uz, Klopstock und den Psalmen. Folgende Zeilen aber zeigen, worauf damals Schiller's ganzes Sehnen und Streben ging. Er spricht vom Gefühl für die Reize der Natur, und bricht dann in die Worte aus:

„Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!"

---

diesem Gedichte nichts. Seine Aechtheit scheint noch unerwiesen.

[1]) Ebendaselbst, B. 1, S. 8 f.

Auch der nächste Versuch vom folgenden Jahre, der Eroberer,[1]) zeigt, daß damals Schiller, wie er selbst sagte, noch ein Sklave Klopstock's war. Es ist ein rohes Verwünschungslied voll Feuer, aber auch voll Schwulst, dessen Sujet entlehnt und verkünstelt ist. Was ging ihn in seinem Gefängniß — der Eroberer an? Dagegen sind zwei Hofgedichte, Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste der Reichsgräfin von Hohenheim, die ich zuerst in meiner Nachlese bekannt machte,[2]) wie es sich erwarten läßt, von besserer Form, aber von schwächerm Inhalt. „Der ungestüme Vulkan, der rohe, unförmliche Schlacken auswarf", um mit Scharffenstein zu reden, verstand es doch also zugleich, in eleganter, zarter Weise Empfindungen auszusprechen. Uebrigens spielt die Freundin des Herzogs, die liebreiche Franzisca, in der Jugendgeschichte des Dichters eine große Rolle.

Petersen sagt bei Anführung obiger Erstlingsversuche: Schiller's Dichtkunst sey nur dadurch zur Dichtungskraft geworden, daß er sein ganzes Nachsinnen in den Kern seiner Fähigkeiten auf die Poesie unverrückt gerichtet habe. Die Meisterwerke, die ein glücklicher Zufall ihm in die Hände gab, habe er vielleicht zwölf-, ja zwanzigmal gelesen. Man solle nicht wähnen, daß Schiller's frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft oder gleichsam Einlispelungen

[1]) Ebendas. S. 12.
[2]) Ebendas. S. 17.

einer Kunſtgöttin geweſen ſeyen. Keineswegs! Erſt nach Anlegung eines Schatzes von erhaltenen Eindrücken, erworbenen Vorſtellungen, gemachten Beobachtungen; nach vielen angeſtellten Bilderjagden und den mannigfaltigſten Befruchtungen ſeiner Phantaſie und ſeines Geiſtes; nach vielen mißlungenen und vernichteten Verſuchen, nach Anſtrengungen, die nicht ſelten einem wahren Preſſen und Herauspumpen glichen, habe er ſich im Jahre 1777 mit vielverkündender Kraft ſo weit erhoben, daß ſcharfſichtige Prüfer aus einzelnen kleinen Aeußerungen den künftigen großen Dichter prophezeien konnten. — Das Dichten war ihm auch ſpäter nicht ein leichtes Spiel, ſondern eine anſtrengende Arbeit. Er hatte ja aus der Tiefe einen ſchweren Gehalt zu Tage zu fördern, und dichtete im Kampfe mit mißgünſtigen äußeren Verhältniſſen, mit ſeiner Kränklichkeit, mit einer der Poeſie feindlichen Geiſteskraft, der Reflexion. Nach der Schilderung Abel's war die Organiſation der Carlsſchule der wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Bildung der Zöglinge bei weitem ſo ungünſtig nicht, als man es bisher gewöhnlich gemeint hat. Wie hätten auch ſonſt große Künſtler, Gelehrte, Krieger, Geſchäftsmänner, ja einige der erſten Köpfe Europa's — außer Schiller, Cuvier und Kielmeyer aus ihr hervorgehen können? Unter den Augen des begeiſterten Fürſten, welcher Alles ſelbſt beaufſichtigte, dem Unterrichte tagtäglich beiwohnte, ſich mit den Zöglingen häufig unterhielt, bei Feſtlichkeiten ihnen Gelegenheit gab, ihr Talent zu zeigen — mußte wohl

etwas geleistet werden. Wie die Schüler ihren Lehrern bis an das Akademiethor entgegen gingen (heute klingt uns das wie ein Wunder!), haben wir schon oben von Abel gehört, und wir vernehmen gern sein ferneres Zeugniß über die Bildungsanstalt Schiller's, die wir bisher nur von der Schattenseite kannten.

„Offenbar wirkte auf Schiller's Charakter das Studium der Wissenschaften, so wie das Lesen besserer Schriften sehr wohlthätig. Außerdem war der Einfluß seiner Mitschüler und Vorgesetzten, besonders einiger Lehrer bedeutend. Schon die Entfernung von anderen Menschen und öfters auch der Druck der militairischen Disciplin bewirkte, daß sich die Herzen der Zöglinge mehr an einander anschlossen. Alsdann war es eine sehr gute Idee des Herzogs Carl, daß er das Lehramt von der Aufsicht trennte. Dieses hatte die Folge, daß die Zöglinge selten in den Fall kamen, die Lehrer gegen sich aufzubringen. Vielmehr wurde ihre Zuneigung zu den Lehrern um so größer, je mehr sie von ihren militairischen Vorgesetzten gedrückt zu werden glaubten. Auf der Solitude, wo die Zöglinge, außer ihren Vorgesetzten und Lehrern, beinahe gar Niemanden sahen, mußte diese Verbindung noch inniger werden. Endlich ward sie auch dadurch befördert, daß der größere Theil der Lehrer mit den ältesten der Zöglinge fast von gleichem Alter war. Aus allen diesen Gründen sah man in der Akademie, was man nicht leicht auf irgend einer Universität findet: Lehrer und Lernende lebten zum Theil in

der innigſten, herzlichſten Freundſchaft, die auch nachher durch das ganze Leben fortdauerte. Der Schüler theilte dem Lehrer ſeine wichtigſten Geheimniſſe mit, und fragte ihn in Gegenſtänden um Rath, die gewöhnlich vor Niemandem mehr, als vor Lehrern und Vorgeſetzten verborgen gehalten werden. Beſonders auffallend war mir eine Folge der oben genannten Verhältniſſe. Statt daß in ähnlichen Inſtituten Jeder von allen Mitſchülern als ein Verräther angeſehen wird, der einen Vorgeſetzten von einem Fehler oder von dem ſtrafbaren Verhalten eines Mitſchülers Nachricht gibt, gaben hier gerade einige der vorzüglichſten Zöglinge ihre ſtrafbar handelnden Cameraden, und zwar mit Wiſſen der letzteren, bei einigen Lehrern an, oder drohten ihnen damit, ohne ſich dadurch nur im geringſten einer Verachtung auszuſetzen. Doch mußten freilich, ſowohl die Zöglinge, die dieſes zu thun ſich erkühnten, als die Lehrer, denen man ſolche Eröffnungen machte, in entſchieden gutem Credit ſtehen, ſo daß man ſicher ſeyn konnte, die Handlungsweiſe Beider habe keinen andern Grund, als den Eifer für das Gute."

„Schon früh entſtand ſogar eine Art geheimer Verbindung zwiſchen einigen wenigen Lehrern und mehreren der beſſeren Zöglinge, die keinen andern Zweck hatte, als die Bildung der Zöglinge, theils durch die auf dieſe Weiſe verſtärkte Einwirkung der Lehrer auf ihre jungen Freunde, theils den wohlthätigen, unter Leitung jener Lehrer ſtehenden Einfluß der Zöglinge unter einander zu befördern.

Da solche Jünglinge in bedeutendem Ansehen bei ihren Mitschülern, besonders den jungen, standen, so bemühten sich die letzteren, mit den ersteren in Verbindung zu treten, und da die Bedingung Fleiß und Bildung des sittlichen Charakters war, so war dadurch den Besseren der Weg eröffnet, auf Andere, besonders die Jüngeren, höchst wohlthätig einzuwirken. Diese Verbindung war bald mehr bald minder ausgebildet und wirksam, aber ganz hat sie, wenigstens so lange ich noch Glied der Akademie war, und als solches Kenntniß davon haben konnte, nicht aufgehört."

„In einer Anstalt, in welcher neben Manchem, was die moralische Bildung beförderte, auch Vieles statt fand, was sie hinderte, waren solche Mittel sehr nöthig, und noch erinnere ich mich Mancher, die durch Hülfe derselben, besonders durch ältere Zöglinge, vom Verderben gerettet oder zu höherer Bildung erhoben wurden. Auch Schiller hatte an allem Diesen Antheil, und lebte mit einigen, obwohl wenigen Lehrern in inniger Freundschaft; er war Vertrauter vieler vortrefflichen Jünglinge, und besonders auch Glied jener engen Verbindung, und durch dieses ward seine Moralität nicht wenig befördert. Er verließ die Akademie als ein junger Mann, der nichts Höheres kennt, als Moralität; nur mangelte ihm allerdings noch jene Stärke, durch die man allein fähig wird, auch die heftigsten Leidenschaften, sobald ihre Befriedigung gegen Pflicht und Klugheit anstößt, zu besiegen."

Diese Schilderung Abel's, des „engelgleichen Mannes", macht das besonders begreiflich, wie Liebe und Freundschaft, und alle anderen Knospen des Gemüthes, die Schiller vom Mutterhause und von Lorch her mitbrachte, in dem rauhen Klima der Carlsschule nicht allein nicht erstarben, sondern reicher emporblühten und tiefere Wurzeln schlugen. Je rauher die Behandlung der Aufseher, desto liebreicher war die der Lehrer, und aus dem langen Zusammenleben der Zöglinge erwuchsen die festesten Freundschaften. Hätte sich in dem veränderlichen, lärmenden Treiben des die Jugend verflachenden Welttreibens eine gleiche Treue, Innigkeit, Wärme in ihm entwickeln können? — Zu seinen Akademiefreunden gehörten außer den drei schon oft Genannten, Petersen, Scharffenstein und von Hoven (Letzterer war sein Vertrauter von Kindesbeinen an), auch die sich zu Künstlern ausbildenden Dannecker und Zumsteeg. Der Letztere, „einer seiner Vergötterer", componirte manche seiner gelungenen Gedichte. Mit beiden Künstlern und mit von Hoven blieb er auch später fortwährend in freundschaftlichen Verhältnissen. Durch die Freundschaft Schiller's ist auch das Andenken Lempp's [1]) geadelt, der Ideentiefe mit Gemüthstiefe vereinigte. Später (1784) wollte er Schiller bewegen, Maurer zu werden. Dessen Freundschaft, schrieb er damals, nach London reisend von Cöln aus, sey das einzige Kleinod, welches er auf der Welt besitze. In seinem

[1]) Er starb 1819 als württembergischer Geheimerath.

letzten Briefe an Schiller (1802) sagt er, in den Worten des Glaubens und in den Worten des Wahns seyen die Resultate der menschlichen Weisheit enthalten, die hier, wenn nicht Beruhigung, doch Beendigung ihres Nachforschens finde. „Nur laß mir in Zukunft die Astronomie unangefochten", fügt er hinzu. „Wie die Spinne den Faden aus sich ziehet, und sich an demselben in freier Luft bewegt, so hat hier der Verstand durch den Calcul sich einen Faden gesponnen, an dem er bis ans Ende des Weltalls sich fortbewegt." — Schiller's vertrauteste Freunde waren feurige Musenverehrer, oder hatten einen Hang zur Speculation, oder mußten sich wenigstens durch imponirende Kraftäußerungen hervorthun. Er sah bei ihrer Wahl aber auch vorzüglich auf Güte des Herzens.

Die Akademie gehörte gleichsam zum Hofstaate des Herzogs, den eine Gallerie vom Schloß leicht jede Stunde in die Mitte der Zöglinge führen konnte. Er selbst, mit der Gräfin von Hohenheim und anwesenden fürstlichen Personen oder eingeladenen Gästen war häufig zugegen, wenn sie in dem hundert neunzig Fuß langen und acht und dreißig Fuß breiten prachtvollen Saal speis'ten, [1]) ja er selbst pflegte in einem angrenzenden runden Tempel, und nur äußerst selten im Schlosse, Tafel zu halten. Auch

---

1) Eine vortreffliche Schilderung einer solchen Mahlzeit findet man in dem historischen Romane: Schiller's Heimathjahre von H. Kurz B. 1. S. 337. ff.

auf Redouten wurden die Zöglinge bisweilen commandirt, wo ſich die Demoiſelles von der Ecole der Gräfin einfanden. Eine andere Zerſtreuung waren Theaterſtücke, welche den Zöglingen, die Luſt dazu hatten, jährlich einige Male vor dem Herzog und ſeiner Geliebten aufzuführen erlaubt war; die weiblichen Rollen mußten gleichfalls durch Zöglinge des Inſtituts gegeben werden. Uriot, der franzöſiſche Sprachlehrer,[1]) leitete die Einübung der Schauſpiele auf der Solitude, wo z. B. der Geizige von Molière, und der Deſerteur von Mercier in franzöſiſcher Sprache aufgeführt wurden. In Stuttgart wurden deutſche Stücke beliebt. Unſer junger Freund ließ es ſich am 11. Februar des Jahres 1780, am Geburtsfeſte des Herzogs, ankommen, als Schauſpieler ſich zu verſuchen. Was Wunder, daß ihn, der, heimlich mit ſeinen Räubern beſchäftigt, ganz in der Schauſpielerkunſt lebte, die Luſt anwandelte, die Kunſt des Roscius zu üben! Die Wahl des Stückes, die Vertheilung der Rollen und andere Anordnungen wurden dieſes Mal Schiller'n überlaſſen. Er wählte Goethe's Clavigo und für ſich die Hauptrolle des Trauerſpiels, durch einen Mißgriff, denn in der Rolle des Beaumarchais hätte er mehr ſich ſelbſt ſpielen können. Die Ouvertüre hatte Zumſteeg componirt. Aber wie ſpielte Schiller? Ohne alle Uebertreibung darf man ſagen: abſcheulich. Was rührend und feierlich ſeyn ſollte, war kreiſchend, oder ſtrotzend und

[1]) Ueber ihn, ebendaſelbſt B. 1. 374 ff.

pochend; Innigkeit und Leidenschaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus; kurz, sein Spiel war die vollkommenste Ungeberdigkeit, bald zurückstoßend, bald Lachen erregend. Bei der Stelle, wo es heißt: „Clavigo bewegt sich in höchster Verwirrung auf dem Sessel", [1]) warf sich Schiller in so wilden Zuckungen auf dem Stuhle herum, daß die Zuschauer lachend erwarteten, er würde herunterpurzeln. Die näselnde Stimme und das beständige Blinzeln der krankhaft gerötheten Augen verstärkte den üblen Eindruck des Spiels, welches den Freunden für lange Zeit unendlichen Stoff zum Lachen und zu Scherzen gab. [2]) Petersen bemerkt hierbei, daß unter Anderen auch Shakspeare und Alfieri mittelmäßige, wo nicht schlechte Schauspieler gewesen seyen, und auch Voltaire, der sich ebenfalls, und zwar meistens in seinen eigenen Tragödien, als Schauspieler versucht habe, sey nichts weniger als glücklich gewesen. — Goethe war längst und fortwährend der Abgott des Bundes; für seinen Werther, Götz von Berlichingen schwärmten, glühten sie. Da kam der Angebetete selbst mit dem Herzog von Weimar auf einer Reise durch Stuttgart, am 14. December 1779, in die Anstalt, und die Freunde sahen den noch jungen Dichter in beneidenswerther, glücklicher Freiheit, an der Seite eines Für-

---

1) Diese Notiz ist von Petersen.

2) Vergleiche die Zeichnung in „Schiller's Heimathjahre", B. 1. S. 321 ff.

ſten, der ſein Freund war! „Nicht gering war das Aufſehen“, ſagt Peterſen, „das der ſchöngeſtaltete, mit genialiſcher Kraft auftretende und um ſich blickende Mann in der Akademie erregte.“ Hätte Goethe es ahnen können, daß hier ſeinem reifern Alter der theuerſte Freund aufwuchs, auch er würde die Bewegung der Jünglinge getheilt haben.

Da Schiller in dem Rufe eines ausgezeichneten Kopfes ſtand, ſo wurde er zweimal am Geburtstage der Gräfin von Hohenheim, am 10. Februar, als Redner hervorgezogen, zumal da er dem Herzog in Unterredungen durch Geiſtesgegenwart und Witz längſt bekannt und werth war. Solche Reden gehörten zum Prunk und Glanz des Hofes. Die Frage, welche Schiller im Jahr 1779 vor einer großen Verſammlung zu beantworten hatte, war, wie alle, welche dieſer Fürſt ſelbſt aufgab, etwas ſeltſam, ſchief und wunderlich. Sie lautete nämlich: Gehört allzuviel Güte, Leutſeligkeit und große Freigebigkeit im engſten Verſtande zum Begriff der Tugend? Ich kann in das ungünſtige Urtheil Peterſen's nicht einſtimmen, welcher der Rede auch ihre ſechs und vierzig Ausrufzeichen und ungefähr hundert und vierzig Gedankenſtriche zum Vorwurf macht.[1]) — woran freilich alle Schriften des

[1]) Ich habe die Rede in meiner Nachleſe, B. 4. S. 432, aus einem Manuſcript des alten Schiller zuerſt abdrucken laſſen. Hier ſteht auch Peterſen's Urtheil vollſtändig.

jugendlichen Schiller überaus reich sind. Ist auch die Sprache zuweilen platt und allzu Schubartisch, und im Inhalt und Ausdruck das Meiste maßlos und unbändig, so zeigt sich im Ganzen doch ein außerordentliches Rednertalent, und Schiller machte dadurch gewiß einen bessern Eindruck, als durch seine Rolle des Clavigo. Deßwegen wurde ihm auch für den nächsten Geburtstag, im Jahr 1780, dieses Amt abermals übergeben, und er sprach über die Tugend, in ihren Folgen betrachtet. Schiller übergab der Gefeierten das eigenhändig geschriebene und mit allegorischer Zeichnung verzierte Manuscript dieses Vortrags in Sammeteinband, und Franziska hielt es zeitlebens in Ehren. Beide Reden sind unschätzbare Zeugnisse des groß hervorbrechenden, mächtig ausgreifenden Charakters des hochherzigen, feurigen Jünglings. [1])

Dieser Freiheitsdrang, dieses Selbstständigkeitsgefühl hatte in ihm seit Jahren im Sittlichen, im Politischen, im Religiösen, im Philosophischen, im Poetischen entschieden die Oberhand bekommen. Durch den fortdauernden Druck erstarkte die Seele zum muthigen Gegendrucke, und gewahrte erstaunt in sich selbst neue, wunderbare Kräfte. Die Sonne der ewigen Geistesselbstständigkeit ging ihm leuchtend und erwärmend im Bewußtseyn auf, um nie mehr unterzugehen. Schon frühe, am 20. Februar 1775, schrieb er an seinen Freund Moser: „Du wähnst, ich soll mich

[1]) Die zweite Rede steht in meiner Nachlese, B. 4, S. 69.

gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inſpectoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange ich meinen Geiſt frei erheben kann, wird er ſich in keine Feſſeln ſchmiegen. Dem freien Mann iſt ſchon der Anblick der Sklaverei verhaßt, — und er ſollte geduldig die Feſſeln tragen, die man ihm ſchmiedet? O Carl![1]) Wir haben eine ganz andere Welt in unſeren Herzen, als die wirkliche Welt iſt! — Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich einer Strafe entgegen gehen ſoll, wo mein Bewußtſeyn für die Rechtlichkeit meiner Handlungen ſpricht. Die Lectüre einiger Schriften von Voltaire hat mir noch geſtern ſehr vielen Verdruß gemacht." — Schon in demſelben Jahre hatte er einmal mit einigen Cameraden den unausgeführten Plan gefaßt, ſich durch die Flucht für immer in Freiheit zu ſetzen — ſagte aber ſpäter lächelnd, mit Anſpielung auf Muhamed: „Die Inſpectoren würden nach dieſer Flucht keine neue Zeitrechnung feſtgeſetzt haben." In den letzten Jahren ſeines Aufenthalts in der Carlsſchule, entſchlüpfte er öfters Abends, oder in anderen Freiſtunden, mit einigen Vertrauten, aus ſeinem Kerker, um der Menſchen Thun und Treiben zu ſehen. Er war von einer unbeſchreiblichen Begierde erfüllt, in die wirkliche Welt überzutreten, deren Handel und Wandel, wie er in einem Briefe ſagt, er

---

[1]) Schwab vermuthet, daß Schiller ſeinem Jugendgeſpielen den poetiſchern Namen Carl geliehen, weil ihm ſchon frühe ſein Carl Moor im Kopfe geſteckt habe.

bisher nur aus der Geschichte gefolgert habe. Oefter auch entzog er sich ganz allein, als die Anstalt noch auf der Solitude war, der Aufsicht, und schweifte einsam um Mitternacht durch den nahe gelegenen, Stunden langen Wald.

Was seine religiösen Ansichten betrifft, so hatte er schon, wenn auch dem eigenen Bewußtseyn verhüllt, eine getheilte Gesinnung mit in das Institut gebracht: innige, warme Anhänglichkeit an den positiven Kirchenglauben durch häusliche Einflüsse, und eine gewisse Abneigung gegen denselben, durch einen abstrusen Dogmenunterricht. Nun kam durch philosophische Studien und schnell erstarkende Denkkraft auch das schmerzliche Bewußtseyn dieser getheilten, schwankenden religiösen Ueberzeugungen hinzu, welches Schiller in dem Morgengebet am Sonntag (1776 oder 1777) so rührend und schön ausgesprochen hat. [1]) „Oft," ruft er aus, „hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein; oft ängstigte sich mein Herz, Gott! du weißt es, und rang nach himmlischer Erleuchtung von Dir. Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten rast und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da stehe ich und schwanke oft im Sturme, und ach! das schwankende Rohr würde knicken, wenn Du es nicht emporhieltest, mächtiger Erhalter Deiner Geschöpfe, Vater derer, die Dich suchen. Ach, mein Gott! so erhalte

[1]) Siehe meine Nachlese Bd. 4, S. 28 ff.

mein Herz in Ruhe, daß es fähig ſey, Dich, o Gott! und den Du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, zu erkennen; denn nur dies iſt Wahrheit, die das Herz ſtärkt, und die Seele erhebt. Die Glocke ſchallt, mich in den Tempel zu rufen. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befeſtigen" ꝛc. — Aber die einmal erregten „Zweifel, Ungewißheit, Unglaube, Qual" ließen ſich in einem Geiſte, wie der ſeinige, nicht durch Gebete beruhigen und verſöhnen. Voltaire und beſonders Rouſſeau, der gewaltig in ſein Weſen einſchlug, beförderten die Kriſis. In Kurzem war ihm aller feſter Boden der Ueberlieferung entzogen, und er klammerte ſich jetzt krampfhaft an die Philoſophie an, die ihm allein ſeine heiligſten, ſittlich-religiöſen Ueberzeugungen und den Frieden ſeiner Seele retten und begründen konnte. Er konnte ſich nur denkend reſtituiren. Das Selbſtvertrauen des freien Gedankens führte ihn nun zu einem ſchwindelnden pantheiſtiſchen Ideenbaue, zu welchem er Gott, Unſterblichkeit, Freiheit, Liebe, Glückſeligkeit und alle anderen höchſten Güter der Menſchheit keck zuſammenfügte, und er träumte ſich einen Augenblick glücklich in ſeiner Schöpfung. Aber bald — wohl erſt nach ſeinem Austritte aus der Akademie, gewahrte er, daß ſeinem kühnen Gebäude nur — die Grundlage fehle. „Mein Herz ſuchte ſich eine Philoſophie," rief er zagend aus, „und die Phantaſie unterſchob mir Träume: die wärmſte war mir die wahre." Wie er früher eine Zeit des Zweifelns an dem Ueberlieferungsglauben durchlebt hatte, ſo trat jetzt eine neue

Periode des Zweifelns ein, daß die menschliche Vernunft der Erkenntniß der Wahrheit gewachsen sey, und diese zweite Skepsis fand nicht eher ihr Ende, als bis er durch Kant auf eine in ihren Ansprüchen gemäßigte, auf wissenschaftliche Kenntniß der Organisation der Menschenvernunft gegründete Philosophie gelangt war, welche ihm die Wahrheit und den Seelenfrieden geläutert für immer zurückgab.

Diesen Entwickelungsgang der Philosophie seiner sittlich-religiösen Ueberzeugungen nach den angedeuteten Perioden hat uns Schiller selbst, in den etwa neun Jahre später ausgearbeiteten philosophischen Briefen, die er aber schon in Stuttgart entwarf, auf das Glänzendste und Hinreißendste dargestellt. Diese Briefe stellen Selbsterlebtes dar, und sind deßwegen so unendlich bezaubernd. Jener Julius ist der gläubig vertrauende, der schwankende, der Phantasiesysteme bauende, der verzweifelnde, und endlich der sich weise zurechtfindende Schiller selbst. Aber er spricht gleichsam nur scheinbar von sich selbst: sein individueller Gang ist der Gang der Menschheit.

Diese Emancipation des Geistes von der Ueberlieferung und allem Angelernten, die größte Revolution im menschlichen Denksystem, fällt zwischen die Jahre 1776 und 1778, von welchem Jahre allmälig die Räuber entstanden. Er lebte damals im ersten Vollgenuß jenes Luftgebäudes des Julius, welches sein Herz ihm dictirt und seine Phantasie, statt der Vernunft, eilfertig aufgeführt hatte, und selbst das Hochgefühl dieses Wahnes mußte den Heroismus seiner

Seele steigern, welchen das Widerstreben gegen Druck und Zwang geboren hatte. Zwei Schriftsteller besonders bestärkten ihn in diesem Heldengange des Geistes: Plutarch und Rousseau. Von Geschichtswerken las Schiller nur solche, in welchen er Stoff zu Schauspielen zu finden hoffte, dem Plutarch aber hing er deßwegen an, weil er ihm hohe Charaktere entgegenführte. Als er die Akademie verlassen hatte, waren Plutarch's Biographieen (acht Bände) in der Uebersetzung von Schirach und der Wieland'sche Shakspeare (zwölf Bände) die beiden größeren Werke, die sich der Unbemittelte kaufte.[1]) „Es ist brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben," schreibt er noch 1788 an eine Freundin. „Das erhebt über diese platte Generation, und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern, kraftvollern Menschheit." Rousseau aber, freidenkend, hochgesinnt, wie Schiller, von ähnlichem Schicksale und sogar, wenn wir wahr berichtet sind, von ähnlicher Körperform,[2]) „Rousseau, der aus Christen Menschen wirbt," war ein Abgott

---

1) Nach einer Buchhändlersrechnung von Metzler in Petersen's Nachlaß. Diesen Shakspeare mit seinen anderen Büchern vermachte er bei seiner Flucht aus Stuttgart seinem Freunde Scharffenstein, daß von Hoven ihm 1793 das Buch zum zweiten Male schenkte. Die Angabe Schleicher's (S. 77) ist unrichtig.

2) Julie Bondeli „Ueber Rousseau", übersetzt von Schädelin, Bern 1838: „Rousseau's Gestalt ist gemein, so wie auch seine Physiognomie, ob er gleich schöne, schwarze Augen und gute

seiner Jugend. An seinen Räubern dichtend, befestigte sich Schiller in diesen Hochgefühlen der Menschenwürde und des Seelenadels. Auf die Vernunft sollte Alles gebaut, durch eigene Kraft Alles errungen, jedem Schicksal getrotzt werden. „Nein! nein! Ein Mann muß nicht straucheln. — Sey, wie du willst, namenloses Jenseits — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu. — Sey, wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinübernehme. — Außendinge sind nur der Anstrich des Mannes. — Ich bin mein Himmel und meine Hölle.“ Scharffenstein charakterisirt diese Seelenfassung durch folgende Worte: „Schiller's Philosophie bekam ein stoisches Gepräge; man findet es in seinen Werken deutlich genug ausgesprochen, weß

Farbe hat. Seine gewöhnliche Stellung ist, daß er bei gekrümmtem Rücken den Kopf auf die Brust senkt. Sobald er aber spricht, richtet er sich auf, und seine Gesten, wie seine Augen löschen alle Hinfälligkeit aus. Er ist drei und fünfzig Jahre alt, und wenn er spricht nur dreißig, und achtzig, wenn er schweigt. Seine Sprache ist, wie sein Styl, hinreißend, zierlich und bestimmt, immer im Tone des Enthusiasmus. Er schreit oder er schweigt. Uebrigens ist er sanft, selbst verbindlich. Mit seiner Gesundheit steht es schlecht, wenn er gleich nicht immer heftig leidet. Er hat gar keinen Schlaf, und es läßt sich kaum begreifen, wie er noch lebt. Er ist genöthigt, den ganzen Tag Holz zu spalten, wenn er eine erträgliche Nacht haben will.“ — In dieser Persönlichkeit schien die Natur, wie sich später zeigen wird, unsern Schiller zum Theil vorgebildet zu haben.

Geistes Kind er war. Den für's Leben so stählenden Satz: Glückseligkeit sey mehr eine persönliche Eigenschaft, urgirte er mit schwellender Brust und pfropfte er in die meinige. Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im activen, öffentlichen Leben zu werden, aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können."

Uebrigens theilten Schiller und seine Freunde unter der drückendsten Subordination nur gesteigert die Stimmung, die allgemein durch die Zeit verbreitet war, und sich besonders im Württembergischen aussprach. Unwillig ertrug man die Willkür der weltlichen und geistlichen Macht, schwer empfand man das Beengende spießbürgerlicher Formen in Haus, Kirche und Staat, und sehnte sich überall nach natürlicheren, freieren und zeitgemäßeren Verhältnissen. Wir haben oben schon einen Canal kennen lernen, durch welchen dieser unzufriedene Zeitgeist in's Institut drang: die Lehrer selbst unterhielten sich mit den Zöglingen über Politik. Natürlich mußte von ihnen besonders der revolutionaire Pfaffen- und Jesuitenfeind, der leidenschaftliche und unglückliche Chr. Fr. Daniel Schubart geschätzt werden, der sich in seiner „Chronik" zum Organ dieser Volksstimmung aufwarf. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich die Jünglinge diese freisinnige, literarisch-politische Zeitschrift zu verschaffen wußten. Wie mußte sich ihr Antheil steigern, als Schubart vom Jahr

1777 an, ohne Verhör und Rechtsspruch, auf dem Asperg schmachten mußte, und zu derselben Zeit sein Sohn Ludwig durch die Gnade des Herzogs in der Akademie ein Unterkommen fand. Schiller schloß sich an den Sohn an, und aus dessen späteren Briefen geht deutlich hervor, daß Schiller an dem Vater ein sehr großes Interesse nahm. Einige kräftige Gedichte Schubart's, sagt Scharffenstein, vorzüglich die Fürstengruft, machten in der Carlsschule auf Schiller einen großen Eindruck. Später wallfahrtete er einige Mal auf den Asperg, um den damals noch scharf Ueberwachten persönlich kennen zu lernen. Aber bei der Gegenwart eines steifen, aufpassenden Sergeanten oder des Festungs-Commandanten konnte die Mittheilung nur oberflächlich seyn. Er nahm nachher eine Ankündigung der gesammelten Gedichte Schubart's in seine Thalia auf. Schubart selbst war für den Dichter der Räuber mit Bewunderung erfüllt. „Außer Schiller," schrieb der Gefangene, „wüßt' ich kaum Einen jungen deutschen Mann, dem heilige Geniusfunken aus der Seele, wie Lohe vom Opferaltar, emporsteigen. Und in einer, wie es scheint, wenig gekannten, begeisterten Ode besingt er den jungen Titanen — „seinen trauten Schiller, den er so heiß und brüderlich liebe, an dessen Feuerbusen er jüngst lag und weinte," und dankt ihm,

„Daß er muthig zürnt
Dem gekrönten Laster!
Daß er's köstlicher hält,

Menſchen zu lieben,
Als zu überfliegen!“ [1])

Mit dieſer Verehrung Schubart's ſtimmt, was Peterſen erzählt: Schiller habe, neben der Ausarbeitung der Räuber, gleichzeitig verſchiedene kleine lyriſche Stücke, unter Anderen auch die Fürſtengruft gedichtet, welche ſo anfing: „Jüngſthin ging ich mit dem Geiſt der Grüfte.“ Aus dem Schiller'ſchen Product, fährt Peterſen, im Widerſpruche mit Scharffenſtein, wohl unrichtig zu erzählen fort, habe Schubart ſein berühmtes Gedicht großentheils genommen. Uebrigens wuchs Schiller's Freiheitsſinn gleichſam organiſch aus ſeiner eigenen Seele, nicht aus äußeren Weltverhältniſſen, die vielleicht noch über ſeinem Horizonte lagen. Um die Zeit des nordamerikaniſchen Freiheitskrieges waren beinahe alle beſſeren Köpfe der Akademie in politiſche Parteien getheilt: Einige waren Anhänger der Engländer, die Meiſten dagegen Freunde der Amerikaner. Schiller bekümmerte ſich um dieſe Völkerſache damals nicht im geringſten, der Gang der Freiheit beſchäftigte ſeine Theilnahme gar nicht Er las wahrſcheinlich keine Zeitung. [2])

Durch die bisher eingeflochtene Geiſtesgeſchichte Schiller's haben ſich uns die Grundkräfte von ſelbſt herausgeſtellt, die ſein inneres Leben und deſſen Producte, ſeine Werke

---

[1]) Schubart's Gedichte (Stuttgart bei Scheible, 1842), Bd. 1, S. 400.

[2]) So erzählt Peterſen.

organisirend gestalten. In der Tiefe walteten, innigst verbunden, sich ergänzend oder mäßigend, ein humanes Princip der Liebe und ein heroisches der Freiheit, und seine Weltanschauung, die ihm auf diesen Säulen gegründet war, faßte er auf und sprach er aus, bald philosophisch, bald poetisch. Nur aus der Verbindung dieser Elemente kann Schiller, wie es seit dem Erscheinen meiner größern Schrift auch anerkannt ist, begriffen werden; wer nur ein Element auffaßt, besitzt Schiller nur verstümmelt. Er ist zusammen ein liebenswürdiger Mensch, ein gewaltiger Held, ein Denker und ein Dichter. Er hat eine dreifache Bedeutsamkeit, eine persönliche, eine speculative und eine poetische, und jede bedingt die andere, keine aber folgt aus der andern. In dieser Verbindung dessen, was in anderen Individuen sich gewöhnlich nur vereinzelt findet, besteht seine in sich reiche und tiefe Natur. Wie wir bisher durch diese Elementarkräfte unter bestimmten äußeren Einflüssen die geistige Grundform Schiller's sich haben bilden sehen, so werden wir einzig und allein, wenn wir diesen vierfach verschlungenen Faden festhalten, Schiller's Seelenkämpfe und innere Entwickelungen und den einigen Geist seiner verschiedenartigen Werke wirklich verstehen können. Denn die Einheit dieser das Geistesleben Schiller's organisirenden Grundtriebe, ihre gemeinschaftliche Quelle, ist, wie ich in meinem größern Werke [1]) hinreichend

[1]) Bd. 5, S. 356 ff.

nachgewiesen habe, der Menschengeist, theils in seiner reinmenschlichen zeitlichen Entfaltung, theils in seiner freien ewigen Selbstständigkeit, welchen allein nach jener humanen und nach dieser dämonischen Seite hin Schiller denkend durchforschte, oder dichtend ausprägte. Denn die Gottheit einerseits, und die Körperwelt andererseits, bildeten gleichsam nur die Grenze seiner Weltbetrachtung. In den zwei ersten Perioden seines Lebens bekämpften sich häufig das humane und das dämonische Princip, die Poesie und die Speculation, oder diese scheinbar unverträglichen Elemente traten nach einander an den Tag, oder sie waren auch oft, sich beeinträchtigend, in einem Werke zusammen. Erst beim Eintritt in die dritte Periode sind die humanen Ansprüche der Liebe und die heroischen der Freiheit vollkommen versöhnt, und die poetische Form ist die allein herrschende, die Speculation die freiwillige Dienerin derselben geworden. Goethe sagte einmal im Gespräch: „die Freiheit gehe durch alle Werke Schiller's," was jener Meister, der den größten Sinn für das Mannigfaltige hatte, nimmermehr so verstand, als herrsche die Freiheit einzig und ausschließend bei ihm, oder als könne Alles, etwa auch das Sentimentale, Elegische, von dem — Freiheitsprincipe abgeleitet werden. Nach diesem allein hätte Schiller auch ein gefühlloser, unmenschlicher Stoiker seyn können, und brauchte weder Dichter noch Denker zu seyn.

Der ganze Schiller vereinigt in allen seinen Werken diese verschiedenartigen Elemente, selbst da, wo eines

vorherrſcht. Auf jedem Blatte ſeines Lebens werden wir dieſe Viereinigkeit ſchaffen und geſtalten ſehen. Auch ſein Aeußeres hatte zugleich einen humanen und heroiſchen Ausdruck. „Alles Uebrige an ihm," ſagt Goethe, [1]) „ſeine Haltung, ſein Gang auf der Straße, jede ſeiner Bewegungen, war ſtolz und großartig; aber ſeine Augen waren ſanft." Aus ſeinem Auge ſprach die Menſchlichkeit des Herzens, aus allem Uebrigen der Heroismus. Peterſen erzählt: „Schiller liebte auch im Lyriſchen das Große, Starkergreifende, Tiefererſchütternde, ſelbſt wenn es ſich dem Gräßlichen und Grauſenhaften näherte. Aber deßwegen war er nicht unempfänglich für das Rührende und Sanftmüthige. Oft las er mit gerührteſtem Gefühl die kleinen Lieder Oſſian's, z. B. „Selma! dich hüllet Schweigen ein! Morven's Gebüſche weckt kein Laut; Einſamkeit herrſcht am Strande, wo ſich die Woge bricht." Auch verdient angeführt zu werden, daß er im Jahre 1784 an Dalberg in Mannheim ſchrieb, ſeine Phantaſie habe von ſeinen Kinderjahren her die ſchöne Stelle aus Werther's Leiden aufbewahrt: „O, es iſt mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes Dämmern des Lichts ruht vor unſerer Seele." Eine wehmüthige, trübe Gemüthsſtimmung ſpricht ſich in einem Troſtſchreiben vom 15. Januar 1780 an den Hauptmann von Hoven aus, als dieſer ſeinen jüngern Sohn verloren hatte: „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt, aber

---

1) Eckermann's Geſpräche mit Goethe. Th. I. S. 196.

ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat für mich keinen Reiz mehr, ich freue mich nicht auf den Tag meines Austritts aus der Akademie in die Welt. Mit jedem Schritte, den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, desto mehr wünschte ich als Kind gestorben zu seyn." Wie man vor der Julirevolution gemeinhin nur diese weiche, sentimentale Seite Schiller's anerkannte, so wäre es eben so einseitig, in unseren rüstigeren Tagen nur die starke, heroische gelten zu lassen. Das Herz spielte in seinem Leben eine eben so große Rolle, als die Freiheit. Er selbst erzählte, daß er in der Akademie über seinen selbst gezogenen Lilien am einsamen, vergitterten Fenster oft stundenlang in den Gefühlen geschwelgt habe, die durch den Roman „Siegwart" in ihm erregt worden seyen. Als Scharffenstein einst durch eine unglückliche, aber arglose Kritik der Gedichte, welche durch die Freundschaft für ihn Schiller'n inspirirt worden waren, sein Herz gekränkt hatte — „da," erzählt Scharffenstein, „wurde Schiller nicht kalt, denn kalt konnte er nicht seyn, aber er zog sich mit einer zerknirschten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer sehr schmerzhaften denke. Er schrieb mir einen sehr langen Brief, worin seine ganze Seele in Aufruhr war; nie ist eine totale Brouillerie zwischen Verliebten so affectvoll geschrieben worden."

Ueber Schiller's Gesundheitszustand, Aufführung, Strafen und Preise, Naturgaben und Anwendung dieser Gaben

in der Akademie kann ich nach den Urtheilen der Aufseher und Lehrer zuverlässigen Bericht erstatten. Denn ich besitze über diese und andere Punkte die ausführlichen Tabellen der Carlsschule von vier Jahren im Originale.[1]) Seine Gesundheit ist für das Jahr 1774 als ziemlich gut, für die folgenden als gut angegeben, so daß sich seine anfänglich schwankende Gesundheit wohl befestigte. Dessen ungeachtet war er auch später jedes Jahr einige Male krank, vielleicht aber nur angeblich und nicht so häufig, als in der ersten Zeit. Sein Betragen gegen „Vorgesetzte, Cameraden und sich selbst" ist durchweg mit den Ausdrücken „aufmerksam, gefällig, zufrieden" bezeichnet. Er zog sich aber in jedem der vier Jahre, über welche ich berichten kann, immer fünf „Strafen wegen übler Aufführung" zu, was eine mittlere Anzahl ist, indem manchen Zöglingen über zwanzig solcher Strafen angeschrieben sind, anderen hingegen weniger oder häufiger, besonders im letzten Jahre, auch gar keine. Schiller's Gedächtniß und „die Anwendung seiner Gaben" sind in allen vier Jahren als „gut" bezeichnet (nicht „als recht gut", wie bei vielen Schülern). Sein „Witz" ist in den ersten zwei Jahren als „gut," und in den beiden letzten als „recht gut" angegeben, welches höchste Lob nur noch einem oder zwei der fünfzig Eleven dieser ersten Abtheilung ertheilt wird. Sein

1) Ich werde sie in einer neuen Auflage meines größern Werkes, sofern sie Schiller betreffen, vollständig mittheilen.

„Scharfſinn“ endlich iſt für 1774, wo er Jurisprudenz ſtudirte, und 1776, wo er die Medicin begann, nur als „mittelmäßig,“ in den beiden anderen Jahren als „gut“ angegeben. Das Prädicat „ſehr gut“ hat in dieſer Zeit aber auch nur ein Einziger, der Lieutenant Kapff, der in beiden Liſten obenan ſteht, während Schiller 1778 nur die fünfte, und 1779 die zweite Stelle einnimmt. Ueber dieſe Fortſchritte und dieſen Rang wird man ſich wundern, ja vielleicht ſtaunen, wenn man bedenkt, daß Schiller ſeine Hauptkraft der hier, wie im Stifte zu Tübingen, geächteten Poeſie zugewandt hatte; einen Andern würde die Ausarbeitung der Räuber allein ganz erſchöpft haben. Preiſe aber erhielt Schiller bis zum erſten Januar 1780 zuſammen vier, nämlich im Jahr 1773 einen, und im Jahre 1779 drei; leider iſt auf der Tabelle vom „Jahrestag 1781“ Schiller nicht mehr aufgeführt, ſo daß über das letzte Jahr, welches er in der Carlsſchule zubrachte, nichts erhellt. Von allen fünfzig Cameraden hatten bis dahin nur drei mehr Preiſe erhalten, nämlich zwei Zöglinge je ſechs und jener Lieutenant Kapff ihrer acht. Von jenem erſten Preis auf der Solitude iſt ſchon früher die Rede geweſen, und auch über die anderen belehrt uns Peterſen des Nähern, nachdem er bemerkt hat, daß Schiller vor 1777 in der Wiſſenſchaft nur wenig leiſtete, indem er einzelne Zweige der Heilkunde zwar mit wahrem Feuereifer, jedoch immer nur ſtoßweiſe, nie anhaltend, betrieben habe; ſeit jenem Jahre aber habe er, trotz ſeiner Hauptbeſchäftigung, der

Poeſie, ſeine ſogenannte Brodwiſſenſchaft keineswegs verſäumt. „Nie ermüdendes Fortſtreben," fährt dann Peterſen fort, „und ſichtbares Vorſchreiten in allen Fächern, deren Bearbeitung oder Erforſchung er ſich zum Ziel geſetzt hatte, zeichneten ihn in dieſem ganzen Zeitraume aus. Bei den öffentlichen Prüfungen, im Jahr 1778, zeigte er in der Anatomie ſo viele Kenntniſſe, als der Erſte, welchem der Preis nur durch das Loos zufiel, und das Jahr darauf, am 14. December, erhielt er drei Preiſe zumal, einen in der Arzneimittellehre, einen in der äußern und einen in der innern Heilkunſt; in der deutſchen Sprache und Schreibart aber that er ſich mit dem Preisringer gleich gut hervor. Von allen Zweigen der ſo viel umfaſſenden Geſundheitskunde war die Phyſiologie der anziehendſte für ihn. Haller war darin ſein bewunderter Führer, doch huldigte er deſſen Behauptungen nicht unbedingt. Vielmehr beſtritt er mehrere derſelben in einer eigenen Abhandlung. In der eigentlichen Krankheitslehre (Pathologie) gab er Brendel'n den Vorzug. [1]) Brendel, ein bedachtvoller Beobachter ganz im hippokratiſchen Geiſte, ward von Schiller ungemein geſchätzt, aber deßwegen nicht auch befolgt. Statt den Gang der Natur mit Sorgfalt und Bedachtſamkeit zu belauſchen, die Erſcheinungen darin prüfend zu

[1]) Von dieſem Profeſſor in Göttingen, der 1758 ſtarb, hatte ſich Schiller die Abſchrift von deſſen Vorleſungen (Praelectiones academicae de cognoscendis et curandis morbis), die erſt im J. 1792 im Druck erſchienen, zu verſchaffen gewußt.

vergleichen, und mit Scharfſinn Folgerungen daraus zu ziehen, trug des Dichters Einbildungskraft (wie Julius, in den philoſophiſchen Briefen) Geſetze in Schöpfung und Geſchöpfe hinein. Er ſchrieb der Natur a priori Geſetze vor. Schiller war in der That eine Zeit lang ſo ziemlich auf demſelben Irrwege, auf welchem unſere neueren Naturphiloſophaſter herumtaumeln. [1]) Die Fortſchritte, die er übrigens in den Jahren 79 und 80 machte, und zwar im Denken überhaupt, in einer erweiterten Naturanſicht, in Sprache, Darſtellung und Geſchmacksbildung, ſind wirklich merkwürdig. Mit Vergnügen und Belehrung vergleicht man die noch übrigen Denkmäler und Zeugen hievon." Dieß Urtheil fällte auch Scharffenſtein, der anderthalb Jahre früher die Akademie verließ, als er nach dieſer Zeit wieder das erſte Mal mit ihm zuſammentraf. „Ich erſtaunte," ruft er, „und mein Geiſt beugte ſich vor der imponirenden Superiorität und den Fortſchritten, die Schiller mittlerweile gemacht hatte!" — Schiller brachte es alſo durch den Ueberſchuß ſeines eminenten Talents ſo weit, als die beſten ſeiner Mitſchüler durch ihre ungetheilte Kraft. Wie ſchwer es ihm aber wurde, ſich in die ſtrenge militairiſche Regel zu fügen, beweiſen die regelmäßig jedes Jahr wiederkehrenden Disciplinarſtrafen, deren ich oben erwähnte.

Ueber jene Abhandlung, in welcher er Haller beſtritt,

---

1) Peterſen, der dieß 1806 oder 1807 ſchrieb, meint wohl die Schelling'ſchen Naturphiloſophen.

gibt uns das unschätzbare Manuscript Abel's die erste erwünschte Auskunft. Als nämlich Schiller's Laufbahn in der Akademie vollendet war, schrieb er, der Gewohnheit gemäß, eine, öffentlich in Gegenwart des Herzogs zu vertheidigende Dissertation, und zwar seiner Neigung nach, über Physiologie, jedoch so, daß neben dem Thierleben des Menschen immer dessen Seelenleben in Betrachtung gezogen wurde. Allein diese Abhandlung enthielt so starke Stellen gegen Haller, daß der Herzog, der, Alles überwachend, hievon Kunde erhielt, den Druck verbot, weil er es durchaus unschicklich fand, daß ein junger Mensch, auch von noch so großen Talenten, einen Mann von Haller's Verdiensten herunterzusetzen sich erkühnte. Schiller hatte die damals neueste Psychologie kennen lernen, und unterwarf aus dem Gesichtspunkte des geistigen Lebens Haller's Körperlehre des Menschen seiner Kritik. Die Abhandlung war Philosophie der Physiologie überschrieben, und verbreitete sich in fünf Capiteln sehr ausführlich über das geistige Leben, das nährende Leben, die Zeugung, den Zusammenhang dieser drei Systeme, und über den Schlaf und natürlichen Tod. Nicht ganz das erste Capitel hat sich erhalten. Ich habe es in meiner Nachlese [1]) aus dem äußerst zierlich geschriebenen Original-Manuscript, welches plötzlich mit einem Komma abbricht, veröffentlicht. Vermuthlich war Schiller durch jenes Verbot des Herzogs an der Vollendung

[1]) Band 4, S. 43 ff.

der Abschrift gestört worden. Das Bruchstück ist ein merkwürdiges Denkmal des großen Scharfsinnes und der frühen Reife des Verfassers. Nun mußte in aller Eile, wie Abel sagt, eine andere Abhandlung geschrieben werden, und da er sich seiner psychologischen Kenntnisse bewußt war, und zugleich auch seine Kenntnisse in der Medicin zeigen wollte, so schrieb er (1780) seinen Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Sie erschien in Stuttgart gedruckt, mit einer Zueignung an den Herzog Carl, [1]) worin er unter Anderm sagt: „Philosophie und Arzneiwissenschaft stehen unter sich in der vollkommensten Harmonie. Diese leihet jener von ihrem Reichthume und Lichte, jene theilt dieser ihr Interesse, ihre Würde, ihre Reize mit.“ Dieses Schriftchen ist, wie das vorhergehende, sorgfältig disponirt, so daß man in ihm schon den überschauenden und ordnenden Geist sieht, den Goethe später an Schiller rühmt. Diese Abhandlung, die Frucht seiner Berufsstudien in der Carlsschule, ist eine Fortsetzung der frühern unterdrückten; Manches ist aus dieser herübergenommen und darauf weiter gebaut. Schiller gerirt sich hier ganz als Mediciner, indem er durch alle Erscheinungen des Lebens die Behauptung durchführt, wie der Geist abhängig vom Körper sey. Der Satz: „Der Mensch ist

---

[1]) Diese „Widmung“ in meiner Nachlese, B. 4, S. 83 ff.; die Abhandlung selbst in Schiller's Werken.

nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Vermischung dieser beiden Substanzen — der Mensch ist seiner Natur nach ein gemischtes Wesen," war die Idee, von welcher er ausging, und auf welche er später seine Lehre des Schönen und Erhabenen, der Anmuth und Würde gründete. Petersen urtheilt: „Hier trifft man überall auf eigenthümliche Ansichten, überraschende Zusammenstellungen, tiefe Blicke; und Sprache und Einkleidung sind meisterhaft. Zur Erklärung dieses auffallenden Fortschreitens muß man indessen auch in Anschlag bringen, daß Schiller in jenem Zeitpunkte Search's (Tuker's) Licht der Natur, Herder's „Auch eine Philosophie der Geschichte der Menschheit," Schlözer's Vorstellung der Universal-Geschichte und mehrere Schriften von Sturz und Zimmermann fleißig gelesen und erwogen hatte." Im Wissenschaftlichen kam der junge Schriftsteller durch Unterricht und Lectüre aus einer trefflichen Schule, während er im Poetischen und Rhetorischen wie ein ungebändigtes Füllen auslief, und sich seinen eigenen Weg suchte. Auch in diesem Aufsatze zeigte sich das Selbstgefühl des besonnen und scharf denkenden Jünglings. Durfte er auch den berühmten Haller nicht mehr bekämpfen, so konnte er sich doch nicht enthalten, dessen Landsmann Lavater als einen Schwärmer zu bezeichnen, und sogar in den Räubern, zu deren Verfassungsgeschichte und Charakteristik wir jetzt übergehen, bespöttelt er Lavater's Physiognomik.

Viertes Capitel.

Die Räuber. Austritt aus der Carlsschule. Körperliche Erscheinung. Beruf als Regimentsmedicus. Häusliche Einrichtung. Laura. Sitten und Sittlichkeit. Herausgabe der Räuber. Schwan. Dalberg. Umarbeitung der Räuber für's Theater. Die Anthologie. Redaction eines Unterhaltungsblattes.

Schiller's Räuber sind das glänzendste Denkmal seines innern Lebens und seiner poetischen Studien in der Carlsschule. Er widmete dem Schauspiele von dem Jahre 1777 an (welches Petersen überhaupt die „Durchbruchszeit der Apollo'schen Gnadenwirkungen" nennt) jeden Tag wenigstens einige Stunden, und doch wurde es, nach zehnfacher Abänderung, nicht früher, als im Jahr 1780 vollendet.

Gewöhnlich wird berichtet, daß ein Schubart'scher Aufsatz im Schwäbischen Magazin, die Erzählung eines durch seinen verstoßenen Sohn geretteten Vaters den Anlaß zu den Räubern gegeben habe. Dieß ist aber nach den bewährtesten Zeugen durchaus ungegründet. Die Geschichte des „ehrwürdigen" Räubers Roque im Don Quixote in Verbindung mit einem Ausspruche Rousseau's, der es an Plutarch rühmt, „daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte," [1]) führten ihn auf das Sujet. Dieß sagt Schiller selbst; auch wußten es noch seine alten

[1]) Meine Nachlese zu Schiller's W. B. 4, S. 100.

Vertrauten. [1]) Schiller's eigenes ausdrücklicheres Zeugniß in der spätern Selbstrecension der Räuber heißt: „Wofern ich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch (Carl Moor) seine Grundlage dem Plutarch und Cervantes, die durch den eigenen Geist des Dichters nach Shakspeare'scher Manier zu einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamirt sind." [2]) Als eine beiläufige, entferntere Anregung kam hiezu die Geschichte eines Räubers, Friedrich Schwan, von dem damals in ganz Württemberg viel gesprochen wurde, und dessen Schicksale er später unter dem Namen des Sonnenwirths mit manchen Abänderungen so anziehend darstellte. [3])

Unter Unterbrechungen und Hindernissen jeder Art, und unter der beständigen Angst, entdeckt zu werden, wurde das Stück geschrieben. Weil die Zöglinge des Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen durften, ließ sich Schiller oft als unwohl angeben, um im Krankensaale der Begünstigung einer Lampe zu genießen. Wenn der Herzog bisweilen in eigener Person den Saal visitirte, fuhr das Manuscript schnell unter den Tisch, und flugs war irgend ein bereit gehaltenes medicinisches Buch aufgelegt, welches den Herzog von dem Fleiße des Zöglings überzeugen sollte. Auch Unterrichtsstunden wurden öfters

---

1) Worte Petersen's, welcher jener Zeuge ist.
2) Meine Nachlese zu Schiller's Werken. B. 4, S. 103.
3) Diese Nachricht gibt Abel.

unter dem Vorwande eines Uebelbefindens ausgesetzt. Das Stück ist keineswegs das Werk *eines* Gusses. Ehe er das Grundgewebe des Ganzen überdacht, ehe er Anlage, Verwickelung und Entwickelung bestimmt, arbeitete Schiller einzelne Selbstgespräche und Scenen aus, die dann ergänzt, verändert oder ausgeschieden wurden, bis sich aus einzelnen lebensvollen Massen das kolossale Ganze aufbaute. Jede der Beaufsichtigung erbeutete Scene declamirte der Dichter sogleich frisch, an welchen Orten des geräumigen Gebäudes man sich immer zusammenfand, den Freunden vor, und jede wurde mit um so größerm Jubel aufgenommen, je leidenschaftlicher sie die Indignation aussprach, in welcher man sich gegenseitig bestärkte. Auch von Anderen vorlesen ließ sich der Verfasser einzelne Auftritte, um Eindruck und Wirkung besser beurtheilen und empfinden zu können — wie überhaupt alle Gedichte Schiller's für's Hören oder *laute* Lesen geschrieben sind. Als er einst den Freunden die Worte vortrug, die Franz Moor im Anfange des fünften Acts zu Moser spricht: „Ha! was, du kennst keine Sünde drüber (über den Vatermord)? Besinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute deines Mundes! — keine einzige drüber?" — da öffnete sich die Thüre, und der hereintretende Aufseher sah Schiller'n halb in Verzweiflung die Stube auf- und abrennen. „Ei, so schäme man sich doch," sagte er, „wer wird denn so entrüstet seyn, und fluchen!" Als er den Rücken gekehrt, rief ihm Schiller, zu den lachenden Gesellen

gewandt, das Wort aus den Räubern nach: „Ein confiscirter Kerl!“

So flossen Dichtung und Wirklichkeit in einander. „Einige Namen und Charaktere in den Räubern,“ sagt Abel, „sind aus Schiller's Umgebungen in der Akademie entlehnt. Selbst der Plan Spiegelberg's, nach dem heiligen Lande zu wandern, ist eine Idee, mit welcher einer seiner Cameraden, welchen Schiller als schlecht denkenden Menschen verachtete, oft und lange geprahlt hatte. Daß er Graubündten das Paradies der Gauner nannte, bezog sich auf einen der militairischen Aufseher, welchem die Zöglinge abhold waren.“ Dieß ist auch der Grund, warum dem Dichter, was Schwab mit Recht hervorhebt, besonders seine Räubercharaktere trefflich gelungen sind. „Es sind Männer aus Einem Gusse, welche consequent in Gesinnung und Handlung durch's Gedicht schreiten.“ Schweizer, Roller, Grimm und Spiegelberg sind nicht aus Büchern geschöpft, wie Franz wohl durch Shakspeare's Jago und Richard veranlaßt ist; ihre Originale lebten bei Schiller in der Carlsschule. Ein späterer Ausspruch Schiller's: die vierhundert Menschen, die ihn in der Akademie umgaben, seyen ein einziges Geschöpf gewesen, der getreue Abguß eines einzigen Modells, und es sey von ihm eine Anmaßung gewesen, zwei Jahre vorher Menschen zu schildern, ehe ihm noch ein einziger begegnet sey [1]) — ist, wie Petersen sagt, zuverlässig

[1]) Meine Nachlese zu Schiller's Werken. Bd. 4, S. 155 f.

ein einseitiges Urtheil, und Schiller opferte hier, wie auch sonst bisweilen, einem Spiele mit schön gesagten Gegensätzen, die Wahrheit auf. In der Carlsschule war eine große Mannigfaltigkeit von Köpfen und Charakteren, ganz gegen die Absicht und Veranstaltungen Herzog Carl's, des Intendanten Seeger und der anderen unpreiswürdigen Obergehülfen und Helfershelfer [1]) — und diese Mannigfaltigkeit zeigt sich besonders in den Räubergestalten des Drama's, dieses treuen Abbildes Schiller's und seiner Genossen in der Anstalt. Wenn man von der rohen Kraftsprache und dem revolutionairen Freiheitssturme dieser jungen Leute eine Vorstellung bekommen will, muß man die Räuber lesen, nur daß der Haß gegen den unleidlichen Zwang der militairischen Regel zur Erbitterung gegen die ganze bürgerliche Ordnung gesteigert, und Alles in Sprache, Empfindung und Gedanken ins Kolossale getrieben ist. Schiller selbst gibt zu verstehen, [2]) daß er sein Schauspiel ohne Kritik aus der Anschauung genommen, und der Dichter will nicht, wie Gervinus sagt, uns das Gemälde ungeheurer Leidenschaften geben, sondern er thut nur, was er nicht lassen kann. Das Freiwillige, Planmäßige, Angelegte hat in dieser einfachen Fabel das kleinste Geschäft, ist etwas bloß Nachfolgendes, was sich nur auf die äußere Form erstreckte, und ihre Quelle ist der nothwendig, bewußtlos

---

1) Dieß Alles wörtlich nach Petersen.

2) Meine Nachlese zu Schiller's Werken. Bd. 4, S. 118.

wirkende Aeußerungstrieb des thatenlechzenden Genius in den ſchwerſten Feſſeln der Subordination. Das Schauſpiel iſt die dramatiſche Ueberſetzung der erträumten Naturwelt, in welche das erbitterte Herz der Jünglinge ausſchweifte, um den folternden Culturverhältniſſen zu entfliehen; es iſt der durch Schmerz gewaltſam ausgepreßte Angſtruf eines Gefangenen nach Freiheit, die letzte, einzige Zuflucht eines gequälten Geiſtes, in welcher er Rettung und Stärkung fand. Hieraus erklärt ſich die lebendige Friſche, die ſchwellende Lebenswärme, die unmittelbare, lyriſche Wahrheit, welche alle Adern dieſes rieſenhaften Gebildes durchdringt. Dieſen ſubjectiv lyriſchen Charakter rügt Schiller ſelbſt, indem er in der Selbſtrecenſion ſagt, man erwarte vom Dichter im nächſten Drama Beſſerung, ſonſt werde man ihn zu der Ode verweiſen. Das Hinreißende dieſer Alles durchdringenden Naturwirklichkeit wird wenigſtens für einen uncultivirten, unbändigen, jugendlichen Sinn dadurch erhöht, daß alle Charaktere im ungeſtümen Affect, in heftiger Leidenſchaft ſprechen, raſen, handeln. Selbſt der trockene, hölzerne Franz fällt aus ſeiner Rolle, um ſentimental und weichherzig zu werden. Die Menſchen ſind beinahe nichts, als ſinnliche Empfindung, und das Drama ſchwimmt in einem Meere mannigfacher, widerſtreitender, ſtürmiſcher Gefühle. Carl Moor iſt offenbar des Dichters eigenes, ganzes Bild, wie aus dem Spiegel geholt, von eben demſelben hohen Freiheitsſinne und derſelben Weichheit des frommen Gemüths, von „langem

Gänsehals," wie Schiller selbst. „Frei muß Moor seyn, wenn er groß seyn will!" war auch die Moral des Dichters. Die materialistischen Grundsätze, aus denen die Raisonnements und die Handlungsweise des Franz Moor gebildet sind, nahm er aus seinen eigenen religiösen und sittlichen Zweifeln, in die er unmittelbar nach seinem Abfalle vom blinden Kirchenglauben gerathen war, und alle Sophismen des Franz stützen sich auf medicinische Gründe. Schiller nennt selbst dessen Raisonnements das Resultat des „aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums" — eines Mediciners, müssen wir hinzusetzen. Der civilisirte Gesellschaftszustand mußte lasterhafter seyn, als die Räuberbande, welche nur aus seiner Verderbniß hervorgegangen war, und daher sind auch die Verbrechen des verstoßenen Franz durch die schwere Schuld seines begünstigten Bruders in's Licht gestellt. Das ganze Drama stellt sich uns in dieser Beziehung als eine Kriegserklärung gegen die sociale Ordnung, als eine poetische Revolution dar. Wie Rousseau seinen Idealmenschen zur thierischen Natur aus den Bedrängnissen der Civilisation zurückführte, so läßt Schiller gegen diese faule, morsche Culturwelt seine Räuber Sturm laufen. „Wir wollen ein Buch machen," sagte er zu seinem Freunde Scharffenstein, „das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß." — Die Figur der Amalie mit ihrer Liebe ist offenbar die schwächste, sie ist schlechterdings „die tödtliche Seite" des Stücks. Hier fehlte dem Dichter, der nach seinem eigenen Ausspruche überhaupt

mehr zum Heroiſchen und Starken, als zum Weichen und Niedlichen neigte, die Anſchauung, denn die Thore des Inſtituts öffneten ſich, wie er ſelbſt ſagt, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfingen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört hatten, es zu ſeyn. Er ſetzte ſich alſo aus träumeriſchen Empfindungen und Dichterreminiscenzen eine weſenloſe weibliche Geſtalt zuſammen. Die Liebe, welche er damals allein kannte und zu ſchildern vermochte, war ein phantaſtiſcher Sinnenrauſch, ein glühendes Verlangen. Später (1782) änderte Schiller einige Amalien-Scenen, z. B. die Scene im Garten, [1]) und nannte ſelbſt in dem erſten Feuer die letztere „ein wahres Gemälde der weiblichen Natur.“ Aber ſie iſt auch in dieſer Umarbeitung, wenn auch vielleicht von großem theatraliſchen Effect, doch noch höchſt unnatürlich und unweiblich.

Man wird die affectvolle Sinnesglut, welche in dieſem Drama gleichſam verkörpert iſt, beſſer begreifen, wenn man weiß, wie Schiller damals dichtete. Dieß erzählt uns Peterſen: „In ihrer äußern Wirkung betrachtet, war die Begeiſterung in der That bei Schiller korybantiſcher Art. Wenn er dichtete, brachte er ſeine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brauſen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo, während ſeiner Bildhauerarbeiten, bemerkt hat. Mehr als hundert Male haben Schiller's Bekannte dieſe Erſcheinung an ihm

[1]) Meine Nachleſe zu Schiller's Werken. Bd. 1, S. 95 f.

beobachtet, und völlig wahr iſt folgende kleine Geſchichte. Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer beſuchen, und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufſicht führen. Als Schiller'n einmal die Reihe traf, ſetzte er ſich an das Bett eines Kranken, des noch lebenden Hofmuſikus R. Statt dieſen aber zu befragen und zu beobachten, gerieth er dichtend in ſolche brauſende Bewegungen und heftige Zuckungen, daß dem Kranken angſt und bange ward, ſein zugegebener Arzt möchte in Wahnwitz und Tobſucht verfallen ſeyn.“ Was Schiller daher im Eroberer (1777) ſingt: — „fahr' ich da wüthend auf, ſtampfte gegen die Erd', ſchalle mit Sturmgeheul deinen Namen, Verworfener,“ [1]) iſt wörtlich aus ſeiner eigenen Praxis genommen. Noch im ſpätern Mannesalter ſaß Schiller, wie mir ſein Sohn Ernſt erzählte, wenn er arbeitete, nicht ruhig ſitzend am Tiſche, ſondern ſtand über denſelben hingebogen, und, ſeine linke Seite an deſſen Rand drückend, ſchrieb er, ſich auf den einen Arm ſtützend, in dieſer unbequemen, ſtehenden Lage, und ging abwechſelnd bewegt im Zimmer auf und ab. Eine ſolche Seelenbewegung theilte ſich dann ſeinen Arbeiten mit, ſo daß es nicht zu verwundern iſt, daß ſie alle gewiſſermaßen eine hohe Temperatur des Gemüthes haben.

---

[1]) Meine Nachleſe zu Schiller's Werken. Bd. 1, S. 12. Obige Bemerkung iſt ebenfalls von Peterſen.

Der ungeheure Eindruck, den die Räuber bald in ganz Deutschland hervorbrachten, mag zum Theil der überwältigenden Naturkraft zuzuschreiben seyn, die sie entstehen ließ. Aber die unerhörte Kriegserklärung gegen alles Bestehende in den Räubern sprach zugleich mit Genialität den Krieg aus, in dem damals, still im Herzen, Alle mit der bürgerlichen Einrichtung begriffen waren. Wie die Jünglinge in dem Institut, glaubte damals die halbe Welt, in den gleichen Fesseln zu schmachten; alle Zeitgenossen fühlten sich durch kleinliche Eigenmacht gedrückt, und durch abgelebte Formen beschränkt. Der ganze Gesellschaftszustand war unterhöhlt und krankhaft. Seinen drohenden Einsturz, seine bevorstehende Auflösung weissagte das Drama. Diese Prophetenstimme ist die große Wahrheit des Stückes, durch die es sich mit diamantenen Banden in jeder jugendlichen, in jeder empfänglichen Seele festklammerte, und die Wucht dieses sittlich-politischen Eindrucks wurde durch alle Monstrositäten, Rohheiten und Ungeschlachtheiten der Dichtung nur sinnlich verstärkt, für welche das ästhetische Urtheil von vorn herein allen Maßstab verloren hatte. Es war eine Stimme des dunkel gährenden Unmuths der Zeit, ein Product und zugleich ein Spiegel der herben Wirklichkeit, und eigentlich gar keine Dichtung mehr im gemeinen, hergebrachten Sinne des Worts.

Mit diesem sittlich-poetischen Zeugnisse seines Genius, dessen wissenschaftliche Tiefe er durch die oben erörterte Abhandlung bereits öffentlich beglaubigt hatte, trat mit

dem Antritte des zwei und zwanzigsten Lebensjahres Schiller aus der Carlsschule. Der fünfzehnte December 1780 war der langersehnte Erlösungstag aus dem akademischen Kerker.

Indessen war die äußere Lage, in welche er in Stuttgart kam, nicht die erwünschteste. Zwar ward er dem Geschäft und der Benennung nach Regimentsarzt, aber er erhielt nur den Gehalt eines Regiments-Wundarztes, monatlich drei und zwanzig Gulden, durfte auch nicht die Officierskleidung, sondern mußte den Feldschererrock tragen. In dieser Kleidung sah ihn sein Freund Scharffenstein, der anderthalb Jahre vor ihm als Officier aus der Akademie getreten war, zum ersten Male auf der Parade wieder. „Wie gram war ich dem Decorum," erzählt er, „das mich hinderte, den lange Entbehrten zu umhalsen. Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußischen Schnitte, und vorzüglich bei den Regiments-Feldscherern steif und abgeschmackt. An jeder Seite hatte er drei steife vergipste Rollen, der kleine militairische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine sehr schmale roßhärene Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den, den weißen Kamaschen untergelegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder von einem größern Diameter, als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuh-

wichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze mit der Idee von Schiller contrastirende Apparat war oft nachher der Stoff zu tollem Gelächter in unseren kleinen Kreisen." Und dann vom Anzuge zur Gestalt übergehend, setzt Scharffenstein, dessen Auge durch bildende Kunst geübt war, so seine lebendige Zeichnung fort: „Schiller war von langer, gerader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang: er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in der Tournüre. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorplig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen, auf Papageienart und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inclinirten sich bei der Nasewurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor; es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen, als voll und ziemlich mit Sommerflecken besäet; die Augenlider waren meistens inflammirt. Das buschige Haupthaar war roth, von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig, als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affectvolle

Sprache, wenn Schiller declamirte. Aber Schiller's Stimme war kreischend, unangenehm; er konnte sie eben so wenig beherrschen, als den Affect seiner Gesichtszüge. Dieses hätte Schiller immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden." [1])

Schon früher hörten wir Goethe'n Schiller's Augen sanft nennen, und dieß bestätigt auch Petersen, so daß man durchaus unrecht thut, ihm einen „tiefen, kühnen Adlerblick" zuzuschreiben. Petersen sagt, die eben mitgetheilte Charakteristik gleichsam vervollständigend: „Den Ordensstern des Genius, um mit Lavater zu reden, trug Schiller nicht im Auge. Sein Geist scheint aus dem Innern in den Körper herausgequollen zu seyn; er ergoß sich in seine Gesichtszüge und veränderte die Wölbungen und Gestalt des Körpers. Die Nase, die im Jahre 1781 noch eingedrückt war, erhielt allmälig die Adlersform." Schiller selbst pflegte später von seiner gebogenen, ziemlich großen Nase zu sagen, daß er sie sich selbst gemacht; sie sey von Natur kurz gewesen, aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Uebergang an ihr sichtbar. [2]) Sein Gesicht verlor zur Zeit seines Austritts

---

[1]) Hiernach das zartere, vortreffliche Portrait von Kurz, in „Schiller's Heimathjahre", Th. 1, S. 352, und die Zeichnung seines Anzugs.

[2]) Leben Schiller's, von Frau von Wolzogen, B. 2, S. 292.

aus der Akademie die Leberflecken und Sommersproſſen, und verſchönerte ſich nach dem dreiundzwanzigſten Lebensjahre (1782) auffallend. [1]) Schon am 1. Januar 1780 war Schiller ſechs Fuß, drei Zoll groß, wuchs aber ſpäter nicht weiter. Am 1. Januar 1779, alſo in ſeinem zwanzigſten Jahre, hatte ſeine Höhe bereits ſechs Fuß, zwei Zoll, drei Linien betragen, und das Jahr zuvor war er gerade fünf Fuß groß geweſen. [2]) Er war wohl einer der größten Zöglinge der Carlsſchule, ſo wie ſpäter der größte Mann in der Stadt Weimar.

Daß er den Feldſchererrock, ohne Port-épée, tragen mußte, was er in gewiſſen Augenblicken als eine beſchämende Hintanſetzung betrachtete, verdroß ihn mehr, als man hätte glauben ſollen. In einer Anwandlung von Unmuth hierüber, und über manche andere Dinge, ſchrieb er damals einem Freunde: „Meine Knochen haben mir im Vertrauen geſagt, daß ſie in Schwaben nicht verfaulen wollen.“ Doch dauerte dieſer Verdruß nicht lange: er machte vielmehr der heiterſten Munterkeit und einer ſehr oft ausgelaſſenen Frohlaunigkeit Platz. Dem langen unnatürlichen Zwange entnommen, und endlich ſich ſelbſt überlaſſen, ließ er die unterdrückten Neigungen feſſellos walten, und gab ſeine Tage an ein wildes, tolles Treiben hin.

Seiner Kunſt und Fürſorge wurde das in Stuttgart

---

1) Auch dieß ſagt Peterſen in ſeinem Manuſcripte.

2) Nach den Originallißten der Carlsſchule.

in Garniſon liegende Regiment Augé, welches aus ungefähr zweihundert und vierzig, meiſtens gebrechlichen und abgelebten Grenadieren beſtand, mit dem ausdrücklichen Befehle des Herzogs anvertraut, ſich in bedeutenden Fällen an den Leibarzt Elvert als an ſeinen Vorgeſetzten zu halten. Elvert, der übrigens Schiller's Talente ſchätzte, und ihm als Verwandten gewogen war, ſchärfte ihm dieſen Befehl noch beſonders ein. Vergeblich! Dazu konnte ſich Schiller nicht bequemen. Es kam daher Anfangs zwiſchen dem Unfügſamen und jenem nicht allein ſehr kenntnißreichen, ſondern auch höchſt praktiſchen Manne zu häufigem, jedoch nie erbittertem Widerſpruche. Endlich traf der Leibarzt, um ſich keiner Pflichtverſäumniß ſchuldig zu machen, und zugleich Schiller'n nicht zu demüthigen, eine feinſchonende Auskunft. Er befahl allen unter ihm ſtehenden Feldwundärzten, ihm ihre ärztlichen Verordnungen vor deren Anwendung einzuhändigen, und änderte dann ſtillſchweigend nach Befund der Umſtände Schiller's Recepte um. Wirklich war dieß auch oft höchſt nöthig. Er verordnete z. B. Mixturen, die, nach ſeiner Vorſchrift zubereitet, zu einem geräumigen Glaſe nicht hätten herausfließen können. Merkwürdig hierbei iſt, daß er ſeine Schwäche als ausübender Arzt gar wohl kannte, und über ſich als Heilkünſtler treffend ſcherzte. In der anonymen Selbſtrecenſion der Räuber ſchildert er ſich als Dichter und Arzt, ſehr bezeichnend und witzig. [1]) „Der

[1]) Meine Nachleſe zu Schiller, B. 4, S. 118.

Verfaſſer der Räuber ſoll ein Arzt bei einem württembergiſchen Grenadier-Bataillon ſeyn, und wenn das iſt, ſo macht es dem Scharfſinne ſeines Landesherrn Ehre. So gewiß ich ſein Werk verſtehe, ſo muß er ſtarke Doſen in Emeticis [in Brechmitteln] eben ſo lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehen Pferde, als meine Frau zur Cur übergeben." — Schiller trug ſich, ſchon früh, mit dem Gedanken, die ausübende Heilkunſt aufzugeben, und Profeſſor der Phyſiologie und anderer theoretiſcher Theile der Arzneiwiſſenſchaft zu werden. Doch hat er nie wirklich ernſtliche Vorbereitungsanſtalten dazu gemacht, hat ſich auch, während ſeines ganzen Aufenthalts in Stuttgart, nur eine einzige unbedeutende Schrift über ſein Berufsfach angeſchafft, nämlich den Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781. [1]) Wie Schiller übrigens ſeiner Natur nach nichts als Nebenſache betreiben konnte, ſo faßte er auch ſeinen Beruf Anfangs mit vielem Ernſte an. „Da aber," um mit Scharffenſtein zu ſprechen, „die Kraftſtücke, die er auch hier liefern wollte, weder geriethen, noch zum beſten recenſirt wurden, ſo degoutirte ihn dieß völlig vom Handwerke."

Schiller bezog auf der jetzigen Eberhardsſtraße, oder wie ſie damals hieß, auf dem kleinen Graben, in einem Hauſe, welches am Enthüllungstage ſeines Standbildes mit einer Inſchrift geſchmückt war, ein Zimmerchen auf

[1]) Dieß Alles nach Peterſen, und, zum Theil, nach Abel.

dem Erdgeschoß. Sein Stubengenosse war einige Zeit der Lieutenant Kapff, den wir früher als den Ersten seiner Abtheilung kennen lernten, und welcher zugleich mit ihm aus der Akademie getreten war. Schiller hatte ihn 1774 als einen unverschämten, bösartigen, unzufriedenen, großsprecherischen Cameraden geschildert; daß er es aber besonders gewesen, der jetzt, „als ein verdorbener Mensch", Schiller'n in Sinnenlust hineinriß, ist unerwiesen. [1]) Schiller, der in seinen Räubern die Rechte der Natur proclamirt hatte, setzte sich jetzt über Alles hinweg, was ihm bloß die Convention zu Pflichten und Tugenden gestempelt zu haben schien, und wie alles Andere, so sollte er auch die sittliche Reinheit nicht ererben, sondern, nachdem er sie eingebüßt, im Verlaufe des Lebens wieder erringen. Vorerst wurden, was Petersen ausdrücklich geltend macht, seine sittlichen Gefühle durch die Lust am Schönen und Erhabenen gereinigt und gestärkt: dieß war seine Religion, die ihn auch im Sinnentaumel der himmlischen Mächte nicht vergessen ließ.

Uebrigens war die Wirthschaft in dem kleinen Parterre-Zimmer originell und toll genug. „Wir waren arm", erzählt Scharffenstein, „und hatten meistens gemeinschaftliche frugale, aber durch jugendliche, gute Laune sehr gewürzte

---

[1]) Wenigstens sagen „die ungedruckten, sehr glaubwürdigen Nachrichten" (Petersen's), auf die sich Schwab beruft (S. 79), von Kapff kein Wort. — Er starb später in Ostindien.

Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war Alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schiller's Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlöse seiner selbstverlegten Räuber überraschen und erfreuen konnte. Da war die Welt unser! — Ich erinnere mich, daß, als die Räuber am literarischen Himmel schon gezündet hatten, einige reisende Belesprits in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, z. B. Leuchsenring. [1]) So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblicke nicht sehr erbaulich, denn man fand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Negligée, in einem nach Tabak und Allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tische, zwei Bänken und an der Wand hängender schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen ꝛc. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen unter einander. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran." Dazu kam, daß der Aufwärter, den sich Schiller aus den zweihundert vierzig Grenadieren ausgesucht hatte, der Fourierschütz Kronenbitter, eine höchst seltsame, groteske Gestalt war.

Das Haus, in dem Schiller wohnte, gehörte der Wittwe

[1]) Ueber ihn s. Varnhagen's Memoiren, B. 4, S. 170 ff.

des im Jahre 1779 gestorbenen Hauptmanns und Regiments-quartiermeisters Vischer. Diese „Vischerin" wird in den ungedruckten Nachrichten Petersen's, „ein wie an Geist, so an Gestalt gänzlich verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie" genannt. Und dessen ungeachtet wurde sie, in Ermangelung jedes andern weiblichen Wesens, — Schiller's Laura. Um dieses begreiflich zu finden, muß man eine andere handschriftliche Bemerkung dieses unschätzbaren Berichterstatters hinzunehmen, welche uns den tiefsten Blick in Schiller's Individualität thun läßt. „Schiller hatte keinen Sinn für das Auserwählte, Erlesene; im Sinnlichen war er ohne alles Feingefühl: kratzende Weine, schlechter Schnupftabak, garstige Weiber." Wie hätte sich während des achtjährigen akademischen Gefängnisses ein Sinn für körperliche Schönheit in ihm entwickeln können? Petersen fährt fort: „Die dichterische Beschreibung einer Gegend machte mehr Eindruck auf ihn, als ihr Anblick in der Natur selbst. Er lernte den Gesang der Nachtigall zuerst aus — Gedichten lieben und bewundern." Kurz, er war ein in Abgeschlossenheit, durch Lectüre, durchaus ideal gebildetes Gemüth, welches alles Wirkliche damals nur träumerisch auffassen konnte. Es kam dazu, daß er, wie Schwab sagt, jenen Trank im Leibe hatte, welcher den Goethe'schen Faust in jedem Weibe die Helena erblicken ließ. Schiller entbrannte, auf nicht lange Zeit, zu einem sinnlich platonischen Liebesfieber, welches er in den Laura-Oden verewigt hat. Scharffenstein heißt

Übrigens, milder urtheilend, die Viſcherin „ein gutes Weib, das, ohne im mindeſten hübſch und ſehr geiſtvoll zu ſeyn, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Piquantes hatte.“ Letzteres wenigſtens für junge Leute. Denn im Jahre 1785 ging ſie mit einem adeligen Juriſten der Carlsſchule aus Wien durch, und flüchtete ſich gegen die Schweiz zu, wurde aber in Tuttlingen aufgefangen. „Ob ſie in der Hoffnung iſt,“ fügt der alte Schiller in dem Briefe an ſeinen Sohn bei, „das wird bald verſichert, bald verneint.“ Die Schiller'ſche Laura war auch mit der Familie auf der Solitude bekannt. Die Schweſter Chriſtophine ſchrieb, am 9. September 1783, an ihren Bruder: „Morgen, glaub' ich, kommt die Viſcherin wieder zu uns. Schreib' ihr doch auch wieder; es iſt nicht recht, daß Du ſo ganz mit ihr abbrichſt. Sie iſt noch immer ſo freundſchaftlich gegen uns, wie ehemals, und fragt allemal mit ſo viel Theilnahme nach Dir. Es iſt doch ein gutes Weib; ſie mag auch ſonſt ihre Fehler haben, ſo hat ſie Dir doch viele Freundſchaft erwieſen.“ Dieſe ſpäteren Worte der Schweſter beſtätigen wohl Abel's Nachricht: es ſey zwiſchen Schiller und ſeiner freilich überſchätzten Laura nichts vorgefallen, was Tadel verdient hätte.

Nach der Solitude, wo während ſeiner akademiſchen Gefangenſchaft, im Jahre 1777, ſeine jüngſte Schweſter Nannette, geboren worden war, wallfahrtete Schiller jetzt häufig mit einem Freunde, wenn er einen guten Tag haben wollte. „Was wurde dort,“ ruft Scharffenſtein,

„für das liebe Wunderthier von Sohn, und seine mitgebrachten Cameraden, von der lieben Mutter gebacken und gebraten! Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt.“

Mit welchem Stolze mochten die Aeltern zu ihrem genialen Sohne aufblicken, obgleich in dem Vater manche Bedenklichkeiten aufstiegen. So hochfahrend und anspruchsvoll die Eleven waren, die mit Schiller in die Welt traten, so beugten sie sich doch, wie Scharffenstein sagt, vor der imponirenden Superiorität seines Geistes. Er war nicht allein in den theoretischen, philosophischen Wissenschaften professormäßig bewandert, sondern sein tiefer Sinn schien ihnen auch ihren Gehalt für das Leben gewürdigt zu haben. Dabei lebte er mit seinen Freunden in dem cordialsten, ungebundensten Verkehr, welcher jene Virtuosität des Gespräches in ihm begründete, die nachher ein Humboldt, Gentz, Goethe an ihm bewunderten. Winters wurde beinahe alle Abende mit Manille, einem leichten Kartenspiele, Sommers mit Kegelspiel im „Ochsen“ in Stuttgart zugebracht, und es ist eine — unquittirte Rechnung von dem Ochsenwirth für „den Doctor Schiller und den Bibliothekarius Petersinn“ übrig, woraus hervorgeht, daß unser Freund gewöhnlich ein halbes, auch wohl ein ganzes „Maß“ Wein trank, und meistens Schinken und Salat dazu aß, auch seinen „Bruder Hoven“ redlich bewirthete. Welcher Ton unter den Genossen herrschte, mag aus folgendem Billet erhellen, welches, wie Petersen meint, Sievers

im Götz von Berlichingen geschrieben haben könnte „Seyd mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Peterſen, kein Reichenbach. Tauſendſakerlot! Wo bleibt di Manille heut? Hol' Euch alle der Teufel! Bin zu Hauſ wenn ihr mich haben wollt. Adies, Schiller.“ Wie i Allem, ſo liebte er auch leicht im Genuſſe das Extrem „Einen Schnupfer, wie Schiller,“ ſagt Peterſen, „wir man nicht leicht finden. Hatte er bisweilen gerade keine Tabak, ſo kitzelte er ſeine Geruchsnerven mit Staub.“

Die Extravaganzen, welche der losgebundene, une fahrene junge Mann in dieſer Zeit beging, waren einzelne zum Theil rohe Kraftſtücke, die aber noch weniger gu „recenſirt“ wurden, als ſeine mediciniſchen. Abel erzählt es habe ſich damals in Stuttgart wirklich das Gerüch verbreitet, daß Schiller ſich Ausſchweifungen überlaſſe; d aber ſeine Verbindung mit dem akademiſchen Zögling auch jetzt noch fortdauerte, und einer der häufigſten Ge ſellſchafter Schiller's, mit deſſen Wiſſen, ihm von Allem was in dieſer Hinſicht vorfiel, Nachricht gab, ſo könne e mit Zuverſicht ſagen, daß ihm hierin nicht ganz, aber doch größtentheils Unrecht geſchehen. Zwei oder drei Male hab der zutrauensvolle, des Weins gar nicht gewohnte Mann in einer luſtigen Geſellſchaft, die ihn dazu aufmunterte und ſogar täuſchte, zu viel getrunken. Hauptſächlich ſey dieſ geſchehen, als der General ſeines Regiments den Officieren ein Eſſen gab, zu dem er auch eingeladen war, und welches ſo geendet habe, daß er von dem Hauſe des Generals i

sein Logis getragen werden mußte. Von diesem Tage sey das Gerücht, daß er sich zu betrinken pflege, allgemein gewesen. In Rücksicht einer zweiten Art von Ausschweifung habe er nicht ein einziges zuverlässiges Factum gehört; zwischen ihm und seiner Laura sey nichts vorgefallen, was Tadel verdient hätte. Dagegen sey es allerdings wahr, daß seine Ungewohnheit und Unfähigkeit, mit dem Gelde umzugehen, ihn in einige, wiewohl nicht bedeutende (?) Schulden stürzte." Freilich muß das Urtheil des „engelgleichen Mannes," wenn man Petersen's Nachlaß glauben darf, in Betreff des zweiten Punktes zu milde seyn; aber das ist unbezweifelt, daß die Sage seiner Landsleute gleichsam vereinzelte rohe Versuchsstücke, die nicht verborgen blieben, mit Unrecht auf das ganze damalige Leben Schiller's ausdehnten. Denn nachdem er seine Räuber und die Anthologie herausgegeben hatte, waren auf ihn Aller Augen in Stuttgart gerichtet. Eine Frau, an deren Hause Schiller nach seinem Austritte aus der Akademie öfters vorbeiging, pflegte zu sagen: Der Regimentsarzt Schiller trete einher, als ob der Herzog der geringste seiner Unterthanen wäre. [1])

Den Räubern wurde sogleich nach Schiller's Austritte aus der Akademie die letzte Feile gegeben. Seinem poetischen Gewissensrathe Petersen gab er eine Beurtheilung des Stücks auf „nach dramatischer Behandlung, Verwickelung, Ent-

[1]) Diesen köstlichen Ausspruch der Frau verdanken wir Abel'n.

wickelung, Charakteren, Dialog, Intereſſen ꝛc.," und „wenn die Recenſion unter ſechs Bogen iſt," ſchrieb er ihm, „ſ muß ich ſchon das Maul krümmen." Abel erzählt: „Noc immer erinnere ich mich eines Spazierganges, den er mi ſeinem innigſten Freunde, Bibliothekar Peterſen, und mi machte, und auf dem die Fehler des Stückes der Gegenſtan der ganzen Unterredung waren. Mit Verläugnuug alle Eigenliebe und mit großem Scharfſinne ſpürte er ſelbſt alle Fehlern nach, und ohne allen Schein eines Mißvergnügen oder Unwillens hörte er den Tadel ſeiner Freunde." Abe wenn er ſolche Ausſtellungen auch willig anhörte, ſo nahn er doch wenig Rückſicht auf ſie.

Das Schauſpiel ſollte unter die Preſſe. Er ſelbſt nenn als Gründe erſtlich „jenen allgewaltigen Mammon, den die Herberge unter ſeinem Dache nicht anſtehe," dann di Begierde, das Urtheil der Welt kennen zu lernen, endlich wünſche er Poeſie und Tragödie „hier ſchon wegzuräumen," damit ſie ihm ſpäter bei einer Profeſſur in der Phyſiologi und Medicin nicht hinderlich würden. Der Brief an Pe terſen ſchließt mit der Nachſchrift: „Höre Kerl! wenn's reuſſirt. Ich will mir ein Paar Bouteillen Burgunde darauf ſchänken laſſen." Da ſich kein Buchhändler fand der für das Ganze fünfzig Gulden geben wollte, ſo mußt es Schiller (wie Goethe ſeinen Götz von Berlichingen) au eigene Koſten drucken laſſen. Er borgte die erforderlich Summe, indem ein Freund bei dem Darleiher Bürgſchaf leiſtete. Dieſe erſte Ausgabe erſchien anonym unter den

Titel: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig, 1781.“ Die Beschreibung, welche Scharffenstein von dieser ersten Ausgabe gibt, und die sich jetzt überall aufgenommen findet, ist durchaus falsch: Scharffenstein verwechselte die erste Ausgabe mit der zweiten. [1]) Das Papier jener höchst seltenen editio princeps, von welcher ein Exemplar vor mir liegt, steht dem der Cotta'schen Sedez-Ausgabe von 1822 durchaus nicht nach, die Lettern sind zwar nicht scharf und rein, aber doch auch nicht stumpf und abgenutzt, und den Druck könnte man sogar splendid nennen. Die Titelvignette enthält in Medaillon die Scene, wo Carl Moor die an dem Vater verübten Grausamkeiten erfährt und seine Cameraden herbeiruft. Die Personen sind alle in idealem Costüm. Der alte Moor, in einem, Brust und Unterarme bloß lassenden Hemde, in einem nur bis über die Kniee reichenden Beinkleide, mit nackten Füßen und ohne Kopfbedeckung, liegt ohnmächtig vor der Pforte

---

[1]) Scharffenstein hat noch manche andere Unrichtigkeiten in seine lebensvolle Charakteristik aufgenommen, z. B. daß Schiller seinen Fiesco schon habe fertig aus der Akademie gebracht, und daß er an Goethe's Werther kein besonderes Behagen gefunden. Dieß widerstreitet allen Nachrichten in Petersen's Nachlasse, so wie bei Frau von Wolzogen, die sogar aus dem Munde Schiller's versichert (S. 34), daß er auch oft in den von „Siegwart“ erregten Gefühlen geschwelgt habe. Scharffenstein hebt, als Kriegsmann, allein die heroische Seite Schiller's hervor.

seines Kerkers in den Armen des auf der Erde sitzende Hermann. Vor diesen beiden steht Carl Moor, auf de Haupte eine Mütze mit einer Art Federbusch, in einem wei faltigen Gewande, welches nur die rechte Hälfte des Obe leibes deckt, und die linke ganz entblößt läßt, in eine weiten, nur bis zu den Knieen reichenden Beinkleide un endlich in einer römischen Fußbekleidung. Er blickt zu Himmel, wohin er die linke Hand ausgebreitet emporstreck während er mit der etwas gesenkten rechten ein Schwe hält. Im Hintergrunde sieht man die aufgeschreckten Räube als kaum kenntliche Figuren herbeieilen. Eine zweit Vignette, welche sich auf Carl Moor's Gesang „Brutu und Cäsar" bezieht, befindet sich auf der letzten Seite unte den Schlußworten des Schauspiels. Diese beiden Bilde wurden, wie Scharffenstein beifügt, von einem Camerade aus der Classe der Kupferstecher unentgeldlich radirt, si sind in Zeichnung und Ausführung nur mittelmäßig. Er die zweite „verbesserte," aber ungleich schlechter gedruckt Auflage stellt auf dem Titel einen zornig aufsteigende Löwen mit beigefügter Demonstration: „in Tyrannos" dar, und in der dritten zerreißt ein Löwe einen niederge haltenen zweiten, mit demselben Motto. Schiller war da mals (1782) schon kühner geworden, und nannte sich auch als Verfasser.

Unbeschreibliche Freude machten die ersten vollendete Exemplare; da sie indessen im Anfange wenig Absatz hatten sah Schiller den in seiner Wohnstube sich aufthürmende

Bücherballen mit komiſch bedenklichen Augen an. Doch bald ſtrömten ihm Lob und Bewunderung von allen Seiten zu, und der höchſte Lohn wurde ihm dadurch zu Theil, daß eine Umarbeitung des Stücks für die Mannheimer Bühne von ihm begehrt wurde.

Um ſeine Auslagen wieder zu gewinnen, und ſein Werk auch außer Württemberg bekannt zu machen, ſchrieb er noch vor Beendigung des Drucks an den Buchhändler Schwan in Mannheim und überſchickte ihm die fertigen ſieben erſten Bogen, die Hälfte des Ganzen. „Dieſer war ein zum ruhigen Gefühle der Schönheit und Wahrheit geſtimmter Mann, dem für gute Bücher, Leſeanſtalten, Aufſätze, Errichtung gelehrter Geſellſchaften, Förderung des deutſchen Sing- und Schauſpiels die Pfalz und Deutſchland vielen Dank ſchuldig war.“ [1]) Dieſer lief ſogleich, wie er ſelbſt am 11. Auguſt 1781 Schiller'n antwortete, mit den empfangenen Bogen zu dem vielvermögenden Reichsfreiherrn (und ſpäter ſogar erſtem Reichsritter) Wolfgang Heribert von Dalberg, welcher als Intendant des Mannheimer Theaters (er war es bis zum Jahr 1803) dieſe Bühne zu einer Pflanzſchule der Schauſpieler Deutſchlands machte. Er las ihm das Bruchſtück „brühwarm“ vor, und veranlaßte ihn, mit dem Verfaſſer wegen Umarbeitung des Schauſpiels für das Mannheimer Theater in Unterhandlung zu treten. Das Exemplar der unvollendeten

[1]) So urtheilt Schubart bei Schwab, S. 83 ff.

Räuber ſchickte er mit ſeinen Bemerkungen Schiller'n nac
deſſen Wunſche wieder zurück. Dieſe Ausſtellungen Schwan'
und die Ausſicht, ſein Stück auf die Bühne zu bringen
woran er bisher gar nicht gedacht hatte, vermochten ihn
am letzten Bogen manches Grelle zu mildern, und an di
Stelle der ſchon gedruckten Vorrede eine beinahe ganz neu
treten zu laſſen. [1]) Die erſte unterdrückte Vor
rede zu den Räubern, [2]) welche ſich vor der ſpätern
durch Klarheit und Einfachheit auszeichnet, führt eigentlich
nur den Satz durch, daß die Räuber nicht für die Bühne
geſchrieben ſeyen, welchen beſonders und einzig hervorzu
heben jetzt nicht mehr in Schiller's Intereſſe liegen konnte.
Die dafür neu geſchriebene Vorrede, welche jetzt noch vor
den Räubern ſteht, ſucht uns mehr mit der Intention des
Stücks bekannt zu machen, und daſſelbe, zunächſt gegen die
ihm zugekommenen Bedenken Schwan's und anderer Freunde,
ſittlich und äſthetiſch zu rechtfertigen.

Dalberg bat den Dichter, ſein Schauſpiel für ein be
ſtimmtes Honorar bühnenrecht zu machen, dieſe Um
arbeitung werde dann die Mannheimer Theaterdirection

---

[1]) Die Hauptquellen für dieſe und die meiſten Nachrichten der
nächſtfolgenden Jahre ſind: Schiller's Briefe an Dal
berg, Carlsruhe. 2te Aufl., 1824, und Schiller's
Flucht von Stuttgart (von Streicher), Stuttg.
bei Cotta, 1836.

[2]) Ich habe ſie in meiner Nachleſe zu Schiller's W., B. 4,
S. 861, aus Peterſen's Nachlaſſe zuerſt bekannt gemacht.

wie ſie es auch bei anderen für ſie eingerichteten Schauſpielen zu thun pflegte, in eigenen Verlag nehmen. Schiller erklärte, „er werde es für ein ausnehmendes Glück ſchätzen, ſich Seiner Excellenz wärmſter Literatur-Liebe mit Allem, was er ſey, zu eigen zu machen;“ er nannte es einen längſt gehegten Lieblingsgedanken, ſich dereinſt in Mannheim, dem Paradieſe der dramatiſchen Muſe, niederzulaſſen, da er durch das mittelmäßige Stuttgarter Stadttheater niemals einen lebendigen Augenſchein von der Theatermechanik bekommen werde. Er meinte mit der Arbeit in vierzehn Tagen fertig zu ſeyn, wurde aber durch vermehrte Lazarethbeſuche, da eine Ruhrepidemie im Regimente ausgebrochen war, und durch das tägliche Erſcheinen auf der Wachtparade unangenehm geſtört, ſo daß er die in der zweiten Hälfte Auguſt begonnene „Theatraliſirung“ erſt am ſechsten October 1781 abſchicken konnte. Er hätte mit weit mehr Vergnügen ein ganz neues Stück ſchaffen mögen! Und nun eröffnete ſich noch bis Ende des Jahres eine weitläufige Correſpondenz über den umgeſchmolzenen verlorenen Sohn (wie der Dichter ſein Stück nach der Parabel der Bibel auch nannte), in welcher Dalberg Einwürfe machte und Veränderungen vorſchlug, gegen die ſich Schiller ſträubte, bis er ſie ſich doch endlich alle gefallen laſſen mußte. Von dieſer theatraliſchen Form der Räuber (welche in Mannheim bei Schwan 1782 zuerſt erſchien) kann ſich jetzt der Leſer aus meiner Nachleſe zu Schiller's Werken [1])

[1]) Band 1, S. 54 bis 124.

einen genauen und vollständigen Begriff machen; es ist aber zu bemerken, daß das Mannheimer Theatermanuscript der Räuber (von welchem ich eine genaue Abschrift besitze) von jener gedruckten Theaterausgabe an manchen Stellen bedeutend abweicht. So z. B. gab Schiller es Dalberg nur für die Aufführung, nicht für den Druck zu, daß Amalia sich selbst ermordet: er nannte das einen alltäglichen Behelf schlechter Dramatiker und meinte, daß es den Carl Moor zugleich als Banditenführer und feurigen Liebhaber trefflich charakterisire, wenn er seine Geliebte ersteche. Nur einige Abweichungen der Umarbeitung von dem ursprünglichen Texte mögen hier angeführt werden. In der Theaterausgabe wird Franz von der abgeschickten Räuberschaar in Ketten vor seinen Bruder in den Wald gebracht und verurtheilt, im Thurme zu verhungern. [1]) In den letzten Scenen schickt Carl die übrigen Räuber, außer Kosinsky und Schweizer, von sich fort, und entläßt dann auch diese mit rührender, versöhnender Anrede, um sich endlich allein selbst auszuliefern, welche Katastrophe Schiller selbst die Krone des Stücks nennt. Dann ist im vierten Acte eine Scene ganz neu gedichtet, in welcher sich Franz und sein Helfershelfer Hermann entzweien, und ein Monolog, der durch Iffland's und Fleck's meisterhaften Vortrag berühmt wurde und jetzt fast ganz vergessen ist. [2]) Der Pastor

1) Ebendas. B. 1, S. 111 ff.
2) Ebendas. B. 1, S. 88 ff.

Moſer fehlt in der Theaterausgabe ganz, und der Pater iſt, um in dem katholiſchen Mannheim kein Aergerniß zu geben, durch eine Magiſtratsperſon vertreten. Die fünf Acte ſind in ſieben zerlegt, welche beinahe vier und eine halbe Stunde ſpielten. Endlich war es dem Dichter unerträglich, ſein Schauſpiel, welches in dem Jahre der Prager Schlacht (1757) und in dem folgenden ſpielt, ganz aus der gegenwärtigen Welt herauszuheben, und es in die Zeit des von Maximilian geſtifteten Landfriedens zurückzuſetzen. Aber er mochte Triftiges ſagen, was er wollte, er mußte ſich endlich auch hierin dem Verlangen des „Kenners" fügen, doch machte er ſeinem Unwillen in der mehrerwähnten anonymen Selbſtkritik Luft:[1]) „Die Zeit wurde verändert, Fabel und Charaktere blieben. So entſtand ein buntfarbiges Ding, wie die Hoſen des Harlekin; alle Perſonen ſprechen zu ſtudirt, jetzt findet man Anſpielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geſchehen oder geſtattet werden durften."

So ſah ſich Schiller durch dieſe auferlegte Umarbeitung, durch den Widerſpruch, den ſie erfuhr, und durch die Ausſichten, die ſich ihm eröffneten, plötzlich in eine höchſt fördernde Bildungsſchule verſetzt, und, was bisher bloß Nebenbeſchäftigung geweſen war, wuchs raſch auch äußerlich zur Beſtimmung ſeines Lebens an.

In demſelben Jahre, 1781, trat er auch als lyriſcher

---

[1]) Ebendaſ. B. 4, S. 117.

Dichter hervor in einem Musenalmanach, den er unter dem Titel: „Anthologie für das Jahr 1782, gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko," bei J. B. Metzler in Stuttgart herausgab. Anlaß zur Herausgabe dieser Sammlung war ein Zerwürfniß mit dem mittelmäßigen schwäbischen Poeten Gotthold Friedrich Stäudlin, mit dem er bisher in einiger Verbindung gestanden hatte, und in dessen farblosen Musenalmanach er vor jenem Zwist selbst die seligen Augenblicke an Laura hatte einrücken lassen. Seine Freunde, Petersen, Friedrich Pfeiffer, der Graf Zuccato und Andere lieferten Beiträge. Doch hatte er wenige Theilnehmer; das Meiste, so wie das Beste in der Anthologie, ist von ihm selbst. „Seine Fahne," sagt Scharffenstein, „hatte etwas Unheimliches, Energisches, was sentimentale, weichliche poetische Recruten eher abschreckte, als anzog."

Die Anthologie gehört, wie die erste Auflage der Räuber, jetzt zu den sehr seltenen Büchern. Auch sie erschien anonym, und die Dichter haben sich unter den einzelnen Bildern mit Buchstaben unterzeichnet, Schiller meistens mit Y, doch auch mit anderen Lettern. Das Titelblatt trägt einen sehr mittelmäßigen Apollokopf als Vignette. Der Almanach ist in einer geschmacklosen Rede dem Tode gewidmet, welche mit den Worten anhebt: „Großmächtigster Czar alles Fleisches, allezeit Verminderer des Reichs, Unergründlicher in der ganzen Natur!" Dann folgt ebenfalls in Prosa das auch von Schiller verfaßte Send-

ſchreiben von „Tobolsko am 2. Februar (1782)", worin die Sammlung als eine ſibiriſche Blumenleſe angekündigt wird, die für ſich neben dem Stäudlin'ſchen Muſenalmanach in dem weitentlegenen Deutſchland um Einlaß bittet. [1]) Es ſind im Ganzen etwa fünf und dreißig Schiller'ſche Gedichte, die größtentheils im Jahr 1781 entſtanden ſind. Nachdem die Räuber beendigt waren, und die Pforten der Carlsſchule dem Dichter ſich endlich geöffnet hatten, ſtrömte im Gefühle der neuerlangten Freiheit ſeine lyriſche Ader eine Fülle von Gedichten aus, ſo daß die nächſte Folgezeit mit dieſem Jahre an Fruchtbarkeit nicht zu vergleichen iſt. Doch mögen manche auch noch während ſeiner akademiſchen Lehrjahre gedichtet ſeyn.

Schiller's Poeſieen in der Anthologie ſind von ſehr mannigfachem Inhalte. Zuerſt ſehen wir ihn in einer bittern Satyre: Die Rache der Muſen, ſeine Geißel über Stäudlin's Muſenalmanach ſchwingen, in Epigrammen ſpricht er ſich für Wieland und gegen Klopſtock, auch gegen Lavater aus, und ſo führt er den Leſer zu dem „Monument Moor's des Räubers", das dieſer ſich, wie es im Schauſpiele heißt, zwiſchen Erde und Himmel errichtet hat." [2]) Dann verherrlicht er in bitteren Strafgeſängen Vernunft, Freiheit, Natur; in der langen Kriegs-

---

[1]) Beide Stücke ſtehen in meiner Nachleſe zu Schiller's W. B. 4, S. 122 ff.

[2]) Schiller's Werke, Taſchenausg. B. 2, S. 15.

hymne Rousseau (von welcher er bei der Redaction seiner kleinen Gedichte 1799 ff. nur zwei Strophen beibehielt) erhebt er sich gegen Dummheit, Vorurtheil und Eigennutz, die sich zu des Weisen Untergang verbunden; das Strafgedicht: die schlimmen Monarchen, ein Seitenstück zu Schubart's „Fürstengruft", züchtigt mit herbster Bitterkeit und durch Züge, welche der eigenmächtigen Regierungsweise des Herzogs Carl entlehnt sind, das Leben und Loos der Despoten; das Fragment: An einen Moralisten (nachher nur verkürzt und abgeschwächt wieder aufgenommen) verspottet das Unvermögen der Alten, welche der raschen Jugend „Schreibepultgesetze" vorschreiben wollen, und dieses Gedicht wird an sinnlicher Derbheit und Lascivität nur noch durch Castraten und Männer (in seiner spätern Umbildung Männerwürde genannt) übertroffen, welches gegen eine heuchlerische Decenz der Zeit die Rechte der gesunden sinnlichen Natur geltend macht, nach der Melodie in den Räubern: „Pfui! Pfui! über das schlappe Castraten-Jahrhundert" ꝛc. Schiller tadelt in einer unten anzuführenden Selbstrecension an den letzten beiden Gedichten selbst, daß an ihnen ein schlüpfriger Witz und petronius'sche Unart auffalle. Mit diesen rauhen Tönen der weltstürmenden Freiheit contrastiren dann die sanfteren Klänge der Liebe und Freundschaft. Diese Oden sind entweder zur Einrückung in die Philosophischen Briefe eigens gedichtet, oder theilen wenigstens den Charakter des Alles umspannenden

Syſtems jenes Julius. Die Freundſchaft iſt Schiller'n eine Weltharmonie, die Liebe eine Sphärenmuſik. Der Triumph der Liebe (wie Schiller ſelbſt ſagt, auf Veranlaſſung der Nachtfeier der Venus von Bürger, geſchrieben) ſchließt mit dem Gedanken, daß uns die Liebe ſogar zu Gott, zum Glauben an Unſterblichkeit erhebe; in der herrlichen Hymne, die Freundſchaft, wird die Liebe als Anziehungskraft in der geiſtigen Welt und als Stufenleiter zur Gottähnlichkeit dargeſtellt. In den ſechs Laura-Liedern (von denen ſpäter zwei unterdrückt wurden) ſchweift die erhitzte Phantaſie des Dichters ebenfalls, den Gegenſtand überhüpfend, in's Grenzenloſe, und in ihnen iſt Alles weſenlos, außer der Gedankenfülle und der Sinnesglut des Liebenden. Schiller ſelbſt urtheilt richtig über ſie: „Sie ſind mit brennender Phantaſie und tiefem Gefühle geſchrieben; aber überſpannt ſind ſie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine ſchlüpfrige ſinnliche Stelle, in platoniſchen Schwulſt verſchleiert." Dagegen ſind die Verſe: Meine Blumen in der ſpätern Ueberarbeitung zu einem wahrhaft poetiſchen Gebilde geworden. In der Leichenphantaſie, (1780, alſo noch in der Akademie gedichtet) iſt ein zugleich muthiger und milder Sohn ſeinem Vater, in der Elegie auf den Tod eines Jünglings, des Joh. Chriſt. Weckherlin, iſt ein Sohn ſeiner Mutter und zugleich der Buſenfreund dem, mit dem Geſchicke keck hadernden Dichter entriſſen; in der Kindesmörderin iſt der

Gegenstand zart genug behandelt, und die starke Empfindung ist der Gemüthslage Luisens angemessen. Ueber jene Elegie schrieb er an seinen Freund von Hoven: „Das kleine Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als zwanzig Jahre Praxis. Aber es ist ein Name wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sey mir Sünder gnädig!“ Zwischen diese aus tiefer Seele geschöpften Gebilde des Gedankens und Herzens flocht Schiller endlich manche ganz objectiv gehaltene Darstellungen ein. So ist das Glück und die Weisheit eine solche reine Erzählung, in welche er seine das Glück verachtende heroische Denkweise einkleidete; die Größe der Welt veranschaulicht uns durch einige große, kühne Züge die Unendlichkeit des Weltalls. So führt uns auch das Elysium und der Tartarus lebendige Bilder vor, und, zur Erde zurückkehrend, läßt der Dichter in dem Tableau: die Schlacht, die auf einander folgenden Momente der Schlacht sichtbar an uns vorübergehen, schildert uns dann nach seinem vielgelesenen Ovid die Pest in einem später unterdrückten Gedichte, in dem Flüchtling aber weiß er den überströmenden Schmerz und die unbefriedigte Sehnsucht in einem begränzten und gemäßigten Bilde zu fassen. Eberhard der Greiner ist eine Art Gleim'sches Kriegslied, welches den Kriegsleuten des tapfern und menschlichen Grafen Eberhard unter dem Kaiser Wenzel in den Mund gelegt ist, und in der allerdings unbedeutenden „lyrischen Operette“ Semele übte

er sich wenigstens zuerst im Versmaße der Jamben, so daß sie eine metrische Vorstudie für den Don Carlos wurde. Unter allen Schiller'schen Gedichten der Anthologie ist aber nur ein religiöses, nämlich eine später unterdrückte Hymne auf Gott, in Klopstock'scher Empfindungsweise und Manier. — Hierzu gehört noch das einzeln bei Metzler 1781 erschienene Gedicht, der Venuswagen, welches Schwab nicht mit Unrecht eine unförmliche Rhapsodie gegen die Wollust nennt, die einige schöne, selbst rührende Stellen, und eben so viele Spuren von Lüsternheit als Entrüstung enthalte. [1])

In allen diesen Gedichten offenbart sich ein ungebändigter Oppositionsgeist, und ein noch nicht geläutertes Gemüth. Sie haben alle Fehler des Geschmacks mit den Räubern gemein, aber die Versmaße sind sehr mannigfach, und in der Handhabung der Sprache zeigt sich schon einige Meisterschaft. Unerhört sind die Freiheiten, die sich Schiller im Reime erlaubte, welcher in der äußern Form überhaupt die schwächste Seite des schwäbischen Sängers blieb. Zwar nannte Schiller die Gedichte später (1803) „wilde Producte eines jugendlichen Dilettantismus"; [2]) aber mit demselben Namen würde er, dessen Kunstpoesie erst mit dem

[1]) Man findet jetzt diese Gedichte in meiner Nachlese zu Schiller's W., B. 1, S. 28 und S. 127 bis S. 209, und eine ausführliche Erörterung derselben in Viehoff's Commentar zu Schiller's Gedichten (Stuttg. Balz, 1839 u. 1840) B. 1, S. 30—223.

[2]) S. meine Nachlese zu Schiller's W. B. 4, S. 444.

Jahr 1795 begann, alle seine früheren Dichtungen, sicherlich seine drei ersten Dramen bezeichnet haben. Welchen hohen Werth er auf diese Jugendgesänge legte, hat er dadurch an den Tag gelegt, daß er deren größten Theil im Jahre 1802 mit außerordentlicher Sorgfalt für einen neuen Abdruck verbesserte, abkürzte und umbildete. Sogar an die Semele legte er damals (wie ich aus seinem Handexemplare ersehe) die umformende Hand. Mehrere dieser verbesserten oder umgestalteten Lieder, namentlich von der objectiven Gattung, sind so gut, daß sie Schiller's trefflichsten lyrischen Erzeugnissen beigezählt werden müssen. So sehr sie zum Theil ihrem Inhalt nach in die Räuber einschlagen, so werden wir sie doch nicht, wie Schwab will, „als Feilspäne" betrachten können, die dem cyclopischen Arbeiter unter Schärfung des geschmiedeten Donnerkeils, unter Dichtung der Räuber, von der schaffenden Hand stäubten." Es sind selbstständige Organismen, welche mit den Räubern nur durch die gleiche Abkunft verbunden sind. Am allerwenigsten aber wolle man das in ihnen sich kund gebende „Freiheitsgelüste" als etwas in Schiller nicht Ursprüngliches, sondern als etwas „Angelerntes" betrachten. Warum wäre dieses Freiheitsgelüst nicht eben so gut auch für die Räuber angelernt?

Bei Gelegenheit dieser literarischen Arbeiten bemerkt Petersen noch, daß Schiller im Jahre 1781 auch eine Unterhaltungszeitung, den Merkur, herausgab, was, wie der gelehrte Bibliothekar beifügt, Lessing, Gerstenberg und

Benjamin Franklin auch gethan hatten. Schiller bekam nur ein äußerst geringes Honorar, das Blatt enthielt aber beinahe nichts, als Schwänke und Schnurren, die er großentheils aus einer Frankfurter Flugschrift („der rothen Wage") und aus Cranzen's „Gallerie der Teufel", einem seiner Lieblingsbücher, nahm. Gedichte, sogar das auf des Herzogs Wiederkehr am 6. März 1781, [1]) ließ der Censor nicht durch, und da derselbe auch sonst aus den grillenhaftesten Bedenklichkeiten die Druckbewilligung verweigerte, so ging Schiller einmal zum Censor in's Haus, und stellte ihn heftig aufgebracht zur Rede. Der Streit endigte damit, daß Schiller'n die Thüre gewiesen, und ihm gedroht wurde, man werde ihn zur Treppe hinunterwerfen, wenn er nicht gehe.

Fünftes Capitel.

Reise nach Mannheim zur Aufführung der Räuber. Beginn des Fiesco. Württembergisches Repertoriums Hartes Verbot des Herzogs. Zweite Reise nach Mannheim; verfehlter Anschlag auf Dalberg; Arrest. Bedrängniß. Flucht.

Unter so vielfachen Beschäftigungen nahte der langersehnte Abend heran, wo die erste Vorstellung der umgearbeiteten Räuber in Mannheim stattfinden sollte, welcher er selbst beizuwohnen beschlossen hatte. Der Intendant Dalberg verschob diese Darstellung, um einige Tage, auf

[1]) Meine Nachlese zu Schillers W., Bd. 1, S. 28 f. und Bd. 3, S. 354.

den 13. Januar 1782, weil Schiller am 10. dieses Monats den Geburtsfestlichkeiten der Gräfin Franzisca in Stuttgart beiwohnen mußte. Es stand zu befürchten, daß ihm der Urlaub auch für eine spätere Zeit verweigert werden würde; denn dem jungen Arzte, dem das Gerücht vorwarf, „daß er sein eigentliches Fach, die Medicin, vernachlässige, und Komödiant zu werden trachte," war in einer herzoglichen Resolution angedeutet worden, „seinem Dienste gemäß überall sich zu betragen, und keineswegs, wie bisher, Anlaß zur Unzufriedenheit mit ihm zu geben, widrigenfalls er es sich selbst zuzuschreiben habe, wenn die Ergreifung unangenehmer Maßregeln nöthig werden würde." [1]) Er reis'te daher mit dem kunstsinnigen Petersen, ohne Urlaub von seinem Regimentschef zu nehmen, von Stuttgart ab.

Am 13. Januar 1782 las man an allen Straßenecken Mannheims den Theaterzettel: „Die Räuber, Trauerspiel in fieben Handlungen, für das Mannheimer Nationaltheater vom Verfasser, Herrn Schiller, neu bearbeitet" ꝛc. Angehängt ist eine von Dalberg zum Theil veränderte Proclamation Schiller's, worin er das Publicum über die sittliche Tendenz, die wirklich in dem Stücke liegt, zu verständigen sucht. [2]) Er hat ganz

1) So erzählt Schwab, S. 96, doch weiß ich nicht, nach welcher Quelle.

2) Diese Proclamation in meiner Nachlese zu Schiller, Bd. 4, S. 92.

Recht zu ſagen: „Der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne Unterricht aus dem Schauſpiele, daß die weiſe Hand der Vorſehung, auch den Böſewicht zum Werkzeug ihrer Plane zu benützen, und den verworrenſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen aufzulöſen weiß.“ In keinem Drama der erſten Periode iſt das höhere Walten des Schickſals und der Vorſehung in den menſchlichen Dingen ſo hervorgehoben, als in den Räubern.

Auch aus allen Nachbarſtädten waren Menſchen herbeigeeilt, um das in ſeiner Art ganz neue Schauſpiel von den berühmteſten Künſtlern Deutſchlands darſtellen zu ſehen. Dieſe waren beinahe alle aus der Schule Eckhof's, welcher große, beinahe allſeitige Schauſpieler, durch den Umgang Leſſing's erleuchtet, in Hamburg und ſpäter in Gotha eine neue Aera der deutſchen Schauſpielkunſt geſchaffen hatte, indem er die einfache, reine Wahrheit der Natur auf der Bühne einheimiſch zu machen ſuchte. Wegen der Länge des Stücks war der Anfang des Spiels präcis fünf Uhr angekündigt, aber ſchon in den erſten Nachmittagsſtunden war das Haus von Menſchen angefüllt. Nur Schiller ſelbſt hätte ſich beinahe zu ſpät eingefunden. Denn trotz der Eile — man ſollte es nicht glauben, wenn der mitreiſende Peterſen es in ſeinem Nachlaſſe nicht ſelbſt erzählte — beſchäftigte ihn in Schwetzingen ein ſchmuckes Kellermädchen ſo angenehm, daß die Weiterreiſe über Gebühr verzögert wurde.

Die drei ersten Aufzüge thaten die erwartete Wirkung nicht, die übrigen dagegen übertrafen auch die gespanntesten Anforderungen. Mit Rührung bezeichnete in späterer Zeit ein Freund die Stelle, wo Schiller unerkannt (denn nur Wenige wußten um das Geheimniß) im Theater stand, und in dem gelungenen Spiele stillentzückt sich der Schöpfung seines Genius erfreute. In einer, von Worms aus datirten, erdichteten Theatercorrespondenz schildert Schiller selbst den Eindruck, den die Vorstellung auf ihn gemacht.[1]) Er müsse erstaunen, welche unübersteiglich scheinenden Hindernisse Dalberg besiegt habe, um dem Publicum das Stück auftischen zu können. Alle Personen seyen neu gekleidet gewesen, zwei herrliche Decorationen für das Stück eigens gemacht worden, so daß die Unkosten dieser ersten Vorstellung hundert Ducaten betrugen. „Im Ganzen genommen that das Schauspiel die vortrefflichste Wirkung. Herr Böck, als Räuberhauptmann, erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler möglich war, immer auf der Folter des Affects gespannt zu liegen. Schade nur, daß Herr Böck für seine Rolle nicht Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht." Wie Schiller selbst war, muß man beifügen; Böck dagegen war von kleiner Figur. Dann fährt er in seinem Berichte, dem er eine Prophezeiung über Iffland beifügt, so fort: „Herr Iffland, der den Franz vorstellte, hat mir am vorzüg-

[1]) Meine Nachlese zu Schiller, Bd. 4, S. 119.

lichſten gefallen. Ihnen geſtehe ich es, dieſe Rolle, die gar nicht für die Bühne iſt, hatte ich ſchon für verloren gehalten, und nie bin ich ſo angenehm betrogen worden. Sie hätten ihn ſollen ſehen auf den Knieen liegen und beten, als um ihn ſchon die Gemächer des Schloſſes brannten. Wenn nur Herr Iffland ſeine Worte nicht ſo verſchlänge, und ſich nicht im Declamiren ſo überſtürzte. Deutſchland wird in dieſem jungen Manne — (Iffland war damals ſechs und zwanzig Jahr alt, von Körper etwas ſchmächtig, im Geſichte blaß und mager) — noch einen Meiſter finden. [1]) Herr Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Herr Meyer ſpielte den Hermann unverbeſſerlich, auch Koſinsky und Spiegelberg wurden ſehr gut getroffen. Madame Toscani gefiel, mir zum mindeſten, ungemein. Ich fürchtete Anfangs für dieſe Rolle, denn ſie iſt dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er ſchon von Haus aus durch den Dichter verdorben iſt. Wenn ich

[1]) Schiller würde wohl ſchwerlich mit Gervinus' Urtheil (Bd. 5. S. 145) übereinſtimmen: „Nichts war übler angebracht, als wenn die Schauſpieler ſeit Iffland den Charakter des „„ſpeculativen Böſewichts““ Franz zu ermäßigen ſuchten.“ Goethe (Bd. 9, S. 175 in 12.) ſagt ſelbſt, daß Schiller in ſpäterer Zeit von Iffland's Darſtellungen des Franz Moor mit Enthuſiasmus geſprochen habe. Und ſtellte ſich das erforderliche „Gleichgewicht“ der Charaktere nicht dadurch wieder her, wenn alle Charaktere des Schauſpiels in der Darſtellung ermäßigt würden?

Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll — dieses Stück ist dem unerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer. Ich hätte den Verfasser dabei gewünscht, er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zäh seyn. Mir kam es auch vor, es waren zu viel Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belasten. Man hätte drei Theaterstücke daraus machen können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan. Man spricht indeß Langes und Breites davon. Uebermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigstens ist dieß die beste Gewähr für den Geist des Verfassers."

Petersen mochte im Dichter diesen bewunderungswürdig unparteiischen Richterspruch über sein Werk veranlaßt haben, denn der Freund bewies ihm, von dieser Tragödie gelte das Gegentheil von dem, was man von gewissen französischen sage: bonnes à voir jouer, mais non à lire. In der That sind die gehaltreichsten und tiefsten Dramen Schiller's, außer den Räubern, Don Carlos und Wallenstein, ursprünglich nicht für das Theater geschrieben.

Nach beendigter Vorstellung speis'te Schiller mit seinem Reisegefährten in Gesellschaft aller Schauspieler, welche seine Räuber gegeben hatten. In dem Gespräch, fügt Petersen bei, war viel Erfreuliches und Erhebendes, aber auch viel leeres Kunstgeschwätz. Auch erhielt sein lyrisches Genie neuen Stoff und Schwung durch die Bekanntschaft

mit der weiblichen Welt: er lernte damals Schwan's Tochter Margaretha kennen. In Stuttgart wieder angekommen, wiederholte er in einem Briefe vom 17. Januar 1782 an Dalberg seine wärmsten Danksagungen. Er war in der freudigsten Stimmung und voller Entwürfe. „Beobachtet habe ich sehr Vieles," schrieb er seinem Gönner, „sehr Vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche an zählen." Seit dieser Reise wurden ihm seine medicinischen Geschäfte und die militairische Dienstregel, in die er sich fügen mußte, allmälig unerträglich.

Unter mehreren neuen dramatischen Stoffen hatte er sich längst für die Verschwörung des Fiesco entschieden, welche schon in der Carlsschule sein Interesse gefesselt hatte, wenn es auch unrichtig ist, daß er, wie Scharffenstein sagt, dieses Schauspiel schon halb fertig aus der Militairakademie brachte. In seiner medicinischen Probeschrift kommt die Stelle vor: „Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesco nicht fürchten zu dürfen glaubte." Schiller wurde auf dieses Sujet, welches der Grundidee der Räuber sehr nahe lag, wieder durch einen Ausspruch Rousseau's geführt, daß der Charakter des Fiesco einer der merkwürdigsten in der Geschichte sey. Da dieses Mal ein historisches Schauspiel verfaßt werden sollte, so suchte er sich aus der öffentlichen Bibliothek und sonst woher Bücher zu verschaffen, um sich über diese Geschichte,

ihre Zeit und ihren Schauplatz auf's Gründlichste zu belehren. Dann entwarf er sich nach seinem ordnenden Geiste einen trockenen Plan des Ganzen, nach Acten und Scenen, die er dann einzeln, ohne stätige Ordnung ausarbeitete, je nachdem Lust und Laune ihn anzog. Am 1. April 1782 zweifelte er, in einem Briefe an Dalberg, nicht, „daß er zu Ende dieses Jahres die Verschwörung von Genua vollendet sehen werde, woran er schon einen großen Theil vorausgearbeitet habe.“ Zu seinem Verdrusse hatte er gleichzeitig eine medicinische Abhandlung für die Carlsakademie auszuarbeiten, um den Doctorgrad zu erhalten.

Zugleich stiftete sich Schiller für seine Kunstansichten ein eigenes Organ. Da Haug's schwäbisches Magazin damals zu erscheinen aufhörte, so vereinigte er sich mit Abel und Petersen zur Herausgabe der neuen Vierteljahrsschrift: Württembergisches Repertorium für Literatur, von welcher aber nur drei Stücke erschienen. In ihr steht die schon häufig angeführte, durch Reife und Strenge des Urtheils sich auszeichnende Selbstrecension der Räuber nach der gedruckten Mannheimer Theaterausgabe.[1]) Dagegen scheinen zwei andere Aufsätze und eine Erzählung im Repertorium minder bedeutend, ungeachtet Körner dieselben mit einigen Auslassungen in Schiller's Werke aufnahm. In der Abhandlung: Ueber das gegenwärtige deutsche

[1]) Jetzt abgedruckt in meiner Nachlese zu Schiller, Bd. 4, S. 96 ff.

Theater,[1]) wird nachgewieſen, welche Nachtheile dieſer Anſtalt durch ein gemeines Publicum, ſchlechte Dichter und handwerksmäßige Schauſpieler erwachſen. Die Darſtellung: Spaziergang unter den Linden,[2]) in welcher der ſchwermüthige Wollmar und der lebensfrohe Edwin einander als Freunde gegenüber geſtellt ſind, iſt ein Nachklang der Melancholie an Laura, alſo aus dem Herzen, nicht aus dem Kunſtintereſſe des Verfaſſers geſchöpft. Eine großmüthige Handlung aus der neuen Geſchichte[3]) endlich erzählt eine wahre Begebenheit, die Schiller wohl von ſeinem Akademiefreunde, Wilhelm von Wolzogen, gehört hatte. Der jüngere Baron von Wurmb ging freiwillig nach Batavia, um der Verbindung ſeines ältern Bruders mit einem auch von ihm heißgeliebten Fräulein nicht im Wege zu ſtehen. Seltſame Fügung des Schickſals! Die Schweſter dieſer Brüder ſollte — Schiller's Schwiegermutter werden. Hierzu kommen noch ſechs, erſt neulich wieder ans Licht gezogene, ſehr merkwürdige, anonyme Recenſionen.[4]) Es ſind meiſt hingeworfene, witzige, kecke Gedanken eines jungen Mannes von großem Selbſtgefühle, doch nicht ohne

1) Schiller's Werke Bd. 10, S. 49 ff., und meine Nachleſe Bd. 4, S. 127 f.

2) Schiller's Werke Bd. 10, S. 58 ff., und meine Nachleſe Bd. 4, S. 128 ff.

3) Schiller's Werke Bd. 10, S. 64 ff.

4) Siehe meine Nachleſe zu Schiller, Bd. 4, S. 131 bis 142.

Gerechtigkeit und Anerkennung. Von Stäudlin's Musenalmanach z. B. heißt es, er sey immerhin nicht der schlechteste in Deutschland, und die besseren Gedichte, unter diesen sogar eines vom Herausgeber, werden hervorgehoben. [1]) Hierdurch ist die Nachricht Scharffenstein's, daß Schiller durch seine Anthologie jenen Musenalmanach habe zermalmen wollen, durch die That widerlegt; von seinem Zwiste mit Stäudlin sagt er: „mir mißfällt diese beiderseits läppische Zänkerei.“ [2]) Am merkwürdigsten aber ist die Beurtheilung der Anthologie selbst, aus welchem Aufsatz wir oben schon einige Aussprüche mitgetheilt haben. Der Recensent fügt bei: „Viele Stellen sind von edelm Freiheitsgeiste belebt, und feile Lobreden findet man nicht. Eine strengere Feile wäre

---

1) Schwab (S. 111) sagt: Schiller habe in seinem Repertorium, wie gleichzeitig in der Anthologie, literarische Feindschaft auf eine nicht ganz ungehässige Weise geübt. „So scheute er sich z. B. nicht, einen seiner edelsten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweisung Rache nehmend, auf eine hämische und ungutmüthige Weise in einer literarischen Beurtheilung zu verletzen.“ Ich weiß nicht, worauf diese Anklage geht, die in der That schwerer ist, als eine offene und bewiesene.

2) Daß Stäudlin sich durch Schiller nicht verletzt fühlte, geht daraus hervor, daß er später (1793) mit ihm in Briefwechsel stand, ihn „verehrungswürdiger Freund“ nannte, ihm seinen Musenalmanach schickte, ihm Hölderlin zur Empfehlung als Hauslehrer vorschlug ꝛc.

indeß durchaus nöthig gewesen, und überhaupt unter den Gedichten selbst eine strengere Wahl. Möchten sich doch unsere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstandes nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung ist" ꝛc. In solchen Worten wird man unmöglich, mit Schwab, Eigenliebe, Selbstgefälligkeit finden, die sich unter der Maske der Unparteilichkeit verberge, und man kann überhaupt diese Selbstkritiken durchaus nicht von dem Bestreben ableiten, „von sich, als einer literarischen Person, reden zu machen." Schon eine oben angeführte Stelle Abel's widerstreitet dieser Meinung. Schiller hatte zeitlebens das Bedürfniß über seine Arbeiten zu sprechen, um sich über den Werth derselben aufzuklären, und diese Selbstrecensionen sind nichts anderes, als die Resultate solcher Unterredungen mit seinen Freunden. Wenn es auch, wie Schwab sagt, in Sachen der Poesie etwas ganz Anderes ist um's Wissen, als um's Können, so fühlte Schiller es frühe, daß er nur durch das Wissen zum höchsten Grad des Könnens gelangen könne. Dieser wissenschaftliche Trieb aber, sich über fertige oder vorgeworfene Gedichte auszusprechen, gleichviel, ob im Privatgespräche oder vor dem Publicum, und die Ansichten seiner Freunde, jetzt Abel's, Petersen's, später Körner's, Humboldt's, Goethe's, einzuholen, ist zugleich ein schöner Zug seines süddeutschen Charakters.

Schiller konnte Nichts in ſich verſchließen, er war ein Mann der Oeffentlichkeit. Und wenn Goethe mit ſeinen Jugendproducten, wie er ſelbſt erzählt, immer ganz zufrieden war, ſo hatte Schiller an den ſeinigen mehr zu tadeln, als zu loben: Goethe ließ ſich zum Dichter werden, Schiller machte ſich zum Dichter.

Die Räuber hatten mittlerweile eine ungeheure Senſation gemacht. Schon im Februar 1782 waren die achthundert Exemplare der erſten Auflage vergriffen, und es wurde die zweite mit dem Namen des Verfaſſers veranſtaltet. Auf unreife Knaben und Jünglinge, erzählt Böttiger, wirkten ſie wie ein Abſud von Tollwurzel, und in einer großen Handelsſtadt entſtand eine Verſchwörung von Knaben, die ſich die Räuber zu einem Kreuz- und Querzuge in den Böhmerwald zum Vorbild nahmen. Räuberdramen und Banditenromane überſchwemmten bald unſere Literatur, und die Polizei ſah ſich an manchen Orten bewogen, die fernere Aufführung der Räuber zu unterſagen.

Beſonders aber war der Eindruck unbeſchreiblich, den dieſe gigantiſche Erſtgeburt eines Zöglings der Carlsſchule in dem harmloſen, unſchuldigen Stuttgart hervorbrachte, wo man Bürger's Gedichte und Wieland's Erzählungen für das Aeußerſte hielt, was die Poeſie ſich in ſittlicher Beziehung erlauben dürfe; und dieſer Eindruck konnte durch die bald darauf erſchienene Anthologie nur verſtärkt werden. Wenigſtens ſchien er ſich in dem Gedichte: An

die schlimmen Monarchen, als einen excentrischen Kopf zu bezeichnen. Mehrere Stellen der Räuber konnten auf den Herzog und seine nächste Umgebung ohne Mühe gedeutet werden. Der Herzog, welcher ganz von dem Selbstgefühle seiner fürstlichen Eigenmacht erfüllt war, und als unbedingter Verehrer der poetischen Schule der Franzosen wohl feinen, scharfen Verstand, aber keinen Geschmack hatte, fand in den Räubern nur revolutionaire Auswüchse und ästhetische Eruditäten. Dieses sittlich-poetische Ungeheuer war ihm um so mehr ein Greuel, da dessen Verfasser sein eigenes Geschöpf war, und es wurde ihm bei Schiller's wachsendem Ruhme ganz unheimlich. Er ließ ihn (wenigstens erzählt dieß Frau von Wolzogen) vor sich kommen, warnte ihn auf väterliche Weise vor Verstößen gegen den bessern Geschmack, und verlangte, daß er ihm seine poetischen Producte vor ihrem Drucke zeigen sollte. Dieß war ihm unmöglich, und seine Weigerung wurde natürlich nicht gut aufgenommen.

Ein unangenehmer Vorfall schnitt das Band der Anhänglichkeit und Dankbarkeit ganz entzwei. In den Räubern (Act 2, Scene 3) befand sich nach den Worten Spiegelberg's: „Auch gehört dazu noch ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses Spitzbuben-Klima", in den beiden ersten Ausgaben noch der nachher unterdrückte Zusatz: „und da rath' ich Dir, reis' Du in's Graubündtner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner." Bei dieser (bisher immer schief gedeuteten) Stelle hatte der Dichter, wie

Peterſen ſagt, nichts Arges im Sinne; „ſie bezog ſich gar nicht auf den Canton, ſondern nur auf einen einzelnen Mann“ — und daß dieſer ein verhaßter Aufſeher der Akademie war, wiſſen wir ſchon von Abel. Ein Bündtner fand ſich aber durch dieſe Invective auf ſein Vaterland ſo beleidigt, daß er eine Beſchwerde hierüber im Hamburg'ſchen Correſpondenten erhob. Nun wird erzählt, daß der Garteninſpector Walter (Verfaſſer eines noch jetzt ſehr verbreiteten Gartenbuchs), ſey es aus perſönlicher Feindſchaft gegen Schiller, ſey es um ſich durch Angeberei das Bürgerrecht in Graubündten zu erwerben, dem Herzoge jenes Zeitungsblatt vorgelegt und ihn zu dem entſcheidenden Schritte gegen Schiller angereizt habe.[1]) Peterſen ſagt nur, daß Schiller deßwegen (nach dem Zuſammenhange im Manuſcript zu urtheilen, von einigen rachſüchtigen Schweizern

---

1) Dieſes müßte richtig ſeyn, wenn ein von H. Döring (Schiller's Leben, S. 56) aus J. M. Armbruſter's ſchwäbiſchem Magazin (Kempten, 1785, B. 1, S. 225 bis 228) mitgetheilter Briefauszug an den Verfaſſer jenes Artikels im Hamburg'ſchen Correſpondenten, worin Walter ſich in fehlerhafter Sprache jener Anklage rühmt, wirklich ächt iſt. Die Stelle aus dem Briefe des Walter heißt, wie folgt: „Ich hatte nicht ſobald Ihre Apologie von Bündten geleſen, ſo machte ich ſogleich Anſtalt, daß es auch mein Souverain bekam. Dieſer verabſcheut das Betragen ſehr, ließ ſolchen vor ſich rufen, wäſchte ſolchen über die Maßen, bedeutete ihm bei der größten Ungnade, niemals, weder Komödien noch ſonſt was zu ſchreiben, ſondern bei ſeiner Medicin zu bleiben.“

oder auf deren Antrieb) förmlich verklagt worden sey, er nennt aber den Namen des Anklägers nicht. Dagegen schreibt er, daß im Jahre 1781, was sehr selten sey, zwei Doctoren (der eine heißt Wredow, der Name des andern ist im Manuscript unleserlich) das Graubündtische Bürgerrecht erlangten, weil sie die Nation gegen den Schiller'schen Ausfall vertheidigt hätten. Endlich sagt Abel: „daß der damalige Garteninspector Walter mit im Spiele gewesen, wie im schwäbischen Museum erzählt wird, habe ich nie gehört." Wie dem auch sey, Herzog Carl, der für Dichterwerth gar keinen Sinn hatte, dem an Erhaltung seines Schweizerviehes für seine Hohenheimer Ställe mehr gelegen war, als an Erhaltung des Poeten für sein Herzogthum, ließ Schiller'n sogleich auf seinen Landsitz Hohenheim zu sich kommen, fuhr ihn auf das heftigste an, schalt ihn auf das derbste aus, und schloß mit den Worten: „Ich sage, bei Strafe der Cassation schreibt Er keine Komödien mehr." Petersen, dem ich dieß wörtlich nacherzähle, setzt ausdrücklich hinzu, dieses seyen die Worte des Herzogs gewesen. Aber aus Schiller's eigener spätern öffentlichen Angabe erhellt, daß der Herzog ihm auch mit der Strafe der Festung drohte, wenn er in Zukunft etwas Poetisches schriebe, und dieses letztere Wort war es, welches, im Andenken an die schrecklichen Einkerkerungen von Schubart, Rieger und Johann Jacob von Moser, auf Schiller den angstvollsten Eindruck machen mußte. Mit dieser Sorge kehrte Schiller nach Stuttgart zurück, und unmittelbar

nach seiner Ankunft ging er in den von ihm und den Freunden gewöhnlich besuchten Garten im Ochsen, und kegelte, anscheinend gelassen, ja heiter. Aber sein Inneres war tief bestürmt. [1]) Er benahm sich übrigens bei dem Gewitter, welches sich über seinem Haupte zusammengezogen hatte, sehr gefaßt. Statt sich in unnütze Klagen zu verlieren, arbeitete er nur um so eifriger an seinem Fiesco und schrieb, um sich zu zerstreuen, in gutmüthigem Humor ohne eine Spur von Bitterkeit, die oben dargelegten Recensionen für das Repertorium.

Mittlerweile waren die Räuber in Mannheim, unter sich stets gleich bleibendem Zulaufe, wiederholt aufgeführt worden, und einige Freunde und Freundinnen des Dichters brannten vor Begierde, einer Darstellung des Schauspiels beizuwohnen. Sie gingen Schiller'n an, um diese zu befriedigen mit ihnen nach Mannheim zu reisen. Dieser ließ sich um so leichter bereit finden, weil er noch einen zweiten, viel wichtigern Zweck mit dieser Reise verbinden konnte. Er fühlte, daß in Württemberg nicht länger seines Bleibens seyn könne; da ihn aber der Herzog unentgeldlich hatte erziehen lassen, so war er zu dessen Dienst verpflichtet, und er konnte nicht, aus eigenem Antriebe, ohne Erlaubniß des Herzogs, austreten. Seinen Abschied sollte ihm nun der einflußreiche Beschützer in Mannheim vom Landesherrn erwirken, und seiner Muse in der Pfalz eine Freistät

---

[1]) Wörtlich nach Petersen.

gewähren. Darum Dalbergen persönlich zu bitten, war der eigentliche Zweck dieser zweiten Reise nach Mannheim, welchen er aber seinem Gönner in einem vorausgeschickten Briefe, vom 24. Mai 1782, zu nennen sich hütete. Er sagt darin nur, daß er morgen mit einigen Freunden und Damen nach Mannheim abreisen werde, und daß er sehnlichst wünsche, daß bis zum 28. dieses Monats, wo er in der Nacht die Rückreise wieder antreten müsse, die Räuber aufgeführt würden. [1]) „Ich muß gestehen", setzte er hinzu, „daß ich mich auf die erste Vorstellung nicht mehr gefreut habe, als froh ich jetzt die zweite erwarte." In der That wäre dieser eine Beweggrund zu dem Ausfluge schon entscheidend gewesen. Die Reise wurde durch eine kurze Abwesenheit des Herzogs von Stuttgart unterstützt, bei dem Schiller daher abermals nicht um Urlaub einkam; er reiste aber, nach Abel's Zeugniß, mit dem Wissen und Willen seines Obersten, wie auch vermuthlich das erste Mal. Die Frau von Wolzogen und die Hauptmann „Vischerin" waren, nach einem Briefe an von Hoven, seine Reisegefährtinnen, den er, als fünfte Person, einladet.

Er genoß im Mannheimer Theater der höchsten Seligkeit

---

1) Die Versicherungen im Briefe an Dalberg, S. 38 ff.: „Da das nun der Hauptzweck unserer Reise ist" — „denn ich reise doch nur deßwegen" — verdecken nur den wirklichen Hauptzweck, und aus S. 41 und 43 sieht man, daß Schiller bei Dalberg die Sache mündlich betrieb.

in vollen Zügen, aber von Dalberg erhielt der stürmische Jüngling keine feste Zusage. Er kam mißmuthig und niedergeschlagen wieder in seiner Vaterstadt an, um so mehr, da er die damals weit verbreitete Grippe oder Influenza nach Haus mitbrachte, welche ihn bis in den Juni hinein zu aller Arbeit unfähig machte. Am 4. Juni 1782 schrieb er an Dalberg: „Noch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mich, durch einen höchst widrigen Contrast meines Vaterlandes mit Mannheim, schon so weit verleitet hat, daß mir Stuttgart und alle schwäbische Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald Niemand seyn, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch selbst Gefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur eine Aussicht. Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflichster Mann?" Er wiederholt nun auf's Dringendste seine schon mündlich gethane Bitte, durch ein Schreiben an den Herzog seine Entlassung zu bewirken. „Könnten Ew. Excellenz", sagt er, „in das Innere meines Gemüthes sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden, ja, ich weiß gewiß, Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann." In einem, diesem Schreiben beigelegten, Promemoria gibt er dann die Gründe an, durch welche Dalberg sein Gesuch

um Schiller's Entlaſſung aus dem herzoglichen Staatsdienſte unterſtützen möchte. Der erſte Grund iſt naiv genug: „Ew. Excellenz würden den Herzog ungemein von der Seite kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen meiner ſchreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in ſeiner Akademie Erzogenen halten, und daß alſo durch dieſe Vocation ſeiner Erziehungsanſtalt quaſi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Producte von entſchiedenen Kennern geſchätzt und geſucht. Dieſes iſt der Passe-partout beim Herzoge.“ Sein Antrag ging dahin, daß er an dem National-Theater zu Mannheim vorerſt auf eine beliebige Friſt eine Anſtellung erhielte.

Was den Baron von Dalberg abhielt, in des Bedrängten Bitte einzugehen, iſt unbekannt: vielleicht ſtellten ſich äußere Hinderniſſe dar, ihn als Theaterdichter anzuſtellen und zu beſolden, vielleicht trug er Bedenken, ſich mit einem jungen Manne von ſo wenig Charakterfeſtigkeit und Lebenserfahrung in eine Verbindung einzulaſſen. Schiller erhielt zwar eine „gnädige“ Antwort, aber kein beſtimmtes Verſprechen. Bald aber empfand er die Ungnade ſeines Fürſten von Neuem auf eine ſo empfindliche Weiſe, daß ſich ein Welt- und Hofmann, wie Dalberg, nicht verſucht fühlen konnte, den erzürnten Herzog jetzt noch um eine Begünſtigung ſeines Dieners anzugehen.

Die Freundinnen hatten es nicht verſchweigen können, daß ſie die Räuber in Gegenwart ihres Verfaſſers hatten

aufführen ſehen. Unter dem Siegel des Geheimniſſes erfuhr es die ganze Stadt, erfuhr es endlich auch der Herzog. Dieſer wurde in hohem Grade über die Vermeſſenheit des Regimentsmedicus aufgebracht, der es ſich herausgenommen, ohne Urlaub auf mehrere Tage in's Ausland zu verreiſen, und ſeinen Lazarethdienſt zu verſäumen. Nach Abel's ausdrücklicher Bemerkung nahm man in Stuttgart als wahrſcheinlich an, daß der Herzog auf Schiller deßwegen ſo ſehr zürne, weil dieſer, um ſeinen Oberſten zu ſchonen, durchaus nicht habe eingeſtehen wollen, daß die Reiſe mit deſſen Wiſſen und Willen unternommen worden ſey. Carl ließ nämlich den Dichter abermals vor ſich kommen, gab ihm die ſtrengſten Verweiſe, fügte dem frühern Befehle, nichts Poetiſches drucken zu laſſen, das neue Verbot bei, ſich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten, und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, ſeinen Degen abzugeben, und dort vierzehn Tage im Arreſt zu bleiben. [1])

---

[1]) Das Verbot, mit dem Auslande zu verkehren, habe ich gegen Streicher, aber mit Peterſen nicht ſchon in die erſte Vorladung verlegt. Peterſen ſpricht in ſeiner hier ſchon ganz lückenhaften Materialienſammlung nur von der erſten — und Abel nur von der zweiten Vorladung, welcher er den Beweggrund der erſten fälſchlich unterſchiebt. Der zweiten Unterredung mit dem Herzoge erwähnt Schiller ſelbſt gegen Dalberg (S. 45), und warum er von der erſten gegen Dalberg ſchweigt, hat ſeinen guten Grund, wenn man die Sache ſo anſieht, wie ich ſie im Texte darſtellen mußte.

Dieſer Arreſt fällt ſpäteſtens vom Anfange bis in die Mitte Juli 1782. Am 15. Juli dieſes Jahres benachrichtigte Schiller ſeinen Patron in Mannheim von der erlittenen Strafe, und bat ihn inſtändig, wenn er Etwas für ihn thun wolle, ſeine Schritte zu beſchleunigen, indem er zuerſt den Gedanken andeutete, ſich durch die Flucht zu retten. „Warum ich möglichſte Beſchleunigung der Hülfe jetzt doppelt wünſche", ſpricht er, „hat eine Urſache, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Dieſe einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß ſagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Ausſicht mehr da iſt, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen ſeyn, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben." Die Feſtungsſtrafe beſonders, ſey es nun, daß ſie ihm der Herzog bei ſeiner erſten, oder, was leicht möglich iſt, erſt jetzt bei ſeiner zweiten Unterredung androhte, ſchwebte wie ein Schreckbild vor ſeinen Augen. Sein Freund Zumſteeg (wenn die Nachricht gegründet iſt)[1] beſtärkte ihn in ſeinen Befürchtungen, indem er, welcher als Tonkünſtler in den erſten Familien der Stadt eingeführt war, ihn von der Gefahr unterrichtete, welche ihm drohe. „Ich muß eilen," ſchrieb Schiller damals,[2] „daß ich von hier wegkomme, man möchte mir am Ende gar

1) Bei Schwab S. 103.

2) Woher aber Döring S. 54 dieſen Bericht hat, weiß ich nicht.

in Hohenasperg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Logis anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, der ich bedürfen soll. Es kann seyn, daß man mich in Hohenasperg anders bilden würde; allein man lasse mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern in geringerm, aber mir wohlgefälligerm Grade besitzen will — denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen und der Zwang verachtenden Freiheit."

Zu dem peinlichen Gedränge, in welchem sich Schiller befand, kamen auch das Verhältniß zur „Laura", und seine bedeutenden Schulden. Letztere hatten sich, nach Streicher, durch den Selbstverlag der Anthologie bis zweihundert Gulden vermehrt — nach Petersen's glaubwürdigerm Zeugnisse betrug ihre Summe sogar sechshundert Gulden. Es kam dazu, daß sein Vater nach dem Grundgesetze der Militairakademie für seinen Sohn einen Revers hatte ausstellen müssen, daß er sich gänzlich den Diensten des Württembergischen Hauses widmen, und ohne erhaltene gnädigste Erlaubniß nicht aus denselben treten werde; auch fühlte sich Schiller durch langjährige Wohlthaten und vielfaches Wohlwollen dem Herzoge zu Dank verpflichtet, welcher leicht seinen Zorn auf seine Aeltern fallen lassen konnte.

Schiller traf mit einer an Angst grenzenden Vorsicht, wie Petersen sagt, die Anstalten zur heimlichen Flucht. Zum Glück hatte er seit dem Erscheinen seiner Räuber an dem Musikus Andreas Streicher, einem geborenen Stuttgarter,

welcher nur zwei Jahre jünger war, als er selbst, den wärmsten Verehrer gefunden, in dessen kindliche Seele er jetzt alle seine Leiden und Plane ausschüttete. Seine einnehmende Bescheidenheit, die ganze liebenswürdige Persönlichkeit, die nirgends etwas Scharfes oder Abstoßendes durchblicken ließ, bezauberte Streichern von der ersten Stunde der Bekanntschaft um so mehr, als er in dem Dichter der Räuber einen ganz andern Menschen erwartet hatte. Schiller's unglückliche Lage war bei ihren täglichen Zusammenkünften der unerschöpfliche Gegenstand der Gespräche. Streicher billigte Schiller's Vorhaben, und bot sich selbst zu seinem Reisegefährten an; seine auf das nächste Frühjahr festgesetzte Reise nach Hamburg zu dem berühmten Bach wollte er, dem Freunde zu Liebe, schon jetzt antreten, und den Weg über Mannheim nehmen. Nur seine älteste Schwester machte Schiller mit seinem Entschlusse bekannt, durch welche später auch die Mutter in das Geheimniß gezogen wurde.[1]) Dem Vater mußte die Sache schon deßwegen verborgen bleiben, daß er im schlimmsten Falle sein Ehrenwort geben konnte, von dem Vorhaben seines Sohnes nichts gewußt zu haben.

Als der Entschluß zur Flucht unwiderruflich fest stand, kehrte auch seine gewöhnliche Heiterkeit zurück, welche in der letzten Zeit einer trüben Laune und oft menschenfeindlichen

---

1) Nach Petersen wußte auch die Mutter nichts von seinem Vorsatze.

Stimmung gewichen war. Er konnte ſich jetzt wieder ſeinem Fiesco widmen, auf welchen er ſein nächſtes Glück baute, und er zog ſich um ſo ungeſtörter ganz auf dieſe Arbeit zurück, je mehr die Aufmerkſamkeit aller Welt auf die bevorſtehenden großen Feſtlichkeiten gerichtet war. In Stuttgart und in der ganzen Umgegend wurden die größten Vorbereitungen zum feierlichen Empfange des Großfürſten von Rußland, nachmaligen Kaiſers Paul, und ſeiner ſchönen jungen Gemahlin, Sophia von Württemberg, der Nichte des Herzogs, getroffen. Die meiſten benachbarten Fürſten und eine außerordentliche Menge anderer Fremden ſtrömten, um die Feſtlichkeiten des prachtliebenden Herzogs Carl zu bewundern, in der Hauptſtadt zuſammen, wo die hohen Reiſenden in der erſten Hälfte des Septembers 1782 eintrafen. Unter den angekommenen Fremden war auch Dalberg, und die Gattin des Regiſſeurs Meier, welche von Stuttgart gebürtig war. Schiller machte dem Baron ſeine Aufwartung, und ſah auch die Frau Meier öfters, ohne ſein Geheimniß zu verrathen. Er wollte durch keine unnütze Bedenklichkeiten beläſtigt ſeyn, und fürchtete, die Ausführung ſeines Planes durch Mittheilung zu vereiteln. Noch einmal ging er, mit Streicher und Frau Meier, nach der Solitude, um die Seinigen zum letzten Male zu ſehen, und um ſeine Mutter zu beruhigen. Der Weg durch die lachendſte Gegend wurde zu Fuß gemacht, und das Geſpräch bewegte ſich, jedoch nur im Allgemeinen, um die Mannheimer Theaterverhältniſſe. Die Mutter empfing ihren

Eingeborenen tief ergriffen, ihrem bewegten Herzen versagte die Sprache. Der Vater zählte die Festlichkeiten auf, welche auf der Solitude stattfinden sollten. Endlich entfernten sich Mutter und Sohn, und Letzterer kam nach einer Stunde allein, mit feuchten, gerötheten Augen, zur Gesellschaft zurück. Erst auf dem Rückwege nach Stuttgart konnte er durch die gesprächige Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

In den nächsten Tagen sollte den hohen Gästen zu Ehren eine große Hirschjagd bei der Solitude seyn. Aus allen Jagdrevieren des Landes hatte man eine Anzahl von sechstausend Hirschen in einem nahe bei diesem Lustschlosse befindlichen Walde zusammengetrieben; Bauern mußten Tag und Nacht den Wald umzingelt halten, um die edlen Thiere am Durchbrechen zu verhindern, welche bestimmt waren, eine steile Anhöhe hinaufgejagt und dann gezwungen zu werden, sich in einen See zu stürzen, in welchem sie in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Jagdhause nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten. In der Nacht, welche auf dieses raffinirte Mordvergnügen folgte, sollte aber eine allgemeine prachtvolle Beleuchtung der Solitude stattfinden, und in dieselbe Nacht legten die Freunde ihre Abreise, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatten, daß in derselben das Grenadierregiment nicht die Wache habe, daß also zu vermuthen war, das Stadtthor werde von, unsern Schiller nicht kennenden, Soldaten besetzt seyn. Die Nacht vorher verbrachte er bei seinem Freunde Scharffenstein auf

der Wache; dieſer nennt ſie eine ihm unvergeßliche, dem Gefühle ganz ausſchließlich geweihte Nacht. „Es war für Schiller's gerührte Seele das Tröſtendſte, Genügendſte," fügt Scharffenſtein hinzu," mir ſeinen mir damals noch unbekannten Freund Lempp zu vermachen, von dem er mit einer Art von Cultus ſprach."

Der Verabredung gemäß ſollte am andern Tage um zehn Uhr Vormittags Alles bereit ſeyn, was aus der Wohnung Schiller's noch in das Haus Streicher's zu bringen war, von wo man abfahren wollte. Als dieſer ſich aber mit der Minute eingefunden hatte, war noch nichts in Ordnung. Dem Dichter waren, nach ſeiner Zurückkunft vom Lazareth, beim Einpacken Klopſtock's Oden in die Hände gefallen, von denen eine ſchon längſt bewunderte ihn beim Durchblättern ſo aufregte, daß er ſich ſogleich hinſetzte, um ein Gegenſtück zu dichten, indem er Abreiſe und Alles vergaß. So ſehr auch der Freund zur Eile drängte, ſo mußte er doch vorher die Ode und das friſch gedichtete Gegenſtück anhören. Erſt um Mittag war Alles in Ordnung. Abends neun Uhr kam Schiller in Streicher's Wohnung, mit einem Paar alter Piſtolen unter ſeinem Civilkleide. Seine ganze Baarſchaft betrug drei und zwanzig Gulden, und nicht viel mehr hatte Streicher für den Augenblick von ſeiner unvermögenden Mutter erhalten können. Um zehn Uhr Nachts beſtiegen die Freunde den Wagen, der mit zwei Coffern und einem kleinen Clavier für den Tonkünſtler bepackt war. Es war, nach

Peterſen, in der Nacht vom 22. bis 23. September 1782.[1]) Der Wagen fuhr zu dem Eßlinger Thore hinaus, wo es am dunkelſten war, und ein bewährter Freund als Lieutenant die Wache hielt. Schiller gab ſich bei dem Unterofficier am Thore für Doctor Ritter, Streicher für Doctor Wolf aus, beide nach Eßlingen reiſend. Um die Ludwigsburger Straße zu gewinnen, mußte die Stadt auf Umwegen links hin umfahren werden. Zwiſchen beiden Freunden wurden nur wenige Worte gewechſelt. Als die erſte Anhöhe hinter ihnen lag, glaubten ſie einer großen Gefahr entronnen zu ſeyn. Gegen Mitternacht war zu ihrer Linken der ganze Himmel hoch geröthet, und als der Wagen in einer Entfernung von anderthalb Stunden an der Solitude vorbeikam, glänzte ihnen das hochliegende Schloß mit allen ſeinen Nebengebäuden in einem herrlichen Feuerglanze entgegen. Schiller konnte bei der reinen Luft ſeinem Freunde den Punkt zeigen, wo ſeine Eltern wohnten, aber alsbald von kindlicher Rührung ergriffen, fiel er mit einem halbunterdrückten Seufzer und dem Ausrufe: O, meine Mutter! auf ſeinen Sitz zurück.

---

[1]) Streicher gibt den 17. September an.

Sechstes Capitel.

Ankunft in Mannheim. Bittschrift an den Herzog. Verunglückte Vorlesung des Fiesco. Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt. Grundzüge von Cabale und Liebe. Abschlägige Antwort Dalberg's. Rückreise über Worms nach Oggersheim. Aufenthalt in Oggersheim. Furcht vor Verhaftung. Auch der umgearbeitete Fiesco abgewiesen. Druck des Fiesco. Aufbruch nach Bauerbach.

Nachts gegen zwei Uhr hatten die Freunde die Station Enzweihingen erreicht. Während sie auf den bestellten Kaffee warteten, zog Schiller ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, und las seinem Gefährten unter Anderm die „Fürstengruft" vor, welche der unglückliche Gefangene, wie gesagt wird, mit einer Beinkleiderschnalle in die nasse Wand seines Kerkers eingegraben hatte. [1]) Als die Reisenden um acht Uhr Morgens den kurpfälzischen Boden betraten, schien alles Elend überstanden zu seyn, und er gelobte es auf's Heiligste, sich dem bisher erduldeten harten Zwange nicht mehr zu unterwerfen. „Sehen Sie," rief er seinem Freunde erheitert zu, „sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß ange-

---

1) Wäre die Schiller'sche „Fürstengruft" das Original der Schubart'schen (siehe oben S. 65), so könnte diese letztere nicht „in den ersten Monaten der engen Gefangenschaft Schubart's," also schon 1778 gedichtet seyn, und Schiller würde jetzt diese Nachahmung nicht bewundernd vorlesen.

ſtrichen ſind! Eben ſo freundlich iſt auch der Geiſt der Regierung.“ Dieſe Bemerkung führte ein lebhaftes politiſches Geſpräch herbei, welches den Weg nach Bretten verkürzte. Hier wurde der Stuttgarter Kutſcher zurückgeſchickt, und nach dem Mittagseſſen mit der Poſt über Waghäuſel nach Schwetzingen gefahren, wo übernachtet werden mußte, weil man die Thore Mannheims, damals noch einer Feſtung, vor dem Eintritte der Dunkelheit, nicht mehr erreichen konnte.

Am andern Morgen waren die Reiſenden ſchon in der Frühe beſchäftigt, die beſten Kleidungsſtücke aus den Coffern hervorzuholen, um in Mannheim nicht allzu dürftig aufzutreten. Schiller war auch bei ſchmalem Beutel voller Hoffnung. Er traute auf ſeinen, beinahe vollendeten Fiesco, der ihm ſicherlich einen reichlichen Gewinn von der Mannheimer Theaterdirection, wie vom Buchhändler, eintragen werde.

Der Theaterregiſſeur Meier, bei welchem die Freunde abſtiegen, ſtaunte, als er vernahm, daß der junge Mann, welchen er ſich in Geſellſchaft ſeiner Frau bei den Feſtlichkeiten in Stuttgart gedacht, als Flüchtling vor ihm ſtehe. Meier miethete den Fremden in der Nachbarſchaft eine Wohnung, lud ſie zum Mittagseſſen ein, und bewog Schiller'n, noch heute eine Vorſtellung an den Herzog abzuſenden, worin er um ſeine Verzeihung nachſuchte. Hier weichen die Nachrichten von einander ab. Peterſen ſagt, es ſeyen ſeinem Schritte Bedenklichkeiten, wo nicht Reue

gefolgt, und ſo habe er ſich in einem etwas derben Schreiben an den Herzog gewandt und ihm die Bedingungen kund gethan, unter welchen er wieder in herzogliche Dienſte treten wolle. Merkwürdiger Weiſe ſey unter dieſen Bedingungen auch dieſe geweſen, daß er den Feldſchererrock nicht mehr tragen müſſe. Streicher dagegen erzählt, es habe von vorn herein in Schiller's Plane gelegen, den Herzog von Mannheim aus zu bitten, ſein hartes Verbot zurückzunehmen, in welchem Falle er wieder nach Württemberg zurückkehren wolle — und Meier habe ihn jetzt in dieſem ſeinem Vorſatze, ſich mit dem Herzoge zu verſöhnen, nur beſtärkt. Schiller, als ehemals begünſtigter Zögling der Militairſchule, habe in dem Herzoge, wegen des beinahe tagtäglichen Umgangs mit ihm, mehr den Erzieher, den väterlichen Freund und Wohlthäter, mehr den bloßen Menſchen geſehen, als den Landesherrn, und ſo erkläre ſich denn das Unterfangen des unerfahrenen Mannes, gleichſam auf neutralem Boden mit ihm zu unterhandeln. Zum Glück bin ich im Beſitze eines noch ungedruckten Schreibens Schiller's vom 6. November 1782 an ſeinen Freund, den nachherigen württembergiſchen General-Armeearzt von Jacobi, welches uns über beide einſeitige Anſichten auf den richtigen Standpunkt verſetzt. „Jene Briefe (an den Herzog und den General Augé) hatten den ſehr wichtigen Zweck, meine Familie zu ſichern, und meinen gewaltſamen Schritt in das möglichſt-rechtmäßige Feld hinüber zu ſpielen. Dieſes Ziel ſcheine ich wirklich erreicht zu haben, und hiemit bleibt

auch die ganze Maſchinerie auf ſich beruhen. Wenn ich die Einwilligung des Herzogs in meine Forderungen *ohne alle* Zweideutigkeit erhalten hätte, ſo hätte ich natürlich nicht nur zurückgehen *müſſen*, ſondern auch mit *Ehre* und *Vortheil können*, und mein ganzer Plan hätte ein neues Anſehen gewonnen."

Glücklicher Weiſe haben ſich noch die Concepte zweier Zuſchriften an den Herzog erhalten. [1]) Der erſte Brief iſt noch in Stuttgart am 1. September 1782 geſchrieben, aber höchſt wahrſcheinlich dem Herzoge nicht überſandt worden, der zweite, unvollſtändig erhaltene, iſt jene Vorſtellung, von welcher Streicher ſagt, Schiller habe ſie nach Tiſche im Hauſe Meier's in Mannheim auf deſſen Drängen in einem Nebenzimmer aufgeſetzt. In der Einleitung ſagt er, die Verzweiflung habe ihn gezwungen, dieſen ſchrecklichen Weg einzuſchlagen, um das Herz ſeines gnädigſten Herrn zu rühren, da dieſer es ihm bei Androhung des Arreſts verweigert habe, gegen ſein ſtrengſtes Verbot, „literariſche Schriften" herauszugeben, und noch weniger ſich mit Ausländern einzulaſſen, eine ſchriftliche Gegenvorſtellung zu machen, ſeine Umſtände aber eine Milderung dieſes Verbots höchſt nothwendig machten. „Meine bisherigen Schriften," fährt dann der Bittſteller ganz im Sinne und beinahe in den Worten jener erſten Zuſchrift fort, „haben mich in den Stand geſetzt, den Jahrgehalt, welchen mir Eure

[1]) Nachträge zu Schiller, von Boas, B. 2, S. 445 ff.

Durchlaucht gnädigst zu ertheilen geruhten, jährlich mit ohngefähr fünfhundert Gulden zu verstärken, welche ansehnliche Zulage für meine Gelehrtenbedürfnisse höchst nothwendig war. Zu gleicher Zeit glaubte ich, es meinen Talenten und der Welt, die sie schätzte, schuldig zu seyn, eine Laufbahn fortzusetzen, auf welcher ich kein gewöhnliches Glück zu machen, und meinem Durchlauchtigsten Erzieher, der ersten Quelle meiner Bildung, Ehre zu erwerben, die gewisse Aussicht hatte. Da ich bisher nach dem Urtheile Anderer mich als den ersten und einzigen Zögling Eurer Herzoglichen Durchlaucht kannte, der die Augen der großen Welt auf sich gezogen hatte, so fürchtete ich mich um so weniger, meine Gaben in Ausübung zu bringen, und setzte alle Kräfte darauf, dasjenige Werk zu seyn, das den Meister lobt. Daß ich meine Laufbahn verlassen soll, welche mir außerdem, daß sie mein Einkommen um ein Großes vermehrt, den Weg der Ehre öffnet, fiel mir allzuhart, als daß ich nicht das Letzte gewagt haben sollte, das Herz meines Durchlauchtigsten Fürsten und Vaters zu rühren. Ich mußte befürchten, in Strafe zu fallen, wenn ich das Verbot übertreten und Eurer Herzogl. Durchl. schreiben würde, darum bin ich hieher geflüchtet, fest überzeugt, daß nur das Bild meines Unglücks dazu gehört, das Herz Eurer Herzogl. Durchlaucht zur Gnade zu lenken. Ich weiß, daß ich in der großen Welt nichts gewinnen kann, daß ich mich in mein Unglück stürzte, ich habe keine Aussichten mehr, wenn Eure Herzogl. Durchlaucht die höchste

Gnade nicht haben ſollten, mich zurückkommen zu laſſen, und mir zu vergeben."

Das Ende des Briefes fehlt, welcher beweiſet, daß ſelbſt Schiller's Flucht nur das letzte Mittel ſeyn ſollte, ein Verbot von ſich abzuwehren, welches ihn ſelbſt vernichtet hätte, und ſo erſcheint dieſe Flucht als die reinſte That des Genius, auf die mildeſte Weiſe vollbracht. Dieſe Bittſchrift wurde in einen Brief an den General Augé, Schiller's Regimentschef, eingelegt, welcher erſucht wurde, ſie zu übergeben, und — zu unterſtützen. Nach zwei erwartungsvollen Tagen langte die Antwort des Generals an; er habe den Auftrag erhalten, ihn wiſſen zu laſſen: Da Seine Herzogliche Durchlaucht bei Anweſenheit der hohen Verwandten jetzt ſehr gnädig geſinnt wären, ſo möge er nur zurückkommen. So beſchied ihn auch ein ſpäterer Brief Augé's auf Schiller's neue Anfrage. Seine Bitte an den Herzog war nicht einmal erwähnt, geſchweige erhört. Er konnte nicht unter das frühere, unerträgliche Joch wieder zurückkehren, er hätte ſich auch lächerlich gemacht. Unterdeſſen war auch Frau Meier von Stuttgart wieder zu Hauſe eingetroffen, welche die Nachricht mitbrachte, daß man allgemein vermuthe, der Herzog werde ſeine Auslieferung verlangen. Schiller entgegnete, da er nicht eigentlich Militair geweſen ſey, ſo könne ſeine Entfernung nicht als ein eigenmächtiges Verlaſſen der Fahne betrachtet werden. Doch wurde für gut befunden, daß der Flüchtling ſich nirgends

zeigte, sondern sich auf seine Wohnung und das Meier'sche Haus beschränkte.

In dem letztern fand eine Vorlesung des Fiesco statt. Iffland, Beil, Beck und andere Schauspieler hatten sich eines Nachmittags eingefunden und saßen um einen großen runden Tisch, als der Dichter nach einer kurzen Erzählung der Geschichte begann. Streicher genoß schon im Voraus die Lobsprüche, die sein Freund von diesen Kennern davontragen würde, und hatte nicht auf ihn, sondern auf *sie* seine Augen gerichtet, um die mächtigen Eindrücke, welche die Dichtung machen würde, zu beobachten. Allein sie hörten zwar mit Aufmerksamkeit zu, aber ohne einen Ausdruck der Empfindung, ohne ein Zeichen des Beifalls. Als der erste Act vorgelesen war, entfernte sich Beil, und die Uebrigen unterhielten sich über Stadtneuigkeiten. Auch der zweite Act wurde zwar still, aber ohne eine beifällige Aeußerung angehört. Jetzt wurden Erfrischungen herumgegeben, ein Schauspieler schlug ein Bolzenschießen vor, und nach einer Viertelstunde hatten sich die eingeladenen Personen entfernt, nur Iffland blieb noch bis gegen Abend. Streicher war in der peinlichsten Verwunderung wegen dieser Gleichgültigkeit. Sein Erstaunen wuchs, als ihn Meier im Nebenzimmer auf sein Gewissen fragte: ob Schiller wirklich der Verfasser der Räuber sey? Auf die wiederholte Versicherung, daß dem wirklich so sey, schloß der Schauspieler mit den Worten: „Wenn Schiller wirklich die Räuber wie den Fiesco, geschrieben hat, so hat er alle

seine Kraft an dem ersten Stücke erschöpft, und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, schwülstiges und unsinniges Zeug hervorbringen." Diese Worte eines wohlwollenden Kenners machten auf den Jüngling einen betäubenden Eindruck. Schiller selbst war im höchsten Grade verstimmt, und machte sich, in ihrem Zimmer angelangt, endlich dadurch Luft, daß er über den Neid, die Cabale, den Unverstand dieser Menschen klagte. Wenn seine Tragödie nicht angenommen werde, sagte er endlich in allem Ernste, so wolle er Schauspieler werden — da doch eigentlich Niemand so gut declamiren könne, als er. Der Freund suchte ihn, so gut er konnte, zu beruhigen, und ging am andern Morgen in aller Frühe allein zu Meier, welcher das Manuscript des Fiesco, um es ganz durchzulesen, zurückbehalten hatte. Dieser empfing ihn freudig mit den Worten: „Sie haben Recht! Fiesco ist ein Meisterstück und für die Bühne besser gearbeitet, als die Räuber. Aber wissen Sie, was Schuld ist, daß wir es Alle für das elendeste Machwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache, und die verwünschte Art, wie er declamirt. Er sagt Alles in dem nämlichen hochtrabenden Tone her, ob es heißt: Er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen *wir* es uns vorlesen, und Alles in Bewegung setzen, daß es bald auf das Theater kommt." Ohne ein Wort zu erwiedern, flog der treue Freund sogleich nach der Wohnung zurück, und weckte

Schiller'n mit der frohen Nachricht aus dem Morgenſchlummer, daß ſein Schauſpiel bald auf den Brettern erſcheinen werde. Wie Meier von ſeiner Virtuoſität im Declamiren geurtheilt hatte, verſchwieg er ihm ſchonend.

Unterdeſſen waren Freundesbriefe von Stuttgart angelangt, welche den Rath enthielten, ſich auf einige Wochen von Mannheim zu entfernen, weil vielleicht doch Schiller's Auslieferung von der pfälziſchen Regierung verlangt werden könnte. Es wurde daher, da auch Dalberg, von dem er allein eine günſtige Wendung ſeines Schickſals hoffen konnte, immer noch nicht zurückgekehrt war, eine Fußreiſe über Darmſtadt nach Frankfurt beſchloſſen. Streicher ſchrieb an ſeine Mutter, ihm dreißig Gulden nach Frankfurt zu ſchicken — ſeinen Vater, welcher nur vierhundert Thaler jährliches Einkommen hatte, konnte Schiller nicht um Unterſtützung anſprechen. Nur mit dem unentbehrlichſten Reiſegelde verſehen, gingen die Freunde nach dem Mittagseſſen über die Neckarbrücke nach Sandhofen, übernachteten in einem Dorfe und ſetzten den andern Tag auf der Bergſtraße ihren Weg bis nach Darmſtadt fort, wo ſie nach einem ſtärkenden Nachteſſen aus erquickendem Schlafe um Mitternacht durch das fürchterliche Trommeln der Reveille auf eine unangenehme Weiſe geweckt wurden. Ungeachtet ſich Schiller am Morgen nicht ganz wohl fühlte, beſtand er doch darauf, den ſechs Stunden langen Weg nach Frankfurt heute noch zurückzulegen. Langſam traten ſie an einem heitern Morgen den Weg an, raſteten aber der Müdigkeit wegen mehrere Male. Die Mattigkeit

Schiller's schien ihn endlich kaum nach Frankfurt kommen zu lassen. Er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich die Blässe seines Gesichts, und als sie an ein Wäldchen gelangten, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, nicht mehr weiter zu können; er wolle versuchen, ob er sich durch einige Stunden Ruhe so weit erhole, um noch heute die Stadt zu erreichen. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch in's Gras nieder, und Streicher setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bang auf den unglücklichen Freund hinschauend. Hier lag der edelste Dichter, welcher bald der Ruhm seines Volkes werden sollte, arm, hülflos, entkräftet, ohne Heimath und Aussicht. Der Schlummer erbarmte sich seiner. Aber auch in seinen abgehärmten, düsteren Zügen, erzählt der Freund weiter, welcher sein Ungemach freiwillig mit ihm theilte, ließ sich noch der stolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn, auch seiner unbewußt, beschäftigte. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden günstig, indem nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber in zwei Stunden von Niemanden betreten wurde, bis Schiller endlich durch einen vorbeigehenden Officier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, welchen Streicher für einen der in Frankfurt liegenden Werber hielt, aus dem Schlafe geweckt wurde. Er war so weit gestärkt, daß er zwar langsam, aber ohne Beschwerde fortgehen konnte, bis sie mit der Dämmerung

in das alterthümliche Frankfurt eintraten. Sie nahmen aus Sparſamkeit in Sachſenhauſen Logis, und ſetzten mit dem Wirthe ſogleich den täglichen Betrag für Zimmer und Koſt zum Voraus feſt.

Unſern Freund quälte nicht allein die gegenwärtige Noth, ſondern faſt noch mehr der Gedanke an eine Schuld in Stuttgart, für die ſich ein Bekannter verbürgt hatte, der nun in Gefahr ſtand, verhaftet zu werden, weil er nicht bezahlen konnte. Auf Dalberg, dieſen Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, dem Meier das Manuſcript des Fiesco zu überreichen beauftragt war, war ſeine Hoffnung geſtellt: er könne und werde den Vorſchuß leiſten. Mit gepreßtem Herzen, und nicht mit trockenen Augen, ſchrieb er an Dalberg einen Brief, der ſich noch erhalten hat. „Sobald ich Ihnen ſage, ich bin auf der Flucht, ſobald habe ich Ihnen mein ganzes Schickſal geſchildert. Aber noch kommt das Schlimmſte hinzu.“ Er ſchildert ſeine ökonomiſche Bedrängniß. „Meine Hoffnung war auf Mannheim geſetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterſtützt, durch mein Schauſpiel mich nicht nur ſchuldenfrei, ſondern auch überhaupt in beſſere Umſtände zu ſetzen. Dieß ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börſe und Hoffnung. Es könnte mich ſchamroth machen, daß ich Ihnen ſolche Geſtändniſſe thun muß, aber ich weiß, es niedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an ir die gehäſſige Wahrheit beſtätigt ſehen muß, die jedem

freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht. Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles Das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten." Er sagt, er habe ungefähr noch zweihundert Gulden nach Stuttgart zu bezahlen. „Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt weiß." Dann sey seine Kasse in acht Tagen erschöpft und es ihm gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Er bittet daher zu jener Summe um fernere hundert Gulden, wodurch ihm gänzlich geholfen wäre. In drei Wochen verspreche er seinen Fiesco nicht nur theaterfertig, sondern auch würdig zu liefern, und werde dann, wenn Dalberg ihm den Gewinn der ersten Vorstellung bei aufgehobenem Abonnement, oder ein Honorar zukommen lasse, diese Schuld leicht abtragen können.

Nachdem dieser Brief geschrieben, und mit einer Beilage an Meier adressirt war, kehrte seine frühere Heiterkeit zum Theil zurück. Wie sich seine Seele überhaupt auf's Sprechendste in dem Körper malte, war der Ausdruck seines Gesichts sogleich verändert, und seine Gedanken wandten sich wieder ungehemmter auf fremde Gegenstände. Auf dem Gange durch Frankfurt nach der Post zerstreute ihn, was er hier zum ersten Male sah, das kaufmännische Gewühl

und die in einander greifende Thätigkeit so vieler Menschen. Auf dem Heimwege blickte er lange von der Mainbrücke stumm auf den gelblichen Strom unter dem heitersten Abendhimmel, und ergötzte sich am Anblicke der abgehenden und ankommenden, der ein- und ausladenden Schiffe. Die unerschöpfliche Einbildungskraft und das reiche Gemüth des Jünglings, für welche es kaum etwas Leeres oder Beziehungsloses gab, waren schnell wieder im regsten Spiele, und er theilte seinem aufhorchenden Begleiter einen neuen dramatischen Plan mit, welchen er im Arrest in Stuttgart zuerst erfaßt hatte, und aus Verhältnissen des dortigen Hofes schöpfte und bildete.

Es war die Idee des bürgerlichen Trauerspiels von der Luise Millerin, oder, wie das Stück später genannt wurde, von Cabale und Liebe, welche ihn schon auf dem Wege nach Frankfurt häufig von den äußeren Gegenständen abgezogen und ihn ganz beschäftigt hatte. Er fühlte sich gedrungen, den polemischen Geist, den er bisher in höheren Sphären dramatisch ausgebildet hatte, auch in das enge, damals den Deutschen allein verständliche Hausleben hinein zu verfolgen. Ehe er aus dem Kreise dieser revolutionairen Gattung trat, mußte er ihn ganz durchmessen haben.

In den nächsten vierzehn Tagen war schon ein bedeutender Theil des neuen Drama's auf dem Papiere. Die Nachmittage, besonders aber die Abende brachte er abwechselnd mit Auf- und Abgehen, und mit Niederschreiben

einiger Zeilen zu. In ſolchen Stunden, wo der poetiſche Geiſt über ihn kam, war er ganz in ſich ſelbſt zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; aber an ſeinem Schweigen, an einzelnen pythiſchen Lauten, an ſeinen ausdrucksvollen Mienen, an ſeinem lebhaften Geberdenſpiele, an ſeinem aufwärts gerichteten Blicke konnte man wahrnehmen, daß etwas Bedeutendes und Großes ſich in ihm geſtalte. Alles an ihm war in ſolchen Augenblicken Seele, Geiſt, Inneres. Sein Gefährte hütete ſich dann, ihn im Geringſten zu beunruhigen, und hielt ſich mit einer Art heiliger Scheu ſo ſtill, als möglich. Ein ſolcher anſpruchsloſer, ſich ganz hingebender Freund, der gebildet genug war, um des Dichters Ideen liebend zu folgen, und nicht ſelbſtſtändig genug, um ihn zu ſtören, war in dieſen Tagen des Leidens das beſte Geſchenk des Himmels.

Ein Zufall diente dazu, ſeinen Muth zu beleben. Sie traten bei ihren Wanderungen durch die Stadt in einen Buchladen, und Schiller fragte den Buchhändler, dem er ſich als Doctor Ritter vorgeſtellt hatte, ob das berüchtigte Schauſpiel, die Räuber, guten Abſatz fände, und was das Publikum darüber urtheile? Die Antwort fiel ſo überaus günſtig und ſchmeichelhaft aus, daß der überraſchte Autor dem Buchhändler nicht verſchweigen konnte, daß er ſelbſt der Verfaſſer ſey. Aus den erſtaunten, den Dichter meſſenden Blicken des Mannes ließ ſich abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkam, daß der ſo ſanft und freundlich ausſehende Jüngling ſo etwas geſchrieben haben könne.

Indeſſen verbarg er ſeinen Zweifel, und wiederholte weitläufiger die eben gegebenen Nachrichten.

Nach vielen vergeblichen Gängen nach der Poſt wurde ihnen endlich das an Doctor Ritter adreſſirte Paket überreicht. Es enthielt Briefe von Stuttgart, welche Schiller'n die größte Geheimhaltung ſeines Aufenthalts anriethen. Von einem beiliegenden Briefe Meier's, welchen er gebeten hatte, ihm Dalberg's Entſchluß mitzutheilen, erwartete er das Beſte. Doch kaum hatte er dieſes Schreiben für ſich allein geleſen, ſo blickte er, ohne ein Wort zu ſprechen, durch das Fenſter, welches die Ausſicht auf die Mainbrücke hatte. Nur nach und nach erklärte er ſich: Dalberg ließ ihm ſagen, er könne keinen Vorſchuß leiſten, weil Fiesco in der gegenwärtigen Geſtalt für das Theater nicht brauchbar ſey; die Umarbeitung müſſe erſt geſchehen ſeyn, ehe er ſich weiter erklären könne.

Schiller, ſonſt oft ſo leidenſchaftlich ungeſtüm und jugendlich aufbrauſend ließ jetzt nicht die geringſte Anklage hören; kein hartes, heftiges Wort kam über ſeine Lippen, nicht einmal mit einem Tadel erwiderte er die abſchlägige Antwort, die ſich ſelbſt richtete. Wie er durchaus muthigen, entſchloſſenen Geiſtes war, ſo dachte er jetzt an nichts anderes, als was zu thun. Er wollte ſein Trauerſpiel umarbeiten und vollenden, um es wo möglich dennoch auf das Theater zu bringen oder es wenigſtens einem Buchhändler zu verkaufen. Zu dem Ende wollte er in die wohlfeilere Umgegend von Mannheim, in die Nähe hülf-

reicher Freunde ziehen. Streicher, ſonſt im Begriff, von Frankfurt aus ſeine Reiſe nach Hamburg fortzuſetzen, wollte ſich nun nicht von ihm trennen. Da die Beihülfe von Streicher's Mutter immer noch ausblieb, und die Baarſchaft zu Ende ging, ſo begab ſich Schiller zu jenem Buchhändler, dem er ſich entdeckt hatte, und bot ihm für fünf und zwanzig Gulden ein ſpäter verloren gegangenes, ziemlich langes Gedicht: Teufel Amor, an. Der Buchhändler wollte nur achtzehn Gulden geben. Der ſtolze Dichter konnte es trotz ſeiner Noth nicht über ſich gewinnen, ſein Werk unter dem einmal geforderten Preiſe herzugeben.

Endlich als der ganze Reichthum der Freunde ſich ſchon in wenige Scheidemünze verwandelt hatte, kamen die dreißig Gulden von Streicher's Mutter. Schon am andern Morgen fuhren die Freunde auf dem Marktſchiffe nach Mainz, nahmen hier den Dom in Augenſchein, und ſetzten den folgenden Tag ſehr früh zu Fuß den Weg weiter fort. Sie bewunderten bei der ſchönſten Morgenbeleuchtung den ächt deutſchen Eigenſinn, mit welchem Main und Rhein ihre Abneigung gegen einander durch ihre ſcharfgeſchiedene blaue und gelbe Farbe bezeichnen, ließen ſich in Nierſtein für einen kleinen Thaler einen Schoppen von dem vielbeſungenen Wein beſter Gattung reichen, an dem ſie, zu Fuß weiter wandelnd, einen wahren Herzensſtärker fanden, und legten doch die letzte Station bis nach Worms auf einer Tour zurück. Schiller war meiſtens in Gedanken

verloren und des anhaltenden Gehens ungewohnt. Einige Zeilen Meier's, welche sie sich nach Worms ausgebeten hatten und hier vorfanden, beschieden sie zu einer Zusammenkunft nach Oggersheim, in das Wirthshaus zum Viehhoff wo sie den andern Tag zur bestimmten Stunde eintrafen.

Das Meier'sche Ehepaar, nebst zwei anderen Verehrern Schiller's, erwartete sie schon. Meier versicherte den Dichter, das von Dalberg abgelehnte Stück werde gewiß noch durchgehen, wenn es um mehrere Scenen verkürzt, und der letzte Act erst ganz beendigt wäre. Frau Meier und die beiden anderen Freunde trugen ebenfalls zu seiner Ermunterung das Ihrige bei, dessen es kaum mehr bedurfte. Das Vorhaben erneuter Thätigkeit erhob ihn.

In Oggersheim selbst, und zwar in dem Wirthshause, in welchem man sich befand, sollte er sein Schauspiel in ruhiger Zurückgezogenheit umarbeiten. Der Name Doctor Ritter, welchen der Flüchtling von der Barrière Stuttgart's seither führte, wurde der Vorsicht wegen, da noch immer die Gefahr der Auslieferung über ihm schwebte, in Doctor Schmidt verwandelt; Kost und Logis wurden auch hier auf den Tag bedungen. Frau Meier ward ersucht, die Coffer und das Clavier von dem nahen Mannheim herüberzuschicken, und als die Gesellschaft dahin zurückgekehrt war, nahm ein Zimmer und ein Bett die beiden Freunde auf.

Ehe sie sich zur Ruhe begaben, mußte Schiller noch

an seinem neuen bürgerlichen Trauerspiele schreiben, und mit ebendemselben war er in den nächsten acht Tagen so eifrig beschäftigt, daß er das Zimmer beinahe gar nicht verließ. In den langen Herbstabenden ging er, während das Zimmer oft nur durch das Mondlicht erleuchtet war, und sein Freund auf dem Clavier spielte, Stunden lang auf und ab. Die Musik war ihm die willkommenste Belebung seines dichtenden Affecten- und Gedankenspiels. „Werden Sie nicht heute Abend wieder Clavier spielen?“ fragte er zutraulich den Genossen, oft schon am Mittagstische. Um seinem bürgerlichen Schauspiele eine um so bessere Aufnahme bei dem Theaterausschusse zu bereiten, richtete er die darin vorkommenden Personen nach der Individualität der Mannheimer Schauspieler ein. Die Frau Beck's sollte in der Rolle der Luise ihr eigenthümliches Talent auf eine glänzende Weise entfalten, und er ergötzte sich im Voraus, wie Beil den Stadtmusikanten Miller so recht naiv drollig darstellen werde. Bei diesem lebhaften neuen Interesse konnte Schiller erst nach mehreren Wochen die Veränderungen seines Fiesco vornehmen. Ueber den noch unvollendeten Ausgang des Stücks konnte er mit sich nicht einig werden: denn daß sein Held nicht, wie in der Geschichte, durch einen Zufall ertrinken dürfte, stand bei ihm fest.

Der Aufenthalt in Oggersheim, besonders in den trüben Octobertagen, war übrigens nicht weniger als erheiternd. Zu seinen Freunden in Mannheim konnte Schiller

nur in der Dämmerung gehen, und mußte über Nacht bleiben. Die flache, sandige Gegend konnte ihm in Erinnerung an die Lage Stuttgarts unmöglich zusagen. Nur ein Handelsmann des Orts, Namens Derain, besaß einige Bildung. Dieser Mann brachte es durch einen Zufall in Erfahrung, wer die beiden Fremdlinge eigentlich waren. Durch die Frau des Wirthshauses kamen ihm von Schiller weggeworfene Blätter der ersten Ausarbeitung des Fiesco zu Gesicht, er zeigte sie seinem Freunde, dem Kaufmanne Stein in Mannheim, an welchen unser Streicher von Stuttgart empfohlen war. Stein's schöne Tochter entlockte Letzterem mit schmeichelnden Worten das Geheimniß, welches nun auch nach Angelobung der tiefsten Verschwiegenheit Derain erfuhr. Er machte nun die Bekanntschaft des schon so berühmten jungen Mannes, welchem in den nebeligen Novemberabenden seine zerstreuende Unterhaltung eine wahre Erquickung gewährte.

Daß übrigens Schiller seine schlimme Lage leicht aufnahm, ergibt sich aus dem schon früher benutzten Briefe vom 6. November 1782 an Freund Jacobi in Stuttgart, wohin er freilich nur Gutes schreiben durfte. Jedermann, sagt er, rathe ihm, nach Berlin zu gehen, wohin er treffliche Adressen habe, vielleicht werde er sich von da nach Petersburg begeben. „Das versteht sich ohnehin, daß ich nur als Medicus Dienst nehme, und weil ich gern hierin etwas vorstellen möchte, so kann es seyn, daß ich ein oder anderthalb Jahre privatisire, mir vollends in diesem Fache

Festigkeit und ausgebreitete Kenntnisse zu verschaffen. Mannheim ist schlechterdings keine Sphäre für mich, zu klein, mich als Mediciner zu begünstigen, zu unfruchtbar, mich als Schriftsteller aufkommen zu lassen. Beim Theater Dienste zu nehmen, ist nicht nur unter meinem Plane, sondern auch wirklich schwer, weil es sehr erschöpft ist, verarmt und sinkt. Noch habe ich die Wollust, frei zu seyn, in dem Grade nicht empfunden, als ich sie empfinden könnte, wenn mein Schicksal entschieden wäre. Gegenwärtig war ich nur Flüchtling. Innerhalb drei bis vier Wochen hoffe ich freier Weltbürger zu seyn." Am Ende des Briefes erzählt er seinen Ausflug nach Frankfurt aufgeräumt genug, und nicht ohne absichtliche Ruhmredigkeit. „In Frankfurt am Main, wo ich vierzehn Tage war, habe ich nicht zwölf Gulden gebraucht; ich bin von Mannheim zu Fuß über Darmstadt dahin gegangen, und überhaupt habe ich das Gehen für meine Gesundheit ungemein zuträglich gefunden. Ich war auch zu Mainz, wohin ich auf dem Maine fuhr, und zu Worms, wohin ich von Mainz neun Stunden in acht machte. Connaissancen hab' ich vermieden, weil ich bisher meinen Namen verbarg, aber dadurch hab' ich oft das Lustspiel erlebt, daß in meiner Gegenwart von mir die Rede war. Erst neulich, zu Mainz, wurde in einem Zimmer, das an das meinige stieß, vom Verfasser der Räuber gesprochen, und zwar von Frauenzimmern, die brennend wünschten, mich einmal nur zu sehen, und mit denen ich nachher den Kaffee trank. In Frankfurt bin ich in

sechs Buchhandlungen gewesen und habe meine Räuber gefordert, aber überall die Antwort erhalten, es sey kein Bogen mehr zu bekommen, man habe sie schon etliche Male nachgefordert."

In den ersten Tagen dieses Monats (1782) — nachdem sich Streicher von seiner Mutter auch den Rest des Hamburger Reisegeldes hatte schicken lassen — war der umgearbeitete Fiesco endlich fertig. Es war ihm ein Schluß gegeben, welcher sich möglichst an die wirkliche Geschichte anschloß. Vergnügt begab sich der Verfasser mit dem ins Reine geschriebenen Manuscript in die Stadt, um es Herrn Meier für Dalberg einzuhändigen. Er glaubte, daß nun seine harten Bedrängnisse überstanden seyen. Aber es verging mehr als eine Woche, und er wartete noch immer vergebens auf eine Antwort von Dalberg. Endlich schrieb er, am 16. November 1782, an seinen Gönner, welcher bisher so wenig Notiz von ihm genommen hatte, daß er ihm sogar sagen mußte, er logire unter dem Namen Schmidt in Oggersheim. Er sey in der größten Erwartung, schrieb er, wie sein Stück von Sr. Excellenz sey befunden worden, und bitte sich, wenn noch keine Entscheidung über dessen Theaterfähigkeit gegeben werden könne, vorläufig nur das Urtheil des Dramaturgisten aus.

An demselben Abende wurde er von dem Meier'schen Ehepaare, welches er besuchen wollte, mit der größten Bestürzung empfangen. Ein württembergischer Officier war eben bei ihnen gewesen, der sich dringend nach Schiller

erkundigte; Meier aber hatte versichert, daß er den Aufenthaltsort des Flüchtlings nicht kenne. Alle bebten, Schubart's bekanntes Schicksal möchte sich jetzt an Schiller wiederholen. Es klingelte stark an der Hausthüre, und Schiller mit Streicher wurden schnell in ein Cabinet verborgen, das eine Tapetenthüre hatte. Der Eintretende war ein Bekannter des Hauses, bei dem sich jener Officier auf dem Kaffeehause sorgfältig nach Schiller erkundigt hatte. Es war für den Verfolgten eben so gefährlich in Mannheim zu bleiben, als nach Oggersheim zurückzukehren. Auch verwickelte sich Jeder, in dessen Wohnung er ergriffen wurde, in seine Schuld. Endlich erbot sich Madame Curioni, die Aufseherin im Palais des Prinzen von Baden, den beiden Freunden hier eine Zuflucht zu gewähren, wo eine Nachsuchung nicht zu befürchten stand. So sahen sich denn Schiller und Streicher aus ihrem ärmlichen Zimmer in Oggersheim plötzlich in fürstliche Appartements versetzt, wo sie die Reihe von Schlachtstücken von Lebrün bis tief in die Nacht hinein betrachteten und bewunderten. Den andern Tag brachte Meier die erfreuliche Nachricht, daß nach seinen Erkundigungen bei dem Secretär des Ministers der württembergische Officier nicht in Aufträgen seines Gouvernements gekommen, und auch, wie er vom Gastwirthe wisse, schon wieder abgereis't sey. Erst später erfuhr man, daß jener Officier ein Freund war, der sich bei Gelegenheit dieser Reise nach Schiller hatte erkundigen wollen:

nach einem Briefe des alten Schiller an Schwan [1]) hieß er von Koſewitz, nach Peterſen war es der Huſaren-Oberſt Miller. Schiller hatte nach den abweichenden Beſchreibungen derer, welche den Officier geſehen und geſprochen hatten, nicht auf einen Freund ſchließen können.

Ungeachtet die Angſt grundlos geweſen war, fanden es doch in einer ſorgfältigen Berathung die Freunde und Schiller ſelbſt für nothwendig, daß er, ſobald die Annahme des Fiesco entſchieden ſey, Mannheim verlaſſe, und ſich nach Sachſen begebe. Sein ferneres Bleiben war für ihn eben ſo gefahrvoll, als für die Freunde beunruhigend. In Sachſen hatte ihm der Himmel ſchon eine Zufluchtsſtätte bereitet. Schiller hatte in Stuttgart Wilhelm von Wolzogen kennen lernen, welcher mit drei jüngeren Brüdern in der Militairakademie gebildet wurde. Der einige Jahre jüngere Bekannte ſchloß ſich nach dem Erſcheinen der Räuber enger an den gefeierten Dichter an, und machte ihn auch mit ſeiner Mutter bekannt, welche als Wittwe ſich häufig in Stuttgart aufhielt, um ihren Söhnen nahe zu ſeyn. Schiller vertraute ihr nach ſeinem Arreſt den Vorſatz, zu entfliehen, und ſie bot ihm ihr Familiengut Bauerbach, bei Meiningen, als Aufenthaltsort an. Dahin und *nicht* nach Mannheim, wie man aus einem oben mitgetheilten Briefe an Dalberg ſieht, [2]) zu fliehen, war ſein erſter Vorſatz geweſen, den er jetzt wieder aufnahm.

[1]) Döring's Leben S. 75.

[2]) Siehe oben S. 135.

Gegen Ende Novembers erhielt er endlich auch Dalberg's Entſcheidung über den Fiesco — welche ganz kurz beſagte, daß auch die neue Umarbeitung nicht brauchbar ſey, folglich auch nicht vergütet werden könne. Vergeblich hatte Iffland als Mitglied des Theaterausſchuſſes die Anſicht des Präſidenten beſtritten, und folgende Meinung zu Protocoll gegeben, welche Streicher ein Jahr ſpäter in den Verhandlungen ſelbſt las: „Obgleich dieſes Stück für das Theater noch Einiges zu wünſchen laſſe, auch der Schluß deſſelben nicht die gehörige Wirkung zu verſprechen ſcheine, ſo ſey dennoch die Wahrheit und Schönheit der Dichtung von ſo ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiermit erſucht werde, dem Verfaſſer als Beweis der Anerkennung ſeiner außerordentlichen Verdienſte, eine Gratification von acht Louisd'or verabfolgen zu laſſen."

Schiller äußerte über dieſe Schreckensnachricht gegen Meier, der ſie ihm zu überbringen beauftragt war, kein Wort, als daß er es zu bedauern habe, nicht ſchon von Frankfurt nach Sachſen gereiſ't zu ſeyn. Er übte, wie Streicher ſagt, die Grundſätze, zu denen er ſich bekannte, endlich aus, indem er das Wort Carl Moor's befolgte: „Die Qual erlahme an meinem Stolze." Es iſt offenbar, daß Dalberg den edeln Dichter von ſich fern hielt, und darben ließ, weil er ein politiſcher Flüchtling war, um nicht compromittirt zu ſeyn, wenn es dem Herzoge Carl einfiele, ihn verhaften zu laſſen. Hätte der arg Enttäuſchte wenigſtens in dieſes innerſte Motiv der unwürdigen

Abweisung blicken können, es wäre ihm noch ein Trost gewesen. Aber er sollte schon früh die Wahrheit jenes spätern Ausspruches erfahren: „Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit.“

In dem Drange seiner peinigenden Gefühle rasch entschlossen, ging Schiller mit seinem Manuscript zu dem wackern Schwan. Dieser bedauerte, wegen der Nachdrucker den Bogen nur mit einem Louisd'or honoriren zu können. Er widmete das „republikanische Trauerspiel“, auf dessen Titel die Worte des Sallust standen: Nam id facinus imprimis ego memorabile existimo sceleris atque periculi novitate — seinem theuern Lehrer Abel, und erhielt für das Ganze etwa eilf Louisd'or. In den letzten acht bis zehn Tagen hatte Streicher seinen Freund in Oggersheim allein lassen müssen, um in der Stadt seinem Broderwerbe nachzugehen. Daß Schiller diesen treuen Gefährten in sein böses Schicksal verflochten, und ihn der Mittel beraubt hatte, nach Hamburg zu reisen, war, außer der drückenden Schuld in Stuttgart, noch das Schmerzlichste in seiner Lage. Die Noth war in der letzten Zeit so groß geworden, daß Schiller seine Uhr hatte verkaufen müssen, und dessen ungeachtet hatten sie in den letzten vierzehn Tagen auf Borg gelebt. Nun erhielt er für seinen Fiesco gerade so viel, daß er die Kreidestriche auf der schwarzen Wirthstafel auslöschen, sich einige unentbehrliche Dinge für den Winter anschaffen, und seine Reise nach

Bauerbach, die er mittlerweile der Frau von Wolzogen in Stuttgart angekündigt hatte, bestreiten konnte.

Die Abreise ward auf den letzten November 1782 festgesetzt. Vorher wünschte er noch seine Aeltern zu sehen. In einem Briefe vom 19. November 1782 beschied er seine Mutter, seine Schwester Christophine, die Frau von Wolzogen und die Hauptmann Vischer, am 22. zu Bretten im Posthause zu seyn. Er begab sich zu Pferde nach diesem Grenzstädtchen; ob er aber die Seinigen hier vorfand, ist zweifelhaft, da seine Mutter krank war. [1]) Damit Schiller, als er im Begriffe war, nach Bauerbach zu reisen, sich nicht im Posthause zu Mannheim zu zeigen brauchte, kamen Streicher, Meier und einige andere Freunde nach Oggersheim herüber. Sie fanden ihn, als sie in seine Stube traten, gerade beschäftigt, seine wenigen Habseligkeiten in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde Alles besprochen, was ihn über seine Zukunft beruhigen konnte. Dann begleiteten ihn die Freunde bei starker Kälte und tief liegendem Schnee nach Worms, wo sie zufällig das

[1]) Schiller's Einladung, nach Bretten zu kommen, steht in Boas' Nachträgen Bd. 2, S. 448. Streicher, S. 177, setzt die Reise Schiller's nach Bretten in die Zeit unmittelbar nach der ersten Aufführung von Cabale und Liebe (also in den März 1784). Nach den dem Herausgeber vorliegenden Familienbriefen aber kann sie überhaupt während seines zweiten Aufenthalts in Mannheim nicht stattgefunden haben.

Vergnügen hatten, die Aufführung der Ariadne von Naxos durch eine wandernde Truppe belachen und verspotten zu können. Schiller allein sah mit ernstem, sinnendem Blicke vor sich hin, mehr auf das innere Spiel seines Genius, als auf das Aeußere der Bühne achtend, und konnte auch nachher durch Meier's Späße und Witze lange nicht aus dieser Stimmung gebracht werden.

Die Begleiter schickten sich nach dem Abendessen an, zurückzufahren. Streicher's Seele war von Schmerz übermannt, daß er nun den Freund allein in Unglück zurücklassen mußte. Durch keine Worte vermochte er sich zu erleichtern, durch keine Umarmung wollte er sich noch weicher machen; ein langer Händedruck sagte allein, was die Scheidenden empfanden. Wie beklagte er es, daß Schiller bei der außerordentlichen Kälte und dem Schneckengange der Posten nicht einmal mit erwärmender Kleidung versehen war, sondern nur einen leichten Ueberrock um hatte. Auf dem Heimwege sprachen die Freunde gegen Streicher ihren harten Tadel über Schiller's leichtsinnige und unbegreifliche Flucht aus, und konnten es nicht begreifen, wie er das reichliche Einkommen des Arztes gegen die ärmliche Lage des Dichters habe vertauschen mögen. Der einzige Iffland, der selbst aus dem Vaterhause zu der Eckhof'schen Gesellschaft in Gotha entflohen war, warf sich zu seinem Vertheidiger auf, und zog die kleinliche Klugheit und Bequemlichkeitsliebe seiner Ankläger in's Lächerliche.

Siebentes Capitel.

Charakteristik der Schauspiele: Fiesco und Cabale und Liebe. Ankunft in Bauerbach; Stimmung, Briefe. Frau von Wolzogen und ihre Tochter Charlotte. Liebe; Eifersucht. Reinwald. Entscheidung für Don Carlos; erster Plan dazu. Drei Gelegenheitsgedichte. Dalberg's Bemühung um Schiller. Rückreise nach Mannheim.

Wie die Räuber in der Carlsschule, Fiesco außerhalb derselben in Stuttgart, so ist Cabale und Liebe in Oggersheim gedichtet, und jedes dieser Dramen erhielt seine Vollendung erst im folgenden Aufenthaltsorte, Cabale und Liebe die seinige in Bauerbach. Alle drei aber sind Stuttgarter Verhältnissen entwachsen, Stuttgarter Persönlichkeiten entlehnt. Es sind revolutionaire Gemälde, in denen der Dichter einen Ausdruck suchte für seine Ueberworfenheit mit den Weltverhältnissen. Wie sie einem Orte angehören, und demselben historischen und psychologischen Boden entsprossen sind, so müssen sie auch immer zusammen betrachtet werden.

In den Räubern macht ein ausgestoßenes Titanen-Geschlecht einen Angriff auf den ganzen Gesellschaftszustand, im Fiesco wird innerhalb der Gesellschaft nur eine Veränderung der Verfassung versucht. Dort herrscht, wie Schiller selbst sagt, eine ausschweifende Empfindung, hier Kunst und Cabale; also dort Wärme des Affects, hier Berechnung der Klugheit im Dienste des Ehrgeizes. Daher meint der Verfasser, der politische Held sey in eben dem

Grade kein Sujet für die Bühne, in welchem er den Menſchen hintanſetzen müſſe, und fügt hinzu: „Es ſtand daher nicht bei mir, meiner Fabel (des Fiesco) jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Product der Begeiſterung (in den Räubern) herrſcht.“ [1]) Die polemiſche Tendenz von Cabale und Liebe deutet Schiller in einem ſpätern Briefe an Dalberg ſelbſt an, indem er ſagt, er habe ſich in dem Stücke eine „vielleicht allzufreie Satyre und Verſpottung einer vornehmen Schurken- und Narrenart“ (er meint den höhern Beamten-, den Adel- und Fürſtenſtand) „erlaubt.“ Die revolutionairen Freiheitsideen ſind hier mehr zuſammengezogen, und in vaterländiſche Zeitverhältniſſe eingeführt. Manche Scenen und Charaktere, wie z. B. der Verkauf der Unterthanen nach Amerika, der Miniſterialpräſident, welcher ſeinen Vorgänger aus dem Wege räumte, um ſich ſeine Stelle zu verſchaffen, gründen ſich, wie Streicher erzählt, auf damals weit verbreitete Sagen. Wie in den Räubern Natur und Civiliſation, in Fiesco Monarchie und Republik, ſo iſt in Cabale und Liebe der Hauptgegenſatz, welcher das Pathos bringt, Bürgerthum und Adel. Der erſte Gegenſatz iſt cultur-philoſophiſch, die beiden anderen ſind politiſch, univerſal-hiſtoriſch, und Cabale und Liebe heißt nicht im gewöhnlichen gemeinen

---

[1]) Daß „Schiller auf den Fiesco größern Werth gelegt habe, als auf die Räuber“ (Gervinus Bd. 5, S. 146), iſt ganz ungegründet.

Sinne ein „bürgerliches Trauerspiel," sondern eher, weil dasselbe eine Verherrlichung des Bürgerstandes ist. Der große republikanische Geist des Fiesco lebt auch in ihm. Bei demselben Geiste sind in Cabale und Liebe die äußeren Verhältnisse und Formen enger und kleiner, aber die Sprache ist ungleich frischer, stärker und überwältigender. Die Räuber und Cabale und Liebe sind mit kühner Hand aus dem gegenwärtigen Leben gegriffen, wogegen sich im Fiesco als einem Product des Studiums vieles studirt, gemacht und kalt ausnimmt. Man sieht dem Stücke die saure Anstrengung und Abneigung an, womit es in Oggersheim in seiner jetzigen Gestalt ausgearbeitet wurde, wie viele Mühe Schiller hatte, die Geschichte, die er damals noch gar nicht objectiv zu behandeln verstand, mit seinem gährenden Gemüthszustande in Uebereinstimmung zu bringen.

Wollte man daher diese Schauspiele ihrem Werthe nach mit einander vergleichen, so kann man nicht [1]) den Fiesco „ein weit bedeutenderes Stück, als die Räuber" nennen, und Cabale und Liebe dagegen als ein „mißglücktes Stück" verwerfen. Fiesco steht, auch nach Schwab's Urtheil, unter den Räubern, und es kann dem Stücke wohl nicht zu Gute geschrieben werden, daß Schiller mit ihm zuerst den historischen Weg betreten habe — was er als Dramatiker eigentlich doch erst mit dem Wallenstein that. In den Räubern und Cabale und Liebe möchte mehr historische

[1]) Mit Gervinus Bd. 5, S. 146 und S. 148.

Wahrheit seyn, als in jenem Schauspiele. Wie der Dichter in seiner ersten Lebensperiode die Geschichte behandelte, sagt er uns selbst: [1]) „Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin Fiesco's Geschichtschreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf — der Genueser Fiesco sollte zu meinem Fiesco nichts als den Namen und die Maske hergeben — das Uebrige mochte er behalten. Mein Fiesco ist allerdings nur untergeschoben, doch was kümmert mich das, wenn er nur größer ist, als der wahre?“ Dagegen darf nicht unbedingt gesagt werden, die Eitelkeit habe Schiller'n verführt, Cabale und Liebe zu dichten; denn Schiller schreibt, als er voll von seinem Carlos war, an Dalberg nur: „Ich kann mir es jetzt nicht bergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen“ [2]) ꝛc. Und diese zweifelhafte Aeußerung drückt nichts Anderes, als die damalige Gemüthsstimmung des Schreibenden und die Wahrheit aus. Denn wir wissen es, daß es das mächtigste, innigste Interesse war, welches ihn, trotz der Nothwendigkeit, seinen Fiesco zu vollenden, zu diesem neuen Gedichte trieb, und daran

1) Meine Nachlese zu Schiller Bd. 4, S. 145.

2) Briefe Schiller's an Dalberg, S. 85.

festhielt. [1]) Er hat in dieses Drama ein überströmendes Seelenbedürfniß ausgeschüttet, welches ihm seinen ungeheuern Effect sicherte. Zelter schreibt an Goethe: [2]) „Was dieses Stück vor fünfzig Jahren auf mich und die sämmtliche Sprudeljugend für elektrische Macht ausgeübt hat, magst Du Dir denken. Wer aus jener Zeit es nachsehen kann, wird es nicht so herabsetzen, als es damals Moritz that, der freilich Recht hatte, doch nicht den Anzug der Revolution ahnete. Es gehört in jene Zeit, und ist insofern ein geschichtliches Stück, voll Kraft und Geist, trotz der niederträchtigen Gesellschaft, die sich darin befehdet. Dieß und die Räuber, wollte man wissen, hätten durch persönliche Beziehungen Schiller's Succeß gefährdet. Man könnte diese beiden Stücke das Chaos der Schiller'schen Schöpfungen nennen."

Im Personenverzeichnisse vor dem Fiesco finden sich die Charaktere skizzirt, ohne im Drama selbst genau durchgeführt zu seyn. Eine detaillirte Charakterschilderung liegt überhaupt nicht in dem Style unseres in engem, einförmigen Verkehre aufgewachsenen Dichters, doch sind in den drei ersten Dramen die Personen individueller gezeichnet, als zum Theil in den Schauspielen der spätern Zeit, wo seine ideale Richtung ihn verleitete, Alles mehr zu verallgemeinern. Am schwächsten sind wieder seine Frauen-

---

[1]) Siehe oben S. 154.
[2]) Briefwechsel, Bd. 5, S. 452.

charaktere. Die heroisch-sentimentale Leonore ist, wie die Amalie in den Räubern, nur ein dramatischer Ausdruck von Gefühlen, und die Gräfin Imperiali eine Caricatur. Schiller selbst stimmte Dalberg's späterm Tadel dieser Frauencharaktere bei, und bekennt, daß er an den zwei ersten Scenen des zweiten Acts des Fiesco mit einer „Art Widerwillen" gearbeitet habe. An der, wenn auch übertriebenen und unnatürlichen Gestalt des Mohren, so wie an den komischen Figuren des Miller und Kalb in Cabale und Liebe beurkundet sich der witzigste Kopf der Carlsschule. Den Verrina nennt Schwab ein ächtes Dichterproduct, welches beweise, daß Schiller das römische Alterthum aus den letzten Zeiten der Republik mit der Phantasie und dem Herzen eines Poeten studirt habe; Verrina's frühes Wort in der ersten Scene des dritten Aufzugs: „Fiesco muß sterben!" weiche keinem der größten Worte des reifen Schiller. Daß endlich die Hauptfigur des Dramas mit dem historischen Fiesco nichts, als den Namen gemein hat, haben wir den Dichter vorhin selbst sagen hören, und es ist offenbar, daß er dieselbe nach seinem eigenen großen politischen Charakter bildete, welcher sich, nach Scharffenstein, mit seinem Dichtergenie um den Vorrang stritt. Der große politische Charakter kennt nur zwei Ziele, Herrschsucht oder Freiheit. Daher hat dieses Drama Schiller's zwei dramatische Formen: aus einem Gemälde der Herrschsucht formte es Schiller später, wie wir erfahren werden, in ein Bühnenstück der Freiheit um. In keinem Drama

der ersten Periode ist ein so künstlich angelegter Plan, als in der „Verschwörung des Fiesco zu Genua," in welchem Stücke die verschlagenste Klugheit des ränkespinnenden Helden sich spiegelt in der spitzfindigsten Berechnung des anordnenden Dichters. Dessenungeachtet konnten nicht alle Unwahrscheinlichkeiten gehoben werden, und in den scharfen Calcul der Darstellung und die feinen Intriguen des Helden tritt manches Grelle und Rohe sonderbar contrastirend mitten hinein. Aber auch dieses Drama bringt den himmelweiten Unterschied zwischen Rohheit und Gemeinheit zum Bewußtseyn, von welcher sich nirgends eine Spur findet. Durch originelle Gedanken, eine gedrängte Sprache, herrliche Kernsprüche, unvergleichliche Charakterzüge, meisterhafte Situationen, eine große Kraft und vorzüglich durch eine hohe Gesinnung zeichnet es sich aus.

Was endlich die Figuren in Cabale und Liebe betrifft, so gibt Schwab zu verstehen, daß der Stadtmusikus Miller und seine Frau, die vom Dichter sehr gut durchgeführt sind, unzweifelhaft Stuttgarter Persönlichkeiten abgesehen seyen, wogegen ihre Tochter Luise, in welcher wir ihrem Stande und ihrer Bildung nach, ein naives Mädchen erwarten, nur eine Fortsetzung der sentimentalen Amalie in den Räubern ist. Ueber die zwei bedeutendsten Charaktere, den Ferdinand und die Lady Milford, gibt uns der Freiherr von Böhnen von Amberg in der Vorrede der von Schiller in der Carlsschule gehaltenen Rede: Ueber die

Folgen der Tugend,[1]) welche von Böhnen zuerst bekannt machte, einen bedeutsamen Wink. Er sagt: „Diese Rede zeigt dem Geschichtskenner das geschichtliche Weib (die Francisca von Hohenheim), welches dem Dichter in seinem bürgerlichen Trauerspiele zum Modell der fürstlichen Geliebten diente; sie zeigte endlich dem Menschenkenner, besonders am Ende des Aufsatzes, daß der Zögling der Militairakademie gegen die Reize seiner Landsmännin nicht so unempfindlich war, als der Major von Walter gegen jene der britischen Lady.“ Nur darin scheint einigermaßen von diesem Modell abgewichen zu seyn, daß die dramatische Maitresse ein heroischer Charakter ist, während nach den vorhandenen Nachrichten Milde und Güte der Grundzug der herzoglichen Favoritin gewesen zu seyn scheint, von welcher ich nur noch beifügen will, daß auch sie Schiller'n persönlich gewogen war. In dieser Partie des Trauerspiels ist Alles interessant: in einem schönen, geistreichen, unglücklichen Weibe ist eine hochherzige Denkweise, Sinn für's Allgemeine und Politische und der leidenschaftlichen Liebe Glut. Einen bessern weiblichen Charakter hatte Schiller bisher noch nicht gezeichnet, als diese Verwandte seines Geistes und seines Schicksals. Ferdinand von Walter aber ist offenbar ganz aus Schiller's eigener Seele construirt: Schiller's Stolz, Ehrgefühl, Seelenadel, Freiheit des Geistes von aller Convenienz, Ideal des Glücks, sind in ihm

[1]) Siehe oben S. 56.

dramatisirt. Manche seiner bezeichnendsten Worte finden sich beinahe wörtlich in Schiller's brieflichen Aeußerungen dieser Zeit wieder. In der Mitte des Schauspiels aber bis zu Ende verirrt sich Ferdinand von Schiller und von sich selbst. Um die Katastrophe des Stücks herbeizuführen, erlaubte sich der Dichter, ihn schlechter zu machen, als er eigentlich werden kann. Um den Major von seiner Geliebten zu trennen, wird ihm ein von seiner Luise erzwungenes Liebesbillet an den einfältigen Hofmarschall Kalb in die Hände gespielt, durch welches seine wüthende Eifersucht alsbald bis zur Ermordung der Unschuldigen und bis zum Selbstmorde gesteigert wird. Aber einen solchen Charakter konnte nicht auf die erste Probe der Argwohn beflecken, und war er von Luisen's Untreue überzeugt, so konnte er nicht morden, sondern nur stolz verachten. Auch noch anderes Unübereinstimmende und Unwahrscheinliche findet sich gegen das Ende des Schauspiels, doch ist dasselbe im Ganzen weit einfacher und überschaulicher angelegt, als der Fiesco. Der sittliche Eindruck dieser Jugendproducte aber, sowie der Räuber, ist, ungeachtet sie einen moralischen Ausgang haben, eben so wenig beruhigend, als der ästhetische ganz befriedigend. Der Dichter macht uns in diesen subjectiven Tragödien zu Theilnehmern seiner inneren Leiden, seiner Herzenszerrissenheit, seines Haders mit der Welt: versöhnt können wir nicht werden, weil es Schiller selbst nicht ist.

In dem neuen Wohnorte, in welchen er jetzt eintrat, hoffte er diese Beruhigung des Gemüths zu finden.

In Bauerbach, auf dem kleinen Gute der Frau von Wolzogen, kam Schiller am Abende des siebenten Decembers 1782 an. Es lag bei dem gleichnamigen Dorfe, am Fuße der Ruinen des alten Schlosses Henneberg, in der Nähe von Meiningen. Das abgelegene Thal war von düsteren Fichtenwäldern eingeschlossen, über welche in weiter Ferne kahle Berge emporstiegen. Tiefer Schnee bedeckte die Gegend weit und breit. Die nöthigen Anstalten zu seinem Empfange hatte die Besitzerin von Stuttgart aus, wo sie sich noch aufhielt, bereits treffen lassen. Sogleich ließ er Briefe an seine Freunde ausgehen. An Schwan schrieb er unter dem 8. December: „Erst jetzt kann ich Ihnen mit aufgeheitertem Gemüthe schreiben; denn ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat. Diesen Winter seh', ich mich genöthigt, nur Dichter zu seyn, weil ich auf diesem Wege meine Umstände schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk versinken." Wie in diesem, hebt er es auch in einem gleichtagigen Briefe an Streicher hervor, daß hier für seine nothwendige Bequemlichkeit auf das Vollkommenste gesorgt sey, schickt ihm eine Anweisung an Schwan für noch unberichtigte Auslagen, und räth ihm im bittern Gefühle des getäuschten Vertrauens, der zerschlagenen Hoffnungen: „Was Sie thun, lieber Freund,

behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihrem unerfahrenen Freunde nur zuviel gekostet hat. Wenn man die Menschen braucht, muß man ein Schuft werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von beiden, oder man sinkt unter." Er hatte die kalte Begegnung von Seiten Dalberg's im nächsten Jahre noch nicht verschmerzt. „Es ist ein Unglück," ruft er am 4. Januar 1783 in einem Briefe aus, „daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, in den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen hielt." In dieser Stimmung fühlte er sich wohl unter einfachen Landleuten, obgleich die rauhe, kärgliche Gegend mit der lachenden, gesegneten Heimath und der Pfalz einen großen Contrast machte. Aber die Einöde schroffer Felsenabhänge, über denen Fichtenwälder starrten, stimmten zu den dunkeln Bildern seiner Seele. Die langgenährte Sehnsucht nach ländlicher Einsamkeit in freier Natur, wie er sie in seinen frühesten Knabenjahren in Lorch genossen hatte, schien befriedigt zu werden. Er lebte unbekannt als Doctor Ritter, welchen Namen er wieder angenommen hatte, und nur der Bibliothekar Reinwald in Meiningen, an welchem er bald einen sorgsamen, redlichen Freund fand, der ihn mit Büchern versorgte, erfuhr die wahre Lage, und den Namen des geheimnißvollen Fremdlings. Mit dem

Verwalter des Guts spielte er bisweilen Schach oder machte Spaziergänge mit ihm. Die meiste Zeit beschäftigten ihn dramatische Arbeiten, Entwürfe und Träume.

Im Januar 1783 kam Frau von Wolzogen mit ihrer Tochter Charlotte von Stuttgart auf kurze Zeit nach Sachsen. Sie brachte aber nur etliche Tage in ihrem kleinen Hause in Bauerbach zu, die übrige Zeit verweilte sie bei ihrem reichen Bruder, dem Oberhofmeister von Marschalk, auf dem drei Stunden entfernten Stammgute der Familie, Walldorf bei Meiningen. Mit der größten Ungeduld erwartete Schiller seine Wohlthäterin, begleitete sie nach Walldorf, und trennte sich von ihr nur, um bald möglichst wieder zu ihr zurückzukehren. „Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt!“ meldet er ihr seinen Besuch an.

Dennoch traten bald störende Mißverständnisse ein, die aus seiner Unkenntniß der Welt und aus einer damals krankhaften Reizbarkeit hervorgingen. Frau von Wolzogen ermahnte und bat, aus Fürsorge für ihre vier Söhne in der Carlsakademie, deren Wohlfahrt in den Händen des Herzogs lag, ihren Schützling, seinen Aufenthaltsort ja geheim zu halten. Er sah in diesem Rathe der zärtlichen Mutter einen Wunsch ausgesprochen, ihn los zu werden, „und das war mir genug,“ schrieb er sogleich am 14. Januar 1782 in der größten, unbesonnensten Aufwallung an Streicher. Die Freundschaft der Menschen sey das Ding, das sich des Suchens nicht lohne, es sey ihm schrecklich, sich wieder

in einem Menſchen geirrt zu haben, er habe in Meiningen einen jungen Herrn von Wurmb kennen lernen (wahrſcheinlich einen Verwandten der früher erwähnten edlen Brüder), der ſeine Räuber auswendig wiſſe. „Er war beim erſten Anblick mein Buſenfreund. Seine Seele ſchmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schweſter! — Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieſes Jahr als Dichter vom erſten Range figurire, ſo erſcheine ich wenigſtens als Narr, oder vielmehr iſt das für mich eins. Ich ſoll mit Wurmb dieſen Winter auf ſein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir ſelbſt und der Freundſchaft leben, und was das Beſte iſt, ſchießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß es eine glückliche Revolution in meinem Kopfe und Herzen machen ſoll.“

Doch kam das ſchnell improviſirte Project nicht zur Ausführung. Wenigſtens blieb Schiller auf dem Gute ſeiner edelmüthigen Freundin, und es mochte ihn reuen, ſie auch nur auf Stunden verkannt zu haben. Um etwaige Nachforſchungen des Herzogs, die man immer noch befürchtete, irre zu leiten, ſchmiedete er zwei oſtenſible Briefe, den einen von Frankfurt am Main, den andern von Hannover aus datirt, an Frau von Wolzogen und ihren Sohn Wilhelm, worin er ſagt, daß er nach Amerika, vorläufig nach England reiſen wolle. „Wenn aber Amerika frei wird, ſo iſt es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern ſiedet Etwas — ich möchte gern in dieſer holprigen

Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll." Den Herzog von Württemberg, sagt er, habe er nie verkleinert, im Gegentheil seine Partei gegen Ausländer, Franken und Hannoveraner besonders, schon hitzig genommen. Durch diese Briefe sollte in Stuttgart dem Gerüchte begegnet werden, daß Schiller in Bauerbach sey, welches sich wahrscheinlich durch sein unvorsichtiges Benehmen, besonders durch die Nachrichten, die er seinen entfernten Freunden gab, verbreitet hatte.

Schon Ende Januars 1783 war seine Freundin mit ihrer Tochter nach Stuttgart zurückgekehrt, und er schrieb in der Einsamkeit des traurigen Winters häufige Briefe voll des innigsten Gefühls an sie.[1]) Kaum vermuthet er sie in Stuttgart, so schickt er ihr schon ein Schreiben zu, und dankt Gott, daß von den vierzehn Wochen ihrer Abwesenheit Eine überstanden sey. Es ist die Sprache nicht der Dankbarkeit und Freundschaft, sondern der Leidenschaft eines unglücklichen Herzens. Die Neigung zu ihrer aufblühenden Tochter Charlotte führt ihm die Feder. Auf die langersehnte Ankunft der beiden Frauen im Mai 1783 läßt er das Haus auf das Beste in Stand setzen, und die Bewohner des Dorfs Festlichkeiten bereiten, „dergleichen in dem barbarischen Bauerbach noch nicht stattgefunden hatten."

1) Die Briefe Schiller's an Frau von Wolzogen und an Reinwald stehen in: Schiller's Leben, von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 71 ff.

Die Eifersucht schürte noch vor ihrer Rückkehr die glimmende Liebe. Er hatte erfahren, daß ein Adeliger von Stuttgart, der ihn kannte, Absichten auf Lotte habe, und deßwegen nach Meiningen komme. Er fühlt sich durch diese Nachricht höchst unangenehm berührt, und sieht sich schon zum Voraus durch den begünstigten, glücklichen Nebenbuhler in Schatten gestellt. Das ist ihm ein unerträglicher Gedanke. Er sucht alle Gründe auf, warum er nach Berlin gehen müsse, wenn sich jener Herr nicht davon abbringen lasse, nach Meiningen zu kommen. „Das wird zwar einen Riß in meinem ganzen Schicksal zurücklassen," sagt er, „aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viele Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß." Der Bewerber kommt nicht nach Meiningen, und Schiller bleibt in seiner Freistätte, aber seine Neigung trat jetzt stärker, ja leidenschaftlich hervor. Er schrieb an Wilhelm von Wolzogen in Stuttgart: „Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz, wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reifste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbens am lautern Spiegel ihres Gemüthes — und so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, welcher eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht. Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt

von Achtung und feurigem Antheil zu anderen Empfindungen so schnell gethan ist." Das Fräulein wurde von ihrer Mutter, welche in ziemlich beschränkten Glücksumständen lebte, in ein Institut in Meiningen gebracht, wo sie die Herzogin von Gotha auf ihre Kosten erziehen ließ. Es gefiel ihr aber in der Anstalt nicht. Das war ihm entsetzlich. In einem Briefe vom 28. Mai 1783 von Bauerbach an Frau von Wolzogen heißt es: „Alle guten Geister *heute* über Sie. Mein Herz ist zwischen Ihnen und unserer Lotte, und begleitet Sie in's Zimmer der Herzogin. Heute, Freundin, wünsche ich Ihnen die Stimme eines Donners, die Festigkeit eines Felsens und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahre eine Tragödie mehr schreiben, und auf den Titel setzen: *Trauerspiel für Lotte*."

Eher hätte er sagen sollen: Ich will gar kein Trauerspiel mehr schreiben, wenn mich Lotte erhört. So sehr war er von seinem hohen Ziele im süßen Taumel der Leidenschaft und des einsiedlerischen Müßigganges augenblicklich abgeirrt. Er sagt dieß auch im nächsten Briefe kräftig genug: „Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhms so gut, als ein Gallakleid ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Jetzt gilt mir Alles gleich, und ich schenke Ihnen meine dichterischen Lorbeern für den nächsten Boeuf à la mode, und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab. Wie klein ist doch

die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben. Mit meinen vormaligen Planen ist es aus. Daß ich bei Ihnen bleibe und wo möglich begraben werde, versteht sich. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann."

Man sieht, seinem Benehmen fehlte es durchaus an Feinheit und Delicatesse. Er zeigte mehr Haltung in Oggersheim in schlimmen, als hier in besseren Tagen, und mußte überhaupt für die Freiheit, in welche er sich versetzt hatte, erst allmälig reif werden.

Die bekümmerte Freundin konnte ihre mütterlichen Sorgen dem excentrischen jungen Manne nicht verhehlen, und dieser schrieb in aufgeregter Stimmung an seine Schwester Christophine, so daß die Schiller'sche Familie auf der Solitude in neuen Schrecken kam. Die Frau von Wolzogen hatte bisher, wenn sie in Stuttgart war, die Aeltern und Geschwister, welche sie schon früher kennen gelernt hatte, durch ihre Erzählungen und Nachrichten besser, als der Sohn durch seine immer überspannten Briefe beruhigt. Nun sahen sie ihn neuen Stürmen ausgesetzt. Die Antwort seiner Schwester auf jenes Schreiben kam in die Hände seines Freundes Reinwald, welcher sich zum Vermittler machte, indem er an Christophine schrieb, „in deren Briefe er so viel reifes Denken und so viele herzliche, besorgte Wohlmeinung gegen Schiller gefunden habe, daß er sich sehr freue." Die Frau von Wolzogen, meinte er (denn

dem Stubengelehrten war Schiller's Leidenschaft für Charlotte nicht bekannt geworden), habe keine Ursache, die Entfernung ihres Freundes zu wünschen; die Seinen brauchten sich hierüber nicht zu grämen. Uebrigens müsse Schiller wieder in Gesellschaft der Menschen, in die Nähe eines Theaters kommen. Die Gegend, wo er jetzt sich aufhalte, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächle, gleiche mehr der Gegend, wo das Rad des Ixion sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichterinsel, und ein zweiter Sommer, da zugebracht, werde den Doctor Schiller völlig hypochondrisch machen. Dieser so begonnene und fortgesetzte Briefwechsel war der Anfang eines engern Verhältnisses zwischen den Correspondirenden.

Unterdessen war die „Luise Millerin" im Monate Februar 1783 vollendet worden. Er schwankte nun zwischen den tragischen Stoffen Imhof und Maria Stuart, zu welchem noch Conradin von Schwaben trat,[1]) bis er sich endlich gegen Ende des März für Don Carlos (oder Dom Carlos, wie Schiller noch in der ersten Leipziger Ausgabe 1787 drucken ließ) entschied, auf welches Sujet er noch in Mannheim zuerst von Dalberg aufmerksam gemacht worden war. Reinwald verschaffte ihm die bekannte historische Novelle Saint Real's, die er zu Grunde legte. In einem Briefe vom 27. März 1783 an den

1) Zwischen Fiesco und Conradin hat Schiller nie (wie Gervinus B. 5, S. 148 sagt) eine Wahl getroffen.

Meininger Freund, welcher ihm, nach Schwab's richtiger Bemerkung, als Bibliothekar und poetischer Gewissensrath jetzt seinen Petersen vertrat, rühmt er an diesem Stoffe besonders, daß er Gelegenheit zu starken Zeichnungen und rührenden Situationen gebe. Er fährt dann fort: „Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt, — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls, — eines grausamen, heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs Alba u. s. w. sollten mir, dächte ich, nicht ganz mißlingen." Man sieht, von — dem Marquis Posa ist noch gar nicht die Rede. Zu ihrer nächsten Zusammenkunft versprach er, schon eine fertige Scene mitzubringen. Das Beste seiner frischen Herzensbewegungen wandte er diesem neuen Gebilde zu. „In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich an Sie, Freund, und meinen Carlos", schreibt er am 14. April 1782 in der Gartenhütte. „Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankern Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche. Ich stelle mir vor, — jede Dichtung ist nichts anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpfe unseres Kopfes. Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsere Empfindungen und unsere historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht,

bei den Bösen das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Alle Geburten unserer Phantasie sind also zuletzt nur wir selbst. Das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf anderen Flächen, wir sehen uns unter anderen Farben, wir leiden für uns unter anderen Leibern. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsere poetischen Helden erwärmen. Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden seyn müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, verzweifeln sollen; daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unseren Busen ausschütten. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund seyn." Zuletzt macht er die Anwendung auf seinen Carlos: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend, um — um Bauerbach herum. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakspeare's Hamlet die Seele, — Blut und Nerven von Leisewitz' Julius — und den Puls von mir."

Die Liebe, welche der arme Flüchtling der angebeteten Lotte nicht gestehen durfte, trug er seinem Carlos zu;

nur von dem Geschöpfe seines Genius empfing er seine Liebe zurück. Zugleich ist diese Epistel, aus welcher wir nur Bruchstellen mitgetheilt haben, die unzweifelhaft glänzendste Darstellung von Schiller's poetischem Style der ersten Periode: alle dramatischen Hauptfiguren dieser Zeit sind lyrisch, subjectiv aus ihm selbst genommen. Uebrigens hat sich noch ein werkwürdiger frühester Plan zum Don Carlos erhalten, ein wahres Knochengerippe, aus welchem man sieht, daß der glühend begeisterte Dichter zugleich mit der kältesten Ueberlegung zu Werke ging.[1]) Das war der Weg, wie er seine Charaktere objectiv, dramatisch machte.

Hier erwähnen wir noch dreier Gelegenheitsgedichte, die Schiller in Bauerbach verfertigte.[2]) Das erste ist ein langes Hochzeitlied, welches einer im Hause der Frau von Wolzogen herangewachsenen Verwandten, Henriette, gewidmet ist. Mit stolzem Bürgergefühle verherrlicht der Dichter zugleich jene und ihre Erzieherin. „Ihr Adelsbrief — ein schönes Leben; den haß' ich, den sie mitgebracht", spricht er von ihr. Das andere, ein köstliches Spottgedicht, erschien damals in den „Meiningischen wöchentlichen Nachrichten", von Reinwald etwas verändert, und von mir in seiner ursprünglichen Gestalt aus der Handschrift mitgetheilt. Als nämlich der Herzog Georg von Meiningen bald nach seiner Vermählung gefährlich erkrankte, machte

1) Meine Nachlese zu Schiller, Bd. 2, S. 4 ff.
2) Ebendas., Bd. 1, S. 213 ff.

der Vetter zu Coburg ſchon Anſtalten, das Land militairiſch in Beſitz zu nehmen, welche aber durch die baldige Geneſung Georg's vereitelt wurden. Dieſer Fürſt gab dem Dichter ſelbſt die Thatſachen an, welcher es aber doch nicht unterlaſſen konnte, auch den Großen im Allgemeinen einen Hieb zu verſetzen. Die bisher beinahe unbekannte Satyre hat den Titel: „Wunderſeltſame Hiſtoria des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib, König von Aſſyrien, in's Land Juda unternehmen wollte, aber mit langer Naſe wieder abziehen mußte. Aus einer alten Chronika gezogen und in ſchnakiſche Reimlein bracht von Simeon Krebsauge, Baccalaur." Solche Aufſehen machende Localpoſſen konnten nicht dazu dienen, des Verfaſſers wahren Namen verborgen zu halten. Endlich dichtete er noch eine „Todesfeier am Grabe Philipp Friedrich von Rieger's," welche in Stuttgart beſonders gedruckt wurde. Rieger wurde durch die Intrigue des Miniſters Montmartin wegen eines ihm fälſchlicherweiſe zu Laſt gelegten Briefwechſels mit einem fremden Staate, ohne Urtheil, wie Schubart, in's Gefängniß geworfen, zuerſt in Hohentwiel, dann auf Hohenasperg. Als er endlich freigelaſſen wurde, ſetzte ihn Herzog Carl dieſer Feſtung als Commandant vor. In dieſem Amte ſtarb er am 22. Mai 1782. Schiller, welcher ſich ſchon in der Anthologie gefreut hatte, „ihm ſeine wärmſte Hochachtung vor der ganzen Welt entblößen zu können", preist in Rieger ein Opfer der

Tyrannei, und hebt besonders seinen freien Männerstolz hervor. Auch Schubart hatte ihm „im Namen der sämmtlichen Officiers seines Bataillons“ einen Todtengesang gewidmet.

Schiller sah längst selbst, daß seinem ruhmvollen Streben, seiner poetischen Production nichts so gefährlich, so ungünstig sey, als die Einsamkeit. Er glaubt' es jetzt nimmermehr, daß das Genie sich in allen Fällen selbst aufhelfe, ohne Stoß von Außen. „Mühsam und wirklich oft wider allen Dank,“ schreibt er an Reinwald, „muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem denkenden guten Freunde von selbst anwandelt.“ Reinwald schlug ihm vor, nach Pfingsten mit ihm nach Gotha und Weimar zu reisen, wo er ihn mit bedeutenden Männern bekannt gemacht haben würde. Aber dürftig, unreif, unberuhigt, wie er sich fühlte, mochte er nicht in jene Kreise treten, wo er nur eine untergeordnete Rolle spielen konnte. Zum Glück knüpfte ganz unerwartet Dalberg wieder mit ihm an.

Der Herzog Carl nämlich, vielleicht auf die Fürsprache der Schiller'n gewogenen Gräfin von Hohenheim, bei der sich auch Frau von Wolzogen persönlich verwandt hatte, vielleicht in Rücksicht auf die bekümmerten Aeltern, auf den verdienstvollen Vater, war so großmüthig, die Entweichung seines Zöglings ganz zu ignoriren. „Meines Sohnes Posten,“ schrieb der Hauptmann Schiller an

Schwan, „ist längst wieder besetzt, ein Umstand, der merklich zu erkennen gibt, daß man meinen Sohn vermissen kann.“ Uebrigens war der Herzog, wie Abel versichert, über Schiller's Schritt um so mehr erbittert, als er seine Talente schätzte. Als zwei deutsche Prinzen dem Herzoge von dem Ruhme, welchen Schiller sich erworben, und von der Ehre, welche er seinem durchlauchtigsten Erzieher mache, zu sprechen anfingen, unterbrach er sie mit den Worten: „Er ist ein Undankbarer!“

Da es gewiß stand, daß der Herzog der Sache gar keine Folge gab, konnte der hochgestellte Beamte, Geheimerath von Dalberg, wieder mit ihm anknüpfen. Dalberg erkundigte sich bei ihm, ob seine Luise Millerin (von welchem Drama ihm die Schauspieler viel Gutes gesagt hatten) sich nicht vielleicht für die Mannheimer Bühne eigne. Schiller schrieb scherzend an Meier, es müsse ein dramatisches Unglück in Mannheim vorgefallen seyn, daß Dalberg zu ihm seine Zuflucht genommen habe. Nachdem er ihn eine Weile auf Antwort hatte warten lassen, schrieb er ihm ziemlich gleichgültig, wie einer, der vornehm auf sich warten läßt: „E. E. scheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuches, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünsche nichts mehr, als solches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszusagen.“ Nun macht er auf einige

Fehler aufmerksam, durch welche es für das Theater unbrauchbar seyn könnte, in welchem Falle er es lieber zurückbehalten wolle; von den Vorzügen des Schauspiels aber spricht er kein Wort. Dessen ungeachtet setzte Dalberg die Correspondenz fort, und legte es ihm nahe, wieder nach Mannheim zurückzukehren.

So kam zu den vielen anderen Gründen ein neues Motiv, Bauerbach zu verlassen. Er konnte sich schwer losreißen, obgleich Charlotte im Begriffe stand, in den nächsten Tagen in die Pension abzureisen. Frau von Wolzogen mußte für sich und ihre Tochter, so wie für Schiller selbst, dessen Entfernung in jedem Betrachte wünschen. Auf einem Spaziergange in den Wald ließ sie scheinbar zufällig das Wort fallen, Schiller möchte auf kurze Zeit, um mit Dalberg in's Reine zu kommen, nach Mannheim reisen. Schiller entschloß sich rasch, er suchte sich aber abreisend dadurch gleichsam an diese stille Stätte der Freiheit und Liebe zu binden, daß er unaufgefordert sein Ehrenwort gab, sich in Mannheim nicht selbst anzubieten, und in keinem Falle den ersten Schritt zu einem Engagement zu thun.

So sehen wir denn unsern Freund von seiner Pflegemutter und ihrer Tochter in der zweiten Hälfte des Monats Julius 1783, nach beinahe achtmonatlichem Aufenthalte, einen eiligen Abschied nehmen. Da er eine baldige Rückkehr hofft, nimmt er nur die nothwendigsten Kleidungsstücke und Bücher mit, und auf der Reise selbst schreibt er in krankhafter Liebesstimmung an seine Freundin

die zärtlichsten Briefe: „Liebste Freundin, der Verdacht, daß ich Sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthsstimmung Gotteslästerung. Bis zu meiner Ankunft in Mannheim werden Sie mir es wohl glauben, daß ich Sie in meinem Herzen trage, wie ich mich selbst in der Hand Gottes getragen wünsche.“ Was er der Mutter sagte, galt großentheils der Tochter; was er ihr aber später von Mannheim aus schrieb, ist strenge Wahrheit: „Sie waren die erste Person, an welcher mein Herz mit reiner, unverfälschter Liebe hing.“

Achtes Capitel.

Ankunft in Mannheim. Contract mit Dalberg. Krankheit. Bekanntschaften. Besuch von Abel. Die „Lumpenfête.“ Fiesco und Cabale und Liebe auf der Bühne. Aufnahme in die deutsche Gesellschaft. Reise nach Frankfurt. Bedrängnisse des Dichters. Medicin. Abhandlung über das Theater. Dramaturgische Preisaufgaben. Plan einer dramaturgischen Monatsschrift.

Abends am 27. Juli 1783 kam Schiller, nur von Meier und seiner Frau erwartet, von der Reise erschöpft, in Mannheim an. Seinem, über Dalberg erbitterten, Freunde Streicher war absichtlich von den Unterhandlungen nichts mitgetheilt worden, und es stand ihm jetzt eine angenehme Ueberraschung bevor. Als er zur gewöhnlichen Stunde zu Meier kam, wollte er seinen Augen kaum trauen, als ihm

der in weiter Ferne geglaubte Schiller mit heitrer Miene und blühendem Aussehen entgegentrat. Meier hatte für billigen Preis neben dem Schloßhofe Kost und Logis für Schiller ausgemacht; von seinem Zimmer hatte er eine schöne Aussicht.

Aber Dalberg war von einer Reise nach Holland noch nicht zurück, Iffland war in Hannover, auch andere Schauspieler hatten Urlaub. Nur Alltagskomödien wurden gegeben, weil diese, wie Schiller schreibt, im Geschmacke der Kurfürstin und des gerade anwesenden Herzogs von Zweibrücken waren. Eine schreckliche Hitze machte das Arbeiten unmöglich. Schnell sah sich Schiller in einen Strudel von Zerstreuungen gerissen, welche eine solche Sehnsucht nach dem Stillleben in Bauerbach erweckten, daß er schreibt: „Unter dem entsetzlichen Gewühle von Menschen, fällt mir unsere Hütte im Garten ein — wäre ich doch schon wieder dort! Ich will mich oft aus dem Zirkel der Gesellschaft losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen mich hinträumen und weinen.“ Es war die später oft poetisch ausgebeutete Sehnsucht „aus des Lebens Mühen und ewiger Qual“ — nach einem dolce far niente. Denn viel und süß geträumt hatte Schiller in Bauerbach, aber wenig gearbeitet.

Endlich am 10. August 1783 kam Dalberg zurück. Schiller traf ihn im Theater, besuchte ihn Tags darauf, und wurde mit großer Achtung behandelt. „Der Mann ist ganz Feuer,“ war sein Urtheil, „aber leider nur Pulver-

feuer, das plötzlich losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft. Indeß glaub' ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte." Sein Fiesco sollte aufgeführt werden, wenn er umgearbeitet wäre; die Luise Millerin wurde von ihm in großer Gesellschaft, wobei Dalberg den Vorsitz führte, vorgelesen, und fand entschiedenen Beifall. Schiller hielt sich besonders an Schwan, in dessen Hause er schätzenswerthe Bekanntschaften machte. Dessenungeachtet dachte er an seine baldige Abreise: „denn nichts in der Welt wird mich fesseln!" Da erhielt er die Nachricht, daß der frühere Bewerber Lotten's von Stuttgart nach Bauerbach gekommen sey, um zwei Monate daselbst zuzubringen. Wenn Frau von Wolzogen absichtlich ein Schreckbild hätte aufpflanzen wollen, um ihn fern zu halten, sie hätte kein besseres, vielleicht nur dieses einzige wählen können. Gleichzeitig machte ihm Dalberg aus eigenem Antriebe Anerbietungen, in welche einzugehen er nun tausend Gründe hatte.

Demgemäß machte sich Schiller anheischig, vom 1. September 1783 an, auf ein Jahr für das Theater zu arbeiten, jedoch bedung er sich aus, während der heißesten Sommerzeit anderswo (er dachte an Bauerbach) zuzubringen. In dieser Zeit sollte er dem Theater, außer Luise Millerin und dem umzuarbeitenden Fiesco, noch ein neues Stück liefern. Dafür erhielt er einen Gehalt von dreihundert Gulden, von denen ihm sogleich zweihundert ausbezahlt wurden, nebst der Einnahme einer von ihm selbst zu bestim-

menden Vorstellung von jedem Stücke. Hierauf verzichtete er später gegen ein Fixum von fünfhundert Gulden im Ganzen. Nichts desto weniger verblieb dem Dichter das Eigenthumsrecht seiner Schauspiele. Ihm war hierdurch, wie er vergnügt schrieb, ein Ausweg eröffnet, um sich durch Tilgung eines beträchtlichen Theils seiner Schulden aus dem Wirrwarr zu reißen, und ein ehrlicher Mann zu bleiben. Seine glückliche Stimmung wurde durch eine Aufführung der Räuber erhöht, welche bei gedrängt gefülltem Hause zur größten Zufriedenheit Schiller's stattfand.

Der Hauptmann Schiller dankte damals in einer eigenen Zuschrift dem Baron von Dalberg für die seinem Sohne erwiesene „Gnade," und fügte die Bitte bei, daß Dalberg dem unerfahrenen jungen Manne einen wahren Freund zuordnen möchte, der ihm seine Wirthschaft besorgen helfe, und in sittlichen Dingen sein Mentor sey. Ein unsichtbarer Mentor waren einstweilen die Eindrücke, die er von Bauerbach mitgebracht hatte. Es waren Anfangs nur Gefühle, aus denen aber allmälig Gewohnheiten und Grundsätze erwuchsen. Alle seine Briefe an Frau von Wolzogen sprechen davon. „Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen gebessert," sagt er, „und diese Besserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten." Die Freundschaft der Mutter, die Liebe zur Tochter nennt er ein „allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung."

In vollem Feuer wollte er nun seine umändernde

Hand an den Fiesco legen. Aber schon am folgenden Tage warf ihn ein kaltes Fieber auf's Lager hin. Die ungewöhnliche Hitze hatte aus dem morastigen Festungsgraben Mannheims eine so verdorbene Luft entwickelt, daß an dieser galligen Seuche ungefähr sechstausend Menschen erkrankten. Schiller selbst erlitt einen empfindlichen Verlust! Der redliche Meier wurde ein Opfer der falschen Behandlung des Theaterarztes, deren schlimme Folgen er vorausgesagt hatte. Er selbst wurde auf's Sorgsamste gepflegt; aber da sein Kopf sehr angegriffen war, übergab er sich einem andern Arzte. Erst nach drei Wochen war er so weit, daß er seiner besorgten Freundin in Bauerbach wieder schreiben konnte. Sein Herz war weich. Zärtlichere Briefe sind von einem jungen Manne an eine ältliche Frau wohl nie geschrieben worden. Er hatte in seiner Krankheit nur einen Trost: den ungestörten Nachgenuß der Bauerbach'schen Tage. Alles Angenehme und Schmeichelhafte, was er in Mannheim erfahre, meinte er auch später, gehe doch nie auf den Grund seines Herzens, und dieses bleibe doch immer kalt und leer. „Halten Sie es für kein leeres Geschwätz," versichert er seinem Reinwald, „daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt mein seligster gewesen, der vielleicht nie wieder kommen wird." Eine Schwäche des Kopfes machte ihn über fünf Wochen zu aller Arbeit des Geistes unfähig; noch am 29. September 1783 mochte er eine von Dalberg gewünschte Kritik über Sickingen „nicht aus seinem kranken Gehirne heraus

zimmern," ja den ganzen Winter verließ ihn das Fieber nicht, deſſen Anfälle, wie er an Reinwald ſchreibt, durch den Gram ſeiner Seele jedes Mal wiederkehrten, und im Anfang Junius des folgenden Jahres war das Uebel noch nicht ganz gewichen. Er beſchränkte ſich auf die magerſte Koſt. „Fieberrinde," ſchreibt er, „eſſe ich wie Brod, und ich habe ſie mir expreß von Frankfurt aus verſchrieben."

Nicht ganz mit Unrecht bemerkte ihm ſein Vater am 31. Juni 1784: „daß Er ſich ganzer acht Monate mit Wechſelfiebern geſchleppt hat, das macht Seinem Studio keine Ehre, und Er würde ganz gerecht einem Patienten in dem nämlichen Falle die bitterſten Vorwürfe gemacht haben, daß er ſich in der Diät und dem Regime nicht nach der Vorſchrift verhalten."

Beſuche, Bekanntſchaften, Zerſtreuungen aller Art verzögerten ſeine Geneſung. Im Schwan'ſchen und Dalberg'ſchen Hauſe war er am liebſten, doch konnte er ſich dem Verkehre mit den Schauſpielern nicht ganz entziehen, unter welchen er Böck als „den beſten an Kopf und Herz, und als einen wirklich ſoliden Mann" auszeichnet. Die Wittwe des Regiſſeurs Meier, die ihm ſein Krankeneſſen auf's Billigſte beſorgte, und ihre hübſche Schweſter, beide Landsmänninnen, waren ihm ſehr werth geworden. Während ſeiner Krankheit, wo ſein Zimmer ſelten von Beſuchen leer war, hatte er den verfolgten katholiſchen Geiſtlichen Trunk kennen lernen, „ein lebendig herumgehendes Beiſpiel, wie viel Böſes die Pfaffen zu ſtiften im Stande

ſind.“ In Speier beſuchte er, zu früh für ſeine Wiederherſtellung, mit Schwan und ſeiner intereſſanten Tochter die Frau von la Roche, ſpeiſ'te in großer Geſellſchaft mit ihr zu Mittag und fand gleich „die ſanfte, gute, geiſtvolle Frau, die zwiſchen fünfzig und ſechszig alt iſt, und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat.“ Nach acht Tagen ging er abermals mit einem Landsmanne zu ihr, und verließ ſie mit Bezauberung. „Ich weiß und bin ſtolz darauf,“ ſagt er, „daß ſie mit mir zufrieden war.“ Als aber in der Mitte Novembers 1783 zu „ſeinem fröhlichen Schrecken“ Profeſſor Abel und Bach, ein anderer Freund, bei ihm eintraten — da konnten die Landsleute vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Schiller, noch halb krank, bewirthete ſie zu Mittag und zu Abend, ſetzte ihnen Burgunder vor, den er zum Geburtstage geſchenkt erhalten, und zeigte ihnen die Stadt. „Schadet nichts, wenn ich jetzt auch ſpäter geſund werde,“ ſchreibt er, „habe ich ja doch ein unbeſchreiblich Vergnügen gehabt.“ Und wie fand Abel damals ſeinen Zögling? Er erzählt es mit dieſen Worten: „Ungeachtet der ungünſtigen Lage Schiller's entdeckte ich mit Vergnügen, daß ſeine Seele, ſeitdem ich ihn nicht mehr geſehen, einen höhern Schwung errungen. Er ſprach mit Zuverſicht von ſeinen Planen und dem glücklichen Erfolge derſelben, und ohne noch eine beſtimmte Ausſicht auf eine ſichere und zur Erreichung ſeiner Zwecke zulängliche Stelle zu haben, war er gewiß, daß ihm eine ſolche nicht lange

mehr mangeln würde. Sein Ideal ſtand jetzt deutlich und vollendet vor ihm, und er fühlte Kraft genug in ſich, demſelben immer näher zu kommen, und was er fühlte und deutlich dachte, ſprach er gegen einen Freund, der ihn nie einer Anmaßung oder Unbeſcheidenheit verdächtig halten konnte, offen aus. Daß dieſes Selbſtgefühl ihn nicht getäuſcht hat, lehrte der Erfolg. Don Carlos war ſein nächſtes neues Werk, und ſeine Verbindung mit Weimar folgte bald darauf."

Zu derſelben Zeit hatte er noch einen „Spaß" anderer Art. Man bat ihn, zum Namensfeſte der Kurfürſtin eine poetiſche Rede zu dichten, welche auf dem Mannheimer Theater ſollte vorgetragen werden. „Ich mache ſie," erzählt er, „aber nach meiner verfluchten Gewohnheit ſatyriſch und ſcharf. Heute ſchick' ich ſie Dalberg — er iſt ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Menſch kann ſie brauchen, denn ſie iſt keine Lobrede auf die beiden kurfürſtlichen Perſonen. Weil es jetzt zu ſpät iſt, und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfête eingeſtellt."

Mehr, als alles Andere, ließ ſeine vorzeitige Geiſtesanſtrengung ihn lange Zeit zu keiner Beſſerung kommen. Alles iſt in dieſen wenigen Worten Schiller's an Frau von Wolzogen zuſammengefaßt: „Denken Sie ſich meine äußerſt angeſtrengte Situation! Um mit Anſtand hier zu leben und die mir vorgeſetzte Summe Geldes zu Bezahlung meiner Schulden heraus zu ſchlagen — um zugleich die Ungeduld des

Theaters" („das entsetzliche Drängen des Dalberg," wie er anderswo sagt) „und die Erwartungen des hiesigen Publicums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit dem Kopfe arbeiten müssen und durch starke Portionen China meine wenigen Kräfte so hinhalten müssen, daß mir dieser Winter vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß versetzt."

In dieser qualvollen Lage wurde Fiesco umgearbeitet, und später Cabale und Liebe für die Bühne eingerichtet, sowie auch der erste Act des Don Carlos gedichtet. Streicher, der dieß Alles mit erlebte, erzählt, er habe auch in späterer Zeit vor Schmerz und Wehmuth nie eins dieser Stücke können aufführen sehen. Als Fiesco umgegossen war, wurde ihm ein Regimentsfourier zur Dispositon gestellt, welchem Schiller sein Stück mit aller Behaglichkeit zu dictiren gedachte. Aber als der Mann nach der ersten Sitzung weggegangen war, wie entsetzte sich Schiller, als er nicht nur die Eigennamen entstellt, Fiesco in Viesgo, Calcagna in Kallkahnia verwandelt, sondern auch gegen die gebräuchliche Rechtschreibung entsetzlich gesündigt fand. Streicher konnte sich bei seinen bitter-komischen Klagen des Lachens kaum enthalten. Nach einem zweiten verunglückten Versuche verlor er die Geduld, und er mußte das Schauspiel selbst in's Reine schreiben. In der Mitte Decembers konnte er die Handschrift Herrn von Dalberg überreichen.

Dieſe Bühnenbearbeitung des Fiesco [1]) iſt beinahe ein ganz neues Werk, ſo viel iſt verändert, geſtrichen und neu gedichtet. Die Hauptverſchiedenheit liegt darin, daß in dieſem neuern Fiesco die republicaniſche Tugend über ſeinen Ehrgeiz obſiegt. Verrina hat am Ende des Stücks nach Fiesco den Dolch gezückt, das Volk bedroht den Majeſtätsverletzer mit dem Tode, jetzt verkündet der Vertreiber Doria's den verſammelten Genueſern ſeinen Entſchluß. Das Stück endigt ſich, wie folgt:

„Fiesco (geht auf den Senator zu, und nimmt ihm das Scepter ab). Ein Diadem erkämpfen iſt groß, es wegwerfen, göttlich! Seyd frei, Genueſer! (Er zerbricht das Scepter und wirft die Stücke unter das Volk). Und die monarchiſche Gewalt vergehe mit dieſem Zeichen!

Das Volk (ſtürzt jauchzend auf die Kniee). Fiesco und Freiheit!

Verrina (nähert ſich Fiesko mit dem Ausdrucke des höchſten Erſtaunens). Fiesco!

Fiesco. Und mit Drohungen wollteſt Du mir einen Entſchluß abnöthigen, den mein eigenes Herz nicht geboren hat? Genua's Freiheit war in dieſem Buſen entſchieden, ehe Verrina noch dafür zitterte, aber Fiesco ſelbſt mußte der Schöpfer ſeyn. (Verrina's Hand ergreifend, mit Wärme und

---

[1]) In meiner Nachleſe zu Schiller's W., Bd. 1, S. 235 ff. ſind aus dem Mannheimer Theater-Manuſcript alle Abweichungen und der fünfte Act ganz mitgetheilt.

Bärtlichkeit) Und jetzt doch mein Freund wieder, Verrina?

Verrina (begeistert in seine Arme stürzend). Ewig!

Fiesco (mit großer Rührung einen Blick auf das Volk geworfen, das mit allen Zeichen der Freude noch auf den Knieen liegt). Himmlischer Anblick, belohnender, als alle Kronen der Welt! (Gegen das Volk eilend) Steht auf, Genueser! Den Monarchen hab' ich Euch geschenkt, umarmt Euren glücklichsten Bürger."

Das Vorhandene wird also nicht mehr, wie in den bisherigen Stücken, allein getadelt, bekämpft und umgestürzt, sondern es wird auch an dessen Stelle das gesetzt, was dem Dichter das Höhere und Vernünftigere zu seyn schien. Früher war die Tendenz durchweg niederreißend, revolutionair, hier ist sie aufbauend, constitutionell. Dieses Schauspiel bezeichnet also einen merkwürdigen Fortschritt in der Ideenentwickelung des Dichters. Es gehört schon der versöhnten und milden Geburtszeit des Don Carlos an, und der umgewandelte Held selbst ist offenbar der Vorläufer des Marquis Posa. Nur durch die über den Ehrgeiz endlich siegende Bürgertugend des Fiesco stieg Schiller zu diesem politischen Ideal empor, in welchem kein Kampf mehr ist.

Wie der Held selbst, so bleibt auch seine Leonore am Leben, selbst der Mohr entwischt, und es stirbt überhaupt Niemand, als Gianettino. Weil alles so erwünscht endigt, kann das umgestaltete Drama nach dem gewöhnlichen

Sprachgebrauche schwerlich mehr Trauerspiel genannt werden. Von der Leidenschaft des Calcagna für Leonore und von den Schulden des Sacco ist hier nirgends mehr die Rede. Offenbar ist auch durch diese Höherstellung beider Personen die Verschwörung veredelt: alle Mitglieder erscheinen als sittlich-reine Republicaner. Die Verhöhnung der Julia durch Fiesco ist dadurch gemildert, daß sie nicht vor den versammelten Verschworenen, sondern nur vor Leonoren geschieht. Nachher wird noch weitläufig und nicht ohne rhetorischen Prunk über diese unritterliche Beschimpfung der Julia zwischen ihr und den beiden Gatten verhandelt und das hinterlistige Benehmen des Fiesco entschuldigt, damit der Held der neuen Freiheit uns in keinem ungünstigen Lichte erscheine. Die Bertha wird durch Gianettino nicht entehrt, sondern entgeht seinen Nachstellungen, und diese ganze Episode ist neu erfunden. Doch entläßt uns Schiller nicht, ohne uns wenigstens noch lange durch die Meinung zu quälen, als habe sie das Aeußerste erlitten. Das ganze Schauspiel ist in dieser Umgestaltung weniger gekünstelt und spitzfindig, es ist freier, einfacher und theatralischer. Man fühlt es dem Dichter an, daß ihm das Herz aufging, je mehr er sich dem erhabenen Ziele der Handlung näherte. Man sieht auch, wie sich der Dichter bemühte, die hochtrabende, die „lächerlich blühende“ Sprache der Urschrift herabzustimmen und die ermüdenden Monologen zu beschneiden. Dessenungeachtet war die noch immer schwungreiche und poetische Prosa den

meisten Schauspielern viel zu hoch, und ihre Ungelenkigkeit machte Schiller'n Spaß und Aerger.

Das Schauspiel wurde zuerst am 11. Januar 1784 bei der Eröffnung der Carnevalsbelustigungen dargestellt. Schiller ließ wieder, wie er es schon bei den Räubern gethan hatte, eine „Erinnerung an das Publicum" neben dem Anschlagezettel drucken. [1]) Vortrefflich bezeichnet er in diesem Prologe die große, freie Moral des Stücks, die eigentlich wie eine göttliche Macht im Hintergrunde aller seiner Werke steht. „Fiesco's Verschwörung," sagt er, „ist das Schauspiel, welches uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor die Augen hält, welches den Funken des Heldenmuthes belebend emporflammt, welches uns aus dem engen dumpfen Kreise unseres alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Wenn Jeder von uns zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die Er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesco die größte des Lebens."

Fiesco wurden durch Böck, Verrina durch Iffland, der Mohr durch Beil, Bourgognino durch Beck meist vortrefflich gespielt, und einzelne Scenen ärndteten die lauteste Bewunderung. Aber das Ganze blieb hinter der Wirkung der Räuber weit zurück. Auch in der neuen Form herrschte

---

[1]) Abgedruckt in meiner Nachlese zu Schiller's Werken, Bd. 4, S. 143 ff.

im Fiesco immer noch das Verständige, das Künstliche vor. Die Räuber rissen den Zuschauer in eine ganz neue Welt, der Fiesco zeigte nur eine neue Gestalt der alten, für welche Gestalt die gutmüthigen Pfälzer damals noch keinen Sinn hatten. Schiller schrieb am 5. Mai 1784 an Reinwald: „Den Fiesco verstand das Publicum nicht. Republicanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde er vierzehn Male innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie.“ Die Aufführung war übrigens mit aller Pracht ausgestattet, und wurde auch in Mannheim mehre Male wiederholt.

Die Luise Millerin war längst für theaterfähig erklärt worden, und brauchte nur abgekürzt, in einigen Stellen gemildert und von ihrer hochgehenden Sprache herabgestimmt zu werden. Iffland brachte damals sein Familienstück: Verbrechen aus Ehrsucht, auf die Bühne, welches durch Schiller seinen Namen erhielt, sowie seine Luise Millerin durch Iffland in Cabale und Liebe umgetauft wurde. Da das Iffland'sche Schauspiel einen außerordentlichen Beifall fand, zitterten die, durch die laue Aufnahme des Fiesco entmuthigten Freunde um so mehr für das Glück des Schiller'schen. Aber das Stück erreichte in der Macht seiner Wirkung beinahe die Räuber.

Schiller wohnte der ersten Vorstellung am 9. März [1]) 1784 in einer Loge bei, sein Freund Streicher war an seiner Seite. In schweigender Spannung erwartete er das Aufrollen des Vorhanges. Als die Handlung begann, wer hätte da das Spiel seiner Lippen, das Zusammenziehen seiner Augenbrauen, wenn etwas mißlang, und den Blitz seiner Augen, die Verklärung seines Gesichtes, wenn eine bedeutende Stelle meisterhaft vorgetragen wurde, beschreiben können! Kein Wort entschlüpfte ihm während des ganzen ersten Aufzugs, und erst am Schlusse desselben erleichterte er sich durch die Worte: „Es geht gut." Der zweite Act ward besonders gegen den Schluß, mit so viel hinreißendem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, als der Vorhang niedergelassen wurde, die Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben, und in stürmisches, einstimmiges Beifallrufen und Händeklatschen ausbrachen. Schiller ward hiervon so überrascht, daß er aufstand, und sich in dankbarem Selbstgefühle gegen das Publicum verbeugte.

In demselben Frühjahre wurden die Räuber sogar in Stuttgart mit großem Beifalle aufgeführt, zu welchem Zwecke Iffland sich dahin begab. Cabale und Liebe empfing Schiller's Vater mit den Worten: „Daß ich ein Exemplar von dem neuen Trauerspiele besitze, habe ich noch Niemanden gesagt, denn ich darf es gewisser Stellen wegen nicht

---

[1]) Woher weiß aber Schwab (S. 179) dieses Datum?

merken laſſen, daß es mir gefallen.“ Deſſenungeachtet kam auch dieſes Stück in Stuttgart etwas ſpäter zur Darſtellung; Schiller's Schweſtern, Luiſe und Nannette, wohnten dem Schauſpiele unentgeldlich bei. Aber die ſo hart angegriffene Nobleſſe beſchwerte ſich beim Herzoge, der Oberſt Seeger erhielt einen Verweis, daß er die Erlaubniß, das Stück aufzuführen, ertheilt, und die Wiederholung wurde zum großen Verdruſſe der Schauſpieler und des Publicums verboten. Gedruckt wurde dieſe Tragödie ſchon im Anfange deſſelben Jahres, 1784, bei Schwan, und „Herrn von Dalberg unterthänig gewidmet.“

Sehr erfreut wurde Schiller dadurch, daß er in einer Sitzung am 10. Februar 1784 als ordentliches Mitglied der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft aufgenommen wurde, deren Präſident von Dalberg war. Das Patent iſt unter dem 21. Februar deſſelben Jahres ausgeſtellt. Er konnte ſich nun als kurpfälziſchen Unterthan betrachten, war mit den angeſehenſten Männern und Gelehrten in Verbindung, die kurfürſtliche Bibliothek ſtand ihm offen, und Aufſätze für die Jahrbücher der Geſellſchaft wurden bogenweiſe mit drei Ducaten honorirt.

Gegen Ende Aprils 1784 reiſ'te Schiller mit Iffland und Beil nach Frankfurt, welche bei der Schauſpielergeſellſchaft Großmann's Gaſtrollen gaben. Verbrechen aus Ehrſucht und Cabale und Liebe wurden aufgeführt, und Iffland und Beil ragten, wie Schiller an Dalberg ſchrieb, unter den Frankfurter Schauſpielern hervor, wie der

Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten. Iffland wurde unter stürmischem Händeklatschen herausgerufen, und Schiller sah sich von vielen Bewunderern, besonders von jungen Leuten umdrängt, die ihn beinahe vergötterten. „Wir werden von Fresserei zu Fresserei herumgerissen," schrieb Schiller an den Theaterregisseur Rennschüb in Mannheim, „und kaum daß ich einen nüchternen Augenblick erwische, wo ich Ihnen, mein Bester! ein paar Zeilen schreiben kann." In Frankfurt lernte er auch den Doctor Albrecht und seine Gattin kennen, beide Freunde Reinwald's, und schloß sich besonders an Frau Albrecht schnell mit ganzer Seele an. Alle süße Liebesstimmung von Bauerbach her wurde in ihm wach. „Gleich in den ersten Stunden," schreibt er an Reinwald, „ketteten wir uns fest und innig an einander; unsere Seelen verstanden sich. Ein Herz, ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edeln, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrenswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet; und dabei eine gefühlvolle Dichterin. Nur, mein Bester, schreiben Sie ihr, über ihre Lieblingsidee zu siegen und vom Theater zu gehen. Ich habe es schon gethan, und unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Actrice bestehlen." Reinwald seinerseits hatte an diesem „liebenswürdigen Geschöpfe" doch Einiges auszusetzen, was von seinem Frauen-Ideale abwich. „Sie empfindet zu

viel," antwortete er. „Ich nenne das Empfindelei, wenn Einem dünkt, man empfinde was, wo man leer bleibt, oder wenn man sich zwingt, gewisse Dinge zu empfinden, sollt' auch Leib und Seele zu Grunde gehen, weil gerade das — empfunden werden muß. Auch ist in ihrem Charakter zu viel Roman, und solcher, der mich schreckt; nicht die heftige, unwillkürliche Naturleidenschaft, die endlich vom richtigen Denken glücklich besiegt wird, und selbst der Ueberwindung und des heilsamen Joches sich freut, sondern die schwärmerische, unnatürliche, unheilbare, die sich und Andere peinigt, und deren Ende der Tod ist." — Die Schauspielerin (denn sie war in Erfurt und Frankfurt schon auf der Bühne aufgetreten) war also eine Art Luise Millerin, und man sieht, mit welchen weiblichen Charakteren Schiller dazumal vorzüglich sympathisirte. Reinwald hoffte übrigens von seiner Beredsamkeit bei Frau Albrecht noch weniger, als von der Schiller'schen; sie blieb dem Theater treu. Sophie Albrecht glänzte später, z. B. als Princessin Eboli im Don Carlos, auf den Bühnen von Leipzig und Hamburg, wo ihr Gatte im Anfange unseres Jahrhunderts eine Zeit lang Schauspieldirector war. Am letztern Orte starb sie hochbetagt, im Jahre 1838, in drückender Armuth.

Als er von seinem erheiternden Ausfluge heimgekehrt war, empfingen ihn in Mannheim wieder die alten quälenden Verhältnisse.

Mit seinen Aeltern hatte er seit seiner Rückkehr von

Bauerbach den Briefwechsel längst von Neuem eröffn
aber die Nachrichten, welche er von der Solitude erhie
waren nur ein Zuwachs seiner Leiden. Seine Mutter la
an schmerzhaften Krämpfen darnieder, die, vom Mage
ausgehend, sich nach Brust, Kopf, Rücken und Lende
verbreiteten. Die Arzneien, die der Sohn nach den au
führlichen Krankheitsberichten des Vaters verordnete, waren
wirkungslos. Ein schleichender Gram untergrub ihre Ge
sundheit. Schon im September 1783 hatte ihm die Mut
ter geschrieben, sie sey seit seiner Abwesenheit, in diesem
Jahre, an Gesundheit und Aussehen um zehn Jahre älter
geworden. Diese Krankheit und außerdem die spärlichen
Mittel der Familie verhinderten auch, was Schiller so
sehnlichst wünschte, eine Zusammenkunft an einem dritten
Orte, oder einen Besuch in Mannheim. Auch konnte der
Hauptmann Schiller, ohne Urlaub vom Herzoge erhalten
zu haben, seinen Posten nicht verlassen. Er schlug daher
dem Sohne vor, an Sereniſſimum (den Herzog) zu schrei-
ben, daß es ihm gestattet werde, zu den Seinigen zurück
zukehren, oder er, der Hauptmann, wolle sich, wenn sein
Sohn es wünsche, statt seiner an den Herzog wenden.
Christophine wiederholte ihm dringend diesen Vorschlag.
Schiller aber erklärte, daß seine Ehre entsetzlich leiden
die Achtung des Publicums, welche über sein ganzes künf
tiges Glück entscheide, gänzlich sinken würde, wenn er
ohne Connexion mit einem andern Fürsten, ohne Titel
und dauernde Versorgung nach seiner einmal geschehenen

gewaltsamen Entfernung aus Württemberg sich wieder da blicken lasse. Daß der Vater den Namen zu dieser Bitte hergebe, nütze ihm wenig, denn Jedermann werde doch ihn als die Triebfeder anklagen. Der Hauptmann stand nun von seinem Begehren gänzlich ab, und wünschte nur noch, daß es sich sein Sohn endlich einfallen lassen möchte, sich dem Herzoge auf irgend eine Art wieder zu nähern. Er hoffte übrigens zu Gott, daß ihre Entfernung nicht immer fortdauern solle, und daß er es endlich doch erleben werde, seinen einzigen Sohn auch wieder um sich zu haben.

An Unterstützung von Haus war kaum zu denken. Der Vater meinte im Gegentheile, Aeltern und Geschwister hätten ein eben so großes Recht als Vertrauen, im Falle der Noth Hülfe und Beistand vom Sohne zu erwarten. Der Hauptmann hatte nur vierhundert Gulden Besoldung, wovon er zehn Gulden an Grasplätzen gewann, die er damals einbüßte. Nun wurde dem Vater zu seinem Schrecken eine Schuldverschreibung von hundert Gulden gezeigt, die der Sohn bei der Generalin von Holl aufgenommen, und zugleich wurde er wegen einer zweiten Schuld von fünfzig Gulden von Hauptmann Schade angegangen. Der alte Schiller entschloß sich endlich, für beide Posten eine Zeitlang gut zu stehen, damit der Sohn desto ruhiger arbeiten könne; er versichere sich aber dabei, schreibt er, daß ihn der Sohn nicht zum Nachtheile der Schwestern im Stiche lassen werde. Aber Schiller hatte in Stuttgart noch andere, dem Vater verborgene Schulden, und

kam bald in ein solches Gedränge, daß er nur den Hauptmann von Schade befriedigen konnte, und der gute Vater die Holl'sche Schuld durch die kleine Summe tilgen mußte, welche zur Aussteuer der Töchter erspart worden war. Der Vater schrieb ihm: „So lange Er, mein Sohn, seine Rechnung auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufalle und Unfalle unterworfen sind, so lange wird Er im Gedränge verwickelt bleiben. Wiederum, so lange Er denkt: dieser, jener Gulden oder Batzen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme, so lange werden Seine Schulden nicht geringer werden, und — das wäre mir Leid, wenn Er sich nach einer schweren Kopfarbeit in Gesellschaft anderer guter Menschen nicht sollte erholen, erfreuen können. Aber dergleichen Erholungstage mehrere, als Beschäftigungstage zu nehmen, das wird wohl nicht angehen. Bester Sohn! Sein Aufenthalt in Bauerbach ist von dieser Art gewesen. Hinc illae lacrymae! Dafür muß Er anjetzt büßen, und das nicht von ungefähr. Die Verlegenheit, in welcher Er sich dermalen befindet, ist wahrlich ein Werk der höhern Vorsehung, um Ihn von dem allzugroßen Vertrauen auf eigene Kräfte abzubringen, um Ihn mürbe zu machen, damit Er allen Eigensinn ablege, dem guten Rathe Seines Vaters und anderer wahren Freunde mehr folge, Jedermann mit gehöriger Achtung, Höflichkeit und Dienstbeflissenheit begegne, und je mehr und mehr überzeugt werde, daß unser gnädigster Herzog bei Seiner Einschränkung es gut mit Ihm gemeint habe,

und daß es mit Seiner ganzen Verfaſſung jetzt weit beſſer ſtünde, wenn Er ſich gefügt hätte und im Lande geblieben wäre. Er hat überhaupt manchmalen ſo mürriſche Launen, die Ihn bei Seinen beſten Freunden unerträglich machen, Sträfigkeiten, die den beſten Mann zurückſchrecken, z. B. da Ihn mein ehemaliger vortrefflicher Freund, Herr Amtmann Cramer von Altdorf bei Speier, im verwichenen Spätjahre bei Herrn Hofrath Schwan angetroffen, hat Er demſelben ganz trocken und wenig geantwortet, da ich Ihm doch durch einen Brief ſo gute Gelegenheit gemacht hatte, die Freundſchaft dieſes ehrlichen, vermöglichen und vernünftigen Mannes, der keine Kinder hat, zu ſuchen, ob er nicht etwa für Ihn eine Stütze hätte abgeben können. Er wird auch ſehr wohl thun, wenn Er dieſen Fehler wiederum gut zu machen trachtet."

Wiederholt hatte der Hauptmann auf der Solitude geſchrieben, Schiller möchte zur Medicin zurückkehren, und ſich in Heidelberg den Doctorgrad erwerben; ein Theaterdichter ſey in Deutſchland ein kleines Licht, könne leicht in die Nachſtellungen eines oder des andern Fürſten fallen, die Arzneikunſt dagegen gewähre ihm ein ſicheres Einkommen und nicht weniger Reputation. Da er mit ſeinen bisherigen drei Stücken ſein äußeres Glück nicht gemacht habe, was ſey von künftigen zu erwarten, die vielleicht nicht mehr von gleicher Stärke ſeyn würden? Auch Dalberg ließ ihm, als das zu liefernde dritte Drama im Sommer 1784 noch wenig vorgerückt war, durch ſeinen Hausarzt,

den Hofrath Mai, dieſen Rath geben. Schiller, obgleich ſein Streicher eine ablehnende Antwort des Hofmannes vorausſagte, wandte ſich in einem noch erhaltenen rührenden Briefe an Dalberg, und bat ihn um einen Vorſchuß auf ein Jahr, um in Heidelberg ſein mediciniſches Studium vollenden zu können. Der Poeſie wollte er dann nur ſeine reinſten Augenblicke widmen! Dalberg erfüllte ſeine Bitte nicht, und ſo zerſchlug ſich denn dieſer, auch ſpäter bisweilen wieder aufgegriffene Plan.

Um ſo entſchiedener wandte er nun ſeine Thätigkeit ſeinen gegenwärtigen Mannheimer Verhältniſſen zu, und gedachte vor Allem, einen Aufſatz zu ſeinem Eintritte in die deutſche Geſellſchaft zu ſchreiben. Am 26. Juni 1784 las er in einer öffentlichen Sitzung die Abhandlung: Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken? die nachher zuerſt in der Rheiniſchen Thalia (Heft I.) gedruckt erſchien. Es iſt dieſelbe, welche unter dem Titel: die Schaubühne als moraliſche Anſtalt betrachtet, in Schiller's Werke aufgenommen wurde, nur daß hier die Einleitung und einige Stellen wegblieben. [1])

Hatte der frühere Aufſatz: „Ueber das gegenwärtige deutſche Theater" eine untergeordnete, temporelle Bedeutung, und war er eigentlich nur abwehrend und negativ, ſo erhob ſich jetzt der unabläſſig fortſchreitende Dramatiker zu

[1]) S. meine Supplemente zu Schiller's Werken IV. S. 147 ff.

einer allgemeinen, freien und poſitiven Würdigung der Schaubühne, und ſchrieb dieſe Abhandlung, welche zu jener frühern ſich gerade ſo verhält, wie Don Carlos zu den drei erſten Dramen. Ja, dieſer Aufſatz iſt ein Vorläufer des Don Carlos; der Dichter weihte ſich durch ihn zu dieſer neuen Tragödie ein. Wie er in dem Don Carlos die Weltanſicht ſeiner erſten Entwickelungsperiode bejahend und in dem edelſten Style entfaltet, ſo ſtattet er in dieſer Vorleſung ſich und Anderen auf eine hinreißende Weiſe Rechenſchaft über die erhabene Kunſt ab, die er ſich zur Lebensaufgabe gewählt.

Bei aller Verſchiedenheit hängen doch die beiden genannten Abhandlungen in dem Hauptpunkte zuſammen. In der Skizze über das gegenwärtige deutſche Theater hatte Schiller nur furchtſam eine Vergleichung des Schauſpiels mit der Moral und Religion gewagt; hier führt er unverzagt dieſe Idee weiter aus, und weiſ't dem Theater ſeinen Rang neben den erſten Anſtalten des Staates, der Kirche und Schule, an. Wie die poſitiven Staatsgeſetze durch Moral und Religion ergänzt werden, ſo wird die Wirkſamkeit dieſer beiden Letzteren, und ſomit die Bildung des Menſchen, nur durch die Kunſt und namentlich die Schaubühne vollendet. Sie war ihm, in weiterer Wortfaſſung, ein ſittlich-religiöſes Inſtitut, ein Hauptmittel zur allſeitigen Bildung und Veredlung des Menſchen. Schiller war gewaltſam von der Kanzel und dem Lehrſtuhle verdrängt worden; er flüchtete ſich auf die Bühne, und

verkündigte von hier seine Religion der Humanität und seine Moral der Menschenwürde. Er gestaltete das Theater zu einem Heiligthume, einem Gotteshause um. Darnach bestimmt er im vorliegenden Aufsatze den Wirkungskreis der Bühne. Sie schwellt die Seele mit tugendhaften Empfindungen und Entschlüssen an, und erfüllt sie mit Abscheu vor dem Laster, und, noch weiter wirkend, als Gesetz, Moral und Religion, heilt sie die große Classe der Thoren durch Scherz und Spott; sie ist dadurch, daß sie uns mit den Menschen bekannt macht, eine Schule der praktischen Weisheit, sie offenbart uns die dunkelen, geheimnißvollen menschlichen Schicksale, und bereitet uns vor, unser eigenes würdig zu ertragen; sie predigt uns Nachsicht gegen Fehlende, Duldung gegen Andersdenkende, diese schönsten Tugenden der modernen Cultur, und dient eben so sehr der Aufklärung des Verstandes; denn von ihr fließen richtigere Begriffe, geläuterte Grundsatze, reinere Gefühle durch alle Adern des Volkes. Durch eine gute Schaubühne könnte auch der Nationalgeist mächtig entflammt werden; und endlich gewährt die Schaubühne dem Menschen die edelste Erholung und reinste Freude, indem sie ihn zugleich über den thierischen Genuß und die Anspannung der Arbeit emporhebt, und sie verbindet die verschiedenartigsten Menschen mit einander, indem sie ihnen die Fesseln der Convenienz abstreift; sie verbrüdert Einen mit dem Andern durch das Eine sympathetische Gefühl, ein Mensch zu seyn. Diese Gedanken sind in dem

Aufsatze mit einer hinreißenden Kraft und in rhythmisch bewegter, melodiereicher Sprache dargestellt. Die Abhandlung wäre vielleicht unübertrefflich, wenn das Schauspiel nicht allzustrenge in den Dienst der Moral und Belehrung gestellt wäre. Erst später erhob Schiller die Dichtkunst über alle besondere moralische und didaktische Zwecke, und erkannte sie in ihrer Selbstständigkeit an.

Die deutsche Gesellschaft setzte jährlich, für eine goldene Medaille vom Werth von fünfzig Ducaten, eine Preisfrage aus. Da widerfuhr nun unserm Schiller, bei der ihm übertragenen vorläufigen Durchsicht einiger eingegangenen Aufsätze die angenehmste Ueberraschung. Wie erstaunte er in einem derselben: „Ueber die Epochen der deutschen Sprache,“ [1]) die Handschrift seines Jugendfreundes Petersen zu erkennen! „Mir fielen,“ schrieb er ihm, „alle die vergangenen Abende ein, die wir in Gesellschaft so traulich verlebten, alle Gespräche, die wir da führten, die Entwürfe alle, die wir da schmiedeten. Ich mußte in der Pfalz eruliren, mußte Mitglied dieser Gesellschaft werden, um Dir vielleicht darin dienen zu können.“ Schiller konnte sich nicht entschließen, für die Ertheilung des Preises an Petersen zu stimmen, weil die Arbeit eines Nebenbuhlers, bei gleichem Werthe, an Gefälligkeit des Styls der seinigen überlegen war. Dafür setzte er ihm aber durch eine detaillirte

1) Abgedruckt im 2. Bande der Schriften der Mannheimer deutschen Gesellschaft.

Kritik und Gegeneinanderstellung beider Aufsätze ein Accessit von fünf und zwanzig Ducaten durch. Der Brief, worin er dieß dem Freunde meldet, ist ein Beweis, wie innig sich Freundschaft, Aufrichtigkeit und Pflichtgefühl zu einem harmonischen Gebilde sittlicher Schönheit in Schiller's Herzen vereinigten.

Dalberg, dieser enthusiastische Freund des Theaters, war schon vor einigen Jahren auf den Gedanken gekommen, dramaturgische Preisaufgaben zu stellen. Die guten Köpfe der Mannheimer Bühne sollten sich Rechenschaft geben lernen über ihre Kunst und ihr Spiel, und von mechanischen Artisten zu denkenden Künstlern erhoben werden. Die Aufsätze wurden in der nächsten Ausschußversammlung der Schauspieler vom Verfasser vorgelesen, und hierauf die Manuscripte dem Baron von Dalberg überreicht, der dann mit Zuziehung der kurpfälzischen Gesellschaft und einiger dramaturgischen Schriftsteller über den Preis entschied. Für Schiller war diese Anstalt sehr erweckend und belehrend. „Die Beantwortung der dramaturgischen Fragen," schrieb er schon am 29. September 1783 an Dalberg, „wird eine sehr angenehme und fruchtbare Uebung für meine freien Augenblicke werden, und dann muß die Gegeneinanderhaltung vieler Aufsätze über eben denselben Gegenstand höchst unterrichtend für den dramatischen Schriftsteller seyn."

Aus diesen Anlässen bildete sich in dem immer nach dem Universellen und Höchsten hinstrebenden Kopfe Schiller's

ein größerer Plan, der Gedanke einer dramaturgischen Monatsschrift, die eine Geschichte des Mannheimer Theaters, eine Uebersicht seiner Einrichtung, eine Schilderung seines Personals, ein fortlaufendes Monatsrepertorium, eine Kritik des Spiels, Beurtheilungen der vorgelegten dramatischen Stücke, sonstige Aufsätze, Gedichte und die Preisaufgaben der Intendanz nebst deren Entscheidung enthalten sollte. Schiller reichte den Entwurf zu dieser Monatsschrift am 2. Juli 1784 dem Baron von Dalberg ein. Damit aber der Herausgeber des Werkes, wie er sagt, in die Verfassung gesetzt werde, dasselbe mit dem ganzen Maße seiner Kräfte und mit freiem, unbefangenem Kunstgefühl zu vollenden, und damit er nicht nöthig habe, vom Eigennutze eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhängen, erbat er sich von der Intendanz eine jährliche Vergütung von fünfzig Ducaten. Aber die Theatercasse konnte diese billige Schadloshaltung nicht gewähren, und so unterblieb der treffliche Plan.

Neuntes Capitel.

Unentschlossenheit in der Wahl eines neuen dramatischen Stoffes. Abermalige Entscheidung für Don Carlos. Finanzielle Bedrängniß. Plan und Ankündigung der Rheinischen Thalia. Bewerbung um Lotte von Wolzogen. Margaretha Schwan. Frau von Kalb. Paket von Leipzig. Weimarischer Rath. Stellung zum Theater und den Schauspielern. Aufbruch nach Leipzig.

Den besten Trost für die Vereitlung seines schönen Planes hätte Schiller aus der dichterischen Production schöpfen können; aber es meldete sich jetzt schon die Richtung, die unsern Freund später auf längere Zeit ganz vom Dichten abzog, und welcher er eine ganze Periode seines arbeitsamen Lebens widmen mußte. Die Reflexion stand der Production im Wege, und ein unglücklicher Zeitraum der Unentschlossenheit trat ein, wie er bisher noch keinen erlebt hatte. Eben jener Plan einer Dramaturgie hatte sein philosophisches Vermögen so lebhaft hervorgerufen, daß er nicht sogleich wieder zum Dichten kommen konnte. Zwar hatte er schon in Bauerbach Hand an den Don Carlos gelegt; aber nach langer Unterbrechung war ihm der Gegenstand fremd geworden, und er holte wieder den Conradin von Schwaben hervor, ohne sich jedoch für diese Idee entscheiden zu können. Auch dachte er häufig an einen zweiten Theil der Räuber, worin sich die Dissonanzen des ersten Theils auflösen sollten. Ja, in seiner Unentschlossenheit und der Verzweiflung, etwas Eigenes zu produciren, nahm er sich sogar vor, Shakspeare'sche Stücke,

namentlich den Macbeth und Timon, für die Bühne zu bearbeiten.

Endlich, im Juni 1784, neigte er sich zu Don Carlos. Halb schon entschlossen, wandte er sich an Dalberg mit der Bitte um „einen ernsthaften Rath," welches Sujet er wählen solle. „Carlos," schrieb er ihm, „würde nichts weniger, als ein politisches Stück — sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause seyn; und die Situation eines Vaters, der mit seinem Sohne so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohnes, der bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt und endlich aufgeopfert ist, müßte, denke ich, interessant ausfallen." Dalberg, der zuerst auf dieses Sujet aufmerksam gemacht hatte, sprach sich auch jetzt günstig für dasselbe aus. So entschied sich denn Schiller zum zweiten Male für Don Carlos. Er arbeitete nun mit aller Kraft an seinem Werke und suchte sich zugleich mit der Geschichte noch gründlicher bekannt zu machen. In Stunden, wo es mit der Production nicht gehen wollte, las er Schauspiele von Racine, Corneille, Voltaire. Er hoffte dadurch seinen Geschmack regeln und seine Einbildungskraft zähmen zu lernen, nahm indeß zugleich die dereinstige Verpflanzung einiger dieser Stücke auf den Boden der deutschen Bühne in Aussicht.

Bei solcher Thätigkeit und dem glücklichen Fortgange seines Werkes erfüllte bald eine neue Begeisterung und ein erhebendes Selbstgefühl die Brust unsers Dichters.

„Carlos," schreibt er am 24. August an Dalberg, „ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfange, Carlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in irgend einem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in anderen übertroffen werden könnte."

Schon in diesen Worten, und nicht minder in dem übrigen Briefe, erscheint uns Schiller wie ein umgewandelter, erneuter Mensch. Und in der That, mit der Mitte des Jahres 1784, wo er auf's Neue seine Künstlerhand an Don Carlos legte, beginnt für ihn eine neue, reinere Lebenserhebung. Mit dieser Tragödie hatte er sich auf einen neuen Grund und Boden gestellt, indem er den bisherigen negativen Kreis seiner dramatischen Dichtungen mit der positiven Sphäre derselben — die Abneigung mit der Zuneigung vertauschte. Hatte er sich bisher unbefriedigt, unsicher, sehnsüchtig, weichherzig gezeigt, so machte jetzt dieses krankhafte Wesen, ohne daß sich seine äußere Lage gebessert hätte, einer wahrhaft heroischen Stimmung Platz.

Jenen erstern Gemüthszustand hat er im Don Carlos, diesen letztern, nachdem er eine Zeitlang in ihm fortgewirkt hatte, im Marquis Posa dargestellt. In dem oben angeführten Briefe erscheint diese Figur noch keineswegs unter den Hauptpersonen des Dramas. Aber bald hob sich, der jetzt vorherrschenden Empfindung des Dichters entsprechend, diese Gestalt, wider die ursprüngliche Anlage des Stücks, allmälig zur bedeutendsten Person empor. So ist also der Marquis Posa nicht minder subjectiven Ursprungs, als Don Carlos. Von den beiden sittlichen Lebensprincipien Schiller's repräsentirt Don Carlos das Princip der schönen Menschlichkeit, Posa das des heroischen Selbstgefühls, das Princip der Freiheit.

Streicher, der sich noch immer in Mannheim aufhielt, erzählt uns, Schiller's Freude über den guten Erfolg habe seine Lust an der Arbeit, am Leben erhöht; mit Ungeduld habe der Dichter der Abendstunde entgegengesehen, wo er dem Freunde den poetischen Ertrag des Tages vorzulesen pflegte, und köstlich seyen diese Stunden für Schiller gewesen, in welchen er den tiefen unverfälschten Eindruck habe wahrnehmen können, den sein Werk auf das Gemüth des begeisterten Zuhörers machte. Denn Streicher, der schon früher keinen höhern Genuß kannte, als Schiller's prachtvolle, hinreißende und doch so glatt daherfließende Prosa zu lesen, sey jetzt ganz entzückt gewesen, wenn er die herrlichen Jamben nach den Gesetzen der Tonkunst habe

vortragen hören. Er habe ihn beschworen, bei ähnlichen Gegenständen sich nie mehr zur Prosa herabzulassen.

Aber aus diesem erhöhten Lebensgefühle wurde er durch die Mahnung an seine Stuttgarter Schulden aufgeschreckt. Sein Bürge, von dem Gläubiger auf's Aeußerste bedrängt, war von Stuttgart nach Mannheim geflohen, und hier verhaftet worden. Der arme Dichter befand sich in der größten Bedrängniß, seine Ehre und Ruhe waren dahin, wenn dem Verhafteten nicht geholfen wurde. Von Dalberg war nichts zu erwarten. Da wurde für den Augenblick ein unvermögender Mann sein Retter. Der Baumeister Anton Hölzel, in dessen Hause er wohnte, und der ihn sehr hochachtete, schaffte die erforderliche Summe herbei. Wie es scheint, hatte sich Schiller in der Verlegenheit an seinen Vater mit der Bitte um 300 Gulden gewandt, und ihm später Vorwürfe gemacht, daß seine Bitte unerfüllt geblieben war. So müssen wir nach einem Briefe des alten Schiller vom 12. Januar 1785 vermuthen, dessen Anfang wir hier folgen lassen, da er den biedern Charakter des Mannes in hellem Lichte erscheinen läßt; [1]) aber daß zugleich auf den Sohn ein kleiner Schatten fällt, wollen

---

[1]) Ich bedauere, aus Rücksicht auf den Raum den übrigen Theil des acht engbeschriebene Octavseiten starken Briefes nicht aufnehmen zu können. Aus jeder Zeile spricht ein redliches, treues Vaterherz, und ein ernster, besonnener Charakter.

wir uns nicht verhehlen. Der Vater schreibt: „Lieber Sohn! Sehr ungern gehe ich an die Beantwortung Seines letzten Schreibens vom 21. November vorigen Jahres, das ich lieber niemals gelesen zu haben wünschte, als daß ich die darin enthaltenen Bitterkeiten nochmalen kosten soll. Nicht genug, daß Er im Anfange des gedachten Schreibens mir den höchst unverdienten Vorwurf macht, als ob ich für Ihn hätte 300 Gulden aufbringen können und sollen, fährt Er hernach fort, mich wegen Nachfrage um Ihn, auf eine mir sehr empfindliche Art, zu tadeln. Lieber Sohn, das Verhältniß zwischen einem guten Vater, und dessen, obschon mit vielen Verstandeskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irregehenden Sohne, kann den Letztern niemals berechtigen, das, was der Erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und aus selbst gemachter Erfahrung jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 Gulden anbetrifft, so weiß es leider Jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt, daß es nicht möglich seyn kann, nur 50 Gulden, geschweige denn so viel im Vorrath zu haben; und daß ich eine solche Summe borgen sollte, zu immer größerem Nachtheile meiner übrigen Kinder, für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem so Vielen, was er versprochen, noch das Wenigste halten können: da wäre ich wohl ein ungerechter Vater" u. s. w.

Die Schuldenlast ruhte, auch nach jener augenblicklichen

Aushülfe, fortwährend auf Schiller, wenn gleich nicht mehr an einer so empfindlichen Stelle. Um sie abzuwälzen, mußte jetzt Alles aufgeboten werden. Da ward nun eine Idee zum Entschluß, auf die er nach dem gescheiterten Plane einer Dramaturgie gekommen war, nämlich eine Zeitschrift zu gründen, die zwar hauptsächlich dem Theater gewidmet seyn, aber auch andere Gegenstände, die, „mit der Glückseligkeit des Menschen unmittelbar zusammenhangen," in ihren Bereich ziehen sollte. Die Rheinische Thalia, so ward die Zeitschrift getauft, sollte ihm seine finanzielle Bedrängniß erleichtern helfen.

Die vom 11. November 1784 datirte Ankündigung derselben ist ein herrliches Denkmal des neuen Lebens, das ihn jetzt erfüllte und beglückte. Um das Vertrauen des Publicums im Voraus zu gewinnen, macht er es mit seiner Jugendgeschichte, seiner Person bekannt. „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte." Er spricht nun von seiner Erziehung, seinem Enthusiasmus für die Dichtkunst, seinen Räubern, seiner Flucht, und fährt dann fort: „Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publicum ist mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an, bei der

Vorstellung, keine andere Fesseln zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele.“ Mit derselben Kühnheit, Kraft, Entschiedenheit und Prägnanz sind andere Stellen, so wie die ganze Exposition, wie er es mit seiner poetischen Zeitschrift zu halten gedenke, geschrieben, so daß man über den jungen Schriftsteller erstaunen muß. Eine so erhabene Stimmung, wie in dieser Ankündigung, findet sich in nichts Früherem, was Schiller's Feder entflossen ist. Alles Hemmende des Lebens hat er von seiner Natur abgestreift; sein Freiheitsprincip hat sich zum Ideal durchgekämpft. Die Kraft hat die Schwäche, das Hochgefühl die Sehnsucht überwunden, und er hat den Gipfel der Richtung erreicht, welche er, seit sein Geist aus den Fesseln der Autorität trat, eingeschlagen hatte.

So lange jene weiche, zärtliche Don Carlos-Stimmung in Schiller fortdauerte, wurde der Briefwechsel mit der Freundin in Bauerbach, deren Tochter er immer noch liebte, fortgesetzt. Vielleicht ein Gefühl, welches auch aus seiner neuen, kräftigen Erhebung hervorging, die Ueberzeugung, daß diese Sache doch auf die eine oder andere Weise zur Entscheidung kommen müßte, ließ ihn am 7. Juni an Frau von Wolzogen einen Brief schreiben, worin er sich sogar — um Lottens Hand bewarb. „Sie werden lachen, liebste Freundin,“ schreibt er, „wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte;

im Geringsten nicht; ich bin in diesem Puncte noch so frei, wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geiste die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und stille, leidenschaftlose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben, und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtseyn, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann — dieses Bewußtseyn hat mich schon oft zu dem Entschlusse hingerissen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! Oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich." Schiller ließ den Brief liegen und fügte acht Tage später hinzu: „Der Brief ist unterbrochen worden. Ich überlese ihn jetzt und erschrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen."

Der Zusatz ersparte dem Bewerber eine ausdrückliche abschlägige Antwort, es ward keine Notiz von dem Antrage genommen. Fünf Monate früher hatte sich Schiller über das Heirathen noch ganz anders ausgesprochen. In einem

Briefe vom 19. Januar an Zumsteeg hieß es: „Wie könnte wohl ein so sanftes Geschöpf, wie das Weib ist, den Gang durchs Leben — das meinige ist ohnedieß jetzt schon dem ersten Theile des verkettetsten und buntesten Romans ähnlich — hazardiren mit einem ungestümen, sonderbaren Kopfe, wie der meinige ist?“ und an einer andern Stelle: „Bedenke selbst, wie mich eine Heirath von der Bahn zu meinem Glücke ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine gewissen Capricen — doch auch bei der größten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schicksale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht, denn mein ungestümer Kopf und warmes Blut würden jetzt noch keine Frau glücklich machen.“

Aber das Herz nimmt keine Rücksicht auf unsere äußere Lage, und Schiller's Gemüth war besonders so sehr für die Liebe geschaffen, daß es ihm Bedürfniß war, an jedem Orte, wo er länger verweilte, einen Gegenstand seiner Neigung zu suchen. Er hatte sich in Mannheim schon längst an den wackern Buchhändler Schwan eng angeschlossen, und pflegte wohl aus den Schauspielen die ebenfertig gewordenen Scenen ihm vorzulesen, mit besonderem Nachdrucke, wenn seine Tochter zugegen war. Margaretha Schwan wird als ein sehr schönes Mädchen geschildert, mit großen, ausdrucksvollen Augen, von sehr lebhaftem Geiste und ausgezeichneter Bildung, mehr zur Welt, Literatur und Kunst, als zur stillen Häuslichkeit hingezogen. In dem gastfreien, von Literaturfreunden

vielbesuchten Hause ihres Vaters hatte sie die Kunst gelernt, ihre Vorzüge geltend zu machen. Sie war damals neunzehn Jahre alt, und besorgte das Hauswesen, da ihre Mutter kurz vorher gestorben war. Durch jene literarischen Unterhaltungen, bei denen aber der Vater immer zugegen war, oder auf Lustpartieen in die Umgegend, lernten sich die jungen Leute näher kennen. Als nun Schiller's Phantasie für Lotte von Wolzogen allmälig verschwunden war, da trat, aber erst im Herbst 1784 und dem folgenden Winter, die interessante „Schwanin" seinem Herzen nahe und immer näher. Es traf sich glücklich, daß sein neues Drama mit einer neuen Liebe zusammenfiel; die letztere diente dem erstern.

Mit diesem Dichten und Lieben bildeten dann die täglichen kleinen Quälereien seines Lebens einen sonderbaren Gegensatz. Es war ihm unmöglich, Kleider, Wäsche, Bücher, Schriften in Ordnung zu halten. Die Verwirrung in seinem Zimmer übertraf, nach Streichers Versicherung, alle Vorstellung; nichts Bewegliches war an seinem Platze, selbst das nicht, was sonst immer dem Auge entzogen wird. Es würde eine, des Pinsels eines Hogarth würdige Aufgabe gewesen seyn, das Zimmer dieses von immerwährender Begeisterung trunkenen Musensohnes recht getreu darzustellen. Dazu kam, daß, trotz seines Vorsatzes, klug zu wirthschaften, seine finanzielle Lage täglich eher schlimmer als besser wurde. Er ließ sich das kärgliche Mittagessen, wovon für den Abend etwas zurückgehalten werden mußte,

aus einem Wirthshause holen. Dessenungeachtet reichte sein Einkommen nicht aus, besonders auch wegen der sogenannten Ehrenausgaben, die ihm aus seinen geselligen Verbindungen erwuchsen, und seine Casse war so schlecht bestellt, daß er oft für die nächste Woche, ja für den nächsten Tag, in Sorge war. Nimmt man dazu noch mancherlei andere Unannehmlichkeiten, lästige Besuche, Geschäfte als Theaterdichter, Conflicte mit Schauspielern: so begreift man leicht seine sehnsüchtige Rückerinnerung an das stille Bauerbach, die sich in damals geschriebenen Briefen ausspricht. Der sorgenlose, behagliche Zustand, den er dort genossen hatte, war ihm so unvergeßlich, daß er, wie seine Schwester versichert, nach vielen Jahren noch die damalige Zeit als die glücklichste seines Lebens rühmte.

Zwischen diese Leiden trat aber auch wieder manches Erfreuliche. Seine älteste Schwester, Christophine, besuchte ihn, von seinem Freunde Reinwald begleitet, in Mannheim. „Die blühende Jungfrau", berichtet Streicher, „schien entschlossen, ihr künftiges Schicksal mit einem Manne zu theilen, dessen geringe Einkünfte und wankende Gesundheit wenig Freude zu versprechen schienen." Ein erklärtes Verhältniß aber, wie Schwab annimmt, war es damals noch nicht. Schiller scheint sogar, nach einem Briefe seines Vaters vom 12. Januar 1785 zu urtheilen, Anfangs Bedenken bei der Sache gefunden zu haben. Der Vater schrieb ihm: „Jetzt habe ich wegen Seiner Schwester noch etwas anzumerken. Da Er, mein Sohn, theils für sich

selbst geradezu, und theils durch die Frau von Kalb, Reinwalden von einer Seite geschildert hat, die sowohl mich als Seine Schwester im Rathen und Handeln von dem vorgehabten Wege abbringen müssen, so scheint die Sache ganz rückgängig geworden zu seyn, denn Reinwald hat seit zwei Monaten nicht mehr geschrieben. Ob Er, mein Sohn, wohl daran gethan hat, eine für das Alter und die mangelhaften Vermögensumstände Seiner Schwester nicht unschickliche Partie zu hindern, das weiß Gott, der in die Zukunft sieht. Da ich schon einundsechszig Jahre zurückgelegt habe, wenig Vermögen hinterlassen kann, wenn ich sterbe, da Er, mein Sohn, so glücklich auch seine Hoffnungen erfüllt werden, dennoch Jahre zu thun hat, sich aus allem Gedränge zu retten und anständig zu arrangiren, da Seine dereinstige Verheirathung immer mehr Seine eigenen Vortheile zu besorgen fordert, als sich viel um Seine Schwestern bekümmern zu können, so wäre es auf allen Seiten nicht übel gewesen, wenn Christophine versorgt worden wäre, und sie hätte sich, bei ihrer anscheinlich wahren Liebe zu Reinwalden, ganz gewiß in ihn und seine Verfassung um so besser schicken können, als sie Gottlob von Großthun und Uebertreibung noch nicht angesteckt ist, und sich in alle Umstände schicken kann." Die Sache gestaltete sich nach des Vaters Wünschen, und Christophine wurde später Reinwald's glückliche Gattin.

Erfreulich und fördernd für unsern Dichter war auch die Bekanntschaft mit der von Kalb'schen Familie. Herr

von Kalb, der als Officier in französischen Diensten den nordamerikanischen Befreiungskrieg mitgefochten hatte, wählte etwa im August 1784 Mannheim zu seinem Aufenthalte. Schiller's Bekanntschaft mit Frau von Kalb verwandelte sich bald in eine Freundschaft, die für das ganze Leben Bestand hatte. Sie war, nach dem Urtheile der Frau von Wolzogen, die erste geistvolle und vielseitig ausgebildete Frau, mit welcher er in ein näheres Verhältniß trat. Eine sonderbare Laune des Zufalls war es, daß diese neuen Freunde gerade den Namen führten, unter welchem er in Cabale und Liebe eine „gewisse Narrenart" lächerlich gemacht hatte. Schiller wollte bei der Wiederaufführung dieses Trauerspiels den Namen des Hofmarschalls umändern, aber Herr und Frau von Kalb widersetzten sich dem Vorhaben aus einem richtigen Urtheile oder Gefühle. Als er der neugewonnenen Freundin eines Nachmittags die ersten Scenen seines Don Carlos vorlas, wiederholte sich ein Mißgeschick, das er schon früher einmal erfahren hatte. Die Blicke der Zuhörerin waren unverwandt auf den mit Pathos declamirenden Dichter geheftet, ohne daß der leiseste Ausdruck ihre Empfindung verrathen hätte. Als er geendigt hatte, und sie über ihr Urtheil um das Gedicht bat, suchte sie zuerst einer Erklärung schonend auszuweichen, endlich aber sagte sie laut lachend: „Lieber Schiller, das ist das Schlechteste, was Sie noch gemacht haben!" — „Nein, das ist zu arg!" erwiederte dieser, griff nach Hut und Stock, und entfernte sich augenblicklich. Kaum,

aber hatte die feingebildete Dame das Gedicht für sich gelesen, als sie schnell entgegengesetzter Meinung ward, und den Dichter zu sich laden ließ, um ihm eine abbittende Ehrenerklärung zu thun. Sie fügte aber auf eine schonende Weise bei, daß seine Dichtungen durch die heftige, stürmende Art, wie er sie vortrüge, nothwendig verlieren müßten.

Noch vor der Ankunft der von Kalb'schen Familie hatte ihm seine Muse in der Ferne andere Freunde gewonnen, die ihn noch mehr anzogen. Im Anfange des Juni 1784 bekam er ein Paket von Leipzig geschickt, worin er Briefe voll Wärme und Begeisterung für ihn und seine Gedichte von vier ganz unbekannten Personen fand. Sie waren von einer geschmackvoll gestickten Brieftasche, der Composition eines Liedes aus seinen Räubern, und den Portraits der vier Verehrer des Dichters begleitet, worunter zwei schöne Frauenzimmergesichter sich befanden. Es waren C. G. Körner, der Vater Theodor Körner's, nicht ganz drei Jahre älter als Schiller, der damals in glücklicher Muße der Wissenschaft und Kunst lebte, ehe er als Appellationsrath nach Dresden berufen wurde, seine Verlobte, Minna Stock, und deren Schwester Dora, und L. F. Huber, der nachmalige Gatte der Schriftstellerin Thereſe Huber. Die Schwestern hatten die freundliche Gabe ausgearbeitet, der musikverständige Körner das Lied componirt. Es ist kaum zu sagen, welchen Eindruck diese ehrende Ueberraschung auf Schiller machte. Er sprach sich

offen darüber aus; aber noch mehr als seine Gespräche bezeugte seine erhöhte Heiterkeit, wie erfreulich es ihm war, sich in weiter Ferne von gebildeten Menschen innig verstanden, hochgeachtet und geliebt zu fühlen. Nun mochte er die theilnahmlose Kälte seiner Umgebung, in der nur Wenige seine Dichtungen zu würdigen verstanden, schon gleichmüthiger erdulden, da er wußte, daß in der Fremde unbekannte Herzen mit dem seinigen harmonisch zusammenschlugen, und leichter trug er seine Dürftigkeit in dem herzerhebenden Genusse eines so schönen Glückes. Er konnte nicht umhin, diese Ueberraschung, die angenehmste und schmeichelhafteste, die ihm je widerfahren war, seiner mütterlichen Freundin in Bauerbach zu berichten. „Wenn ich mir denke", schrieb er der Frau von Wolzogen, „daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben, und sich freuten, mich kennen zu lernen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnisse."

Der glückliche Gedanke dieser engverbundenen Menschen, dem edeln Dichter eine kleine Freude zu bereiten, war von dem größten Einflusse auf sein ganzes Leben, und erwarb ihm in Körner einen Geistes- und Herzensfreund, wie er keinen bisher besessen hatte, und später kaum einen zweiten

wiederfand. Ein Briefwechsel ward mit den neuen Freunden eingeleitet und lebhaft fortgesetzt, der zugleich Schiller's Productivität in lebhaften Schwung zu setzen schien. Bald wurde in ihm die Hoffnung rege, daß die Leipziger Freunde auch wohl Alles zu thun bereit seyn würden, um ihn aus seinem trostlosen Zustande zu erlösen und in bessere Verhältnisse zu bringen. Indeß gewährten ihm diese neuen Verbindungen für den Augenblick doch nur eine ideale Zuflucht, keine reelle Verbesserung seiner Lage, wie er sie vor Allem bedurfte.

Einen günstigern Einfluß auf seine Gegenwart und zugleich eine nachhaltige Wirkung auf seine Zukunft hatte die Verbindung mit einem edeln deutschen Fürsten, die sich ein halbes Jahr später anknüpfte. Im Anfang des Jahres 1785 verbreitete sich in Mannheim das Gerücht, der Herzog Carl August von Weimar werde die landgräfliche Familie zu Darmstadt besuchen. Schiller wünschte sehnlichst, einem so gepriesenen Fürsten persönlich bekannt zu werden, und sich ihm als einen solchen zu zeigen, der würdig wäre, dem Weimarischen Verein von Geistesheroen beigesellt zu werden. Herr und Frau von Kalb bestärkten ihn in dem Vorhaben, sich dem Herzoge vorstellen zu lassen, und sie sowohl als Dalberg versahen ihn mit Empfehlungsbriefen an die nächste Umgebung der fürstlichen Personen. Sein Don Carlos sollte ihn in die erlauchte Gesellschaft einführen. Diese Dichtung, welche den innern Triumph des Menschlichen über den Zwang politischer

und conventioneller Formen darstellt, mußte, wie er richtig voraussah, die Herzen edler Fürsten, welche sich in diesen Widerstreit verwickelt fühlten, besonders ergreifen. Die Vorlesung des ersten Actes wurde gern gewährt und trug ihm den entschiedensten Beifall ein. Nach einer langen Unterredung mit dem Herzoge kehrte Schiller als herzoglich Weimarischer Rath nach Mannheim zurück.

Dieser an sich leere Titel gestaltete seine Zukunft um, und erleichterte sogleich seine gegenwärtige Lage. Sein äußeres Leben hatte jetzt einen gewissen Anhaltspunct, und konnte sich von nun an ruhiger fortbewegen. Der Wunsch seiner Aeltern, er möchte eine dauernde Versorgung finden, schien sich der Erfüllung zu nähern; seine Tadler in der Heimath waren durch die Anerkennung, die er im Auslande gefunden, gleichsam widerlegt. Aber auch auf Schiller selbst hatte dieser Zusatz zu seinem Namen, vielleicht unbewußt, einen großen Einfluß. Er wurde in seinem Benehmen freier, bestimmter und sicherer. Er sah in der Nacht der Zukunft einen hellen Stern, nach dem er sein Leben hin richten konnte. Jetzt gehörte er wieder einem deutschen Fürsten, einem deutschen Staate an; ja, er konnte sich als Genosse des edelsten Geistervereines, der sich in Weimar zusammengefunden, betrachten. Seine Thätigkeit war neu belebt: der Flüchtling fühlte sich von dem besten Fürsten wieder in die Gesellschaft aufgenommen.

Er nahm jetzt auch dem Theater gegenüber eine ganz

andere Sprache an. Ueber die verpfuschte Vorstellung von Cabale und Liebe am 18. Januar 1785 im höchsten Grade entrüstet, schrieb er am andern Tage einen kurzweg mit „R. (Rath) Schiller" unterzeichneten Brief an Dalberg, worin sich sein gekräftigtes Selbstgefühl in scharfen Worten kundgibt. „Seit wann ist es Mode," fragt er, „daß Schauspieler den Dichter hofmeistern? Gestern habe ich das mehr als sonsten gefühlt. Cabale und Liebe war durch das nachlässige Einstudiren der mehrsten Schauspieler ganz in Lumpen zerrissen. Ich habe statt meines Textes nicht selten Unsinn hören müssen. — — Mir selbst kann zwar an diesem Umstande wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. — — Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Bühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen." In dem ersten Hefte der Thalia, das im Lenzmonate 1785 erschien, waren die Schauspieler so wenig, als das Publicum geschont. Dieß brachte unter den ersteren eine um so größere Bewegung hervor, als damals in Theaterkritiken sehr selten einzelne Schauspieler genannt wurden. Man begann den Dichter zu schmähen und zu schimpfen, die Erbitterung gegen ihn ward fast allgemein.

Solche Unannehmlichkeiten verleideten ihm den Aufenthalt in Mannheim vollends. Es war seiner Natur zuwider, in Haß und Streit zu leben, so rüstig er auch

war, für seine Ehre und Ueberzeugung mit Wort und That zu kämpfen. Seine höheren Ansichten von der Bühne, gestand er sich nun selbst zu seiner Beschämung und seinem Verdrusse, ließen sich nicht durchführen. Alle seine Plane waren gescheitert. Er wollte den Theaterdichter aufgeben, um als Rath eine ehrenvolle Laufbahn zu betreten. Es ward daher mit seinen Leipziger Freunden und auch mit Schwan das Nöthige eingeleitet, daß er Mannheim verlassen könnte. Schon zu Ende des Monats März 1785 ging er nach Leipzig. Seine Abreise wurde durch Wechsel, die er von seinen dortigen Freunden erhielt, ermöglicht oder erleichtert. Seine Schulden konnten nicht alle getilgt werden.

Den Abend vor der Abreise bis Mitternacht brachte er noch bei seinem treuen Streicher zu. Die bittersten Erfahrungen hatten ihn hinlänglich belehrt, daß in Deutschland auch der talentvollste und fleißigste Schriftsteller ohne ein Amt oder sonstige Hülfsquellen darben müsse. Er schien fest entschlossen, die Dichtkunst in Zukunft nur in der aufgeregtesten Stimmung auszuüben, und mit allem Eifer die Rechtswissenschaft zu studiren. Er besprach diesen Plan von allen erdenklichen Seiten. Seinem Talente und Fleiße traute er es zu, daß er sich, unterstützt von der Leipziger Bibliothek, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswissenschaft würde aneignen können, um in derselben den Doctorhut zu erlangen. Was einem gewöhnlichen Kopfe nur in einigen Jahren möglich sey, das

müsse er, der von Jugend auf im Denken Geübte und ernstlich Wollende, in kurzer Frist erlangen können. Mit seinen weitausgreifenden Schritten werde er den Schneckengang Anderer überholen, und schnell an einem Ziele seyn, wo ihn die kühnste Erwartung erst nach Jahren vermuthe. Die Ausführung dieses festen Vorsatzes schien ihm so leicht, und eine ehrenvolle Anstellung an einem der kleineren sächsischen Höfe dünkte ihm so nahe, daß sich die Freunde die Hände darauf gaben, so lange einander nicht zu schreiben, bis Schiller — Minister und Streicher Capellmeister seyn werde. Mit diesem schwärmerischen Versprechen schieden die beiden Freunde von einander, und dies Mal auf immer.

Zehntes Capitel.

Aufenthalt in Leipzig. Das Lied an die Freude. Bewerbung um Margaretha Schwan. Bearbeitung des Don Carlos in Prosa. Aufenthalt in Dresden. Körner. Leidenschaftliche Liebe. Einige Gedichte. Der Menschenfeind. Don Carlos vollendet. Entstehungsgeschichte und Charakteristik dieser Tragödie. Briefe über Don Carlos.

Die Reise nach Leipzig nennt Schiller selbst, in einem Briefe an Schwan vom 24. April, die fatalste, die man sich denken könne. „Morast, Schnee und Gewässer", schreibt

er, „waren die drei schlimmsten Feinde, die uns wechselsweise peinigten, und ob wir gleich von Bach an immer zwei Vorspannpferde gebrauchen mußten, so wurde doch unsere Reise, die Freitags geschlossen seyn sollte, bis auf den Sonntag verzögert.“

Ueber seinen Aufenthalt in Leipzig fließen die Nachrichten sehr spärlich. Wir wissen wenig davon zu sagen, wie dort sein äußeres Leben eingerichtet war; wohl aber erfahren wir aus einem Briefe des Dichters an Huber vom 25. März, wie er es einzurichten beabsichtigte. „Ich bin Willens„, so schreibt er dem Freunde, bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeit machte. Es ist dieser: meine eigene Oeconomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das Erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaction durchzuführen, als meine Wirthschaft; und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher, als bei öconomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meinen idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt. Für's Andere brauche ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten, wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie mein Engel, dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichtsbedeutende

Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. dgl., tödtet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerrissen seyn, bis ich ihn habe .... Wenn es möglich ist, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten; um mich in einen Andern zu schicken, habe ich Biegsamkeit genug, und auch hier und da etwas Geschick, wie Yorik sagt, ihn verbessern und aufheitern zu helfen. Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntschaft von Leuten zu Stande bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist Alles in Richtigkeit."

„Ich brauche nicht mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer seyn kann, und dann ein Besuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Commode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sopha, dann ein Tisch und einige Sessel ... Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) zusammen essen, so würde ich mich an die table d'hôte im Gasthofe engagiren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speis'te."

In welcher Ausdehnung es ihm gelang, dieſe häuslichen Plane in Ausführung zu bringen, iſt uns unbekannt. Nach unverdächtigen Mittheilungen[1]) lebte der Dichter, während man ihn rings im Herzen trug, und auf dem Papiere ihm einen Triumphbogen nach dem andern baute, zu Leipzig in einem der kleinſten Studentenzimmer, wie ſpäterhin zu Dresden in edler Armuth, die er auf die genialſte Weiſe nicht bloß zu ertragen, ſondern zu genießen wußte, innig froh der wiedererlangten Freiheit, der Freundſchaft und der Poeſie.

Er war zur Meßzeit in Leipzig angekommen. Das Getümmel der Menſchen, die bunte Mannigfaltigkeit der Gegenſtände beſchäftigten ihn ganz. In einem Briefe an Schwan rühmt er ſich unzähliger Bekanntſchaften, die er dort ſchon in der erſten Woche gemacht, und nennt darunter Oeſer, Weiße, Hiller (den Muſikdirector und Componiſten), Huber, Jünger (den Theaterdichter) und den Schauſpieler Reineke. Seine angenehmſte Erholung ſey, Richter's Caffeehaus zu beſuchen, wo ſich die halbe Welt Leipzigs zuſammenfinde, und er ſeine Bekanntſchaften mit Einheimiſchen und Fremden erweitere. Auch ſeyen ihm von verſchiedenen Seiten her verführeriſche Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht worden, denen er wohl ſchwerlich widerſtehen werde. „Es iſt ſo eine eigene Sache", fährt er fort, „mit einem ſchriftſtelleriſchen Namen, beſter

1) Blätter für literar. Unterhaltung, 1836, Nr. 285.

Freund! Die wenigen Menschen von Werth und Bedeutung, die sich einem auf diese Veranlassung darbieten, und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzusehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geschmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und sich obendrein gar, einiger vollgeklecksten Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollt' es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Mutterſöhne aussehen solle. Wenigstens rundgeschnittene Haare, Courierstiefel und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet." Zuletzt bemerkt Schiller noch, er wolle nach dem Beispiele vieler Leipziger Familien einige Monate des Sommers das Landleben genießen. Hiezu wählte er das nahe gelegene Dorf Gohlis, das schon Flemming in seinen Gedichten verherrlicht hat, und wohin ein sehr anmuthiger Spaziergang durch das berühmte Rosenthal führt.[1])

In Gohlis dichtete Schiller das herrliche Lied an die Freude, „jenen unsterblichen Rundgesang, welcher mit den Riesenstittigen dithyrambischer Begeisterung alle Geister und alle Welten umarmt." Es ist ein Ausfluß der freudigen

---

1) Neuerdings ist dort von einem Vereine eine Schiller-Bibliothek gegründet worden, welche die gesammte auf Schiller bezügliche Literatur: die verschiedenen Ausgaben, Erläuterungsschriften, Biographieen u. s. w. umfassen soll. Auch wird daselbst Schiller's Andenken alljährlich durch ein Fest gefeiert.

Gemüthsstimmung, in der sich der Dichter seit dem Aufenthalte in Leipzig fühlte, die jubelnde Begrüßung des rosigen Morgenlichtes nach langer Nacht. Ursprünglich war es ohne Zweifel für den kleinen Kreis edler und glücklicher Männer bestimmt, in den sich Schiller aufgenommen sah; aber die Begeisterung, der Adel der Gesinnung, die in ihm herrschen, das Feuer der Sprache haben es zu einem geselligen Volksliede gemacht. Ueber die Veranlassung zur Entstehung dieses Gedichtes gibt es folgende, freilich unverbürgte Erzählung: Auf einem Morgenspaziergange durch das Rosenthal an der Pleiße sah Schiller einen halbentkleideten Jüngling in betender Stellung am Flußufer, der eben im Begriffe stand, sich zu ertränken. Schiller redete ihn an und vernahm, daß er ein armer Studiosus der Theologie sey, der lange mit dem schrecklichsten Mangel gekämpft hatte. Der Dichter schenkte ihm seinen geringen Geldvorrath, und ließ sich von ihm das Versprechen geben, wenigstens acht Tage lang die Ausführung des frevelhaften Entschlusses auszusetzen. In der Zwischenzeit wohnte Schiller einer Hochzeitfeier in einer wohlhabenden Leipziger Familie bei. Mitten in der lautesten Freude stand er plötzlich auf, erbat sich auf ein Paar-Augenblicke Gehör, erzählte, was ihm auf jenem Spaziergange begegnet sey, forderte mit herzlichen, eindringlichen Worten die Anwesenden zu Beiträgen für den Unglücklichen auf, und sammelte diese selbst, im Kreise umhergehend, auf einem Teller. Sie fielen reichlich genug

aus, daß der arme Studirende damit sein Leben bis zu einer Anstellung fristen konnte. Im frischen Bewußtseyn solcher That nun, heißt es, sang Schiller seinen Hymnus an die Freude. In diesem Gesange zeigt sich schon ein Streben, welches der Dichter erst später, vom Jahre 1802 an, in Weimar wieder aufgriff, und mit bestimmtem Bewußtseyn verfolgte, nämlich den gesellschaftlichen Gesängen einen höhern Text unterzulegen, und hiedurch die gesellschaftliche Unterhaltung überhaupt zu veredeln. Das Gedicht wird von den höchsten, Alles umfassenden Ideen getragen, und diese Ideen sind dadurch in hohem Grade belebt und veranschaulicht, daß sie einem Bunde von Freunden in den Mund gelegt werden, welche wir sich umarmen und spenden, welche wir singen und in den letzten Strophen sich zu allem Herrlichen, was diese Freude anregt, sich ermuntern sehen und hören. Dazu kommt der Chor, welcher in dieses lebensvolle Gemälde begeistert sprechender und handelnder Menschen, wie der Chor in die antike Tragödie eintritt, bald verallgemeinernd, bald tröstend, bald bekräftigend, und immer die Ideen und Gefühle der Festfeiernden zum Höchsten hinwendend. Uebrigens vergegenwärtigt uns dieser Hymnus sowohl seines Verfassers innige Empfindung für die sympathetischen Neigungen, als seinen stolzen, freien Sinn, also sein ganzes sittliches Ueberzeugungsgefühl.

Ein höherer, kühner Schwung, ein gesteigertes Selbstgefühl zeigte sich jetzt aber bei ihm nicht allein in der

Dichtung, sondern auch im Leben. Die Zuversicht zu einer gesicherten äußern Existenz war so fest in ihm, daß er bald nach der Ankunft in Leipzig brieflich bei Schwan um die Hand seiner Tochter Margaretha anhielt.[1] Schon ein Jahr, behauptete er, beschäftige ihn dieser Gedanke;[2] umsonst habe er seine Liebe zu bekämpfen gesucht; der Herzog von Weimar sey der Erste gewesen, dem er seinen Wunsch eröffnet, und dieser habe sich seiner Wahl gefreut. Von ihm dürfe er auch mehr hoffen, wenn es darauf ankomme, durch diese Verbindung sein Glück zu vollenden. Seine äußere Existenz dachte er sich dadurch zu gründen, daß er wieder zur Medicin zurückkehre (die Rechtswissenschaft war schon wieder aufgegeben), damit er seiner Lieblingsneigung nur zum Vergnügen nachhängen könne; mit

---

[1] Vielleicht trug zu diesem Entschlusse ein Brief seines Vaters vom 12. Januar 1785 bei, dessen Original mir vorliegt. Dieser Brief ist die Antwort auf einen Brief Schiller's vom 24. November 1784, worin er sich über Margaretha Schwan irgendwie ungünstig geäußert haben muß. Der Vater schreibt ihm: „Was die Anmerkung von der Schwan'schen Tochter betrifft, das wundert uns in Rücksicht auf das, was ehedem hievon gedacht worden ist, von deren Lob ich Seine eigene Aeußerung in Händen habe. Im Durchschnitte möchte doch diese Partie eine bessere gewesen seyn, als ein gewisses Fräulein, um die Er angesucht haben soll."

[2] So schrieb er am 24. April 1785, und hatte doch noch am 7. Juni 1784 um Lotte von Wolzogen sich beworben.

aller Anstrengung des Geistes wolle er dem gewissen Ziele zusteuern, der angenehmste Wunsch seines Herzens werde seinen Eifer unterstützen. Noch zwei Jahre, meinte er, und sein ganzes Glück werde entschieden seyn.

Die jungen Leute selbst schienen unter sich einig zu seyn. Margaretha hatte dem Geliebten bei seiner Abreise ein schönes Andenken mitgegeben, und einen Briefwechsel mit ihm verabredet. Aber der Vater gab, ohne auch nur die Tochter mit Schiller's Antrag bekannt zu machen, diesem eine abschlägige Antwort, unter dem Vorwande, daß Margaretha wegen der Eigenthümlichkeit ihres Charakters nicht zu ihm passe. Schiller brach nun den brieflichen Verkehr mit der Geliebten ab, zur großen Betrübniß des guten Mädchens, das sich sein Schweigen nicht zu erklären wußte. Doch bestand eine freundschaftliche Verbinduug mit dem Vater fort. „Glauben sie mir," schrieb Schiller noch im Jahre 1788 an Schwan, „daß Ihr Gedächtniß auch in meinem Gemüthe unauslöschlich lebt, und nicht nöthig hat, durch den Schlendrian des Umgangs oder durch Versicherungsbriefe aufgefrischt zu werden." Später, als Schiller, schon verheirathet, nach der Heimath reis'te, traf Margaretha mit dem Paare der Vermählten, wie es scheint, in Heidelberg zusammen. Das Wiedersehen soll den Dichter bewegt, und seine Frau die Nebenbuhlerin recht liebenswürdig gefunden haben. Margaretha heirathete einen Andern, und starb im sechs und dreißigsten Jahre an den Folgen einer Niederkunft.

Ehe wir Schiller von Leipzig wegbegleiten, müssen wir noch einer Bearbeitung des Don Carlos in Prosa für die Bühne gedenken, die, nach Mittheilungen von Boas, dort zu Stande gekommen seyn soll. Boas erhielt eine Abschrift jener Bearbeitung vom Hofrath Dr. Winkler in Dresden, der sie genau nach dem im dortigen Theater-Archiv befindlichen Original anfertigen ließ. Woher Boas die nachfolgenden Notizen über die Veranlassung dieser Bearbeitung, über ihre Aufführung und die Besetzung der Rollen geschöpft, ist nicht angegeben. Er berichtet: „In Gohlis arbeitete Schiller fleißig an seinem Carlos, ohne jedoch an eine Aufführung desselben zu denken. Oft las er Morgens Huber, Jünger und Albrecht die Stellen vor, die er in der Nacht gedichtet hatte, und niemals erwähnte er dabei der Bühne."

„Das Leipziger Theater bestand in jener Zeit aus vielen trefflichen, berühmt gewordenen Mitgliedern, zu denen Schiller in freundlichen Verhältnissen stand. Da war Reineke, des Dichters Intimus, Hempel, Schubert und Bösenberg; da war Sophie Albrecht, die liebliche Schauspielerin und Dichterin, und Madame Zucker, Bösenberg's Tochter, eine früh gestorbene holde Künstlerin. Schiller besuchte häufig ihren Cirkel, und nach dem Schauspiele wurde vertraulich und ernsthaft gesprochen über das tiefinnere Wesen des Dramas, über Auffassung und Darstellung tragischer Charaktere. Die Freunde und Freundinnen drangen in Schiller, ihnen den Carlos für die Bühne zu geben;

ſie hatten die Rollen ſchon unter ſich vertheilt, und ließen nicht ab mit Bitten. Aber der Dichter wollte ſich Anfangs gar nicht dazu verſtehen, denn ſein Trauerſpiel war nicht für den engen Raum der Bretter berechnet; auch hatte er es noch gar nicht vollendet. Als aber die Meinungen aller Kunſtverſtändigen, die er deßhalb befragte, völlig übereinſtimmten, der Carlos würde von der Scene aus tief in das Leben des deutſchen Volkes eindringen, da gab er nach."

„Er ging nun alſo an die Umarbeitung und Vollendung des Stückes. Es war viel zu weitläufig angelegt, und bedeutende Verkürzungen zeigten ſich nothwendig. Jamben widerſtrebten damals den Schauſpielern noch, und der Dichter zog ihnen für das Theater die Proſa vor. Die letzten Acte waren noch gar nicht niedergeſchrieben, und er mußte ſie alſo hinzudichten, wobei namentlich der Schluß ganz anders ausfiel, [1]) als in jener Lesart, welche die ſämmtlichen Werke bringen. Das gab denn Arbeit die Hülle und Fülle; aber Schiller machte ſich mit dem unermüdlichen Eifer, der ihm ſtets eigen war, wenn es die Ausführung eines einmal gefaßten Vorſatzes galt, ans Werk, und vollendete es bald. Die Rollen wurden vertheilt; die Schauſpieler beeilten ſich, und ſo konnte denn der Carlos in kurzer Zeit gegeben werden. Die Rollen waren in folgender Art beſetzt: Mad. Koch, eine reizende Frauengeſtalt, ſpielte die Eliſabeth; Reineke, der hohe,

1) Siehe die Nachträge von Boas, III, 433 u. ff.

denkende Künſtler, hatte den Poſa übernommen; Sophie Albrecht wurde als Eboli bewundert, und Schauwärt, der ausgezeichnete Intriguant, trat als Alba auf. Die Darſtellung war eine höchſt gelungene, und der Erfolg ſo glänzend, daß die größten Bühnen Deutſchlands, z. B. die Berliner und Dresdener, ſich jenes Manuſcript des Carlos verſchafften, und das Stück darnach aufführen ließen."

Ueber ein kleines Luſtſpiel, das Schiller noch während ſeines Aufenthalts in Dresden, im Körner'ſchen Hauſe, als Scherz im Familienkreiſe verfaßt hat,[1]) läßt ſich zur Zeit noch nichts Näheres berichten. Das Original iſt im Beſitze eines Handſchriftenſammlers, dem daſſelbe, weil Perſönlichkeiten darin auf eine Art berührt worden, daß es ſich nicht zur Veröffentlichung eignet, nur unter der Bedingung überlaſſen worden iſt, das Luſtſpiel nicht bekannt zu machen. Bis jetzt iſt jener Sammler der Bedingung gewiſſenhaft nachgekommen. Es ſteht aber zu hoffen, daß, wenn wir der Zeit der Abfaſſung noch etwas weiter entrückt ſeyn werden, jener Umſtand ſeine bindende Kraft verliere, und uns dann nicht länger ein ſo höchſt intereſſantes Document vorenthalten werde, welches uns den Dichter vielleicht von einer ganz neuen Seite zeigen wird.

Körner mit ſeiner jüngſt angetrauten Frau, und Huber zogen gegen Ende des Sommers 1785 nach Dresden, wo

---

[1]) S. die Vorerinnerung zum zweiten Drucke von „Schiller's Leben," von G. Schwab.

der Erstere als Appellationsrath angestellt wurde. Schiller folgte ebendahin seinen theuern Freunden im October desselben Jahres.

Die Nachrichten über seinen dortigen Aufenthalt sind nicht weniger dürftig, als über den zu Leipzig. Briefe, die sicherste Quelle für die Lebensbeschreibung eines Schriftstellers, fehlen beinahe ganz in diesem Zeitraume. Das Leben in einer schönen, durch Kunstsammlungen und wissenschaftliche Anstalten, durch den Zusammenfluß von Fremden interessanten Stadt, der Umgang mit Freunden, mit Gelehrten und Künstlern, mit höheren Staatsdienern, mit Männern und Frauen brachte ohne Zweifel Genuß, Anregung, neue Ansichten. Aber Alles, was er außerhalb des engsten Kreises seiner Freunde erfuhr, konnte ihm doch keine Befriedigung gewähren; er mußte sich in jenem glänzend bewegten Leben wie einen Durchreisenden betrachten. Und wie sein Fühlen, so war auch sein Denken der Welt, die ihn umwogte, nicht proportionirt. Schiller war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er sich der Außenwelt hätte hingeben können, und ihn interessirte mehr das, was die Dinge in ihm hervorbrachten, als diese Dinge selbst. So scheint ihm auch der Verkehr mit Künstlern und Künstlerinnen, und die Anschauung der Kunstsammlungen in Dresden, wie früher in Mannheim, keinen bedeutenden Gewinn gebracht zu haben. Er war einmal nicht für das Anschauliche gemacht.

Von größerm Einflusse war ohne Zweifel für ihn die

ſchöne Natur, die reizende Lage Dresdens und die anmuthige Gegend. Es wird erzählt, eine ſeiner liebſten Erholungen von der poetiſchen Thätigkeit ſey damals geweſen, in einer Gondel die Elbe hinabzufahren, beſonders bei Gewittern, wenn der Strom tobte und Kampf und Aufruhr in der Natur herrſchte. Dann habe er wohl einmal einen ſchmetternden Donnerſchlag mit einem Bravo! begrüßt. Auch hier verweilte er wieder, wie in Leipzig, einige Zeit auf dem Lande. Bei dem Dorfe Loſchwitz an der Elbe beſaß Körner in einem lieblichen, von Rebenpflanzungen eingeſchloſſenen Thale einen Weinberg, wo Schiller im Familienkreiſe ſeines Freundes die ſchönſten Tage verlebte. Man hatte ihm einen Gartenſaal auf der Anhöhe eingeräumt, wo die Weinpflanzung an ein Fichtenwäldchen gränzt. Hier gab er ſeinem in Proſa ſchon fertigen Don Carlos eine ganz neue Geſtalt. Der Druck dieſes Schauſpiels hatte ſchon bei Göſchen in Leipzig begonnen, und eben war Schiller mit der Reviſion des zweiten Actes beſchäftigt, als er an einem ſchönen Herbſttage von der Körner'ſchen Familie zu einer Landpartie eingeladen wurde. Um ſein Werk raſcher zu fördern, entſchloß er ſich zu Hauſe zu bleiben. Die Appellationsräthin hatte aber, in der Vorausſetzung, daß Schiller mitfahren werde, die Schränke und den Keller verſchließen laſſen. So ſah ſich denn der Dichter ohne Speiſe und Trank, ja ſogar ohne Holz. Sein Unmuth ſteigerte ſich noch durch das Plätſchern der Wäſche unter ſeinen Fenſtern, und er machte

endlich seiner üblen Laune durch folgende drollige Strophen Luft, die als ein Document seines bedeutenden Talents für das Komische angesehen werden können:

Unterthänigstes Promemoria
an die
Consistorial-Rath Körner'sche weibliche Waschdeputation
eingereicht von
einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter in Loschwitz.

Dumm ist mein Kopf, und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Mein Magen leer, der Himmel sey
Dem Trauerspiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen.

Feu'r soll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger —
O Phöbus, hassest Du Geschmier,
So wärm' auch Deinen Jünger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich — mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipp's Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß,
In wenigen Secunden
Seh' ich Madrid; am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie,
Und siehe da — belausche
Die junge Fürstin Eboli
Im süßen Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib Triumph,
Schon hör' ich — — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feerei!
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hembewaschen holen.

Gegeben in unserer jammervollen Lage,
unweit dem Keller.

Friedrich Schiller,
Haus- und Wirthschaftsdichter.

Den Freund, in dessen Familie Schiller so glückliche Tage verlebte, diesen redlichen, treuen und klaren Mann, trug er auf jeden Fall als die beste Ausbeute seines Aufenthalts in Dresden davon. Mit Körner fühlte sich der Dichter nicht allein durch ähnliche Ansichten und Bemühungen verbunden; er fand in ihm auch fortwährend einen lautern und warmen Antheil an seiner Person und seinem Schicksale. In einem später geschriebenen Briefe schildert

er uns den Freund in folgender Weise:[1] „Es ist kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klange überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte." Was uns Körner schriftlich hinterlassen hat, bestätigt die Richtigkeit dieser Angaben. In einem noch spätern Briefe (an seine Geliebte, Charlotte von Lengefeld) heißt es über ihn: „Sie haben sehr Recht, wenn Sie sagen, daß Nichts über das Vergnügen gehe, Jemand auf der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und dieß ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in der Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten, moralischen Gefühle und mit einer instinctartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden Anderer, und ein ängstliches für sich selbst. Gerade das Gegentheil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen Alles, und den Nebenmenschen Nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung ist Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm diese so nöthige Zuversicht zu sich, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben."

---

[1] Leben Schiller's, von Frau von Wolzogen, Th. I., S. 320.

Auch, wenn Körner mit seiner Familie in der Stadt lebte, vergingen wenige Tage, wo Schiller sie nicht besuchte. Eine Zeitlang war indeß sein Erscheinen in dem Körner'schen Hause seltener, da sich plötzlich eine lebhafte, ja leidenschaftliche Neigung seiner bemächtigt hatte, die viel öfter, wie es in brieflichen Mittheilungen über jene Zeit heißt, „seine Schritte nach dem Tempel der Liebe, als nach dem der Freundschaft hinlenkte." Die Anknüpfung dieses Verhältnisses fällt zwar etwas über die Zeit hinaus, die ich als den Gränzpunct der ersten Periode unsers Dichters angenommen habe. Ich lasse aber die Erzählung desselben sogleich folgen, um nicht den Faden des Berichtes über Schiller's Lebensverhältnisse zu oft abzubrechen. Die ersten Nachrichten über jene Leidenschaft verdanken wir dem liebenden Griffel einer zarten Frauenhand (Frau von Wolzogen). Näher hat uns neuerdings Hr. Döring aus K. A. Böttiger's Nachlaß und den Mittheilungen der obenerwähnten Künstlerin Sophie Albrecht über das Verhältniß unterrichtet. Ein Paar betreffende Notizen finden sich in einem mir vorliegenden Briefe der Tochter einer Dame, die gleichzeitig mit Schiller in Dresden lebte, und in demselben Hause wohnte.

Sophie Albrecht, die wir früher als eine Freundin des Dichters kennen gelernt haben, war jetzt eine der ersten Zierden der Dresdner Bühne. Sie lebte, als eine gefeierte Künstlerin, in glücklichen äußeren Verhältnissen, und empfing zahlreiche Besuche von der eleganten Welt beiderlei

Geschlechts. Eines Abends, als Schiller sich dort, seiner Gewohnheit nach, eingefunden hatte, erschien, wie uns Döring berichtet, die Wittwe eines pensionirten sächsischen Officiers, Frau von Arnim, begleitet von ihren beiden erwachsenen Töchtern. Die ältere, Julie, eine hohe, blauäugige Blondine, machte plötzlich einen tiefen Eindruck auf Schiller. „Er stand vor ihr," sagt Döring, „mit einer wortlosen Andacht des Gefühls, und wehrte nicht der Flamme, die heimlich und verzehrend in seiner Brust auflooderte." Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft bot ein Maskenball im Winter 178$^{6}/_{7}$. Seitdem hatte Schiller Zutritt in ihrem Hause, doch war ihm die Weisung gegeben, wenn er Licht in gewissen Fenstern des Hauses sehe, solle er nicht kommen, weil sie dann in Familiengesellschaft sey. Aber Schiller's Freunde behaupteten, dann empfange die Mutter nur mehr begünstigte Anbeter ihrer schönen Tochter; die intriguante Frau mißbrauche seine bethörte Leidenschaft zur Befriedigung ihrer Eitelkeit, und zur Erreichung ihrer eigennützigen Zwecke. Die laut gewordene, Aufsehen erregende Liebe eines berühmten Dichters zu ihrer Tochter schmeichle ihr, und sie lege es darauf an, deren Reize und Schönheit hierdurch in noch größern Ruf und Credit zu bringen. Deßwegen ziehe sie ihn an, halte ihn fest, und mache ihm stets Hoffnung, ohne ihm je sichere Aussichten zu gewähren. Die Bethörung Schiller's muß einen hohen Grad erreicht haben, da er sich nicht bloß werthvolle Geschenke, sondern selbst baare Summen

entlocken ließ, die von Göschen durch Vorschüsse auf den Don Carlos herbeigeschafft wurden. In den oben erwähnten brieflichen Mittheilungen heißt es: „Meine Mutter erinnert sich recht gut der Geschichte des blauen Bandes, das Schiller in seiner Verliebtheit dem Fräulein von Arnim entwendete und seitdem beständig des Nachts um seine Zipfelmütze geschlungen trug; er sah damit zum Fenster hinaus, wobei meine Mutter öfters Gelegenheit gehabt hat, es von oben herunter zu bewundern."

Ob Julie mit der Rolle einverstanden war, welche die Mutter sie spielen lassen wollte, dürfte schwer zu entscheiden seyn. Schiller's äußeres Erscheinen mochte allerdings wenig Gewinnendes haben. „Seine gewöhnliche Kleidung," so schildert ihn Sophie Albrecht, „bestand in einem dürftigen, grauen Rocke, und die Zubehör entsprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den bescheidensten Anforderungen des Schönheitssinnes. Neben diesen Mängeln der Toilette machte seine reizlose Gestalt und der häufige Gebrauch des Spanioltabaks einen ungünstigen Eindruck, den das tiefgesenkte, immer sinnende Haupt noch vermehrte." Allein nach den Thränen zu urtheilen, welche die Trennung, wie uns berichtet wird, dem Mädchen gekostet hat, war sie an dem Betruge der Mutter gewiß nicht mit Willen betheiligt. Auch gedachte Schiller später, als er beruhigt auf das Verhältniß zurückblicken konnte, ihrer stets noch mit Achtung und freute sich, daß sie die glückliche Gattin eines Grafen von K... geworden war.

Wie dem aber auch seyn mochte, Schiller's Freunde glaubten Alles aufbieten zu müssen, ihn diesen Fesseln zu entreißen. Endlich schien nur eine Ortsveränderung ihn retten, ihn heilen zu können. Die Freunde drangen nun selbst, so schmerzlich sie seinen Umgang entbehrten, auf schleunige Entfernung. Aber wohin sollte er sich wenden? Schröder aus Hamburg hatte ihn freilich schon im October 1786, nachdem Schiller ihm den Don Carlos zugesandt, aufs Freundlichste zu sich eingeladen. In einem Briefe vom 18. October, dessen Original mir vorliegt, schreibt er: „Meine schnelle Antwort sey Ihnen ein Beweis, wie angenehm mir Ihr Brief war. Ich erstaunte über den Flug der Ideen in den Räubern, bewunderte den größern Theil des Fiesco; aber ich zweifelte, daß ein so kühnes Genie sich zu der Simplicität würde bequemen können, die einem Theatergemälde einzig allgemeinen und dauernden Beifall schaffen kann. Ihr Carlos überzeugt mich vom Gegentheile; und nun wünsche ich nichts so sehr, als mich mit Ihnen zu verbinden — mit Ihnen, der allein meine Ideen realisiren kann. Ich fühle mich zu schwach dazu; aber ein langer und vertrauter Umgang mit dem Handwerksmäßigen des Theaters kann Ihnen vielleicht von Nutzen seyn. — Aber ein dramatischer Schriftsteller muß durchaus an dem Orte seyn, wo sich die Bühne aufhält, für die er schreibt. Sind Sie frei? Können Sie Dresden gegen Hamburg vertauschen? Und unter welchen Bedingungen? — Beck hat mir einen Theil der Behandlung erzählt, die Sie in

Mannheim erfuhren — glauben Sie nicht, daß die hiesige Einrichtung im mindesten mit der dortigen sympathisire; mehr kann ich Ihnen darüber nicht schreiben." Aber Schiller lehnte, wie aus späteren Briefen von Schröder erhellt, zu dessen größtem Bedauern das Anerbieten ab, aus welchen Gründen, geht nicht aus Schröder's Briefen hervor. Vielleicht fesselte ihn eben jene Leidenschaft, die um die Zeit dieser Correspondenz in ihrer ersten Glut war. Von anderer Seite hatte ihn schon längst seine Freundin, die Frau von Kalb, welche unterdessen von Mannheim nach Weimar gezogen war, eingeladen, nach ihrem jetzigen Wohnorte zu kommen. Welcher Ort konnte ihn aber mehr anziehen, als Weimar, wo ihm auch schon die Anträge Wieland's, Mitarbeiter am „Deutschen Merkur" zu werden, eine liebevolle Aufnahme und ein freundschaftliches Verhältniß mit den größten Geistern Deutschlands versprachen? So begab er sich denn dorthin im August 1787 [1]) mit dem trüben Gefühle halberhörter Liebe, unmöglicher Hoffnungen, und dem theuer bezahlten Gewinn neuer Erfahrungen.

Ein Denkmal des interessanten Verhältnisses, wovon wir gesprochen, ist uns in einem vom 2. Mai 1787 datirten, an Fräulein von Arnim gerichteten Gedichte erhalten,

---

[1]) Frau von Wolzogen gibt unrichtig den Frühling als die Zeit der Abreise an. Obige Angabe ist Schiller's eigenhändigem Notizbuche entnommen.

worin indessen keine Spur von glühender Leidenschaft zu finden ist. Es ist in durchaus gemäßigtem Tone gehalten, und läßt vermuthen, daß Schiller schon vor der Abreise von Dresden zu ruhiger Besinnung über das Verhältniß gelangt war. Es lautet:

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball, hat Dich zur Freundin mir gegeben;
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.

Ein Blick war uns genug;
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug.
Der Anfang uns'rer Freundschaft war nur — Schein,
Die Fortsetzung soll Wahrheit seyn.

In dieses Lebens buntem Lottospiele
Sind es so oft nur Nieten, die wir zieh'n.
Der Freundschaft stolzes Siegel tragen Viele,
Die in der Prüfungsstunde treulos flieh'n.
Oft sehen wir das Bild, das uns're Träume malen,
Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen.
Der, rufen wir, der muß es seyn!
Wir hoffen es — und es ist — Stein!
Den edlen Trieb, der weichgeschaff'ne Seelen
Magnetisch an einander hängt,
Der uns bei fremdem Leiden, uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt,

Der uns des Lebens schwere Lasten tragen,
Des Todes Schrecken selbst besiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter selbst [1]) das Paradies entbehrt —
Den edeln Trieb, Du hast ihn ganz empfunden;
Der Freundschaft seltnes, schönes Loos ist Dein.
Den höchsten Schatz, der Tausenden verschwunden,
Hast Du gesucht — hast Du gefunden,
Die Freundin eines Freund's zu seyn.

Auch mir bewahre diesen stolzen Namen,
Ein Platz in Deinem Herzen bleibe mein;
Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß seyn.
Ich kann Dir nichts, als treue Freundschaft, geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst.
Dich zu verdienen, will ich streben —
Dein Herz bleibt mir — wenn Du das meine kennst.

Auf Fräulein von Arnim hat man auch ein anderes Gedicht von Schiller beziehen wollen, das sich in der Gedichtsammlung unter der Ueberschrift Der Kampf findet, zuerst aber in der Thalia unter dem Titel Freigeisterei der Leidenschaft erschien, mit dem Zusatze: Als Laura vermählt war, im Jahre 1782. Es ist mit dem Buchstaben Y unterzeichnet, gleichsam, als gehörte es noch den Zeiten der Anthologie an. Außerdem verwahrt sich der Dichter in einer Note, daß man ihm den Inhalt des-

[1]) Schwab conjicirt „sich" statt „selbst."

selben nicht als seine ernstliche Meinung zuschreibe. „Ich habe um so weniger Anstand genommen," erklärt er sich, „die zwei folgenden Gedichte (das genannte und die Resignation) hier aufzunehmen, da ich von jedem Leser erwarten kann, er werde so billig seyn, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System, und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzusehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatischen Dichter aussehen, dessen Intrigue selten ohne einen Bösewicht fortgeführt werden kann; und Milton und Klopstock müßten um so schlechtere Menschen seyn, je besser ihnen ihre Teufel glückten." Es ist nicht zu bezweifeln, daß jene Angabe und diese Verwahrung eine bloße Mystification des Publicums ist. Die Verfolgungen, welche Schiller bisher erfahren hatte, und der Wunsch, eine feste Stellung im bürgerlichen Leben zu erhalten, legten ihm gewisse Rücksichten der Klugheit auf. Dieses, in seiner unverstümmelten Gestalt (wo es sechszehn Strophen mehr hat) höchst bedeutsame Gedicht gehört offenbar nicht der Periode der Anthologie an, und trägt zugleich, wie alle lyrischen Erzeugnisse dieser Zeit, eine solche wahrhaftige Lebenswirklichkeit in jedem Verse, daß man sieht, es habe sich unmittelbar aus leidenschaftlichen Stimmungen und Ueberzeugungen hervorgedrängt, die den Dichter im tiefsten Gemüthe bewegten. Auf Fräulein von Arnim kann indeß das Gedicht nicht bezogen werden, da Schiller sie erst im Winter

178⁶/₇ kennen lernte, und die Pièce schon im ersten Hefte der Thalia vom Jahre 1786 mitgetheilt wurde. Ich beziehe dieses Gedicht, wie die Resignation, auf die halb verzweifelnde Stimmung, welche das gewaltsam zerrissene Verhältniß mit Margaretha Schwan in seinem Herzen zurückließ. Es ist darin die Situation angenommen, daß die Geliebte sich mit einem andern Manne vermählt habe, den sie nicht liebt, und daß sie nun, von der treuen Liebe des Zurückgesetzten und ihrem eigenen Unglück überwältigt, in einer unbewachten Stunde dem Entsagenden durch Kuß und Umarmung ihre liebende Empfindung verrieth. Dieses Augenblickes noch voll, und voll der süßesten Hoffnung, weis't der Erhörte in dem Conflict von Glück und Recht Alles zurück, was ihn an der Erreichung seines Glückes hindern kann, so wie Don Carlos im Drama die eingeführten Ehegesetze nicht anerkennt, welche ihm das Weib entrissen haben, das von der Natur und dem Himmel ihm bestimmt war. Dieselbe Idee also, die in der Liebe des Don Carlos zu Elisabeth dramatisch dargestellt ist, findet sich hier lyrisch behandelt. Der allgemeine Gegensatz, welcher beinahe alle Gedichte der ersten Periode trägt, wird hier gegen die Ehe gewandt, welche, nach des Dichters vorausgesetzter Ansicht, bei nicht vorhandener Liebe des einen Theils, der Vernunftidee nach, ungültig ist.

Da aber in dem Gedichte keine Versöhnung, keine Ausgleichung jenes Gegensatzes liegt, so schickte ihm Schiller in der Thalia ein zweites Gedicht, die Resignation,

nach, worin jene Dissonanz, so weit es möglich ist, aufgelöst wird. Es ist eine freilich nebelige Scene in der jenseitigen Welt, wo ein eben Verschiedener, gleichsam ehe er seine Reise nach der Ewigkeit antritt („auf ihrer finstern Brücke") vor einer verhüllten Gestalt, die er für die vergeltende Gerechtigkeit hält, seine Klagen erhebt, und seinen Lohn fordert. Aber statt ihrer antwortet ihm ein „Genius", daß er für den Mangel an sinnlichem Wohlergehen („Genuß") sich selbst durch eine ideale Betrachtung der Dinge („Glaube, Hoffnung") entschädigt habe, welche mit materiellem Glücke unvereinbar sey. Dieses Glück, welches nur in momentanen Anregungen bestehe, könne in der Ewigkeit (die über der Zeit ist) nicht nachgeholt werden — nur innerhalb der Sphäre des diesseitigen Menschenlebens, der „Weltgeschichte", gebe es eine äußere Vergeltung, finde sich das „Weltgericht". — Während Schiller früher glaubte, des äußern Glückes nicht zu bedürfen, es sich machen, es erstürmen zu können, beklagt er jetzt, nach den herbsten Erfahrungen, die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur, die Glück und Tugend, Genuß und Glauben, Reales und Ideales nicht mit einander zu verbinden vermöge, so daß der Mensch sich entweder für das Eine oder das Andere entscheiden müsse. Auf diesem hier zuerst hervorbrechenden Ueberzeugungsgefühle wuchs seine ganze spätere Lebensansicht empor.

Die beiden Gedichte, die Freigeisterei aus Leidenschaft und die Resignation, und das früher besprochene Lied an

die Freude, welche alle drei das Glück an und für sich, oder in seinem Widerstreite mit dem Rechte und der Sittlichkeit, zum Gegenstande haben, gehören zu dem Ergreifendsten, was Schiller gedichtet hat. Sie fanden einen so ungeheuren Beifall, daß sie noch vor dem Drucke in hundert Abschriften in Deutschland umhergingen, und daß es bald weder ihres Druckes, noch ihrer Abschriften bedurfte, so tief hatten sie sich in Herz und Gedächtniß der deutschen Jugend eingeprägt!

Von geringerm Belange ist der in dieser Zeit gedichtete[1]) Menschenfeind, oder, wie dieses Fragment in der Thalia (1790) benannt ist, der versöhnte Menschenfeind. Das Adjectiv „versöhnt" läßt uns die beabsichtigte Entwickelung vermuthen. Auch entsann sich Körner aus damaligen Unterredungen mit dem Dichter, daß der uns hier vorgeführte Menschenfeind Hutten zuletzt, nach hartnäckigem Widerstreben, von Rosenberg besiegt werden sollte, und daß die Erscheinung einiger Menschenfeinde anderer Art bestimmt waren, diesen Erfolg zu begünstigen. Erwägen wir, wie Hutten mit der zartesten, innigsten Liebe die Natur umschließt, aus deren ungetrübtem Spiegel ihm überall das Bild des göttlichen Geistes entgegentritt, wie er nicht den Menschen im Allgemeinen, sondern die Menschen haßt, die seinem liebenden, von allem Guten und

[1]) Daß er dieser Zeit angehört, erhellt aus einem Briefe des Dichters, in Schiller's Leben, von Frau von Wolzogen, II. 62.

Schönen überfließenden Herzen so tiefe Wunden schlugen: so ist uns das Original zu einem solchen Charakter nicht unbekannt. Schiller durfte sich nur manche in Mannheim und Bauerbach erlebte Stimmungen vergegenwärtigen, um ihn zu zeichnen. So ist auch diese Figur eine Seite von unserm Dichter selbst.

Das Hauptwerk aber, welches in Dresden zur Vollendung gedieh, war Don Carlos, mit welchem sich die erste Periode von Schiller's Leben ruhmvoll abschließt. Ehe wir uns in eine Charakteristik jenes großen Weltdramas einlassen, wollen wir einen Augenblick die successive Bildungsgeschichte desselben verfolgen, wie es allmälig wachsend, in mannigfachen Metamorphosen sich erweiternd, ergänzend und veredelnd, zu der Tragödie sich gestaltete, die uns nun in Schiller's Werken vorliegt.

Der erste Act, der in Mannheim gedichtet wurde, und im ersten Hefte der Rheinischen Thalia erschien,[1]) ist gleichsam nur ein reicher Stoff zu einem künftigen Kunstwerke; er besteht aus einzelnen, durch prosaische Erzählung unterbrochenen Scenen. Hier mußte später am meisten verändert werden; vieles Weitschweifige wurde zusammengezogen, aber auch einzelne charakteristische Züge und Stellen von tiefem Gehalte und jugendlicher Frische wurden der Idee des Ganzen geopfert. Einiges wurde auch umgedichtet oder neu beigegeben.

---

[1]) S. meine Supplemente zu Schiller's Werken, II. S. 9 bis S. 78.

Die zweite und dritte Scene des zweiten Actes erſchienen im zweiten Hefte der Thalia 1785, und ſind wohl größtentheils in Leipzig geſchrieben. Hier ſind ſpäter ſchon weniger Stellen geſtrichen worden, und nur einige ſind abgeändert. In der That war hier auch entweder nur Weniges, oder Alles zu verändern. Denn die Unterredung des Don Carlos mit ſeinem Vater iſt nicht nur eine unnatürliche, ſondern eine unmögliche Situation. So konnte der Prinz, ohne ein verächtlicher Heuchler zu ſeyn, — und „heucheln konnt' er nie", urtheilt Alba von ihm — bei dem tiefbegriffenen ungeheuern Gegenſatze zu ſeinem Vater und der ſtrafbaren Leidenſchaft zu ſeiner Mutter, die er in den vorigen Scenen ausgeſprochen hat, zu ſeinem Vater nicht reden.

Die Scenen vom vierten Auftritte des zweiten Actes bis zum dreizehnten einſchließlich wurden 1786 in das dritte Heft der Thalia eingerückt, und ſind alſo wohl in Leipzig und größtentheils in Dresden verfaßt. Sie bezeichnen die Fortſchritte des Dichters auf eine glänzende Weiſe. Die Sprache iſt reiner, der Ausdruck gedrungener, der Vers fließender; die Charakteriſtik der Leidenſchaft, ja der Perſonen iſt ſchärfer, und die Grundidee, die Anfangs, dem Dichter ſelbſt verhüllt, im Dunkeln ſchuf und trieb, tritt mächtig und klar hervor, und verſammelt und verknüpft die zerſtreuten Glieder zu einem Ganzen; daher denn auch hier die Maſſe des ſpäter Beibehaltenen ſehr

groß ist. Daneben war in Leipzig die von Boas veröffentlichte prosaische Bearbeitung für die Bühne entstanden, welche dem Dichter den großen Vortheil gebracht hatte, sich in dem Gegenstande besser zu orientiren und vollkommen Herr über die Masse des Stoffes zu werden.

Als nun Schiller im Spätherbste 1786 seine Tragödie endlich auch in metrischer Form beendigt hatte, unterwarf er die in der Thalia schon gedruckten Scenen einer kritischen Sichtung, und gab das Stück vollständig im Jahre 1787 heraus. Jene revidirten Acte sind in dieser ersten Edition schon sehr abgekürzt, und halten in Bezug auf Ausführlichkeit die Mitte zwischen dem Texte der Thalia und dem jetzigen. Schiller mußte kürzen, denn welche Unförmlichkeit wäre entstanden, wenn er die Dialoge der Thalia in ihrer endlosen Breite und oft massiven Derbheit unverändert mit den neuen, schon prägnanten und feingegliederten Scenen der ersten Ausgabe zu einem Körper hätte aneinandersetzen wollen!

Und so wurde auch später, bei jeder neuen Auflage, möglichst viel ausgestrichen, und zugleich einiges Nothwendige verändert, um die ungeheure Masse, so viel es sich thun ließ, einem dramatischen Kunstwerke anzunähern. Besonders große und durchgreifende Abkürzungen erfuhr Don Carlos in der Leipziger Ausgabe vom Jahre 1801, also zu einer Zeit, wo Schiller nach der Beendigung des Wallenstein, im Umgange mit Goethe, wie er selbst versichert, einen neuen Menschen angezogen hatte. Endlich,

kurz vor seinem Tode, legte der Dichter für sein bei Cotta erscheinendes „Theater“ an das Stück die letzte, leise verbessernde Hand.

Nach dieser übersichtlichen Bildungsgeschichte des Don Carlos, von seinem Beginne bis zur jüngsten Gestalt, wovon jetzt die Acten dem Publicum in meinen Supplementen zu Schiller's Werken [1]) zur Einsicht offen gelegt sind, werde ich demnächst die Stellung dieser Tragödie zu den bisherigen Dramen kurz anzugeben haben. In den Räubern, in Fiesco, in Cabale und Liebe ist, wie gezeigt worden, eine aus dem sittlichen Unmuthe des jugendlichen Schiller hervorgehende Auflehnung gegen das Bestehende die gemeinschaftliche Idee. Don Carlos verhält sich nun zu jenen, wie das Ziel zum Wege. Eine ethische Gedankenbildung ist in jenen eingeleitet und fortgeführt, in diesem vollendet und abgeschlossen. In jenen wird niedergerissen und weggeräumt, in diesem soll das neue Gebäude des menschlichen Daseyns gegründet und aufgeführt werden. Die ersten drei Trauerspiele haben demnach einen negirenden, polemischen Charakter, das vierte hat einen affirmirenden, positiven Charakter; jene sind revolutionär, dieses ist constitutiv. Was er nicht will, hat der Dichter zuerst mit blutendem Herzen in mehreren Weisen auseinandergesetzt, und dann, was er will, mit befreiter, begeisterter Seele in ein großes Gemälde zusam-

1) B. II, S. 3 bis S. 252.

mengefaßt. Daher der ganz verſchiedene Eindruck, den das neue Drama macht. Jene negirenden Tragödien zerreißen unſer Herz, und laſſen, trotz ihres moraliſchen Ausganges, in unſerm ſittlichen Gefühle eine ſchmerzhafte Wunde zurück; Carlos dagegen zaubert uns in eine höhere Ordnung der Dinge, in ein Erdenparadies der Bruderliebe und Bürgerfreiheit, deſſen Vorſtellung immer auf unſere edelſten Kräfte eine wohlthätige und erhebende Wirkung haben wird, auch wenn der berechnende Verſtand dieſen glücklichen und vernunftgemäßen Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft nur für einen ſchönen Traum halten ſollte.

Unterſchieden wir bisher immer zwei ſittliche Lebensgrundtriebe in Schiller, von denen an den früheren drei Dramen beinahe nur der eine Trieb, die Freiheitsliebe, ſich bethätigte, ſo ſehen wir an dieſem Stücke beide Triebe einſtimmig arbeiten, Schiller's hohen Freiheitsſinn und ſeines Herzens ſchöne Menſchlichkeit. Dieſe Tragödie hat treffliche, ſich ergänzende Aeltern: einen heroiſchen Vater und eine zärtlich liebende Mutter. Hierin ſteht bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit unſer Drama doch noch den Räubern am nächſten. Denn in den Räubern iſt nicht nur eine umfaſſendere Idee, ſondern auch mehr Totalität und Harmonie der ſittlichen Kräfte, mehr Innigkeit und Wärme des Gefühls. Schiller's Bedrängniſſe und Noth nach ſeinem Austritte aus der Carlsſchule unterdrückten ſeine feineren Gemüthskräfte, und wenn wir den Fiesco und Cabale und Liebe leſen, wird es uns eben ſo beklommen zu

Muthe, als es dem Verfasser über dem Dichten unbehaglich war. Erst Don Carlos gibt uns den ganzen Schiller geläutert wieder.

Schiller beabsichtigte, wie früher berichtet wurde, einen zweiten Theil der Räuber zu schreiben, der die Dissonanzen des ersten auflösen sollte, — der Idee nach ist nun eben Don Carlos dieser zweite Theil der Räuber. Denn die Welt, welche in den Räubern in Trümmer zerschlagen worden ist, wird in Don Carlos auf idealem Fundamente wieder aufgebaut. Und da sich dem Auge des Betrachtenden mehrere Arten von Mißständen in der wirklichen Welt zeigten, so mußte auch der poetische Tadel in mehrere Formen — in mehrere Stücke auseinander treten; da aber nur Eine Vorstellung in der Seele des Dichters lebte von dem, was seyn sollte, so konnte auch nur eine kosmopolitische Tragödie von positivem Charakter gedichtet werden. Schiller konnte in der Art des Don Carlos, ohne sich zu wiederholen, kein zweites Stück schaffen; dieser ganze Kreis war abgeschlossen und in ihm das Höchste erreicht.

Wenn wir nun dem Don Carlos, im Gegensatze zu den früheren Dramen, einen positiven Charakter zuschreiben, so meinen wir damit nur so viel, daß seine Haupttendenz nicht eine ernste Satyre oder poetische Kritik, sondern eine begeisterte Enthüllung der Idee ist. Mit diesem idealen Uebergewichte können aber einzelne polemische Ausfälle recht gut bestehen, so wie überhaupt diese ganze

Tragödie, gleich den früheren, auf den Gegenſatz des realen Geſellſchaftszuſtandes zu einem idealen gegründet iſt.

Die herbſten polemiſchen Angriffe, zumal in ſpäter unterdrückten Stellen der Thalia, ſind gegen das Kirchliche, und namentlich gegen den verſchlechterten Katholicismus gerichtet. Als Schiller ſich ſeines politiſchen Gährungsſtoffes entledigt hatte, und ſich in den Ländern milderer Fürſten wieder behaglicher fühlte, wandte ſeine ſtrafende Muſe ihren Unwillen vorzugsweiſe gegen mißfällige Formen des Chriſtenthums. Im Don Carlos, im Gedichte Freigeiſterei aus Leidenſchaft, im Geiſterſeher bis zu den Göttern Griechenlands ſpricht ſich das deutlich genug aus. Beſonders durch den Charakter Domingo's, der zugleich Beichtvater, Kuppler und Verführer iſt, ſo wie durch den Charakter des Königs und Alba's hat der Dichter das Wort erfüllt, welches er in einem Briefe an Reinwald gab: „Außerdem will ich es mir zur Pflicht machen, in Darſtellung der Inquiſition die proſtituirte Menſchheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger ſtellen. Ich will — und ſollte mein Carlos auch für das Theater verloren gehen — einer Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen."

Die Grundidee der ganzen Tragödie iſt demnach der Conflict eines mit Vorliebe in ſeiner Herrlichkeit geſchilderten neuen Alters der Menſchheit mit einer veralteten Zeit, und der temporelle Sieg des Schlechtern über das

Bessere. Schiller selbst sagt, es habe sich unter den beiden Freunden ein enthusiastischer Entwurf gebildet, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, welcher der menschlichen Gesellschaft erreichbar sey, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Conflicte mit der Leidenschaft erscheine, handle das Drama. [1]) Hier können wir nur dem Zusatze nicht beistimmen, daß diese kosmopolitischen Ideen in Gegensatz zu der leidenschaftlichen Liebe des Prinzen gestellt seyen. Nein! vielmehr ist die Liebe dem Drama gar nicht wesentlich, und nur aus der ersten Anlage in der Thalia mit herübergenommen, und sie greift nur dadurch in die Grundidee des Dramas ein, daß sie selbst dem Contraste der Idee mit den bestehenden Einrichtungen einverleibt und ihm untergeordnet ist. Elisabeth war ja dem Don Carlos „zuerkannt von Himmel und Natur", und ist ein Opfer der Convenienz geworden. Er selbst nennt „die Rechte der Liebe" älter, als „die Formel am Altar", und die Königin, in der letzten Scene gleichsam ihre bisherige Rolle mit der des Don Carlos vertauschend, deutet es an, daß sie ihr Herz nicht mehr durch eine aufgenöthigte Pflicht wolle beschränken lassen. In dem Reiche eines Marquis Posa gibt es vermuthlich auch andere Ehegesetze! So ist Carlos' Liebe zu seiner Stiefmutter ganz übereinstimmend mit der Gesammttendenz des Dramas.

---

[1]) Briefe über Don Carlos.

Nach der Grunddifferenz unſers Stückes treten auch die Perſonen in zwei Partien auseinander; und wi Poſa, Don Carlos, und auch die Königin, eigentlich nu ſymboliſche Figuren für Schiller'ſche Tugenden ſind, ſi ſind auch die Charaktere des andern Gebiets nur al Gegenbilder ſeiner Ideale gezeichnet. Wie Franz Moor i den Räubern, Gianettino Doria im Fiesco, ſo verdan ken auch ſie ihre Geſtaltung dem Contraſte. Diesmal ſollt aber in der Charakterzeichnung alles Herbe und Mild vermieden werden;[1]) Philipp durfte daher nicht als ei Ungeheuer dargeſtellt werden, ſondern er erſcheint als höchſ bemitleidenswürdig. Der mächtigſte Monarch de Welt jammert, daß er keinen Menſchen habe, der ihn liebt, und in ihm ſelbſt darf ſich, nach den Worten des Groß inquiſitors, kein menſchliches Gefühl regen. Von Alle um ihn her ſieht er ſich nur geſchmeichelt, gehaßt, ver achtet oder getäuſcht, und den einzigen redlichen Diener den Grafen Lerma, verkennt er, ſo daß auch dieſer ſich vo ihm ab zu Don Carlos wendet. Der mächtigſte Herrſche iſt ein Sklave der Inquiſition; doch empfindet er de Wellenſchlag des neuen Jahrhunderts an ſeiner bebende Bruſt, und beweint im Tode ſeines Verräthers Poſa ſein erſte Liebe zu einem menſchlichen Weſen. So wiederhol ſich in dieſem Charakter der allgemeine Contraſt der Tra gödie. Aber Philipp iſt nicht durch Motive aus ſeine

[1]) Thalia, Heft I, S. 68.

Gebiete entſchuldigt und menſchlich gemacht, ſondern dadurch bringt ihn der Dichter uns näher, daß er ihn in ſeine eigene Ideenbewegung mit hineinreißt, und zum *ſentimentalen* Tyrannen macht. Eben ſo ſind auch die übrigen Charaktere ganz ſubjectiv behandelt, und eigentlich nur Formen für die Idee des Dichters, nicht in ſich ſelbſt ruhende Geſtalten.

Hieraus erhellt ſchon, wie ſchwach die Charakterzeichnung in unſerm Drama iſt. Solche Schemata können uns von ſittlicher Seite befriedigen, vielleicht ſelbſt begeiſtern; dem gebildeten äſthetiſchen Sinne können ſie nicht gefallen. Denn der Mangel einer concreten, objectiven Geſtaltung läßt ſich durch keine Lebendigkeit des Gefühls und keine ſonſtige Kunſt erſetzen. Am gelungenſten dürfte unter den Männern noch die untergeordnete Figur des Lerma ſeyn, da ſie mit keinerlei Rhetorik behaftet iſt. Von den Frauen trägt entſchieden die Königin den Preis davon; ja ſie iſt von allen Frauen der erſten Periode am meiſten objectiv gehalten. Dieß erklärt ſich zum Theil daraus, daß dem Dichter zu dieſem Charakter ein wirkliches Muſterbild vorſchwebte, die Frau von Kalb. [1]) Im Contraſt zur Eliſabeth ſteht dann wieder die Fürſtin von Eboli. Jene repräſentirt die natürliche und freie, dieſe, vor ihrem Falle, die gemachte und eigennützige Tugend, — ein Unterſchied, den der Philoſoph

[1]) Schiller's Leben, von Frau von Wolzogen, I, S. 205.

Posa in einer psychologisch höchst bedeutungsvollen Stelle (Act 2, Sc. 15) selbst auseinandersetzt.

Weil dieß Stück aber mehr, als ein anderes, aus Ideen herausgearbeitet ist, so ist dasselbe auch das am meisten rhetorische. In die früheren Dramen floß schon durch ihre vorherrschende Polemik mehr Leben, Raschheit, Wechsel; im Don Carlos herrscht eine gewisse breite Ausführlichkeit und Erschöpfung der Ideen, an denen dem Dichter Alles gelegen ist, und für die er Andere zu gewinnen und zu begeistern sucht. Eine beiläufige Ursache dieser Breite waren auch die Jamben, die er auf den Ausspruch Wieland's hin, daß ein vollkommenes Drama in Versen geschrieben seyn müsse, noch mehr aber aus innerm Drange, für sein Gemälde gewählt hatte. Die sanften Regungen seines Herzens fanden in ihnen eine Form, in welcher sie sich bequem in alle Theile der Dichtung ausbreiten konnten, und der ungestüme Heroismus seiner Seele wurde durch diese rhythmische Form, welche alles Rohe und Widerliche abwies, gemäßigt. Da er aber des neuen Versmaßes nicht sogleich Herr war, so konnte es an manchen wenigsagenden, zur Ausfüllung des Metrums dienenden Versen und Halbversen nicht fehlen.

Was endlich die Oeconomie des Dramas betrifft, so muß vor Allem in Erinnerung gebracht werden, daß das Stück im Verlaufe der Zeit, worin es allmälig entstand, zu etwas ganz Anderm wurde, als worauf es ursprünglich angelegt war. Zuerst sollte es „ein Familien-

gemälde aus königlichem Hause" werden, also ein Stück, wie Cabale und Liebe, welches so viel Beifall gefunden, nur in einer höhern Sphäre. Denn Schiller's Dramen steigen stufenmäßig in immer höhere Kreise der Gesellschaft. Aber die Tragödie wurde gleichsam wider seinen Willen zu seinem letzten, auf sittlich-politischen Ideen ruhenden Drama, welches allen andern die Krone aufsetzte. So viel mächtiger wirkt in einem originellen Geiste der innere Entwickelungsgang, als ein mit diesem Bildungsprocesse nicht übereinstimmender Vorsatz. Hierdurch entstand aber natürlich für die Gliederung des Ganzen eine große Unbequemlichkeit. Denn der veränderten Grundidee gemäß mußte der ganze Plan umgeformt, und das noch zu Dichtende mußte dem schon Gedruckten, welches sich das Publicum nicht mehr entreißen ließ, angepaßt werden. Vielleicht war es unmöglich, diese ungleichartigen Bestandtheile vollkommen mit einander zu verschmelzen.

Es darf uns daher nicht wundern, daß durch den ungeheuern Beifallssturm, womit das Werk aufgenommen wurde, auch Stimmen der Kritik durchtönten, welche Zweifel gegen die kunstgerechte Composition desselben erhoben. Dieß veranlaßte den Dichter, zwei Jahre später, eine Reihe vortrefflich geschriebener „Briefe über Don Carlos" herauszugeben, welche indeß, weit entfernt, alle Bedenken zu lösen, in einem wesentlichen Puncte die richtige Auffassung eher zu verwirren, als aufzuhellen scheinen. Die Zweifel drehen sich vorzüglich um Posa, wie er sich des

Vertrauens des Königs bemächtigt, und dann als Hauptperson die Handlung fortführt.

Zunächst befremdet es, daß der König einen ganz unbekannten Menschen zum Vertrauten und Beaufsichtiger seiner Familienangelegenheiten machte. Besaß er doch, was einem „Menschenkenner," wie Philipp, nicht entgehen konnte, an seinem Hofe einen treuen, redlichen Diener in Lerma. Aber der König, so rechtfertigt sich Schiller, verschmähte die Dienste Lerma's, weil er ihn für die Königin eingenommen glaubte (Act 3, Sc. 2 am Ende). Wenn wir diesen Beweggrund auch zugeben könnten, so bleibt es noch immer unerklärlich, wie Philipp gerade dem Marquis die innersten Angelegenheiten seines Hauses anvertraute. Der König findet in Posa einen Mann, der den Muth hat, seine Ueberzeugungen frei auszusprechen. Und wegen dieser edeln Kühnheit sollte der weltkundige Philipp den Posa für tauglich halten, den geheimen Auflaurer seiner Gemahlin und seines Sohnes zu machen? Wie wenn ein Enthusiast, bloß seiner Offenherzigkeit wegen, geeignet wäre, den wirklichen Thatbestand einer dunkeln Angelegenheit ans Licht zu ziehen! Offenbar hat sich hier der Dichter einer Spitzfindigkeit bedient, statt den Schritt des Königs gehörig zu motiviren. Philipp will „Wahrheit," und zwar über das Verhältniß seiner Gemahlin zu seinem Sohne, und findet eine ganz andere Wahrheit, nämlich Freimüthigkeit, im Marquis, und also vertraut er sich ihm an! Im prak-

tiſchen Leben aber ſind wir zu klug, um uns durch ſolche Begriffsverwechſelungen irre führen zu laſſen.

Weiter ſucht Schiller das räthſelhafte Benehmen Poſa's gegen den Prinzen, nach ſeinem Bekanntwerden mit dem Könige, zu erklären. Er thut dies aber auf eine Weiſe, welche, ſtatt des Marquis auffallende Zurückhaltung gegen Don Carlos zu rechtfertigen, vielmehr die richtige Anſicht über das Verhältniß beider Freunde trüben und verwirren muß. Schiller bemüht ſich nachzuweiſen, daß Poſa's Anhänglichkeit an Don Carlos ſich nicht auf perſönliche Uebereinſtimmung gegründet, ſondern daß er in dem Prinzen nur ſein in ihm niedergelegtes Ideal geliebt, und ihn deßwegen als ein Werkzeug zu ſeinem Zwecke betrachtet habe. Wir ſind aber der Meinung, daß Schiller hier eine ſittliche Schönheit an ſeinem Lieblingshelden läugnet, um einen poetiſchen Fehler aus ſeinem Kunſtwerke wegzubringen. Jener Beweisgrund iſt unrichtig, und ſomit auch ſeine Anwendung. Wenn zwei Freunde ſich zu einem edlen Zweck vereinigen, ſo iſt der, von welchem die Idee zuerſt ausging, allerdings der höher Stehende; aber es wäre irrig, wegen dieſer Ungleichheit die Freundſchaft beider nicht zugeben zu wollen. Der Andere hat die Idee des Freundes in ſeine Grundſätze, in ſeine Intereſſen, in ſeine Handlungsweiſe aufgenommen; und, wenn er für die gemeinſchaftliche Idee begeiſtert iſt, wird er auch, wenn ſonſt kein Widerſtreit der Charaktere ſtattfindet, Jenen innig lieben, in welchem die Idee ſich zuerſt verwirklichte. Perſon

und Sache gehen für das Herz in Eins auf; und wo ſich beide Freunde immer für die gemeinſame Sache zu opfern bereit ſind, wird keiner den andern als „Werkzeug“ betrachten. Das ganze, von Schiller als Gleichgültigkeit beurtheilte Benehmen Poſa's gegen Carlos bis zu ſeiner unnatürlichen Verſchloſſenheit, welche die Kataſtrophe herbeiführen mußte, ſtimmt mit der ſich einem edlen Zwecke aufopfernden Freundſchaft vollkommen überein. Der Verfaſſer mochte ſelbſt gewahr werden, wie großes Unrecht er durch ſeine feindſelige Zergliederung ſeinem Helden thue, und wieviel er dadurch dem ganzen Drama ſchade; deßwegen verſichert er im vierten Briefe: „Poſa würde Don Carlos immer, hätte ihn auch das Schickſal auf keinen Thron gerufen, durch eine beſondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen unterſchieden, im Herzen ſeines Herzens würde er ihn getragen haben,“ — womit eigentlich die in den vorigen Briefen ſcheinbar begründete entgegengeſetzte Behauptung wieder aufgehoben wird. Weiter ſucht Schiller, ohne Zweifel, weil er ſelbſt kein rechtes Zutrauen zu dem allgemeinen Erklärungsgrunde hatte, die räthſelhafte Intrigue des Marquis noch durch ein paar beſondere Erklärungsgründe zu rechtfertigen. Der aus enthuſiaſtiſcher Anhänglichkeit an eine Idee handelnde Menſch, ſagt er, ſchalte oft ebenſo willkürlich mit den Individuen, wie nur immer ein Deſpot; und des Marquis Schwärmerei ſey geweſen, geräuſchlos, ohne Gehülfen, in ſtiller Größe zu wirken. Dagegen läßt ſich aber einwenden, daß eine ſolche Willkür

gegen Individuen doch nur dann eintreten möchte, wenn dieſe dem Handelnden fremd ſind und ihm im Wege ſtehen, und daß die Sucht, geheim zu thun, in dem vorliegenden Falle durch die Freude, an dem Könige ſelbſt einen Gehülfen gefunden zu haben, überwogen werden mußte. Wir müſſen annehmen, der Kritiker legte ſpäter den Dichter unrichtig aus, und um ſein Werk von einem Kunſtfehler zu reinigen, beurtheilte er die Freundſchaft des Marquis anders, als er ſie dargeſtellt hatte.

Auch die Gefangennehmung des Prinzen und die Aufopferung Poſa's dürfte Schiller ſchwerlich hinreichend aufgeklärt haben. Für welchen Fall ließ ſich Poſa vom Könige den geheimen Verhaftsbefehl gegen den Prinzen ausſtellen, da der dem Könige angegebene Grund nur ein erdichteter iſt? Ich geſtehe, daß ich mir dieſe Frage nicht zu beantworten weiß. Wie leicht wäre es dem Dichter geweſen, die dunkle Intrigue des Marquis durch einen ihm in den Mund gelegten Monolog zu enthüllen — wenn es anders möglich war, ſie aufzuklären! Daß dann Poſa ſich übereilt in den Tod ſtürzt, ohne ſich beſtimmt zu denken, was denn eigentlich Carlos der Prinzeſſin geſtanden haben könne, ohne auf die an dieſe gethane Frage auch nur die Antwort abzuwarten, ohne den Eindruck ſeiner Aufopferung auf das Herz des Freundes zu berückſichtigen — dieß alles ſtimmt nicht mit dem Charakter eines umſichtsvollen, welterfahrnen Helden überein.

Die ganze Kataſtrophe endlich geht von der Verirrung

des Infanten zur Prinzessin Eboli aus. Aber die erste Zusammenkunft mit derselben war nur dadurch möglich, daß Carlos die Handschrift der Königin nicht kannte, wie er selbst (Act 2, Sc. 4) sagt:

Noch nichts hab' ich von ihrer Hand gelesen!

Wie aber? Er hat noch nichts von der Königin Hand gelesen? Sie standen ja nach Act 4, Sc. 5 seit Langem mit einander in Briefwechsel. Alles beruht also auf einem Irrthume, in den der Prinz unmöglich gerathen konnte. An dieser Handschrift, die der Prinz einerseits nothwendig kennen muß, und andrerseits nothwendiger Weise nicht kennen darf, scheitert, strenge genommen, die ganze Tragödie.

Es wird nicht nöthig seyn, diese Ausstellungen zu vermehren. Die Handlung fließt, um wenig zu sagen, nicht klar und stetig ihrem Ziele zu. Es sind Räthsel in derselben, die kein Commentar lösen wird. Solchen Fehlern, wie seinen Tugenden nach, gehört Carlos zu den Schauspielen der ersten Periode. Der Zauber liegt in den Ideen und der Begeisterung; aber weder Charakterzeichnung, noch Kunstform des Ganzen kann uns befriedigen. Nur gründen sich die Fehler der drei ersten Stücke auf eine überschwengliche Empfindung und eine ungezähmte Einbildungskraft; die des Don Carlos dagegen vorzüglich auf eine allzu spitz und schneidend hervortretende, mit sich uneinige Verstandesthätigkeit. Schiller's Denken mischte sich hier mehr, als früher je, in sein Dichten; und nachdem jetzt eine

poetiſche Periode durchlaufen war, ließen ſich die Anforderungen ſeiner forſchenden Vernunft nicht mehr abweiſen. Das Dichten blieb von nun an zur Seite liegen, ſein ſpeculativer Hang mußte befriedigt werden.

Und ſo wären wir denn in unſrer Entwickelungsgeſchichte am Ziele des erſten Stadiums angelangt, welches ich durch den Ausdruck Periode der jugendlichen Naturpoeſie im Allgemeinen zu bezeichnen ſuchte, um es hierdurch mit der gereiften Kunſtpoeſie des dritten Zeitraums in Contraſt zu ſetzen. In dieſem ganzen Zeitabſchnitte waltet, ſich noch ſelbſt überlaſſen und noch nicht mit ſich einig, eine ſpeculativ-ſittliche Dichterkraft, welche erſt in der folgenden Periode ſich wiſſenſchaftlich verſtehen lernte, um in der dritten im hohem Grade kunſtgerecht zu verfahren. Wie Schiller's originelle Natur organiſirt war, wie ſie ſtrebte und kämpfte, was ſie hervorbrachte, und welchen Weg ſie einſchlug, ehe ſie jetzt bei dem unabweisbaren Bedürfniß einer höhern Selbſtverſtändigung anlangte, habe ich bisher anſchaulich zu machen geſucht.

Schiller's Leben

von

Karl Hoffmeister.

II.

Schiller's Leben

für

den weitern Kreis seiner Leser,

von

Karl Hoffmeister.

Ergänzt und herausgegeben

von

Heinrich Viehoff.

Zweiter Theil.

Mit einem Stahlstiche: „Schiller im 28. Lebensjahre."

Zweite Ausgabe.

Stuttgart.

Ad. Becher's Verlag.

1854.

Vorwort.

Karl Hoffmeiſter's größeres Werk:

„Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung und Werke im Zuſammenhange"

gehört zu den ſeltenen literariſchen Erſcheinungen, welche über die Legion der ephemeren Schriften unſerer Tage, mit der vollſten Berechtigung zu bleibender Anerkennung und Theilnahme, weit hervorragen; es ſichert ſeinem Verfaſſer auf die Dauer eine der ehrenvollſten Plätze unter unſeren Biographen und Literarhiſtorikern. Es iſt viel behauptet, aber nicht zu viel, wenn man ſagt, daß bisher ſchlechterdings keine Schrift dieſer Gattung dem Ideale einer ächt wiſſenſchaftlichen Biographie ſo nahe gekommen iſt, als Hoffmeiſter's Werk. Wer es beſtreiten will, der nenne eine Lebensbeſchreibung, worin eine klare, wohlgeordnete und,

so weit es die vorhandenen Quellen erlaubten, erschöpfende Darstellung der Lebensbezüge eines Schriftstellers mit einer tiefen, gründlichen, umfassenden Charakteristik seiner Werke, und, was besonders hervorzuheben ist, mit einer wissenschaftlichen Naturgeschichte seines Geistes zu einem so festgefügten, schön gegliederten Ganzen verbunden wäre. Hoffmeister war aber auch zur Lösung einer so hohen und schwierigen Aufgabe, wie er sich gestellt hatte, durch einen seltenen Verein trefflicher Eigenschaften vor vielen Anderen befähigt. Mit dem lautersten Interesse für die Wahrheit, der wärmsten Begeisterung für seinen Gegenstand und einem nicht zu ermüdenden Fleiße und Forschungseifer verband sich bei ihm ein scharfer, durch langjährige philosophische Studien gereifter Verstand, eine unbestechliche Kritik, ein gesunder Geschmack und die Gabe einer körnigen und lichtvollen Darstellung. Wer das Glück hatte, den edeln Mann aus persönlichem Umgange näher kennen zu lernen, dem mußte noch eine merkwürdige Aehnlichkeit seines ganzen Wesens mit dem des Helden seiner Biographie auffallen. Dieselbe heroische Seelenstimmung und energische Charakterstärke, der gleiche Stolz eines freien Geistes, der nämliche hohe sittliche Ernst, und wieder dieselbe Humanität, dasselbe sanft und zart organisirte Gemüth, dasselbe gleichmäßig dem Wahren, Guten und

Schönen zugewandte Interesse, die gleiche Begeisterung für die Idee der fortschreitenden Veredelung unsers Geschlechtes, die nämliche ideale Welt- und Lebensanschauung — fanden sich unverkennbar bei ihm, wie bei Schiller; und so hatte ihn die Natur gleichsam prädestinirt, die innerste Geistes- und Herzensentwickelung Schiller's nicht bloß beobachtend und reflectirend, sondern auch mitlebend und mitfühlend zu verfolgen, und der tiefste Interpret seiner Werke zu werden. Und wenn ihn diese große Uebereinstimmung vielleicht der Gefahr einer allzu warmen Vorliebe und partheiischen Hingebung an die ganze Persönlichkeit seines Helden aussetzte, so schützte ihn dagegen wieder die hohe Besonnenheit, das klare Selbstbewußtseyn und die strenge Gerechtigkeitsliebe, die er gleichfalls mit Schiller gemein hatte.

Eine ganze Reihe seiner kräftigsten Mannesjahre hat er an die hohe Aufgabe gewandt, das Gesammtgemälde des Lebens unsers großen Dichters in würdigen und treuen Farben und Zügen vor der Nation auszubreiten; und ein glänzender Erfolg hat sein Streben gekrönt. Eine Theilnahme und Anerkennung, wie sie nur wenigen literarischen Producten zu Theil wird, haben ihm die kurze Zeit, die ihm nach der Vollendung seines Werkes noch vergönnt war, zur schönsten seines Lebens gemacht. In viele Schriften sah er die Resultate

seiner Forschungen übergehen; selbst die Gegner seines Standpunctes konnten seine mächtige Einwirkung nicht ablehnen, und mußten sich ihm zu Dank verpflichtet bekennen; einem großen Kreise von Lesern ist durch ihn das tiefere und allseitige Verständniß eines Dichters erschlossen worden, den sie längst liebten und verehrten, aber nur oberflächlich und einseitig ergriffen hatten.

Bei weitem größer noch würde dieser Kreis gewesen seyn, wenn nicht die bedeutende Ausdehnung des Werks und der dadurch gebotene Preis nach manchen Seiten hin seine Verbreitung beschränkt hätte. Hoffmeister hatte dieß wohl vorausgesehen; aber er konnte es sich nicht versagen, zuerst, von solchen Rücksichten absehend, Schiller's Lebensgeschichte in genauem Detail, seine Werke in ihrer Fülle und Vielgestaltigkeit und seine Weltanschauung in ihrer ganzen Tiefe und reichen Gliederung darzustellen. Indeß hatte er gleich Anfangs den Entschluß gefaßt, dem größern Werke ein weniger umfangreiches, übersichtlicheres folgen zu lassen, dessen Ausarbeitung er auch bald nach Vollendung des erstern begann. Mitten in dieser Arbeit ereilte ihn unversehens der Tod. Seine Gattin ersuchte mich um Ergänzung der Schrift, von welcher ungefähr ein Drittel (bis S. 217 des ersten B.) druckfertig niedergeschrieben war, und zu deren übrigen Theilen sich noch fragmentarische Stücke,

Andeutungen und Materialien vorfanden. Ich verkannte keineswegs das Bedenkliche eines solchen Auftrags, hielt mich aber, nach sorgfältiger Erwägung der Sache verpflichtet, den Versuch zu wagen. Was mich dazu ermuthigte, war der Gedanke, daß, wie Vieles auch mancher Andere zur Lösung einer solchen Aufgabe vor mir voraus haben mochte, ich doch auch in einigen Hinsichten mich vor Anderen im Vortheile befände. Bei häufigem brieflichen und mündlichen Verkehre mit dem Freunde, zumal in der letzten Zeit seines Lebens, war ich mit der Bestimmung und dem ganzen Plane des neuen Werkes durchaus vertraut geworden; Hoffmeister's Sinnes- und Denkweise hatte ich durch eifriges Studium seiner Schriften und noch mehr durch den persönlichen Umgang mit ihm kennen gelernt; und in der Auffassung Schiller's stimmten wir so sehr überein, daß auch Arbeiten, die wir ganz unabhängig von einander durchführten, z. B. unsere Abhandlungen über die Jungfrau von Orleans, in vielen Resultaten überraschend genau zusammentrafen; in sein größeres Werk über Schiller aber, welches überall Grundlage und Hauptquelle der neuen Schrift bilden sollte, war ich, wie vielleicht Wenige, mich zu vertiefen veranlaßt gewesen, da ich es mir zur Aufgabe gemacht hatte, ihm meinen

Commentar über Schiller's Gedichte allenthalben aufs Engste anzuschließen.

Indem ich nun hiermit Hoffmeister's letzte Schrift nebst meiner Ergänzung, der Oeffentlichkeit übergebe, halte ich es noch für meine Pflicht, die Gesichtspuncte, von denen er bei der Anlage und Bearbeitung desselben ausging, so wie die Grundsätze, die ich bei der Ergänzung befolgte, und damit auch das Verhältniß dieser kleinern Schrift zu Hoffmeister's größerm Werke über Schiller, bestimmt und offen darzulegen.

Das äußerlich Biographische sollte hier in gleicher Vollständigkeit, wie in dem größern Werke, gegeben werden; ja es mußten hier sogar manche lückenhafte Partieen, die besonders im ersten Theile jenes Werks aus Mangel an Quellen und Nachrichten geblieben waren, durch inzwischen glücklich herbeigeschaffte Hülfsmittel ausgefüllt werden, wofür man den Raum durch eine gedrängtere, wenn gleich darum nicht minder klare Darstellung zu gewinnen suchen mußte. Was die eben erwähnten Hülfsmittel betrifft, so hatte Hoffmeister einen besonders glücklichen Fund an einem bisher ungedruckten und unbenutzten Manuscripte des Professors (nachherigen Prälaten) Abel über Schiller gethan. Dann wurde Petersen's bis jetzt noch nicht gehörig gebrauchter Nachlaß über Schiller mit großer Sorgfalt ausgebeutet.

Ferner war eine Menge Briefe an Schiller in Hoffmeister's Hände gekommen, wovon er für das größere Werk, mit Ausnahme der später erschienenen Theile, noch keinen Gebrauch hatte machen können. Auch bot die seit dem Erscheinen jener Schrift von ihm herausgegebene Nachlese zu Schiller's Werken eine bedeutende Anzahl ganz neuer Documente dar; und endlich ward auch, was G. Schwab u. A. inzwischen ermittelt hatten, mit gewissenhafter Sorgfalt benutzt. Dieß alles mußte besonders auf den ersten Theil der neuen Schrift, der Schiller's ersten Lebensabschnitt bis zur Vollendung des Don Carlos behandelt, einen großen Einfluß haben, wie denn auch dieser, dem Publicum bereits seit einiger Zeit vorliegende Theil eine von dem ersten Bande des größern Werkes bedeutend abweichende Gestalt zeigt. In der zweiten und dritten Periode durfte das eigentlich Biographische unverrückter stehen bleiben, obgleich auch hier manches Einzelne, das der Leser ungern vermißt haben würde (z. B. die von Schwab ermittelten genaueren Data über Schiller's Reise in die Heimath, das französische Bürgerdiplom, das Adelsdiplom u. s. w.), nachzutragen war.

Dagegen sollten statt der ausführlichen Erörterungen und Beurtheilungen der Schiller'schen Werke, wie sie die größere Schrift bietet, hier nur kürzere, leicht überschauliche

Charakteristiken und die Resultate tieferer Forschungen gegeben, aber kein einziges der bedeutenderen Geistes-erzeugnisse Schiller's unberücksichtigt gelassen werden. Nicht bloß für die Lectüre seiner Dichtungen, auch für das Studium seiner philosophischen und historischen Schriften sollte dieses Werk ein umsichtiger und sorg-fältiger Führer und Interpret seyn.

Die Grundauffassung Schiller's aber nach der inner-sten Form, dem Entwickelungsgange und den Epochen seines Geistes, so wie nach seiner Zeit- und Weltstellung, war bei Hoffmeister unerschütterlich fest stehen geblieben, und wird auch, nach meiner innigsten Ueberzeugung, in ihren wesentlichen Puncten für alle Folgezeit maßgebend bleiben. Dieser wird also der Leser in dem vorliegenden Werke, als einer durchaus unveränderten, wieder begegnen, wenn gleich die Darlegung derselben auf einen bedeu-tend engern Raum zusammengezogen worden ist.

Was nun endlich meinen Antheil an dieser Schrift betrifft, so war ich durch das größere Werk, verbunden mit den für das kleinere hinterlassenen Materialien, in den Stand gesetzt, die ganze Schrift beinahe mit Hoff-meister's eigenen Worten zu Ende zu führen, so daß ich mich getrost der Hoffnung hingeben darf, der Leser werde darin ein nach Geist und Form streng harmoni-sches Ganzes finden. Waren auch stellenweise Zusätze

oder kleine Berichtigungen unerläßlich, so waren doch diese nicht der Art, daß dadurch die Einheit des Tons gefährdet wurde. Bei der Verkürzung der erörternden Partieen habe ich das Bedürfniß der Leser, für welche diese Schrift berechnet war, fest im Auge zu behalten gesucht, aber eher etwas zu viel, als zu wenig geben wollen. In der Abgränzung der einzelnen Perioden bin ich gewiß, ganz im Sinne Hoffmeister's gehandelt zu haben. Dadurch, daß ich den Schluß der zweiten Periode etwas weiter hinausrückte, als in dem größern Werke, gewannen die drei Bändchen nicht nur dem Volumen nach eine ebenmäßigere Gestalt, sondern es konnte auch im zweiten Theile mit Schiller als Prosaiker vollkommener abgeschlossen werden, so daß der dritte sich nur noch mit dem Dichter beschäftigt. Auf die Vertheilung des Stoffes in die einzelnen Capitel habe ich besondere Aufmerksamkeit verwandt. Die Erörterungen der Werke, zumal der historischen und philosophischen, glaubte ich in eigenen Capiteln absondern zu müssen, damit der Leser, der sich diese für eine sorgfältige, eindringende Betrachtung vorbehalten wollte, dadurch in der Lectüre des eigentlich Biographischen möglichst wenig gehemmt werde.

Und so übergebe ich denn das theure Vermächtniß meines unvergeßlichen Freundes dem Publicum mit dem

sehnlichsten Wunsche, daß, wie durch seine größere Schrift bereits Schiller's Verständniß einem engern Kreise tiefer eindringender Leser, erschlossen worden ist, so nun durch diese der große Lieblingsdichter unserer Nation dem gesammten gebildeten Deutschland möglichst nahe gerückt werden möge.

H. Viehoff.

Zweiter Lebensabschnitt,

oder

Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung,

von der Vollendung des Don Carlos

bis

zur Gründung des Musenalmanachs.

Erstes Capitel.

Entscheidung für das Geschichtsstudium. Erste historische Arbeiten. Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Der Geisterseher. Das philosophische Gespräch im Geisterseher. Die philosophischen Briefe.

Mit Don Carlos ist ein poetischer Cyklus durchlaufen. Nachdem in diesem kosmopolitischen Drama die uns bekannten sittlichen Grundüberzeugungen Schiller's zu ihrer Blüthenkrone sich entwickelt haben, ist sein poetisches Interesse, das sich ganz aus sittlich-politischen Ideen nährte, erschöpft, und das zweite Grundelement seines Geistes, das speculative Princip, ergreift die Zügel seines Lebens. Es tritt die zweite, die historisch-philosophische Periode, ein, in welcher er sich in der wirklichen äußern Welt umsieht, und zugleich sich über die höchsten Fragen wissenschaftlich zu verständigen sucht, bis er nach erlangter Selbstläuterung zu einer gereiften Kunstdichtung in dem letzten Lebensabschnitte zurückkehrt.

Es war indeß nicht einzig der innere Entwickelungsgang, was ihn auf eine geraume Zeit von der Dichtkunst

abzog; auch äußere Verhältniſſe trugen dazu bei, dieſen wichtigen Wendepunct in ſeinem Leben herbeizuführen. Dringender, als je, ward er an die Abtragung ſeiner alten Schuld gemahnt. Den goldenen Traum, auf die Ausübung ſeines Dichtertalentes die äußere Exiſtenz zu gründen, hatten die herbſten Erfahrungen zerſtört. So war ihm denn der Gedanke nahe gelegt, ſein Lebensglück ſeinem eben ſo ausgezeichneten intellectuellen Talente anzuvertrauen und ſich durch Aneignung einer Brodwiſſenſchaft eine ehrenvolle Stellung in der Geſellſchaft zu verſchaffen.

Welches aber dieſe Berufswiſſenſchaft ſeyn ſollte, darüber war er lange immer von Neuem mit ſich uneins. Von dem Plane, die Rechte zu ſtudiren, hatten ihn ſeine Freunde, wie es ſcheint, bald zurückgebracht. Näher mußte ihm die Arzneikunſt liegen, die er ja — und zwar mit Neigung, wie er ſich jetzt ſagte — ehemals ſtudirt und ſelbſt ausgeübt hatte. Aber er fand bald, daß von ſeinen früheren Studien wenig in ihm zurückgeblieben war, ſo daß er das Meiſte von Neuem hätte lernen müſſen. Dazu kam ſeine jetzt völlig ausgebildete Vorliebe für das Geiſtige, die ihm, bei ernſter Selbſtbeſinnung, die Medicin als etwas ſeiner Natur durchaus Heterogenes erſcheinen ließ. So hätte unſer Schiller gar keine Brodwiſſenſchaft für ſich gefunden, wenn ſich ihm nicht endlich das Geſchichtsſtudium als ein Weg zu einer ſorgenfreien Zukunft angeboten hätte.

Die Geſchichte hatte ihn ſchon in der Carlsſchule aus

seinem Plutarch angesprochen, und mit ihr war er seither durch seine Vorstudien zum Fiesco und Don Carlos in Verbindung geblieben. Wenn er die Geschichte zu seinem Lebensberufe machte, so trat er nicht aus der Sphäre des Geistigen, des Menschlichen, worin er sich allein mit eigenem Genügen bewegen konnte, und begann eine Laufbahn, welche sich an seine bisherigen dramatischen Arbeiten anschloß. Der wahre Historiograph und der neuere Tragiker sind Blutsverwandte; sie theilen sich in dieselbe Weltbetrachtung. Studirte Schiller die Geschichte, so konnte er hoffen, in derselben einst ein akademisches Lehramt und dadurch eine freie und selbstständige Stellung zu erhalten. Aber auch schon jetzt konnte er durch Uebersetzungen oder eigene historische Darstellungen seiner Existenz zu Hülfe kommen, und zugleich mit der Feder nach und nach die gehörigen Kenntnisse für sein neues Fach und einen Ruf als Historiker sich verschaffen.

Allein die Geschichte hatte für ihn auch ein *inneres* Interesse. Schiller war in das Alter gekommen, worin man dem Drange, die äußeren Dinge näher an sich heranzuziehen, sich in der äußern Menschenwelt zu orientiren, nicht mehr ausweichen kann. Hierzu sollte ihm nun das Studium der Geschichte behülflich seyn. Was ihm die äußere Erfahrung bisher versagt hatte, das sollte ihm von nun an diese Disciplin gewähren. Er gedachte sich durch dieselbe in ein wissenschaftliches Verhältniß zu der Welt zu setzen.

Als Schiller's erste historische Arbeit ist früher ein Werk unter dem Titel: Wilh. Robertson's Geschichte von Amerika, aus dem Englischen übersetzt von Joh. Friedr. Schiller, betrachtet worden. Allein da diese Uebersetzung bereits 1777 zu Leipzig erschienen ist, so müßte Schiller sie noch während seines Aufenthalts auf der Carlsschule verfaßt haben, eine Annahme, die, von Anderm abgesehen, schon deßhalb nicht statthaft ist, weil ihm die Kenntniß der englischen Sprache gänzlich fehlte. Als den Uebersetzer haben wir im ersten Theile [1]) schon einen mit dem Dichter entfernt verwandten Buchhändler in Mainz kennen gelernt, der längere Zeit in London gelebt, und auch mehrere Werke von A. Smith, Hawkesworth und anderen englischen Schriftstellern übertragen hat.

Der erste Versuch unsers Dichters in historischer Darstellung war ein noch ins Jahr 1786 gehöriger Aufsatz: Philipp der Zweite, König von Spanien, nach Mercier, [2]) den er in das zweite Heft der jetzt in Leipzig bei Göschen erscheinenden Thalia einrücken ließ. Wahrscheinlich war er auf das Original desselben durch seine Vorstudien für Don Carlos geführt worden. Anderer Seits läßt sich dieser Aufsatz auch als eine Vorarbeit zur Geschichte des niederländischen Krieges ansehen, auf welche

---

[1]) S. 8 und 9.

[2]) Mitgetheilt in meinen Supplementen zu Sch.'s Werken IV, 241 u. ff.

wir ſpäter zurückkommen werden. Es iſt ein im Ganzen rhetoriſch gehaltenes Charaktergemälde Philipp's, welches aber doch durch manche individuelle Züge aus deſſen Leben beſtimmter gezeichnet iſt.

Im Beginne ſeiner hiſtoriſchen Laufbahn faßte Schiller mit Anderen den Plan, die Geſchichte der wichtigſten Rebellionen aus der mittlern und neuen Zeit herauszugeben. Merkwürdig iſt uns ſchon die Wahl gerade dieſes Gegenſtandes; wir ſehen Schiller als Hiſtoriker da beginnen, wo er auch als Dramatiker mit ſeinen Räubern begonnen hatte; ja wir werden ihn in dieſer ganzen Periode daſſelbe Thema hiſtoriſch behandeln ſehen, welches er in der vorigen dramatiſch abgeſchloſſen hatte. Es erſchien aber von dieſer Sammlung nur der erſte Band, und zwar erſt 1788, als Schiller ſchon in Weimar lebte. In dieſem Bande werden uns drei revolutionaire Unternehmungen erzählt; die mittlere Erzählung, welche die Verſchwörung des Marquis von Bedemar (Botſchafters Philipp's III. von Spanien, vom Jahr 1607 bis 1618) gegen die Republik Venedig behandelt, [1]) iſt von Schiller. Er hat ſie, wie er in einer jenem Bande vorgedruckten Nachricht ſelbſt ſagt, beinahe wörtlich aus St. Real überſetzt, „weil der Leſer bei jeder andern Behandlung dieſes Gegenſtandes zu viel verloren haben würde.“ Für ſeinen hiſtoriſchen Styl mag dieſe Arbeit eine nützliche Vorübung

1) S. meine Supplemente zu Sch.'s W. IV, S. 301 u. ff.

gewesen seyn; die Uebersetzung ist auch so gut, daß man ihr ein fremdes Original wenig anfühlt. Aber im Ganzen war es keine günstige Fügung, welche unsern angehenden Historiker zu einem Manne führte, der nicht geeignet war, seinen Sinn für gründliche Geschichtsforschung zu schärfen. In der St. Real'schen Schrift ist das Geschichtliche mit zu viel Erfundenem verwebt, als daß man ihr einen historischen Charakter zuschreiben könnte, und auf der andern Seite kann sie auch die Anforderungen nicht erfüllen, die man an einen historischen Roman macht. Uebrigens hat Schiller später durch seine geistvolle Bewältigung des Stoffes, durch die Tiefe und den Reichthum seiner Ideen und Gefühle, so wie durch die Pracht seiner Diction, diese Muster, an denen er sich zu bilden suchte, sehr schnell und bei weitem übertroffen.

Können diese Nachbildungen als Vorarbeiten und Vorstudien Schiller's zu seinen eigenen Geschichtswerken begriffen werden, so wollen wir einige andere Darstellungen dieser Zeit Zwischenarbeiten nennen, weil sie die bisherigen poetischen Werke und die folgenden historischen mit einander vermitteln, und den Dichter zum Geschichtschreiber gleichsam unvermerkt hinüberführten. Ich meine besonders den Verbrecher aus verlorener Ehre und den Geisterseher. Wie oben nachahmend, so bereitete er sich hier durch eigene kleine Versuche auf seine Geschichtsdarstellung vor.

Die erste dieser historischen Vorübungen ist der Verbrecher

aus verlorener Ehre, eine durch ihren pſychologiſchen Pragmatismus, wie durch ihren Styl gleich muſterhafte Erzählung. Die Grundzüge zur Geſchichte des Sonnenwirthes Wolf ſind, nach des badiſchen Kirchenrathes Dittenberger Selbſtbiographie [1]), in den Schickſalen eines im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Württemberg ſehr gefürchteten Räuberanführers zu finden. Schiller verdankte, wie es heißt, den Stoff ſeinem Lehrer Abel, deſſen Vater der Richter des Helden dieſer Erzählung geweſen war. Abel ſoll ihm auf ſeiner Durchreiſe durch Mannheim, in der Mitte Novembers 1783, die Geſchichte erzählt haben, mit deren auf Actenſtücke gegründeter Bearbeitung er gerade damals ſich beſchäftigte. [2]) Wahrſcheinlich ſchrieb aber Schiller ſeine Erzählung erſt in Leipzig oder Dresden; denn in der Einleitung gibt er zu erkennen, wie nach ſeiner Anſicht die Geſchichte geſchrieben werden müßte, eine Frage, deren Beantwortung erſt jetzt ein Intereſſe für ihn haben konnte. Die Erzählung erſchien zuerſt im zweiten Hefte der Thalia vom Jahre 1786 unter dem Titel: Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geſchichte. Hermann Kurtz, der Verfaſſer des vortrefflichen Romans „Schiller's Heimathsjahre", deſſen wir ſchon einige Male gedacht haben, iſt vor Kurzem in den Beſitz

1) 1839 zu Heidelberg erſchienen.

2) Sie erſchien ſpäter in Abel's Sammlung kleiner pſychologiſcher Schriften.

der Proceßacten über den „Sonnenwirth“ gelangt, aus denen sich ergibt, daß Schiller's Erzählung keine „wahre Geschichte“ in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes ist, indem er in den Hauptmotiven und dem Verlaufe der Begebenheiten von dem wirklichen Hergange der Sache bedeutend abgewichen ist. [1]) Das Anziehende der Begebenheit lag für Schiller in dem Gedanken, „daß in der ganzen Geschichte des Menschen kein Capitel unterrichtender sey für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen.“ Da aber diese Verirrungen im vorliegenden Falle ihre Quelle mehr im Gesellschaftszustande, als in der Gemüthsverfassung des Unglücklichen haben, so trifft die tragische Laufbahn des Räubers Wolf mit dem Schicksale des Räubers Moor zusammen. Müßiggang und Leichtsinn machen ihn zum Wilddieb, er büßt durch diesen Fehltritt sein Vermögen ein, kommt ins Zuchthaus, auf die Festung und verliert mit der ihm gewaltsam entrissenen Ehr-

---

[1]) Kurtz vermuthet, daß Schiller die in Schwaben weitverbreitete Volkssage vom Sonnenwirth schon als Knabe aus dem Munde des Volks, und nicht erst durch Abel, kennen gelernt, und dann später in Leipzig, vielleicht durch ein äußeres Bedürfniß getrieben, aus verbleichter Erinnerung aufgeschrieben habe. Der von Kurtz auf das Studium jener Proceßacten gegründete Roman „Der Sonnenwirth, eine süddeutsche Volksgeschichte aus den fünfziger Jahren“ dürfte nach den uns jüngst im Morgenblatte (1846 Nr. 42 ff.) mitgetheilten Proben eine treffliche historische Dichtung werden.

alles Gute; er wird ein Mörder, ein Räuber, und fleht endlich, zur sittlichen Besserung gekommen und in der Zuversicht, noch ein rechtschaffener Mann werden zu können, seinen Landesherrn vergebens um Gnade an. Diese allmälige, durch bürgerliche Verhältnisse aufgedrungene Verschlechterung und die Rückkehr der Gesinnung zur Tugend, „als das Laster seinen Unterricht vollendet hatte", ist mit großer psychologischer Einsicht und einer außerordentlichen Kunst entwickelt. Dabei ist die Sprache höchst einfach, klar und natürlich, und von der frühern Manier der so häufig wiederkehrenden Gedankenstriche und von gekünstelten Antitheſen findet man keine Spur. Man sieht es an Allem, der Dichter bewegte sich in einem reinern, freiern Elemente.

Wir reihen an diese Räubergeschichte eine, wenn gleich etwas später entstandene,[1]) kleine Erzählung von verwandter Natur: Spiel des Sickſals, ein Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte. Der Held dieser tragischen Geschichte ist eigentlich nicht ein Spiel des Schicksals, sondern der Fürstengunst. Hofglück, Ungnade, Einkerkerung und endliche Erlösung, Beides ohne gerichtliche Untersuchung und förmliche Lossprechung, Emporsteigen in fremdem Kriegsdienste, und endlich eine scheinbare, kalte Aussöhnung mit dem Fürsten, das sind die Fäden dieses Gewebes. Die in unserm größern Werke ausgesprochene Vermuthung,

[1]) Zuerst gedruckt im Deutschen Merkur, 1789.

daß unſerm Dichter bei dieſer Geſchichte das Schickſal Schubart's vorgeſchwebt habe, muß aufgegeben werden. Es werden uns vielmehr hier unter dem Namen des Aloyſius von G. beinahe wörtlich die Lebensſchickſale des würtembergiſchen Oberſten Rieger erzählt, deſſelben, dem er 1783 eine Todtenklage widmete. [1])

Ebenfalls, wie es ſcheint, durch Begebenheiten aus der Geſchichte ſeines Vaterlandes veranlaßt iſt das Hauptwerk wodurch ſich Schiller für die Hiſtoriographie vorbereitete, der Geiſterſeher. Denn bei dem Helden dieſes Romans, dem Prinzen, iſt, was noch neuerdings C. A. Menzel in ſeiner deutſchen Geſchichte [2]) erwähnt hat, wahrſcheinlich an den Herzog Carl Alexander von Württemberg (1733 bis 1737) gedacht. Wie im Verbrecher aus verlorener Ehre ſittliche, ſo werden hier religiöſe Verirrungen dargeſtellt. Der Roman führt uns einen Prinzen vor, der

---

1 Vergl. Th. 1, S. 190 f. und G. Schwab in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, 1839, Nr. 41. Das Ausführliche über Rieger's Schickſal iſt in Spittler's Geſchichte des würtemb. Geheimraths-Collegiums (Th. 3, S. 434 ff.) zu finden.

2) Th. 10, S. 219 Anmerk. — Wir bemerken noch, daß Schiller's Geiſterſeher ſeinem Inhalte nach von Morvell in ſeinem „Geiſterſeher aus den Memoiren des Grafen v. O." Leipzig 1333, 3 Thle. aufgenommen und nebſt der Grävenitz'ſchen Unglücksperiode zu einer geſchickt angelegten Schilderung jeſuitiſcher Umtriebe verarbeitet iſt. Dort ſind die betreffenden hiſtoriſchen Data aus den Quellen zum Theil ausführlich beigebracht.

in rohen und sinnlichen Religionsbegriffen aufgezogen worden war. „Eine bigotte, knechtische Erziehung hatte eine Furcht in ihm begründet, die Fundamente seines Glaubens einer Untersuchung zu unterwerfen, und überdieß war die religiöse Melancholie eine Erbkrankheit der Familie. Alle Lebhaftigkeit des Knaben war in einem dumpfen Geistes-zwange erstickt worden.“ Der Dichter beginnt nun den Roman damit, seinen Helden aus dieser Periode der blinden Autorität in eine Periode der Geistesmündigkeit hinüberzuführen. Unserm Prinzen aber fehlten beinahe alle Bedingungen, diese Geistesbefreiung durch sich selbst zu Stande zu bringen. Eine im Geheimen wirkende Gesellschaft sucht ihn durch die künstlichsten Anstalten und die ausgesuchtesten Verückungen an seinem lutherischen Glaubenssystem irre zu machen und ihn zugleich aus seiner bisherigen einfachen und zurückgezogenen Lebensweise heraus in Sinnentaumel und die größten Verwirrungen zu ziehen, indem sie voraussieht, daß er die Kraft nicht haben werde, sich das Gebäude seiner sittlich-religiösen Ueberzeugungen auf eigenem Grunde wieder herzustellen. So reicht diese Gesellschaft endlich dem mit allen seinen Verhältnissen zerfallenen, mit seinen Verwandten überworfenen, von Gewissensbissen beunruhigten Manne, der die innere Sicherheit eingebüßt hat, und keinen neuen Halt finden kann, mitleidig die heuchlerische Freundeshand, und den Verlorenen nimmt — die alleinseligmachende Kirche in ihre weiten Arme auf. Bis dahin gebracht, konnte er sich endlich als ein fanatisches Werkzeug seines neuen Glaubens

auch „bethören laſſen, durch ein Verbrechen den Thron zu beſteigen," was aber in der unvollendeten Geſchichte nicht weiter ausgeführt iſt.

Vortrefflich hat der Dichter die inneren Zuſtände des Prinzen geſchildert, durch welche er der Reihe nach hindurchgehen mußte, bis er zu jenem Aeußerſten gelangte: die verſchiedenen Phaſen der Geiſtesunmündigkeit, der Befreiung von der Autorität, der Zweifelſucht, des ſittlich-religiöſen Unglaubens bis zum endlichen Aufgeben ſeiner ſelbſt unter innerm Unfrieden und äußeren Bedrängniſſen aller Art. Der letzte Gemüthszuſtand ſollte in einem beſondern, zweiten Theile dargeſtellt werden, iſt aber im letzten Briefe nur durch einige Nachrichten und Züge angedeutet worden. An dieſer Stelle des Romans mußte ſich der Dichter von ſich ſelbſt verlaſſen fühlen; denn hier ſollte ein Zuſtand veranſchaulicht werden, wie er ihn noch nicht erlebt und empfunden hatte, während er die übrigen Zuſtände alle mehr oder weniger ſelbſt in ſich durchgemacht hatte. Deßwegen würde der zweite Theil an innerm Gehalte gewiß ärmer, als der erſte, geworden ſeyn; und der reichſte äußere Schmuck einer ſinnvollen Erfindung hätte ſchwerlich dieſen innern Mangel zu erſetzen vermocht. Hierin liegt ohne Zweifel auch der Grund, warum Schiller den Roman nicht vollendet hat; und es erklärt ſich eine Aeußerung, die aus ſpäteren Jahren von ihm angeführt wird, daß er unter ſich ſelbſt hinabſinken müßte, wenn er den Geiſterſeher fortſetzen wollte, obgleich er für kein anderes

seiner Werke ein so hohes Honorar erhalten könnte. Die Geschichte hätte einen schwachen und unbefriedigenden Ausgang genommen; sie wäre das Document der Hinfälligkeit des menschlichen Geistes gewesen, der zur Selbstständigkeit nicht gemacht sey und gar leicht einem feinen Betruge als Beute anheimfalle. Aber die Erbärmlichkeit des Menschen zu verkünden, dazu war am wenigsten Schiller geboren.

Vergleichen wir den Geisterseher mit früheren größeren Werken von Schiller, so gibt sich uns ein mehrfacher Fortschritt des Dichters zu erkennen. Schon daß der tiefere Sinn der Geschichte vom Publicum gleich Anfangs verkannt wurde und auch jetzt noch selten begriffen wird, spricht für ihre poetischen Vorzüge. Der Dichter hat hier seine Ideen nicht unverdeckt dem gemeinen Verständnisse bloßgelegt, sondern mit mehr Künstlerfreiheit, als im Don Carlos, auch hier „Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten seyn müssen, und die bis dahin nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der Dichtkunst herübergezogen, mit Licht und Wärme beseelt und als lebendig wirkende Motive des Menschenherzens in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft gezeigt.“ [1]) Schon auf dem ersten Blatte wird die Neugierde erregt, und sie wird durch das Wundervolle, das Unerwartete, das Schaudererregende und dadurch, daß man in der Tiefe dieses leichten, wechselvollen Spieles der

[1]) S. das Ende des zehnten der Briefe über Don Carlos.

Begebenheiten und Situationen einen bleibenden ernſten Zweck ahnet, fortwährend in Spannung erhalten. Die Wunder werden zwar zerſtört, und die Hoffnung des Leſers, wenn er nur Geiſter zu finden erwartet hatte, wird durch die Geſtändniſſe des Sicilianers und den Scharfblick des Prinzen wankend gemacht. Aber die Quelle des Wunderglaubens im menſchlichen Gemüthe wird uns aufgedeckt; welchen Anhalt in unſerm Geiſte Religionsfanatismus und Täuſchung Anderer haben, und welche Macht ſie nur allzu leicht über denſelben gewinnen, wird uns an einem furchtbaren Beiſpiele gezeigt; an die Stelle der verſchwindenden Geſpenſter werden wichtige Wahrheiten aus dem geheimnißvollen Abgrunde der menſchlichen Seele heraufbeſchworen. Hinter dem Schleier der Dichtung ſteht die ernſte Geſtalt der Wahrheit; aber dieſer Schleier iſt ſo ſchön und kunſtgemäß gewoben, und ſo bunt gewirkt, daß er ſchon für ſich das Auge ganz feſſelt und nichts vermiſſen läßt. In keinem der bisherigen Werke Schiller's iſt das Poetiſche ſo ſelbſtſtändig behandelt, in keinem iſt die Idee in einem ſolchen Grade in die Darſtellung übergetreten, wie in dem Geiſterſeher; und wenn wir manche andere Dichtungen durch ein auswärtiges, ſittliches und ſpeculatives Intereſſe rhetoriſch und ſchwerfällig werden ſehen, ſo dient hier die hohe Perſönlichkeit des Dichters nur dazu, dem ungehemmten poetiſchen Spiele Würde und hierdurch einen neuen Reiz zu geben, mit welchem das bloße Talent ſeine Erzeugniſſe nie auszuſtatten vermag.

Schiller hat in der That durch den Geisterseher eine neue Gattung des Romans aufgebracht. Das Wunderbare, Geheimnißvolle und Unbegreifliche, worin sich die Geschichte bewegt, ist als ein Symbol des Uebersinnlichen behandelt. In den Geistererscheinungen fassen wir unsern Glauben sinnbildlich auf, und wenn wir auch keine positive Belehrung über religiöse Wahrheiten aus dem Buche davon tragen, so wird doch unser religiöses Gefühl belebt und geläutert, was immer ein großer Gewinn ist.

Mit der innern Bedeutung des Romans, welche in einer psychologischen Geschichte religiöser Vorstellungen liegt, ist der äußere Zweck desselben mit ungemeiner Kunst in Eins verschmolzen, nämlich der Zweck, zu zeigen, wie gewisse Mitglieder einer Religionspartei Personen vom höchsten Range an sich ziehen, um durch sie politische Absichten zu erreichen. Denn die geheime Gesellschaft, die hier den Prinzen mit ihrem Netze umstrickt, will doch eigentlich nichts Anderes, als durch ihn einen Thron für die Kirche erwerben. Da hat sie nun Alles auf eine bewundernswürdige Weise angelegt, um sich des Prinzen zu bemächtigen. Alles ist auf die Beschaffenheit seines Temperaments, seiner Denkweise, seiner Neigungen berechnet, nichts übereilt, keine Seite seines Charakters unberücksichtigt gelassen, allen möglichen Zufällen ist vorgebeugt. Der Betrug und die Verirrung des Prinzen gehen Einen Schritt. „Er wird, ohne es zu ahnen, von allen Seiten bestrickt, wird mehr und mehr gefesselt, je mehr

er sich frei und selbstständig wähnt; keine Kraft der Seele ist mehr sein, er selbst ist kaum mehr sein, und muß doch glauben, nie mehr sein gewesen zu seyn. Zauberei, trostlose Philosophie, Liebe und Ehrgeiz sind die vier Hauptmittel, um den Prinzen zu bestimmen, und es liegt gleich viel Kunst in der Aufeinanderfolge derselben, als in der innern Anlage. Mit wie unübertrefflicher Feinheit Schiller aber die Maschinerie der Zauberei spielen läßt, verdient vorzüglich bemerkt zu werden. Der Prinz durchdringt ein ganzes Gewebe täuschender Gaukeleien der Magie, nur um seine Vernunft nach diesem glänzenden Siege über in der That nicht alltägliche Täuschungen dann desto sicherer durch unübertreffbare Meisterstücke magischer Blendwerke überwältigen zu lassen." [1]) Kurz, innerlich und äußerlich wird der Held dieser tragischen Geschichte wie durch ein Verhängniß in sein Verderben getrieben.

So fein berechnet und kunstreich nun auch die Anlage der Geschichte ist, so leicht und scheinbar kunstlos ist das Gewand, in welches der Dichter sie gehüllt hat. Dabei ist die Diction klar, einfach, rein, edel und bündig. Alles Strenge der Reflexion und alle Rhetorik sind vermieden. Mit dem Ausschweifenden und dunkel Geheimnißvollen des Inhalts macht die gemäßigte und klare Sprache einen trefflichen Contrast. Die Gespenster sind gleichsam an den hellen Tag citirt, und dem Wunderbaren

---

[1]) S. Allgem. Literaturzeitung vom J. 1790, Nr. 260.

ist der Stempel der Wahrheit aufgedrückt durch die naive Art, wie es erzählt wird.

Auch darin müssen wir einen Fortschritt erkennen, daß sich in diesem Romane mehr Welt zeigt, als in Schiller's früheren Schriften. Man sieht es deutlich, sein vermehrter Verkehr mit Menschen in Leipzig und Dresden hat seine Früchte getragen. Von manchen überspannten Ansichten geheilt, betrachtet er die menschlichen Zustände und geselligen Verhältnisse vorurtheilsfreier und ruhiger, und weiß sie sicherer zu behandeln. Beobachtung, Erfahrung, Belehrung Anderer, Lectüre haben seine Kenntnisse der Welt vermehrt und seine Urtheile berichtigt. Die Maschinerie der Geisterbeschwörung verdankte er wahrscheinlich zum Theil Nachrichten über den berüchtigten Abenteurer und Magier Cagliostro, dem auch Goethe eine Zeit lang so große Aufmerksamkeit gewidmet hat. Was aber unser Autor ganz Anderes aus jenen Wunderdingen, die man sich von Cagliostro erzählte, gemacht habe, das zeigt dem tiefer Blickenden das meisterhafte Werk selbst am besten.

Und ein solches Meisterwerk nannte Schiller damals, als er es dichtete, — eine Farce.[1]) Wir setzen diesem Worte nur einen Ausspruch Tieck's gegenüber, der den Geisterseher als den „Torso eines vortrefflichen Romans" bezeichnet.

In der Thalia, worin zuerst der Geisterseher allmälig,

[1]) Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Th. 1, S. 381.

mit Ausnahme des letzten Briefs und der nachfolgenden aphoristischen Nachrichten, erschienen ist, findet sich ein philosophisches Gespräch, das der Dichter in der spätern Ausgabe, bis auf ein kleines Fragment, unterdrückt hat,[1]) ohne Zweifel, weil es in der Form zu strenge, und der Klarheit und Leichtigkeit der Diction im übrigen Romane zu widerstreiten schien. Auch paßte ein solcher religiöser Skepticismus, wie uns in demselben entgegentritt, nicht gut zur Persönlichkeit des Prinzen, der nicht auf einmal zu einer so ausgezeichneten philosophischen Bildung gekommen seyn konnte. Da dieses Gespräch zu den köstlichsten Documenten über Schiller's Geistesentwickelung gehört, so theilen wir das Wichtigste seines Ideengehalts in möglichster Kürze mit.

Vor Allem verdient die hier zuerst ausgesprochene, tief empfundene Idee unsere Aufmerksamkeit, daß des Menschen Glück auf den Augenblick beschränkt sey, welchen er allein sein nennen könne. Diese Ueberzeugung verzweigt sich in jene Klage in der Resignation, daß der Mensch das Glück nicht in seiner Gewalt habe, und daß der höher Strebende ihm sogar entsagen müsse, und ist die Quelle jener elegischen Empfindung, die sich durch viele spätere Gedichte Schiller's hindurchzieht, während in seinen Jugendgedichten ein heroischer Seelenaufschwung vorwaltet. Dann

---

1) Mitgetheilt in meinen Supplementen zu Schiller's Werken, Th. IV, S. 270 u. ff.

begegnen wir im Spätern einem Gedanken, den ſich Schiller aus der Philoſophie des Königsberger Weiſen angeeignet hatte, daß Zweck und Mittel nur Begriffe der menſchlichen Thätigkeit und Beſtrebungen ſeyen, und außerhalb derſelben gar nicht angewendet werden können; denn da, wo die menſchlichen Beſtrebungen aufhören, waltet nur das Ineinandergreifen von Urſache und Wirkung, alſo die Naturnothwendigkeit, und es kann daher von einer Zweckmäßigkeit der Welt begriffsmäßig nicht die Rede ſeyn. Es iſt ein thörichter Wahn, ſo wird hier gelehrt, die Welt- oder Menſchengeſchichte nach göttlichen Zwecken oder nach Naturzwecken betrachten und erklären zu wollen; denn wir ziehen hierdurch die Gottheit oder die Natur in den Bezirk unſerer kleinen, vermittelten Thätigkeit, und machen ſie zu unſers Gleichen, indem wir ſie wirken laſſen, wie nur wir beſchränkte Weſen wirkſam ſeyn können. Daher iſt alle ſogenannte Teleologie der Natur ein täuſchendes Spiel der Einbildungskraft, und wir ſind nicht im Stande, von dem abſoluten Zwecke der Welt und der Menſchheit das Geringſte zu begreifen.

Beides nun, jene Unzuverläſſigkeit des Glücks und dieſe theoretiſche Beſchränktheit der Vernunft, weiſen den Menſchen auf den gegenwärtigen Augenblick hin, jene, um dieſen Augenblick zu genießen, dieſe, um in ihm zu wirken. Nicht im Wiſſen, ſondern im Handeln liegt, wie es auch Raphael in den philoſophiſchen Briefen ausſpricht, die höchſte Beſtimmung des Menſchen. Die Menge der

Wirkungen, behauptet der Prinz, entscheidet den Werth des Menschen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß nur die nächsten, unmittelbaren Wirkungen ihrer Ursache angehören, nicht deren ganze Kette; nur die unmittelbare Wirkung meiner That ist meine Wirkung. Dem Menschen gehört nichts als seine Seele, innerhalb welcher das ursprüngliche Gebiet seiner Wirksamkeit ist, so daß sich diese mit den ersten, unmittelbaren äußeren Wirkungen nur abgränzt Es kommt also auf die Menge der inneren Wirkungen an; nur innerhalb der Seele ist eine Handlung gut oder schlimm, außerhalb derselben ist sie moralisch gleichgültig. Diese nur im Bezirke der Seele vorhandenen Handlungen gehören also zu einem Ganzen, welches seinen Mittelpunct, sein Princip in sich selbst hat. Welches ist dieses Princip? Kein anderes, als alle unsere Kräfte zum Wirken zu bringen. In diesem vollständig thätigen Zustande liegt die Vollkommenheit des moralischen Wesens, und das Verhältniß, in welchem die Thätigkeiten desselben zu diesem Principe stehen, bezeichnen wir mit dem Namen Moralität. Moralisch böse sind Handlungen, wenn sie jenem Principe widerstreiten, moralisch gut, wenn sie mit demselben übereinstimmen. Mit anderen Worten, eine Handlung ist in dem Grade gut, als dabei viele Kräfte thätig sind, und eine schlechte Handlung ist nur durch die Kräfte, welche ihr mangeln, schlecht. Die Glückseligkeit aber geht mit der moralischen Vortrefflichkeit ganz auf; beide sind in und mit einander. Das moralische Wesen

ist also in sich selbst vollendet und beschlossen, so gut wie das organische Wesen, beschlossen durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau; und diese Moralität ist eine Beziehung, die von dem, was außer dem moralischen Wesen vorgeht, unabhängig ist. Meine Moralität und Glückseligkeit bedürfen also nicht des Glaubens an ein vernünftig geordnetes Ganze, an eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, an eine persönliche Fortdauer — also keiner Religion.

Daß diese Philosophie des Prinzen damals auch beinahe die unsers Dichters gewesen, würde ein unbefangener Beobachter seiner Geistesentwickelung nicht leicht bezweifeln, selbst wenn es nicht in Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen ausdrücklich bemerkt wäre. [1])

Mit dem Anfange des Geisterſehers in einem Jahre (1786) wurden die Philosophischen Briefe geschrieben, und sind, wie dieser, eine lebenswarme Production einer im Dienste der eigenen Selbstverständigung zugleich philosophirenden und dichtenden Vernunft. Im Geisterseher zeigt der denkende Dichter die Entwickelung religiöser Ideen, also eines besondern Zweiges der philosophischen Untersuchung; in den Briefen versuchte sich der dichtende Denker an der Aufgabe, diesen philosophischen Entwickelungsproceß im Allgemeinen darzustellen — gewiß einer höchst würdigen, aber zugleich außerordentlich

[1]) Th. 1 S. 369 f.

schwierigen Aufgabe. Denn hier mußte das Trockene und Abstracte belebt, das Fundament der Seele mußte an den Tag gehoben werden. Schiller erleichterte sich aber sein Geschäft dadurch, daß er aus seinem eigenen Leben schöpfte. Er stattete sich hier nur Rechenschaft über das ab, was er selbst in sich erfahren hatte, und das Selbsterlebte kann ein poetisches Talent auch lebendig darstellen. Auch scheinen diese Briefe der Freundschaft Körner's Manches schuldig zu seyn; ja, nach einer Stelle der Vorerinnerung und der Chiffre K. (Körner?) unter dem letzten Briefe Raphael's in der Thalia zu urtheilen, hat Körner selbst vielleicht einigen Antheil an der Abfassung genommen. Wenigstens leben und athmen die Briefe ganz in der Freundschaft, deren Werk die philosophische Ausbildung des Julius ist.

Die „Revolutionen und Epochen des Denkens," durch welche dieser Julius hindurchging, könnten wir aus dem Geisterseher und dem geistigen Lebensgange Schiller's schon im Voraus errathen. Seine erste Periode war, wie die unsers Schiller selbst, „die selige, paradiesische Zeit, in welcher er noch mit verbundenen Augen, wie ein Trunkener, durch das Leben taumelte," in welcher er, statt zu denken, empfand und glaubte. Es ist die Zeit, wo der Mensch ein Gefangener der Meinung, theils in religiösem Felde (Brief 1), theils in Dingen des gesellschaftlichen Lebens (Brief 2) ist. Ein solcher Zustand war eines Julius nicht werth. Raphael riß die Binde von seinen Augen, indem

er ihn über das Unhaltbare seiner ererbten religiösen und sittlich-politischen Meinungen aufklärte. Mehr that er nicht. Jetzt aber zeigte sich die kräftige und geniale Natur unseres Jünglings. Während der verdüsterte und verknöcherte Geist jenes schon bejahrten Prinzen im Geisterseher in einer ähnlichen Lage nur niederreißen konnte, so daß er der Zweifelsucht und dem Unglauben anheim fiel, hatte unser Julius so viel Energie und Fülle des Geistes, sich ein den Bedürfnissen seines Herzens entsprechendes neues Gebäude seiner Ueberzeugungen aufzuführen. So entstand „die Theosophie des Julius," dieses kühne, weltumspannende System, das ganz nach dem jugendlichen Schiller selbst gebildet ist. Es kann nicht bezweifelt werden, daß diese pantheistischen Phantasieen großentheils schon in der Carlsschule geschrieben und später nur überarbeitet worden sind, wenigstens erhellt aus dem Zusatze zur Ueberschrift der Ode „Freundschaft" in der Anthologie: „Aus den Briefen des Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Romane," daß der Plan dieser Briefe schon in Stuttgart entworfen seyn muß.[1]) Wie innig damals auch Schiller an diesen theosophischen Ideen gehangen haben mag, so ließen doch sein scharfer Verstand und seine Ehrlichkeit ihn schon in Jünglingsjahren dieselben aufgeben.

Auch bei Julius folgt bald der Periode eines schwärmerischen Dogmatismus die des Zweifels und des Mate-

[1]) Vergl. Thl. 1, S. 60 u. ff.

rialismus. Wenn nun Schiller selbst offenbar durch seine medicinischen Studien von diesem pantheistischen Systeme zurückkam, wie läßt er seinen Helden an demselben irre werden? Es wird angenommen, ein fremdes System habe bei ihm das seinige verdrängt. Nach einer andern Stelle führt Raphael auch diese Krisis herbei, worin wir den Unglücklichen gleich im Anfange der Briefe finden. Denn Alles, was wir hier vorausgeschickt, ist auf eine kunstvolle Weise später eingefügt. So sehen wir sogleich im Anfange den Leidenden, Schmerzerfüllten in die rührendsten Klagen ausbrechen. Die Philosophie wird hier lebendige Geschichte. Julius fühlt sich doppelt verlassen: seine höchsten Ueberzeugungen, seine überkommenen sowohl, als jetzt auch seine selbsterworbenen, sind von ihm gewichen, und sein großer Freund ist von ihm in einem Zustande abgereist, wo er seiner am meisten zu bedürfen schien. Aber Raphael hatte diese unausbleibliche Krisis absichtlich beschleunigt, um seinen Freund zu einer Zeit in den Kampf mit der klügelnden Vernunft zu führen, wo dessen Seele noch frei vom Sturme der Leidenschaft war. Denn der Irrthum löst sich am reinsten und leichtesten von uns ab, wenn unsere persönlichen Bedürfnisse nicht für ihn interessirt sind und ihn in Schutz nehmen. Bei Julius sind die Zweifel rein speculativer Art und beflecken die sittliche Grazie seines Herzens nicht; sein veredeltes moralisches Gefühl nimmt an den Verirrungen des Verstandes keinen Antheil und kann diesen immer zur Wahrheit wieder zurückleiten.

Indem Raphael ſich auf das Herz ſeines jungen Freundes feſt verläßt, iſt er von ihm gegangen, weil er will, daß Julius alle Heilkräfte für dieſe Krankheit in ſich ſelbſt aufbiete. Die Rückkehr unter die Vormundſchaft der Kindheit ſey auf immer verſperrt, aber auch bei dem Erſtlingsverſuche ſeines Nachdenkens oder bei ähnlichen Lehrgebäuden könne er nicht ſtehen bleiben. Raphael denke ſeinen Julius zu einer höhern Freiheit des Geiſtes zu führen, zu welcher nur emporzuklimmen mehr werth ſey, als alles Andere, was er eingebüßt habe, und von welcher allein die Ruhe einer tief befeſtigten Ueberzeugung der Preis ſeyn könne.

Aber worin ſoll nun dieſe Ueberzeugung beſtehen? Das wird zuletzt nur im Allgemeinen von Raphael ausgeſprochen. Leider ſind auch die philoſophiſchen Briefe unvollendet geblieben; ihre in der Thalia verſprochene Fortſetzung iſt nicht erfolgt. Jene Angaben des Raphael aber ſind höchſt wichtig, weil ſie die Reſultate enthalten, bei denen Schiller's Denken im Jahre 1789 angelangt war; denn in dieſem Jahre iſt der letzte Brief des Raphael an Julius geſchrieben. Alle ähnlichen (dogmatiſchen) Verſuche, wie das Syſtem des Julius, lehrt Raphael, hielten eine ſtrenge, unpartheiliche Prüfung nicht aus; denn die menſchliche Vernunft ſey zu keinem derſelben berechtigt. Dieß laſſe ſich durch eine, freilich etwas trockene Unterſuchung über die Natur der menſchlichen Erkenntniß beweiſen. Das Maß der Größe, wozu der Menſch beſtimmt ſey, könne er nur

erreichen, wenn er ſich innerhalb der ihm von der Natur gezogenen Gränzen halte, während er im Streben nach einem unerreichbaren Ziele ſeine Kräfte verſchwende. Oder mit anderen Worten, die von geiſtigen Thatſachen des unmittelbaren Bewußtſeyns ausgehende, vom Bekannten zum Unbekannten ſtufenmäßig fortſchreitende und ſich der Schranken menſchlicher Erkenntniß deutlich bewußte Philoſophie, alſo die anthropologiſch-kritiſche, ſey die wahre, dem Menſchen allein zukommende Weisheit.

So bekannte ſich Schiller alſo zur Kant'ſchen Philoſophie, deren Hauptwerke, außer der Kritik der Urtheilskraft, damals (1789) ſchon erſchienen waren. Seine eigene Natur und bisherige Entwickelung — ſeine hohe Beſonnenheit, ſein ſittliches Selbſtgefühl, ſeine mediciniſchen Studien, ſeine poetiſchen Arbeiten, und überhaupt ſeine ausſchließlichen Beſchäftigungen mit dem Menſchlichen — führten ihn mit Kant in Einem Ziele zuſammen, ſo daß die kritiſche Philoſophie nur ſeine Grundanſicht beſtätigte und ihm nur einzelne neue Wahrheiten zuführte.

Zweites Capitel.

Eintritt in Weimar. — Lebensverhältnisse zu Weimar. — Die Familie von Lengefeld. — Aufenthalt bei Rudolstadt. — Neigung zu Charlotte von Lengefeld. — Bekanntschaft mit den Griechen. — Schriftstellerische Thätigkeit: Die Götter Griechenlands, die Künstler, drei zweifelhafte Gedichte, die Briefe über Don Carlos, Uebersetzungen aus dem Euripides. — Rückkehr nach Weimar. — Ruf nach Jena.

Wir nehmen den Faden der Erzählung der äußeren Lebensverhältnisse unsers Dichters da, wo wir ihn im ersten Theile fallen ließen, beim Eintritte Schiller's in Weimar, wieder auf.

Weimar galt längst als ein klassischer Boden. Die verwittwete Herzogin Amalia hatte, zuerst als Vormünderin ihres Sohnes, und seit 1774, wo dieser die Regierung übernahm, durch ihren mütterlichen Einfluß, Weimar zum Mittelpuncte einer edlern, freiern Bildung gemacht, welche von hier aus über das ganze Vaterland ausstrahlte. Mehr Gelehrte, Dichter und Künstler fanden sich in dem kleinen Orte zusammen, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands, und unter ihnen Geister des ersten Ranges, wie Goethe, Herder, Wieland. Seele und Centralpunct all' dieser verschiedenartigen Persönlichkeiten und Talente blieb fortwährend die geistreiche, vielseitig gebildete, gewandte Herzogin, die in ihrer Muße in künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen jeder Art den schönsten

und edelſten Genuß für ihren regen Geiſt fand. Ihr Schloß in Weimar, ihr Landhaus in Tiefurth waren Verſammlungsörter aller ſchönen Geiſter und ausgezeichneten Talente. Jeder Fremde von Geiſt und Ruf wurde in ihrem ausgewählten Kreiſe mit Huld und Anerkennung aufgenommen. Wieland aber war der tägliche Geſellſchafter und gefeierte Hausgenoſſe der Herzogin.

In dieſe Stadt und in die Nähe ſolcher Perſonen und Verhältniſſe trat nun der achtundzwanzigjährige Schiller, als einer der letzten großen Geiſter, welche ſich hier zuſammenfanden. Er kam nicht als ein Unbekannter, und eigentlich auch nicht als ein Fremder. Sein Dichterruf verbürgte ihm eine gute Aufnahme, und durch den Titel, womit ihn der regierende Herzog Carl Auguſt, der Freund Goethe's, beehrt hatte, war er Weimar'ſcher Unterthan. An der Frau von Kalb fand er die wohlbewährte Freundin, wie er ſie erwartet hatte, in deren Umgange er ſeines Geiſtes froh werden konnte.

Goethe war damals in Italien, und auch die Herzogin Amalia bereitete ſich zu einer Reiſe jenſeits der Alpen vor, um durch Bewegung und milderes Klima ihre wankende Geſundheit zu befeſtigen und in dem ſchönen und merkwürdigen Lande ihre Weltbetrachtung zu erweitern. Mit Studien und Zurüſtungen zu dieſer Reiſe beſchäftigt, nahm ſie gerade jetzt weniger Intereſſe an Schiller, als ſie ſonſt dieſer bedeutenden neuen Erſcheinung zugewandt hätte. Der Herzog war viel abweſend und ſcheint damals keinen beſondern

Antheil an Schiller bezeigt zu haben. Von Wieland dagegen wurde er mit herzlichem Wohlwollen aufgenommen; in seinem Umgange, in seinem Familienkreise wurde ihm frei und wohl. „Wir werden schöne Stunden haben," schrieb er damals: „Wieland ist jung, wenn er liebt." Und nach einer Bekanntschaft von drei Vierteljahren äußerte er sich über dieß Verhältniß: „Mit Wieland bin ich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Theil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe und Ursache habe, zu glauben, daß er mich wieder liebt. Weniger Umgang," fügt er bei, „habe ich mit Herder, ob ich ihn gleich als Mensch wie als Schriftsteller hoch verehre. Der Eigensinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld, denn wir haben unsere Bekanntschaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln."

Den wiederholten Antrag Wieland's, Mitarbeiter an seiner Zeitschrift, dem Deutschen Merkur, zu werden, konnte Schiller nicht zurückweisen. Die Einladung war ehrenvoll und vielleicht auch vortheilhaft; Schiller suchte sich den väterlichen Freund zu verpflichten und gewogen zu erhalten. Er versprach, dem Journal seine ganze Kraft zu widmen, und Wieland hoffte, daß dasselbe durch sein Eingreifen wieder eine frischere und jugendlichere Gestalt gewinnen werde. Schiller ließ es an Anstrengung nicht fehlen, diesen Erwartungen zu entsprechen. Die Jahrgänge 1788 und 1789 des Merkur sind durch treffliche Beiträge von seiner Meisterhand ausgezeichnet, mit denen wir unsere

Leſer nach und nach bekannt machen werden. Seine eigene Zeitſchrift ließ er in dieſer Zeit zurücktreten; im Jahre 1787 erſchien von der Thalia gar nichts, und in dem folgenden Jahre nur das fünfte Heft, das vom Herausgeber nur eine Fortſetzung des Geiſterſehers enthält. Als aber ſpäter die Thalia wieder gewichtiger hervortrat, mußten Schiller's Beiträge für den Merkur um ſo ſeltener und kürzer werden, da ihn in dieſen Jahren auch die von Dresden mit herübergebrachte Geſchichte des Abfalles der Niederlande, als ſeine Hauptarbeit, ſtark beſchäftigte. Vom Jahre 1790 an hörte ſeine Theilnahme am Merkur gänzlich auf. Doch ſtörte dieß ſein gutes Vernehmen mit Wieland in keiner Weiſe. Wer hätte auch mit ihm, dem humanſten, nachſichtigſten Menſchen, nicht gut auskommen können?

Die vielfachen, zum Theil mühevollen und zeitraubenden Arbeiten aber, die Schiller in Weimar beſchäftigten, machten eine eingezogene Lebensweiſe nöthig. Hatte er in Dresden mehr unter Freunden gelebt und ſich der Geſellſchaft und den Menſchen hingegeben, ſo ſchloß er ſich hier gegen geſellſchaftliche Vergnügungen ab. Er ging ſelten aus, und wenn er einmal ſein Zimmer verließ, ſo ſuchte er am liebſten ein weiſes Geſpräch bei einem geiſtreichen Freunde, oder die ſtille Einſamkeit im weitläufigen, reizenden Parke, wo man ihn bisweilen gegen Abend luſtwandeln und ſich nach den am wenigſten beſuchten Orten hinwenden ſah. Sein frugales Mittageſſen ließ er ſich wieder, wie in Mannheim, auf ſein Zimmer bringen; Abends genoß er

selten etwas Anderes, als Butterbrod, wozu er Bier trank. Diesem Getränke hatte er auch schon früher den Vorzug gegeben, wogegen er in späteren Jahren den Wein vorzog, so wie er sich auch durch eins der vielgesungensten Punschlieder, die Vermählung der vier Elemente, zu einem erklärten Punschliebhaber bekannte.

Uebrigens gebot ihm ja auch schon der geringe und unsichere Ertrag seiner Feder, in welchem sein ganzes Einkommen bestand, eine zurückgezogene und eingeschränkte Lebensweise. Sein Erwerb mochte oft kaum zur Bestreitung seiner nothwendigsten Bedürfnisse hinreichen; und bei manchen unabweisbaren Ehrenausgaben, und bei seinem Ungeschicke, seine kleine Wirthschaft ordentlich zu führen — denn durchgängig ökonomisch zu leben, war gewiß die letzte Tugend, die er lernte — kam er wohl nicht selten in große Verlegenheit. Bei dem Mangel anderer Zeugnisse hierüber muß uns ein Beweis für viele gelten. In einem Briefe vom Jahre 1795 an Goethe schreibt er: „Ich erinnere mich, wie ich einmal vor sieben Jahren in Weimar saß, und mir alles Geld, bis etwa auf zwei Groschen Porto, ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen. In dieser Extremität denken Sie sich meine angenehme Bestürzung, als mir eine längst vergessene Schuld der Literaturzeitung übersendet wurde.“ So war unser Schriftsteller, während ganz Deutschland seine Werke bewunderte und er überall Verehrer und Freunde seiner Muse hatte, ganz auf sich gestellt, ganz verlassen, und

seine Existenz gränzte bisweilen an Mangel und Noth. Wie fröhlich hätte sich sein Genius entfalten können, wenn er eine jährliche Rente von nur einigen hundert Thalern gehabt hätte!

Dieser äußeren Beschränkung ungeachtet fühlte sich der Genügsame im freien Genusse seines Geistes und seiner Thätigkeit glücklich. In solchem Sinne schrieb er damals an seinen Freund Moser: „Ich bin jetzt, wornach ich mich so gesehnt habe, in Weimar, und wähne in Griechenlands Ebenen zu wandeln. Der Herzog ist ein vortrefflicher Fürst, ein wahrer Vater der Künste und Wissenschaften, von denen ich hier auch keine einzige verwaist getroffen habe, du müßtest denn das steife Ceremoniel der Höfe in die ernste Reihe der Künste und Wissenschaften aufnehmen wollen. Du kennst die Männer, auf welche Deutschland stolz seyn kann: einen Herder, Wieland und Andere; und eine Mauer umschließt mich jetzt mit ihnen. Wie viel Treffliches hat nicht Weimar! — Ich denke hier, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten."

Außer mit Wieland und Herder, war Schiller allmälig noch mit manchen interessanten Männern in ein Verhältniß gekommen. So genoß er zuweilen einen heitern Abend mit Ridel, dem Erzieher des Kronprinzen, und mit Friedrich Schulz, Verfasser einiger prosaischen Schriften. Ein wöchentlicher Clubb, wo er mitunter eine Partie Whist spielte, zog ihn von seinen angestrengten Arbeiten ab und

brachte einige Abwechſelung in ſein einförmiges Schriftſtellerleben. Bode, Bertuch, Corona Schröter fanden ſich hier mit anderen gebildeten Perſonen zuſammen. Auch führte er, wie Caroline von Wolzogen erzählt, mit dem Geheimrathe Schmidt, [1]) der viel Antheil an der Literatur nahm und früher mit Klopſtock in Verbindung geſtanden hatte, oft intereſſante Geſpräche über Richardſon's Clariſſa, welche dieſer, wie Schiller ſelbſt, ſehr hoch hielt.

Aber bei all' dieſem Umgange fehlte ihm etwas Bedeutendes, das er nicht entbehren konnte, wenn er ſich glücklich fühlen ſollte, — gemüthliche Anregung. Vielleicht mit dem einzigen Wieland mochte ein Herzensverkehr möglich ſeyn; aber von ihm war er eigentlich doch noch mehr durch den Abſtand ſeiner Empfindungsweiſe und Lebensanſicht, als den der Jahre, getrennt. In dieſer Hinſicht mußte er den Unterſchied Weimar's von Dresden, wo ihn die innigſte Freundſchaft erquickt hatte, lebhaft fühlen. Der ganze Weimar'ſche Geſellſchaftston wollte ihn nicht anſprechen. Hatte er ſchon früher geurtheilt, daß „die Kurſachſen nicht die liebenswürdigſten unter den Sachſen ſeyen", ſo konnte er in einem Briefe an Schwan aus dieſer Zeit, worin er doch alles mögliche Gute hervorhebt, von den Weimaranern nicht mehr rühmen, als daß ſie

[1]) An ſeine Tochter richtete er damals einige Verſe, eine Widmung des Don Carlos, welche in meinen Supplem. zu Sch. W. II, 263 mitgetheilt ſind.

„eine leidliche Menschenart“ seyen; und er fügte wehmüthig bei: „Die Schwaben sind doch ein liebes Volk das erfahre ich je mehr und mehr, seitdem ich andere Provinzen Deutschlands kennen lernte.“ Bei allem Interesse an der Literatur, welches man zur Schau trug, und bei aller von den vorzüglichsten Geistern ausströmenden Bildung war der gesellschaftliche Ton in Weimar mehr verneinend und absprechend, als belebend und anerkennend. Ein unbehaglicher Geist der Reflexion und Kritik hielt die Gemüther befangen. Schiller aber sehnte sich, je mehr er sich selbst damals von diesem Geiste umstrickt und gelähmt fühlte, um so inniger nach der unmittelbaren, unverfälschten Natur und den lauteren Aussprüchen schöner Menschlichkeit. Sein guter Genius sorgte dafür, daß diese Sehnsucht befriedigt wurde.

Im November 1787 machte Schiller eine kleine Reise nach Meiningen, um seine an Reinwald verheirathete Schwester, und zugleich seine mütterliche Freundin, die Frau von Wolzogen, in Bauerbach zu besuchen, wo sich damals auch ihr Sohn Wilhelm, Schiller's Jugendfreund, befand und nach dem Austritte aus der Carlsakademie zu einer Reise nach Paris vorbereitete. Dieser gab ihm auf der Rückreise, die zu Pferde über Rudolstadt gemacht wurde, das Geleite, und führte ihn bei der mit dem Wolzogen'schen Hause verwandten Familie von Lengefeld ein.

Frau von Lengefeld wohnte mit ihren beiden Töchtern außerhalb Rudolstadt wie auf dem Lande, in dem durch

nahe waldbekränzte Höhen, durch ſanfte Flußkrümmungen und ſeine Fruchtbarkeit ſo reizenden Thale der Saale. Der Vater, der ſich als Forſtmann ausgezeichnet hatte, war längſt todt; die Mutter, eine gütige, empfängliche Natur, nur mit zu großer Aengſtlichkeit an kirchliche und geſellſchaftliche Obſervanz gebunden. Den Töchtern dagegen war frühe das Bedürfniß und die Anregung einer freiern, edlern Geiſtesbildung zu Theil geworden. Der treffliche Vater wollte ſeine Mädchen beſſer unterrichtet ſehen, als es damals in der fürſtlichen Kleinſtadt gebräuchlich war und von dem noch ungebildeten geſelligen Leben gefordert wurde. Er ſorgte daher für die Entwickelung des Verſtandes, welche der phantaſiereichen Beweglichkeit ſeiner Kinder das Gleichgewicht halten ſollte, und ließ ſich auch ihre körperliche Ausbildung angelegen ſeyn. Seine mannhafte, ehrenwerthe Perſönlichkeit prägte ſich ihren Seelen ein, und Friedrich der Große, dem der Vater eine hohe Verehrung zollte, wurde auch der Held ſeiner Töchter. Dazu kam die Lectüre Herz und Gemüth anſprechender Bücher, deren Inhalt der Geiſt in der ländlichen Einſamkeit ungeſtört in ſein Eigenthum verwandeln und weiter ausbilden konnte.

Die ältere Tochter, Caroline, war ſchon in ihrem ſechszehnten Jahre dem Heirathsantrage eines Herrn von Beulwitz gefolgt, lebte aber in einer nicht glücklichen, kinderloſen Ehe, im Hauſe ihrer Mutter. Die jüngere, Charlotte, war zu einer Hofdamenſtelle beſtimmt. Damit

ſie ſich nun Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache und Weltton aneigne, beſchloß Frau von Lengefeld, eine Zeit lang in der franzöſiſchen Schweiz zu leben. Hier, an den reizenden Ufern des Genferſees, in dem freundlichen Vevay, brachte die Familie glückliche, auch durch liebe Freunde und den Umgang mit geiſtreichen Männern verſchönerte Tage zu. Auf der Heimreiſe kamen Frau von Lengefeld und ihre Töchter mit Frau von Wolzogen in Stuttgart zuſammen und machten, von ihr begleitet, bei Schiller's Aeltern einen Beſuch auf der Solitude. Frau von Wolzogen veranlaßte die weiterreiſenden Frauen auch, da ihr Weg ſie über Mannheim, Schiller's damaligen Wohnort, führte, deſſen Bekanntſchaft dort zu machen. Er war gerade nicht zu Hauſe, und als er ihre Viſitenkarten erhielt, begab er ſich in ihren Gaſthof, und traf ſie noch, als ſie eben im Begriffe waren abzureiſen. „Seine hohe, edle Geſtalt", erzählt Caroline von Wolzogen, „frappirte uns; aber es fiel kein Wort, das lebhaftern Antheil erregte. Die mannichfachen und großen Gegenſtände, von denen wir ſo eben geſchieden waren, füllten unſere Seele... So ſahen wir Schiller zum erſten Male, wie aus einer Wolke wehmüthiger Sehnſucht, die uns nur ſchwankende Formen erblicken läßt."

Und jetzt ſah Schiller, nach drei Jahren, dieſelbe Lengefeld'ſche Familie in ihrem Wohnſitze wieder. Es war an einem trüben Novembertage, als er mit Wilhelm von Wolzogen, beide in ihre Mäntel gehüllt, vorgeritten kam;

und an diesen Abend knüpfte sich die Zukunft seines Lebens. In dem Kreise dieser Familie fühlte er sich wohl; hier fand er, was er so sehnlich suchte, natürliche, empfängliche Menschen, in deren Umgange sich sein Herz und Genius frei und voll aussprechen konnten. Keine Vorurtheile, kein Vorwitz, keine Kälte lähmten hier die Zunge; hier fand er Bildung mit Entwickelungsfähigkeit und Bestimmbarkeit vereinigt, und was zugleich mit Verstand und mit Gemüth von ihm gesprochen wurde, das traf auch wieder den ganzen Menschen. Man unterhielt sich von den Briefen des Julius an Raphael und den darauf bezüglichen Gedichten der Anthologie. Ohne alle schriftstellerische Eitelkeit stellte es sich in seinem Gespräche hervor, daß es ihm am Herzen liege, die Familie mit seinem Don Carlos bekannt zu machen. So sehr hatte man sich einander in wenigen Stunden genähert, daß Schiller schon bei seinem Abschiede den Plan aussprach, den nächsten Sommer im Rudolstädter Thale zu verleben, was mit Freuden aufgenommen wurde.

Weimar erschien ihm jetzt noch in trüberm Lichte, als bisher; sein Herz war in Rudolstadt, und es braucht dem Leser kaum gesagt zu werden, daß eigentlich Charlotte von Lengefeld der anziehende Magnet war. In der That hatte er seine Neigung nach den vollgültigsten Zeugnissen, z. B. eines Goethe und Wieland, einem höchst liebenswürdigen Wesen zugewandt. Ihre Schwester gibt uns folgendes Bild von ihr: „Sie hatte eine sehr

anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigen Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhte Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind." Von ihrem poetischen Talente zeugen die ausgewählten Gedichte derselben, die in meinen Supplementen zu Schiller's Werken [1]) mitgetheilt worden sind.

Charlotte von Lengefeld hatte eben, als Schiller sie kennen lernte, ihr einundzwanzigstes Jahr vollendet. Sie war damals in ihrem Gemüthe verwundet, und durch eine Herzensneigung schmerzlich ergriffen, welcher sie, durch äußere Umstände gezwungen, hatte entsagen müssen. Den Mann, dem ihre Liebe zugewandt war, führten seine Verhältnisse im Militairdienste über das Meer nach einem andern Welttheile. Um sie zu erheitern, wurde in der

1) Th. III, S. 379 u. ff.

Familie beſchloſſen, daß ſie ſich einige Monate in Weimar bei der Frau von Stein aufhalten ſollte, die ſich früher bei der Herzogin Luiſe um eine Hofdamenſtelle für Charlotte verwendet hatte. Ihre Gegenwart in der Reſidenz konnte zugleich dazu dienen, ihr Andenken bei der Herzogin zu erneuern. Unverhofft, wie vor einem Jahre die glühend geliebte Julie zu Dresden, ſtand jetzt der Gegenſtand einer edlern Neigung wieder plötzlich — auf einer Redoute vor Schiller. Er ſah ſie auch bei Frau von Stein und in anderen Kreiſen, aber nur ſelten und immer nur auf kurze Zeit. Nach dem Berichte der ältern Schweſter hielt er ſich, den Umſtänden und den Eingebungen ſeines eigenen Zartgefühls gemäß, in gehöriger Entfernung von ihr. Doch verſchaffte er ihr zur Lectüre ein und das andere Buch; ſie nahm den Auftrag an, ihm nach ihrer Rückkehr in ihre Vaterſtadt ein Logis für ſeinen dortigen Sommeraufenthalt zu miethen, und empfing auch Briefe und Billets von ihm, von denen uns ihre Schweſter mehrere aufbewahrt hat. Man kann ſie nicht ohne Freude leſen. Er ſpricht in ihnen nur ſeine Hochachtung, ſeine Freundſchaft aus; aber jeder Satz, jede Zeile verkündet außerdem noch ſein liebendes Herz. Ohne von ſeiner Liebe ein Wort zu ſprechen, ſagt er, gleichſam unwillkürlich und verhüllt, Alles, was er denkt und fühlt. In dieſen Briefen athmet eine edle, milde, beſonnene Neigung, ganz ohne eine Spur von leidenſchaftlicher Glut. Seine jetzige Liebe war das reine Gold von der ſinnlich geiſtigen

Leidenschaft, welche ihn in Dresden beherrscht hatte. Fräulein von Lengefeld scheint damals schon seine Neigung nicht ganz unerwiedert gelassen zu haben. Er würde nicht so beruhigt, so zuversichtlich an sie geschrieben haben, wenn er seines Glücks nicht so gewiß gewesen wäre. Hier begegnete ein von unglücklicher Liebe verwundetes Herz einem gleichen, und man weiß, daß in solchen Herzen die Liebe schnell wieder erwacht, und leicht bereit ist, einen neuen Bund zu schließen.

Die Absicht Charlottens, an den Hof zu gehen, war, wie sich leicht denken läßt, dem Sinne ihres Verehrers gar nicht entsprechend. Dem Hofleben und Allem, was daran gränzte, widerstrebte von Grund aus seine Naturliebe, sein Freiheitsgefühl, der Stolz seiner Armuth. In diesem Sinne ist auch das Gedicht: Einer Freundin ins Stammbuch, aufzufassen, welches er ihr bei ihrer Rückreise nach Rudolstadt mitgab. Es ist eine Verdächtigung des Welt- und Hoflebens, von dem der Dichter fürchtet, daß es seiner Herzensfreundin in zu günstigem Lichte erschienen seyn möchte. Ungefähr gleichzeitigen Ursprungs ist „Die berühmte Frau, Epistel eines Ehemannes an einen andern." Den Gedanken dieses Gedichtes, einer in leichtem, humoristischem Tone gehaltenen Satyre auf gelehrte, literarisch berühmte Ehefrauen, gab ihm vielleicht die Vorstellung von dem ächt weiblichen, schönen Charakter seiner Auserwählten, und

von dem, was sie ihm einst als Gattin seyn werde, durch den Contrast ein.

In der Mitte des Mai 1788 reis'te er ihr nach in das Rudolstädter Thal, wo die Lengefeld'sche Familie eine halbe Stunde vor der Stadt, in dem Dorfe Volkstädt, eine Wohnung für ihn gemiethet hatte. Er war mit dieser Wahl äußerst zufrieden. „Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hause", schreibt er an seine Freundin, „Alles ist vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürstliche Nachbarschaft hätte mir meine Existenz verdorben." Das Haus lag frei vor dem Dorfe, und aus seinem Zimmer übersah er die Ufer der Saale, die sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt, und im Schatten uralter Bäume dahin fließt. Die am jenseitigen Flußufer sich erhebenden waldigen Berge, mit freundlichen Dörfern an ihrem Fuße, und das hoch und schön gelegene Schloß von Rudolstadt an der andern Seite, gewähren diesem einsamen Platze eine mannigfaltige und reizende Aussicht. Auf einer waldumkränzten Anhöhe, dem Hause gegenüber, ist jetzt ein kleines Monument des gefeierten Dichters, mit einem Bronzeabdrucke seiner kolossalen Büste von Dannecker, errichtet, und so sein Aufenthalt in diesem glücklichen Thale im Andenken der Menschen erhalten.

Im Lengefeld'schen Hause begann für Schiller ein neues Leben. „Sein Gespräch", so erzählt Frau von Beulwitz (nachher mit Wilhelm von Wolzogen vermählt),

„floß über in heiterer Laune; ſie erzeugte witzige Einfälle; und wenn oft ſtörende Geſtalten unſern kleinen Kreis verengten, ſo ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zuſammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeeviſite unſerm genialen Freunde unter den ſchönen Bäumen des Saaluferſ entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der ſich in die Saale ergießt, und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erſchloß ſich ein heiteres, ideales Leben unſerm innern Sinne. Hoher Ernſt und anmuthige, geiſtreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemüthes waren in Schiller's Umgange immer lebendig; man wandelte wie zwiſchen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in ſeinen Geſprächen.“

Schiller erhöhte ſich den Reiz dieſes Umganges durch Maßhalten im Genuſſe. Den Tag über arbeitete er meiſtens auf ſeinem einſamen Landſitze an der Geſchichte des Niederländiſchen Abfalles, und zur Abwechſelung an ſeinem Geiſterſeher; auch die Briefe über Don Carlos ſind hier, wenn nicht ganz geſchrieben, doch vollendet, und der erſte Theil der Künſtler wurde hier gedichtet. Meiſtens nur die Abende brachte er in Geſellſchaft der Freundinnen zu. Wie mußte es ihn da entzücken, wenn er ihnen die Früchte ſeines täglichen Fleißes vorleſen konnte!

Zuweilen brachte auch irgend ein bedeutender Mann neue Anregung und Bewegung in diesen kleinen Kreis, und Briefe von Körner, Wieland und Anderen erfrischten unsern Dichter in seiner Einsamkeit. Der heitere Wieland legte ihm von Zeit zu Zeit seinen Deutschen Merkur ans Herz und wünschte ihm, „daß es ihm behagen möge in seinem selbstgewählten Pathmos, und daß ihm da auch, wie dem heil. Johannes — nur nicht ganz in seiner Manier — hohe Offenbarungen zu Theil werden möchten.“ Zur beinahe täglichen Gesellschaft der Familie gehörte der edle und liebenswürdige Baron von Gleichen, dessen Lieblingsgespräche über Gegenstände der Metaphysik aber in jener Zeit unserm Freunde nicht immer zusagen mochten. Auch Wilhelm von Wolzogen kam zu Besuch. Er lebte damals noch der Hoffnung, daß seine kränkelnde Mutter wieder vollkommen genesen werde. Aber bald nachher langte die Nachricht ihres Todes an. Schiller beklagte diesen Verlust, wie ein Sohn um seine Mutter weint. Der darauf bezügliche Brief an Wilhelm von Wolzogen ist voll Dankbarkeit, voll Pietät und Gefühl.

Auch Goethe'n, der von seiner Reise nach Italien gerade zurückkam, lernte Schiller zuerst in dem Lengefeld'schen Hause kennen. Aber eine Annäherung zwischen ihnen, welche das Schwesternpaar so sehr wünschte, fand nicht statt. Ein weiter Abstand lag zwischen ihnen. „Für Freiheit waren Beide zwar in die Schranken getreten, aber Jeder nach seinem Sinne. Goethe hatte Freiheit, Kraft und

Trotz der Natur in rein poetischem Gegensatze gegen schwächlichen Pedantismus, süßliche Empfindsamkeit und aufgesteifte Anmaßlichkeit in unserer Literatur geltend gemacht; Schiller's Ruf ging an den Genius der in Staat und Leben unterdrückten und gemißhandelten Menschheit; seine Muse war voll des edeln Zornes über Unbilden der Machthaber, über Zerstörung menschlichen Glückes durch ihre Tücken und Frevel, und über ihre Ungestraftheit, die ihnen Stand und Rang verlieh. Goethe war heiter lächelnd, ja selbst muthwillig, mit natürlicher Ungebundenheit hervorgetreten; fast spielend hatte er seine Waffen gegen die Künstelei der Convenienz und geschmackloses Bürgerthum gewandt; Schiller vergegenwärtigte mit bitterm Ernste Kränkungen des ewigen Rechts in den höchsten Interessen der Menschheit. Goethe hätte zu Frivolität anregen können, Schiller konnte zu einer Revolution führen. Goethe's Erstlinge gingen aus dem Gefühle der Freiheit von beschränkenden äußeren Lebensbedingungen und dem Wohlgefühle, dergleichen Peinlichkeiten Trotz bieten zu können, Schiller's aus der Erfahrung lästigen Druckes und dem Unmuthe, ihn tragen zu müssen, hervor. Jetzt, einander im Angesicht, stand Goethe da in sich abgeschlossen, durch die italienische Reise zu innerer Ruhe gelangt, mit Selbstbewußtseyn des Geleisteten, noch reger schöpferischer Kraft und poetischer Läuterung, äußerlich mit dem Ausdrucke vollendeter Befriedigung und mit einer Haltung, die nicht mehr das Streben, dem Leben etwas abzugewinnen, aussprach: Schiller ihm

gegenüber, voll verzehrender Glut (?) und beunruhigenden poetischen Dranges, und ohne feste, gegen Verkümmerung sichernde äußere Stellung im Leben. Was sie auseinanderhielt, zu beseitigen, und zwei im Innern so sehr von einander abweichende Naturen späterhin zum innigsten poetischen Einverständnisse und zum Seelenaustausche der Freundschaft zu einen, war nur der hohen Genialität, die dem Einen wie dem Andern inwohnte, möglich; dazu bedurfte es aber Zeit. Es vergingen noch sechs Jahre, ehe der große Geisterbund geschlossen wurde; Schiller's Neigung, dem Ueberlegenen die Hand zu bieten, ward durch Goethe's Gemessenheit im Aufkeimen niedergehalten." [1])

Unser Dichter beurtheilte selbst nach dieser Zusammenkunft seine geistige Stellung zu Goethe sehr treffend in einem Briefe an Körner. „Vieles, was mir jetzt noch interessant ist," sagt er, „was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her ganz anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Schon diese Zeilen lassen durchblicken, daß Schiller die Vereitelung des Wunsches seiner Freundinnen leichter trug, als sie selbst. Aber er fand ja auch in dem Genusse

---

[1]) Weimar's Musenhof, v. Wachsmuth (Berl. 1844) S. 90 u. f.

ihrer Liebe und Freundschaft und seiner eigenen Thätigkeit jetzt eine überströmende Quelle des Glücks.

Mit Plutarch, Rousseau und Goethe war das Schwesternpaar aufgewachsen; sie waren die Hausgötter der Familie. Welche neue Bande der geistigen Gemeinschaft! denn wir wissen, mit welcher Wärme Schiller in seiner Jugend an Plutarch und Rousseau hing und wie begeistert er von Goethe war.

Dazu kam nun noch eine gemeinsame Lectüre der Griechen. An der Hand der Geliebten trat unser Freund zuerst in die Welt des Hellenenthums ein — eine Welt, die eben so harmonisch, eben so anmuthig ist, als das geistige Leben, welches den Liebenden von Herz zu Herzen fließt. Bis vor Kurzem hatte er von den Griechen wenig Kenntniß genommen. Seine Jugendbildung hatte ihn nicht in dieselben eingeführt; sein späterer wechselvoller Lebenslauf hatte ihm keine Muße gegönnt und keinen Anreiz gegeben, das Versäumte nachzuholen. Der Glückliche wird nur von dem Glücklichen verstanden. Wie hätte Schiller sich früher mit seinem Herzen der Hellenenwelt nahen können? Wenn ihr Licht auch in ihn eindrang, so beleuchtete es nur die Zerrissenheit seiner Seele. Auch konnte sich der Riesengang seines von philosophischen und ethischen Ideen fortgerissenen Genius unmöglich mit den gemäßigten und reinen Werken der Griechen zusammenfinden. Sein Weg, welcher von Shakespeare anhub, mußte durch die Franzosen gehen, ehe er bei den Griechen anlangte. Das Gute hat die Affectation

einer Tugend immer, daß sie uns auf die Tugend selbst aufmerksam macht. So vorbereitet kam er nach Weimar, und erst hier fing er an, die Alten fleißiger zu lesen, und das entscheidende Verdienst hat sich Wieland um die Bildung Schiller's erworben, daß er ihn auf die Griechen nachdrücklich hinwies und an ihrem Studium so sehr festhielt, als es seine anderweitigen Arbeiten damals erlaubten. Von dieser Zeit an zeugen beinahe alle seine Schriften mehr oder weniger von seinem Studium der Alten, und die ersten Früchte desselben waren metrische Uebertragungen und die Götter Griechenlands.

Wir verweilen hier einige Augenblicke bei Schiller's damaliger Thätigkeit, und legen in die Erzählung seiner Liebe die eben genannten Arbeiten und ein paar andere mitten hinein, denen größtentheils diese Liebe ihre Seele einhauchte.

Die Götter Griechenlands zwar entbehren noch der freundlichen Harmonie, die aus einem glücklich liebenden Herzen kommt; denn sie wurden noch vor dem Aufenthalte bei Rudolstadt geschrieben.[1]) Dieses Gedicht liegt mit den letzten Acten des Don Carlos in der Thalia, mit der Freigeisterei aus Leidenschaft, der Resignation, dem Verbrecher aus verlorener Ehre, den philosophischen Briefen und dem Geisterseher in einer Reihe, und schließt die durch jene Schriften hindurchgeführte Ideenbewegung ab. Hatte er

1) Dieses Gedicht erschien zuerst im Märzhefte des Merkur vom Jahre 1788.

dort im Namen der Geistesfreiheit und der Wissenschaft Opposition gegen kirchliche Formen und Lehren gemacht, welche den Geist niederzudrücken, gefangenzunehmen oder einzuschläfern schienen, so mußte er jetzt manchen religiösen Dogmen und kirchlichen Gebräuchen im Namen der Schönheit entgegentreten. Denn in unsrer Religion schienen ihm die ewigen Rechte der Schönheit gar nicht oder nur kümmerlich berücksichtigt. Als Anwalt dieser Rechte tritt Schiller in den Göttern Griechenlands auf. Er spricht seine heißeste Sehnsucht nach einer poetischen Betrachtung der Dinge aus, welche aus der Religion seiner Zeit verschwunden sey, bei den Hellenen aber einst auf eine herrliche Weise sich ins Leben gebildet habe. Das Gedicht ist nicht eigentlich gegen jeden Monotheismus gerichtet, sondern tadelt nur den abstracten Verstandesmonotheismus, welcher, im einseitigen Interesse der Wahrheit, alle Anforderungen des Gefühls und der Einbildungskraft unberücksichtigt läßt, die sich nur an einer lebendigen Mannichfaltigkeit einzelner, naher, anschaulicher, göttlicher Gestalten erquicken können. Außerdem, und in noch höherm Grade, rügt der Dichter die finsteren, öden und Entsagung auflegenden Religionsgebräuche seiner Zeit, die ganz verstandesmäßige, gemüthlose und mechanische Auffassung der Natur, die trübe Ansicht des Lebens, die grausenhafte Vorstellung vom Tode und die unerquickliche von unserm künftigen Daseyn — Alles in der Absicht, um durch den Gegensatz seine heitere, rein menschliche ästhetische Weltanschauung in ein helleres

Licht zu setzen. Diese ganze Polemik tritt in der ältesten Gestalt des Gedichtes[1]) weit greller und stärker hervor. Bei der spätern Ueberarbeitung ließ der Dichter ganze Stellen und Strophen weg, die ihm zu verletzend schienen; aber mit dem Anstößigen und Heftigen verschwand nun auch aus dem Gedichte ein guter Theil des Charakteristischen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß wir die Götter Griechenlands für etwas mehr anzusehen haben, als für den Ausfluß einer nur „poetischen Ansicht und momentanen Dichterlaune," wofür sie Caroline von Wolzogen hielt, oder als „eine poetische Grille," wie sie Götzinger nennt. Es fehlte auch bald nach dem Erscheinen des Gedichtes nicht an Solchen, die darin mehr als das Erzeugniß einer vorübergehenden Anregung und Stimmung sahen, und daher als Vertheidiger des Christenthums gegen diese Apologie des griechischen Heidenthums auftreten zu müssen glaubten. Einige unter diesen waren thöricht genug zu glauben, Schiller habe im Ernste gewünscht, die Religion der Hellenen zurückrufen zu können; Andere, welche wohl erkannten, daß er dadurch nur seinen Widerwillen gegen die einseitige, rein begriffsmäßige Religionsbetrachtung einer kalten Vernunft und gegen die dürren, geschmacklosen Formen des kirchlichen Cultus habe aussprechen wollen, machten ohnmächtige Versuche, dagegen mit gleichem Glanze die poetischen Seiten des Christenthums hervorzustellen. Zu

[1]) S. meine Supplem. zu Schiller's W. II. 267 ff.

solchen Gegenstücken gehört „Das Lob des einzigen Gottes“ von Fr. von Kleist, im Deutschen Merkur (1789), ferner ein „Gegenstück zu Schiller's Göttern Griechenlands“ von Benkowitz, in von Archenholz's Literatur und Völkerkunde (1789). Auch prosaische Entgegnungen rief das Gedicht hervor, unter andern einen Aufsatz „Ueber Polytheismus, veranlaßt durch die Götter Griechenlands“ im Deutschen Merkur (1788) und die „Gedanken über Schiller's Gedicht, die Götter Griechenlands, von Fr. L. Gr. zu Stolberg“ im Deutschen Museum (1788). Stolberg's Fehdebrief scheint unsern Dichter am empfindlichsten bewegt zu haben; doch gab er seinen ersten Vorsatz, darauf zu antworten, bei ruhiger gewordenem Blute wieder auf, obgleich Wieland ihn ermunterte, „den platten Grafen Leopold für seine, selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen ein wenig heimzuschicken.“

Mit den Göttern Griechenlands steht das herrliche Lehrgedicht „Die Künstler“ in der innigsten Verbindung. Es wurde zu Rudolstadt im Herbste 1788 begonnen und zu Weimar im Februar 1789 vollendet.[1]) Der Dichter führt hier das Resultat der Götter Griechenlands, über alle Polemik erhaben, mit friedlichem, heiterm Geiste weiter aus. Wie im Don Carlos aus Schiller's politischem

---

[1]) Eine ausführliche Detailerklärung dieser im Einzelnen stellenweise sehr schwierigen Dichtung gibt Viehoff in seinem Commentar zu Schiller's Gedichten, Th. 1 S. 315—372.

Unmuthe eine reine Idee emporſtieg, ſo konnte erſt in den Künſtlern die ungetrübte Begeiſterung der Liebe glühen, nachdem ſich Schiller ſeines durch ſo viele Darſtellungen hindurch getragenen ethiſch-religiöſen Mißbehagens zuletzt in ſeinen Göttern Griechenlands vollends entledigt hatte. Wenn daher dieſes letztere Gedicht noch rückwärts ſchaut, indem es eine polemiſche Ideenrichtung abſchließt, ſo haben die Künſtler das Geſicht wieder vorwärts gewandt, indem ſie die Keime beinahe aller Grundanſichten enthalten, welche Schiller ſpäter in ſeinen äſthetiſchen Abhandlungen auseinanderſetzte. Poetiſch prägte er hier zuerſt ſeine Gefühle und Ideen aus, dann begründete und erweiterte er ſie wiſſenſchaftlich, und zuletzt, in ſeiner dritten Lebensperiode, ſetzt er wohl von dem, was ihm die Forſchung Neues eingebracht hatte, Manches wieder in Poeſie um.

Auch noch in einer andern Beziehung ſchließen ſich die Künſtler an die Götter Griechenlands an. Dieſe letzteren ſpielten von allen bisherigen Gedichten, in denen uns Schiller eigene Ideen vorträgt, zuerſt in die Geſchichte ein; die Künſtler aber haben ganz und gar einen culturhiſtoriſchen Charakter. Sie veranſchaulichen den Werth des Schönen dadurch, daß uns die Erziehung des Menſchengeſchlechts durch die Kunſt vor Augen geführt wird. In einer Zeit, wo die Kunſt gewöhnlich nur als ein Unterhaltungsmittel und als ein Schmuck der feinern Geſellſchaft betrachtet wurde, verkündete Schiller ein neues Evangelium

der Schönheit und Kunst und vindicirte beiden die erhabenste Stellung, indem er sie als die mächtigsten Hebel in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, ja als das Ziel ihrer Ausbildung darstellte. Er lehrte, daß alle intellectuelle, moralische, politische und religiöse Bildung von je her von dem Schönen ausgegangen sey; er wies es in der Culturgeschichte nach, daß alle Humanität immer sich mit der Kunst gehoben habe, und ohne sie gesunken oder verschwunden sey, und schloß damit, daß die menschliche Cultur erst in der Rückkehr zu eben dieser schönen Kunst ihr Ende finde.

Daß die in diesem Gedichte niedergelegten Ideen und Empfindungen aus dem Innersten seines Wesens gegriffen seyen, äußerte Schiller damals selbst in Briefen an seine Geliebte und ihre Schwester; auch gestand er, daß er noch nichts so Vollendetes gedichtet zu haben glaube, sich aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen habe. Einen bedeutenden Einfluß auf die Dichtung hatte Moritzen's Schrift: „Ueber die Nachahmung des Schönen" und die mit Moritz, der damals in Weimar war, und mit Wieland über dieses Buch gepflogenen Gespräche. [1])

Je höher aber die Stufe ästhetischer Bildung ist, auf welcher uns Schiller in den Künstlern erscheint, um so weniger ist zu glauben, daß er in demselben Jahre 1789,

---

[1]) Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 304, 373, 383 u. ff.

wo er dieſes Gedicht vollendete, eine ſo alltägliche, ideenarme Paramythie, wie der „Troſt am Grabe“ [1]) gedichtet haben könne. Dieſes Gedicht wurde zuerſt im „Ergänzungsbande zu Schiller's Werken“, Gratz 1829, abgedruckt. Der Herausgeber, Greiner, gibt die Notiz, das Gedicht ſey ihm von Prag aus durch eine hohe Perſon zugeſandt worden mit der Verſicherung, daß dieſe Dichtung von Schiller zum Troſte für eine junge Dame verfaßt worden ſey, die ihren Gemahl im erſten Jahre ihrer glücklichen Ehe verloren habe und dadurch in eine ſolche Troſtloſigkeit verfallen ſey, daß man für ihr Leben fürchtete. Wer die Dame und wer die hohe Perſon war, die das Gedicht dem Herausgeber ſchickte, wiſſen wir nicht. Noch mehr iſt aber das Stück durch ſeinen Inhalt verdächtig. Die Auferſtehungsſcene in der drittletzten und vorletzten Strophe iſt unſchilleriſch, und die gewöhnlichen Unſterblichkeitsvorſtellungen, wie wir ſie hier finden, ſind unſerm Dichter fremd. Ob Schiller ſich hier vielleicht einmal accommodirt hat? Sonſt wenigſtens hat er es nie gethan.

Eher könnte noch dieſer Zeit ein „Hochzeitgedicht“ [2]) angehören, welches Boas in ſeinen Nachträgen mitgetheilt hat. Er ſetzt es in das Jahr 1801 und bemerkt, daß es zuerſt im Taſchenbuche für Damen auf das Jahr 1807 erſchienen und im Jahre 1810 in Hamburg zum Beſten

---

[1]) S. meine Supplemente zu Schiller's W. II, 277 ff.
[2]) Ebendaſ. III, 265 ff.

der reformirten Armencasse wieder abgedruckt worden sey. Ein kurzes Vorwort sage darüber: „Schiller dichtete dies, in fremdem Namen, zur Vermählung eines seiner würdigsten Freunde. Er schrieb es, umgeben von mehreren Menschen, aus der Fülle seiner schönen Seele. Ohne es wieder durchzusehen, gab er es zum Drucke hin. Die ersten Verse beziehen sich auf die Schwierigkeiten, die sich der so schönen Wahl des Liebenden Anfangs entgegenstellten.“ Das Authentische dieser Nachricht, der manches Unwahrscheinliche anhaftet, muß erst ermittelt und festgestellt werden. Wenigstens scheint das Gedicht nicht Schiller's drittem Lebensabschnitte anzugehören; denn es enthält keine Spur jener auf philosophischer Reflexion beruhenden sittlich-ästhetischen Weltansicht und der kunstvollen Behandlung der Sprache und des Versmaßes, welche damals Schiller's Eigenthum geworden waren.

Dann erwähnen wir noch eines zweifelhaften Gedichtes, „die Priesterinnen der Sonne, zum 30. Jänner 1788, von einer Gesellschaft Priesterinnen überreicht [1])“, das vielleicht eine Festgabe für den Geburtstag der Herzogin Luise von Weimar war. Mehrere sprachliche Gründe, die Viehoff in seinem Commentar zu Schiller's Gedichten erörtert hat [2]), sprechen für die Authenticität dieses Gedichtes.

---

1) Ebendas. III, 372. ff.
2) Th. 5, S. 283 f.

Wie in den Künstlern, so spricht sich auch in den gleichzeitig verfaßten Briefen über Don Carlos, über deren Hauptpuncte wir uns schon früher erklärt haben, ein friedlich gestimmtes, durch Liebe verklärtes Gemüth aus. Man sieht es diesen Briefen recht an, wie sie aus dem schönsten Seelenfrieden hervorgewachsen sind, so harmonisch, ebenmäßig und schön ist Alles an ihnen. Kein harter, eckiger Ausdruck, geschweige denn ein roher, heftiger Gedanke ist in ihnen zu finden. Kein Satz, kein Wort ist, welches man verändern oder wegnehmen möchte. Eine Prosa, welche reiner, klarer, schöner wäre, als diese, ist noch nie geschrieben worden. Selbst die von uns früher nachgewiesenen Fehler in der Apologie des Don Carlos wurzeln in Schiller's idyllischer Liebesschwärmerei in Volkstädt. Wir würden ihm Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, er habe einige Theile seines Dramas, um dasselbe von Mängeln zu reinigen, absichtlich unter einen falschen Gesichtspunct gestellt. Vielmehr veranlaßte ihn sein damaliger Gemüthszustand, jene Theile anders zu betrachten, und sein Scharfsinn führte nur den Ton weiter aus, den sein Herz angab. Alles Verfehlte in jenen Briefen läuft nämlich darauf hinaus, daß Schiller das Verhältniß Posa's zu Don Carlos falsch darstellte. Sein Herz war damals in Volkstädt so einzig voll von Liebe, daß ihm auch die ihr verwandte Freundschaft ganz in Liebe aufging. Indem er nun an die Freundschaft der beiden Helden des Dramas den Maßstab einer Alles ausschließenden, allein

in dem Gegenstande lebenden Neigung legte, konnte ihn jene Freundschaft, eben weil sie sich einem andern Zwecke unterordnete, unmöglich befriedigen, und so verführte die Sentimentalität seines Herzens seinen Kopf zur Sophistik Wie Schiller früher seinem Freiheitstriebe nicht selten zu viel einräumte, so gestattete er jetzt bisweilen einen zu großen Spielraum seinem Herzen, seinem zweiten sittlichen Lebenselemente, das während seines friedlichen und genußreichen Aufenthaltes in Volkstädt und Rudolstadt unter dem milden Lichte einer glücklichen Liebe und beim Genuße der unsterblichen Werke der Griechen alle seine Blüthen zu entfalten begann.

Und so mögen denn noch kurz die Uebertragungen in's Deutsche erwähnt werden, durch welche Schiller den antiken Geist mit dem seinigen zu verschmelzen suchte, während er sich hierdurch zugleich Masse für seine Thalia schuf.

In das sechste und siebente Heft dieser Zeitschrift (1789) ließ er seine Uebersetzung der Iphigenia in Aulis von Euripides einrücken. In Rudolstadt hatte er mit seinen Freundinnen in der französischen Uebersetzung von Brumoy unter andern griechischen Schauspielen auch Stücke von Euripides gelesen, von denen sie sich ganz besonders angezogen fühlten. Sie baten ihren Freund, ihnen ihre Lieblingsstücke zu übersetzen; in seiner edeln und klaren Sprache würden sie dieselben erst recht genießen können. Wie hätte Schiller den Geliebten das verweigern mögen, wozu schon das eigene Herz ihn drängen mußte? Den

Euripides stellt er selbst auf die Scheidellnie zwischen die alten und neuen Dichter,[1]) und er hatte damals wohl mit keinem Schriftsteller des Alterthums eine so innige Verwandtschaft, als mit diesem sententiösen und empfindungsvollen Tragiker. Daß aber nun gerade Iphigenia in Aulis beliebt wurde, mochte durch Goethe's Iphigenie veranlaßt seyn, die vor Kurzem erschienen war. Das deutsche Schauspiel schien einer Bearbeitung der griechischen Tragödie eine gute Aufnahme zu versprechen.

Da Schiller nicht so viel Griechisch verstand, um den Tragiker in der Ursprache lesen zu können, so übersetzte er das Stück aus einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung, wobei er sich noch der französischen Uebersetzungen von Brumoy und von Prevot bediente. Es versteht sich von selbst, daß er seine Uebertragung der modernen Auffassung und Empfindungsweise möglichst annäherte, da er ja zunächst für seine Freundinnen arbeitete. Hiezu trieb ihn aber auch schon die Beschaffenheit seines Geistes, dessen Eigenthümlichkeit jeder Gegenstand annehmen mußte, der in seine Nähe trat. Er drückte überall den Dingen mehr den Stempel seines Geistes auf, als er, sich selbst vergessend, in ihr Wesen einzugehen vermochte. Daher wirkt diese Bearbeitung der Iphigenia in Aulis ganz verschieden von dem Originale auf den Leser; sie bringt durch eine veränderte Anschauung eine andere Stimmung der Phantasie

---

1) Schiller's W. (Octavausg.) B. 12, S. 225.

und des Gefühls hervor; bleibt auch im Wesentlichen der Ideengehalt, so haucht uns doch ein anderer Geist an. Der antike Geist blickt, nach Humboldt's Ausspruche, [1]) wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand; aber dennoch finden sich überall Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man vom Anfange bis zum Ende beim Antiken festgehalten wird.

Ein Fortschritt in der Uebersetzungskunst zeigt sich in dem Bruchstücke: „Die Phönizierinnen, aus dem Euripides übersetzt. Einige Scenen," welches Schiller im achten Hefte der Thalia erscheinen ließ. Ohne dem Inhalte etwas zu vergeben und im Ganzen seine Methode zu verlassen, hält er sich hier mehr am Worte und ist weniger gedehnt. Alles ist in Jamben übersetzt, welche freilich verständlicher zu unserm Herzen sprechen, als die nachgekünstelten antiken Versmaße.

Indem wir nun von diesen Schriften zu unsers Dichters Leben zurückzukehren im Begriffe stehen, fassen wir einen Augenblick seine Gemüths- und Gefühlsbildung in's Auge, deren Einfluß auf Form und Gehalt seiner Dichtung wir im Vorhergehenden schon nachzuweisen suchten, und welche durch die Einwirkung des Lengefeld'schen Familienkreises ihren vollen Blüthenschmuck entfaltete.

In Schiller's Seele bemerkten wir schon von Anbeginn neben einer energischen und erhabenen Gemüthsstimmung

---

[1]) Briefwechsel mit Schiller, S. 19.

für die Freiheit und die anderen höchsten Güter des Lebens, eine sanfte und schöne Herzensneigung für Liebe und Freundschaft und alles Andere, was das Leben schmückt und veredelt. Jenen heroischen Charakterzug hatte er bisher im Kampfe mit den ungünstigsten Verhältnissen vorzüglich ausgebildet und in seinen bisherigen Schriften dargestellt. Dieser humane Trieb, aus dem alle Liebenswürdigkeit im Leben und alle Harmonie in der Dichtung fließt, hatte sich bisher in ihm nicht ebenmäßig entwickeln können. Nur günstige Verhältnisse rufen diese schön menschliche Neigung an das Tageslicht, nicht im Widerstreben kann diese Uebereinstimmung der Seele mit sich selbst gedeihen. Von der Dichtung des Don Carlos an hatte diese harmonische Gemüthsbildung begonnen; aber sie hatte bisher ihre ganze Blüthenpracht noch nicht erschlossen. Mißmuth, Ungestüm und Leidenschaft hatten nur allzuschnell Schiller's Verhältnisse in Dresden getrübt, und es fehlte noch immer an der rechten Wärme, deren er bedurfte, daß seine ganze Menschheit in ihm zur Reife kam. Noch schwebte der Fluch des Ungemachs über seinem Haupte, und der Unfriede wohnte in seinem Herzen. Erst in der Lengefeld'schen Familie, erst während seines Aufenthalts in Rudolstadt begrüßte ihn der versöhnende Genius; und es ging an ihm in Erfüllung, was er an seine Freundinnen geschrieben hatte: „Rudolstadt, und diese Gegend überhaupt soll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn seit geraumer Zeit geht's mir, wie dem Orest in

Goethe's Iphigenia, den die Eumeniden umhertrieben, den Muttermord freilich abgerechnet, und statt der Eumeniden etwas Anderes gesetzt, was am Ende nicht viel besser ist. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen an mir vertreten und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen."

Schiller blieb in der Nähe des Familienkreises, wo ihm ein so unschätzbares Gut zu Theil wurde, bis in die Mitte des Novembers 1788. In den letzten Wochen zog er von seinem Landsitze nach Rudolstadt, da der Winter einen längern Landaufenthalt nicht mehr wünschenswerth machte. Literarische Arbeiten und eine zarte Rücksicht gegen Charlotte von Lengefeld, da das Publicum sich schon mit einem Heirathsgerüchte trug, ließen ihn an baldige Rückkehr nach Weimar denken. Dieselbe Zartheit beobachtete er auch darin, daß er ihr keinen bestimmten Antrag machte. Er konnte sich über die Unsicherheit seiner äußern Lage nicht täuschen, und er war viel zu besonnen, als daß er dem Gedanken Raum gegeben hätte, ohne eine feste bürgerliche Existenz sich ein Familienleben gründen zu wollen. Er sprach gegen die Schwestern den Plan aus, sich als Professor der Geschichte eine gesicherte Stellung im Leben zu verschaffen. Der Gedanke wurde freudig aufgenommen, und man konnte nun, bei dieser beglückenden Aussicht im Hintergrunde der Seele, die Hoffnung und den Wunsch einer Vereinigung für die Zukunft schon muthiger aussprechen. Die Herzen verstanden sich auch ohne bestimmte Erklärung. Mit beseligendem Vertrauen kehrte Schiller nach Weimar

zurück, und an demſelben Tage reiſ'te ſeine Freundin mit ihrem Oheime nach Erfurt. Ohne dieſe, vielleicht abſichtlich veranſtaltete Reiſe, würde er ſeinen eigenen Aufbruch vielleicht noch weiter hinausgeſchoben haben. Er nahm einen ſchriftlichen Abſchied. Manches Andenken, das Bild ſeiner Lotte, geſchenkte Blumenſtöcke, empfangene Billets nahm er mit; „denn alles Gute und Schöne hat, wie die Sacramente, eine unſichtbare Wirkung und ein ſichtbares Zeichen.“

Aber welche Lücke in ſeinem Leben fühlte nun Schiller in Weimar! Es ſchien ihm Alles zu fehlen, da ihm der Umgang mit der Freundin mangelte, auf die er Alles bezog. Er war jetzt wieder ganz auf ſich zurückgewieſen, aber nicht mehr ſo glücklich, als damals, wo er Alles aus ſich ſchöpfte und ſo wenig vom Leben forderte. An ſie war ihm Alles gebunden, von ihr ihm Alles abhängig. Alles war ihm fremd und gleichgültig geworden, er ſchien einen Verluſt an ſeiner Seele erlitten zu haben. Er ſonderte ſich noch mehr, als ehedem, von den Menſchen ab, und hielt ſich auch von dem Kränzchen fern, an dem er früher Theil genommen hatte. Nur ſeltene, nur die nothwendigſten Beſuche machte er, und luſtwandelte oft, von Vergangenem und Zukünftigem träumend, nach Belvedere hin auf dem Wege, der zum Wohnſitze ſeiner Freundin führte. Die Weimaraner klagten ſehr über ihn, er verderbe ſeine Geſundheit durch vieles Arbeiten und Sitzen. „So ſind die Leute!“ ſchrieb er an Lotte, „ſie können

es einem nicht vergeben, daß man sie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen sie einem die kleinen Freuden, die sie zu geben wissen! Wenn die völligste Indifferenz gegen Clubbs und Cirkel und Kaffeegesellschaften den Menschenfeind ausmacht, so bin ich's wirklich in Rudolstadt geworden." — „Es sieht vielleicht misanthropisch aus," heißt es in einem andern Briefe, „aber ich kann mir nicht helfen, ich bin Kleist's Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn."

Der 22. November war der Geburtstag seiner Charlotte. Den Abend dieses Tages brachte er in einer stillen und glücklichen Herzensfeier zu. Seit er wieder in Weimar war, hatte er sich von Arbeiten, die ihm nicht recht an's Herz wollten, gespannt und zusammengedrückt gefühlt. An diesem Abend empfand er zuerst wieder eine wohlthätige, lebendige Bewegung in seinem Wesen; er wiegte sich in süßen, dichterischen Träumen, alte erwärmende Ideen tauchten wieder auf; er war

— in der schönen Welt,
Wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluthen der Dürstende trinkt,
Und gereinigt von sterblichen Schwächen
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt. [1])

[1]) Wir sind verwundert, vom Dichter selbst zu hören, daß diese Verse, womit er Charlotten „als der Heiligen des Tages" dankt, sich damals in den „Künstlern" befunden haben. Das

Durch den Briefwechsel mit Charlotte, von dem wir so eben ein paar Bruchstücke mitgetheilt haben, wurde der fehlende Umgang mit ihr einigermaßen ersetzt. Regelmäßig jede Woche wurden Briefe geschrieben und beantwortet, an eine oder die andere Schwester. Der Donnerstag war für den Liebenden der glückliche Tag, der periodisch in seinem Leben einen Pulsschlag machte — wo er durch die Botenfrau einen Brief erhielt. „Ihre Briefe", schreibt er am 4. December, „vertreten jetzt bei mir die Stelle des ganzen Menschengeschlechts, von dem ich diese Woche über getrennt gewesen bin." Bisweilen wurde auch ein gutes, erweckendes Buch beigelegt, oder auch eine eigene Geistesarbeit mitgeschickt, z. B. von Lotte einmal ein von ihr übersetztes Lied Ossian's. Diese Briefe, welche uns die ältere Schwester aufbewahrt hat, sind ein köstliches Document. Sie führen uns Schiller als Menschen vor, wie ihn uns die später geschriebenen, an Goethe besonders, als Denker und Kunstkenner zeigen; sie geben uns ein Bild von der Gefühlsausbildung des trefflichsten Menschen, und decken uns die Quelle des sittlichen, humanen Geistes auf, der bezaubernd durch seine Dichtungen fluthet. Gleichzeitig ging der Briefwechsel mit Körner auf's lebhafteste fort. Schiller ließ es sich angelegen seyn, die neuen Freundinnen

---

Metrum weicht ganz von dem der Künstler ab, und auch der Inhalt will sich nirgendwo dem Gedankengange derselben recht anfügen.

mit dem alten Freunde bekannt zu machen, und so die Geliebten seines Herzens auch unter einander, wenigstens geistig, zusammenzubringen.

Uebrigens mußten auch die schon durch seine ökonomische Lage gebotenen vielfachen literarischen Beschäftigungen ihn diesen Winter $178^{8}/_{9}$ über zu Hause zurückhalten. Zwei Zeitschriften, der Merkur und die Thalia, erforderten angestrengte Thätigkeit. Von der letztern war 1788 nur ein Heft erschienen, das Eingehen derselben war zu befürchten, wenn sie nicht kräftiger hervortrat. Und doch war auf dieses Blatt und den Merkur seine Subsistenz und die Hoffnung der Wiedervereinigung mit seinen Freundinnen gegründet. Denn eine baldige feste Anstellung stand nicht zu erwarten, und reizte auch unsern Freund täglich weniger, je mehr er sich nach dem Glücke sehnte, den nächsten Sommer wieder in Unabhängigkeit im Rudolstädter Thale zu verleben. Aber was er für jene Blätter arbeitete, berührte ihn meist nur oberflächlich: nur die Vollendung der Künstler machte ihm Freude. Und das Schlimmste war, daß die Arbeiten auch in dem Grade langsam fortrückten, als sie ihm wenig Genuß brachten. Auch seine Beschäftigung mußte seine Wünsche nach dem Sommer hinziehen, wo er in Rudolstadt auf eine genußreichere Thätigkeit rechnen konnte. Abspannung von seiner angestrengten, mannichfachen Arbeit fand er bisweilen in der Lectüre guter Bücher oder in der Unterhaltung mit gebildeten Männern. So las er einige historische Werke von

Friedrich II., Voltaire, Montesquieu, und machte sich auch zum ersten Male, durch ein übersetztes Bruchstück, mit Gibbon bekannt. Von Ossian wird in seiner damaligen Correspondenz die feine Bescheidenheit und das leichte Hinschweben über die Thaten gerühmt, die er uns nur in den Folgen merken läßt. Unter den Alten fühlte er sich durch Horazen's Satyren in der Wieland'schen Uebersetzung lebhaft angesprochen. Besonders angenehm und fördernd war ihm die öftere Gesellschaft des genialen Moritz, den er schon von Leipzig her kannte, und der jetzt nach seiner italienischen Reise eine Zeitlang in Weimar lebte. Im December ging an Schiller auch ein Landsmann, der ihn interessirte, Schubart der Sohn, vorüber, welcher von Berlin nach Mainz reis'te, wo er bei der preußischen Gesandtschaft angestellt war. Schiller nennt ihn einen Dichter, aber keinen geborenen, sonst einen guten, redlichen Charakter, der besonders viel vom schwäbischen Provincialcharakter an sich habe. Er erfuhr von ihm, daß sein Don Carlos in Berlin auf Befehl des Königs aufgeführt worden, und die Scene des Marquis mit Philipp dem Könige, wie es hieß, sehr ans Herz gegangen sey. „Ich erwarte nun", fügt Schiller dieser Nachricht scherzend bei, „alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren."

Nebenbei klagt er in seinen Briefen häufig über die entsetzliche Winterkälte jenes Jahres. Am 11. December schreibt er an Charlotte: „In diesem grimmkalten Winter

habe ich Sie schon öfters bedauert. Ich weiß, wie ungern Sie sich in Ihr Zimmer einsperren lassen, und daß freie Luft und heiterer Himmel gewissermaßen zu Ihrem Leben gehören. Die schönen Berge werden jetzt traurig um Rudolstadt liegen, aber auch in dieser traurigen Einförmigkeit immer groß — und daß ich sie nur vor meinem Fenster hätte! Mir macht dieses winterliche Wetter mein Zimmer und meinen stillen Fleiß desto lieber und leichter, und läßt mich die Entbehrungen, die ich mir auflegen muß, desto weniger empfinden."

Ein anderes Mittel, wodurch er sich bei diesen Entbehrungen zu trösten suchte, war die eifrig genährte Hoffnung eines abermaligen schönen Sommeraufenthalts bei Rudolstadt. Aber diese Aussicht sollte ihm bald geraubt werden, denn er erhielt einen Ruf als Professor der Geschichte nach Jena.

Der Abgang Eichhorn's nach Göttingen machte die Wiederbesetzung seiner Stelle in Jena nothwendig. Schiller hatte durch die eben erschienene Geschichte des Abfalls der Niederlande seinen Beruf fur die Geschichte glänzend beurkundet. Er war auch sonst den Regierungen der herzoglich sächsischen Länder, welche die akademischen Lehrstellen in Jena gemeinschaftlich besetzten, vortheilhaft bekannt. Goethe bewies sich bei dieser Gelegenheit sehr theilnehmend; er und der Geheimerath von Voigt verwandten sich für Schiller, und der Herzog war, wie wir wissen, ihm persönlich gewogen. Ohne Zweifel war auch die Lengefeld'sche

Familie in dieſer Angelegenheit von Gewicht, indem ihre Freunde die Sache in ihrem Sinne betrieben. So konnte denn Schiller ſchon am 28. December 1788 die Nachricht geben, es ſey beinahe ſchon richtig, daß er künftiges Frühjahr als Profeſſor der Geſchichte nach Jena gehe.

Dieſe Ausſicht freute ihn weniger, als man hätte erwarten ſollen. „So ſehr es im Ganzen mit meinen Wünſchen übereinſtimmt“, ſagt er, „ſo wenig bin ich von der Geſchwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich ſelbſt habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln laſſen, und jetzt, da es zu ſpät iſt, möchte ich zurücktreten. Alſo die ſchönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, ſind dahin; mein ſchöner künftiger Sommer iſt auch fort, und dieß alles ſoll mir ein heilloſer Katheder erſetzen. Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieſer neuen Lage werde ich mir ſelbſt lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht ſchon mehr Geſchichte, als der Herr Profeſſor. Indeſſen denke ich wie Sancho über die Statthalterſchaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand, und habe ich nur erſt die Inſel, ſo will ich ſie regieren, wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Profeſſoren, zurecht komme, iſt eine andere Frage.“ In einem andern Briefe beklagt er es, daß man ihm in Jena keine Vortheile werde anbieten können, ihn für ſeine Opfer ſchadlos zu halten, und ihm eine angenehme

Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Umstand könne ihn in der Folge zwingen, Jena mit einem andern Platze zu vertauschen. Es war nämlich mit der Professur kein Gehalt verbunden. „In der That", fährt er fort, „ist es von meiner Seite nichts Anderes, als eine heroische Resignation auf alle Freuden in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine leichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu seyn, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstande leben, und dieser muß nicht von den Producten meines Geistes abhängig seyn. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen, und darum habe ich ihn gethan." Man sieht daraus, daß er die Stellung in Jena nur als eine Stufe zu einem einträglichern und mußereichern Posten betrachtete.

Wie wehe es ihm aber that, für eine noch ungewisse Aussicht in den nächsten Jahren der Dichtkunst ganz entsagen zu müssen, sprechen andere Stellen seiner damaligen Briefe lebhaft genug aus. „Der Abschied von den schönen, freundlichen Musen", schreibt er, „ist immer hart und schwer, und die Musen — ob sie schon Frauenzimmer sind — haben ein rachsüchtiges Gemüth. Sie wollen nicht verlassen werden, und wenn man ihnen einmal den Rücken gekehrt hat, so kommen sie auf kein Rufen zurück. Wenn dieß aber auch nicht wäre, so rächen sie sich schon durch ihre Abwesenheit genug." So empfand er denn auch, schon als er sich in den folgenden Monaten für

seine Vorlesungen vorbereitete, das Drückende seiner Arbeit und das Widerstreben seines Genius gegen dieselbe. „Ich bin dazu verdammt", klagt er, „mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse. Ich habe nie eine so große Lust gefühlt, ein neues Schauspiel anzufangen, als diesen Winter — gerade weil die Umstände es verbieten.

Das Schwesternpaar that, nach Frauenart, alles Mögliche, um ihn zu trösten und mit der Zukunft auszusöhnen, und es gelang ihm auch so gut damit, daß Schiller zuletzt selbst meinte, „der Himmel habe es am Ende doch gut mit ihm vor." Als eine besonders tröstliche Lichterscheinung für die freudenlose Zeit hielt er den Besuch der Schwestern in Jena im Auge, den diese ihm für die schöne Jahreszeit zugesagt hatten; und da er in Jena dem Wohnorte seiner Freundin nicht näher kam, so erheiterte er sich durch die Vorstellung, daß er dort wenigstens die Saale mit ihr gemein habe, die ihn immer erinnern werde, daß sie von Rudolstadt komme. Ja, er freute sich sogar auf die große Geistesleere, die in Jena durch die gesellschaftlichen Cirkel in ihm entstehen werde, denn durch sie müsse das Andenken an seine Lotte ihm nur noch mehr zum Bedürfnisse werden.

Unter solchen Hoffnungen und Sorgen und unter eifriger Arbeit flossen die paar Monate dahin, die er noch in Weimar zuzubringen hatte. Bisweilen kam er mit

Knebel zusammen, wo dann das Gespräch meist metaphysische Gegenstände betraf. Im April erschien Bürger auf einige Tage in Weimar, und Schiller war viel in seiner Gesellschaft. Sein Urtheil über Bürger stellte sich gleich Anfangs nicht besonders günstig, und ohne Zweifel hat der Eindruck, den Bürger's Persönlichkeit auf ihn machte, auf die spätere Recension seiner Gedichte eingewirkt. Zwar nennt er ihn einen geraden, guten Menschen, konnte aber in seinem Aeußern und seinem Umgange nichts Anziehendes finden. In dem letztern schien ihm, wie in seinen Gedichten, der Charakter der Popularität sich zuweilen ins Platte zu verlieren. „Der Frühling seines Geistes", schreibt er, „ist vorüber, und es ist leider bekannt, daß Dichter am frühesten verblühen." — „Noch ein Fremder ist hier", fügt er den Nachrichten über Bürger hinzu, „aber ein unerträglicher, der Capellmeister Reichardt aus Berlin. Er componirte Goethe's Claudine von Villabella, und wohnt auch bei ihm. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen."

Unterdessen hatte sich Schiller ein Logis in Jena gemiethet und sich das Diplom als Doctor philosophiae verschafft, wovon er den Rudolstädter Freundinnen eine Abschrift zuschickte, damit sie doch auch etwas zu lachen hätten, wenn sie ihn in dem lateinischen Rocke sähen. „Uebrigens", schreibt er, „ist es ein theurer Spaß, denn er kostet mir fünfzig Thaler." Sein „verwünschter" Geisterseher

machte ihm noch so viel zu schaffen, daß er vor Mitte Aprils 1789 nicht an die Vorarbeitung für seine ersten Collegien kommen, und daher nicht mehr nach Rudolstadt reisen konnte. Zuweilen fühlte er sich durch Uebelbefinden, namentlich durch ein drückendes Kopfweh in seiner Thätigkeit gehemmt, was er sich durch zu vieles Sitzen und angestrengtes Arbeiten den Winter über zugezogen hatte. Anfangs Mai reiste er zu seiner neuen Bestimmung nach Jena ab.

Drittes Capitel.

Professur und Lebensverhältnisse in Jena. — Liebe und Verlobung. — Besuch in Rudolstadt. — Leiden der Liebe. — Der Coadjutor von Dalberg. — Wilhelm von Humboldt. — Verheirathung.

Schiller war noch nicht dreißig Jahre alt, als er, nach zweijährigem Aufenthalte in Weimar und Rudolstadt, sein akademisches Lehramt in Jena antrat.

Hatte Jena schon früher zu den berühmtesten Universitäten Deutschlands gehört, so war es besonders nicht lange vor Schiller's Ankunft eine lockende Stätte für wissenschaftliche Wallfahrten geworden. Seitdem der Schwiegersohn Wieland's, der junge Reinhold, hier als Prophet des neuen philosophischen Evangeliums seinen Sitz aufgeschlagen hatte (1787), durfte es mit jedem Jahre kühner

gegen Göttingen in die Schranken treten; die anderen deutschen Universitäten wichen in den Hintergrund zurück. Die Anzahl tüchtiger, strebsamer, meist jüngerer Professoren mehrten sich fortwährend, der Geist zog den Geist an.[1]) Und neben den Männern fehlte es nicht an schönen, kunstliebenden und gern poetisch schwärmenden Frauen. In dem geselligen Leben zeigte sich eine große Mannichfaltigkeit von Sitten und Persönlichkeiten. Man konnte kaum eine größere Verschiedenheit in Manier, Kleidung, wissenschaftlicher und sittlicher Cultur antreffen, als in Jena. Die grellsten Contraste bestanden neben einander, und es war einem Jeden freigestellt, zu erscheinen und zu handeln, wie er es für gut fand, so lange er nur nicht die Gesetze der Gesellschaft muthwillig mit Füßen trat. Von den gemeinsten und rohsten Manieren bis zur großstädtischen Ueberverfeinerung in Sitte und Kleidung, von der beschränktesten Betrachtung der Wissenschaft eines Privatdocenten bis zum freisten Ueberblick und zur heitersten Lebensansicht des Weltmannes — für diese ganze Reihe von Lebensformen konnte man in Jena Repräsentanten finden. „Die akademische Jugend war froh bis zur Ausgelassenheit und ohne Ahnung außer dem Gebiete ihrer Studien und ihres Humors liegender Aufgaben; eben diese Negation des Politischen kam der Laune zu Statten; es war harmlose Heiterkeit,

---

[1]) Vergl. Weimar's Musenhof, von Wachsmuth (1844) S. 95 u. f.

es war Poeſie darin. In der Unbekümmertheit um äußerliche Eleganz aber blieben die akademiſchen Lehrer hinter den Zuhörern wenig zurück, man lebte dem Geiſte ohne alle Normalformen der Convenienz. Eben ſo unbefangen war man in kirchlichen Angelegenheiten. Hier galt in Jena, gleichwie in Weimar, eine nur wenig beſchränkte Toleranz. Im Gegenſatz gegen den preußiſchen Obſcurantismus der Wöllner'ſchen Zeit war man mit Herz und Zunge froh, im Lichte der Freiheit des Gedankens zu verkehren." [1]) So war die geiſtige Atmoſphäre, in die jetzt unſer Schiller trat.

Bei Reinhold, Paulus, Griesbach, Schütz und anderen Männern konnte er auf einen freundſchaftlichen Empfang hoffen. Bei der akademiſchen Jugend aber durfte er beinahe auf ſo viele Verehrer rechnen, als die Univerſität lebenskräftige Jünglinge zählte. Er, der jetzt noch der Liebling der geſammten Jugend iſt, war damals ihr Abgott. Alle Verhältniſſe ſchienen ſich ihm günſtig zu ſtellen — wenn er nur ſelbſt ein beſſeres Herz zu ſeinem Berufe hätte faſſen können. Er erkannte in ſeinem Innerſten eine ganz andere Beſtimmung, ſo daß es ihm bei Uebernahme ſeines Lehramtes unmöglich wohl zu Muthe ſeyn konnte. Daher auch die Worte: „Nun muß ich mich Hals über Kopf beeilen, daß ich mich für meinen Beruf (Gott verzeih' mir's!) auch tüchtig mache."

---

[1]) Wachsmuth a. d. a. O.

Indeß überraschte ihn der Anfang der Vorlesungen, die er gegen Ende Mai's eröffnete,[1]) beinahe unvorbereitet, denn die ersten Wochen gingen mit Besuchen und Einrichtungen hin. Er las im ersten Semester wöchentlich zweimal, Dienstags und Mittwochs, Abends von sechs bis sieben Uhr, und zwar über alte Geschichte bis zu Alexander dem Großen. So blieben ihm fünf volle Tage zur Vorbereitung und zu schriftstellerischen Arbeiten. Später hielt er auch Vorlesungen über die Geschichte der europäischen Staaten und der Kreuzzüge.

Ein so rauschender Beifall, wie vielleicht keinem zweiten akademischen Lehrer seiner Zeit, ward unserm neuen Docenten zu Theil. Gegen vierhundert Studirende strömten in das Griesbach'sche Auditorium, wo er las. Und hier zeigte sich sogleich, was für eine Gewalt die bloße Gegenwart einer hohen Persönlichkeit auf jugendliche Gemüther übt. Es war nämlich damals die rohe Gewohnheit, daß der Professor beim Anfange des Lehrcursus mit allgemeinem Stampfen empfangen wurde, was für ein Zeichen des Beifalls galt, wogegen sich das Mißfallen durch Scharren mit den Füßen kund gab. Aber für Schiller's hohen

---

1) Die Angabe der Frau von Wolzogen, welche die erste Vorlesung auf den 4. Mai setzt, ist wohl eine irrige, da Schiller noch unter dem 30. April aus Weimar nach Rudolstadt schrieb, und erst „in der andern Woche," wie auch Schwab erzählt, nach Jena abreis'te.

Werth war das Gefühl der Achtung so tief, daß ihn das überfüllte Auditorium ohne jene pöbelhafte Beifallsbezeugung mit der größten Stille empfing. Eine Auszeichnung, welche später auch anderen hochgeachteten Professoren widerfuhr, die sich dadurch nicht wenig geschmeichelt fühlten.

Ueber die Antrittsrede, womit Schiller seine Vorlesungen auf die würdigste Weise eröffnete, wird später die Rede seyn. Von diesen Vorlesungen überhaupt aber wird uns berichtet, sie hätten sich durch Kraft, Feuer und lichtvolle Ideen ausgezeichnet, aber sie seyen zu pathetisch und rhetorisch gewesen, wodurch die lückenhaften Kenntnisse des Redners nicht hätten verhüllt werden können. Man habe überall gesehen, daß selbst das Beste, was er vorzutragen hatte, vielleicht erst seit gestern erworben war. Alles sey noch zu frisch gewesen, und es habe überall die Sicherheit eines festen, positiven Wissens gefehlt.[1]) Doch junge Leute fühlen sich schon befriedigt, wenn sie nur angeregt und ergriffen werden, wobei es ihnen auf eine ängstliche Genauigkeit des Wissens nicht so viel ankömmt. Am anregendsten aber unterrichtet häufig der Lehrer, dem die Sache selbst noch neu und frisch ist. Sein Ringen mit dem Gegenstande entzündet ein ähnliches Ringen in den Zuhörern. Besonders aber war damals die Richtung der Geister, zumal unter der Jugend, durch die große Aufregung, welche die kritische Philosophie und bald auch die

[1]) Dichtercharaktere, von Franz Horn, S. 15 f.

unerhörten Zeitereignisse zu äußern begannen, überwiegend philosophisch und reflectirend geworden. Die nackte historische Wahrheit galt wenig im Gedankensysteme der Menschen. Wie mußten bei einem solchen Zeitgeschmacke Schiller's historische Vorlesungen entzücken! Mochten auch Ungewohnheit im öffentlichen Sprechen, eine etwas unangenehme Stimme und der schwäbische Dialect einige Hindernisse in den Weg legen, so mußten doch seine belebten, ideenreichen Vorträge in hohem Grade anziehend seyn, und waren vielleicht damals in ihrer Gattung etwas ganz Neues. Nach den drei aus diesen Vorlesungen gedruckten Aufsätzen zu urtheilen, von denen wir später noch sprechen werden, möchten seine Zuhörer auch wenig Recht gehabt haben, sich über zu viel Rhetorik zu beschweren; denn sie sind viel einfacher und schmuckloser abgefaßt, als seine übrigen, ursprünglich für den Druck bestimmten historischen Schriften. Im Ganzen aber hat er ohne Zweifel die Gabe des Katheder-vortrags wenigstens nie in dem Grade erlangt, als er das Talent des freien wissenschaftlichen Gesprächs mit Freunden besaß.

Zu dem ungewöhnlichen Beifall, den er als Docent genoß, kamen angenehme gesellige Verhältnisse, die ihm seine Existenz verschönerten. „Mit dem Griesbach'schen Hause," schreibt er, „bin ich jetzt sehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er scheint es mit mir wohl zu meinen, und über wissenschaftliche Dinge spreche ich gern

mit ihm. Sonst habe ich mich hier noch ziemlich gut, und mit dem Schütz'schen und Reinhold'schen Hause lebe ich noch in den Flitterwochen, und lasse mir schöne Dinge sagen. Einige unter den Professoren interessiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben."

So fühlte er sich in Jena bald über Erwarten behaglich, glücklicher, als an irgend einem Orte, wo er bisher gelebt hatte. Dazu kam das bisher unbekannte, beruhigende Gefühl, endlich eine bleibende Stätte und in einem größern Vereine eine gedeihliche Wirksamkeit gefunden zu haben. „Ich schöpfe Vergnügen aus dem Gedanken," schreibt er in diesem Sinne, „daß ich hier zu Hause bin; und ich hänge auch mehr mit der Welt zusammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Besuch von jungen Leuten oder Professoren, jede andere Gelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt diesen Gedanken zurück und erneuert dieses für mich neue Vergnügen."

Mit seinen Rudolstädter Freundinnen stand er unterdessen in einem fortwährenden Briefwechsel, und nur das schmerzte ihn in seiner neuen Lage, daß er verhindert war, so viele und lange Briefe zu schreiben, wie in Weimar, daß seine Gedanken nicht mehr so ungestört bei der Geliebten weilen konnten. Er fühlte das Einengende einer bestimmten Lebensthätigkeit, welchem Zwange sich sein Genius mit Widerstreben unterwarf, wie Pegasus dem Joche. Da erheiterte er sich denn an der Aussicht,

seine Freundinnen bald wieder zu sehen. Die Schwestern wollten den Badeort Lauchstädt bei Halle besuchen; dahin sollte auch Schiller auf einige Tage kommen, und ihren Weg wollten sie über Jena selbst nehmen, um ihre Freundin Caroline von Dacheröden von dem Gute ihres Vaters zur Badecur abzuholen. Dieser Plan kam im Juli zur Ausführung. Beide Schwestern brachten einen Tag bei ihrer Freundin, der Kirchenräthin Griesbach, in deren anmuthigem Garten nahe bei Jena zu. Hier verlebte Schiller einen Abend in ihrer Gesellschaft; aber die Umstände gestatteten ihm nicht, sein Herz zu erleichtern, oder die Ruhe Charlotten's, die er oft für Kälte hielt und einem abgemessenen Betragen zuschrieb, das ihn zu entfernen angenommen wäre, scheuchte seine glühenden Geständnisse in seinen Busen zurück.

Er fühlte sich nach ihrer Abreise doppelt gedrückt. „Ihr letzter Aufenthalt in Jena," schreibt er an sie nach Lauchstädt, „war für mich ein Traum — und kein fröhlicher Traum. Denn nie hatte ich Ihnen so viel zu sagen, als damals, und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir halten mußte, drückte mich nieder; ich wurde Ihres Anblickes nicht froh. So oft ist mir dieses schon begegnet, und nicht immer konnte ich äußere Hindernisse anklagen. Kaum sollte man es denken, daß auch oft die übereinstimmendsten Menschen — die einander so schnell auffassen und in einander leben — wieder einen so weiten Weg zu einander haben. So nahe und doch so fern!"

Der Sache nach lag in diesen und ähnlichen früheren Aeußerungen schon eine hinreichende Erklärung, und die Fortsetzung eines so innigen Briefwechsels erhielt auch die Zustimmung von Seiten Lotten's. Aber welche Kluft ist nicht zwischen dem stillen Einverständnisse und dem ausdrücklichen Worte!

Endlich war die Zeit gekommen, wo Schiller sich von seinem Geschäfte in Jena losmachen und nach Lauchstädt eilen konnte. Der Plan, mit seinem Freunde Körner in Leipzig zusammenzutreffen, mußte zum Vorwande dienen. Und hier war es, wo er in einer glücklichen Stunde sich den Muth nahm, seine Liebe zu bekennen. Die Schwester Caroline scheint die Erklärung herbeigeführt zu haben. Wenigstens schreibt Schiller: „Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtsamen Geheimnisse so schön entgegenkam.“ Charlotte hatte sich so sehr in Schiller eingelebt, er hatte so viel zu ihrer Bildung und ihrem Glücke beigetragen, daß es ihr unmöglich schien, ihr Loos von dem seinigen zu trennen. Sie versprach ihm ihre Hand.

Welche Tage des Glückes brachte nun der Verlobte in Lauchstädt zu! Die dunkele Wolke des Ungemachs, die bisher über seinem Haupte geschwebt, war verscheucht, und er wandelte seit Jahren zum ersten Male im reinen Lichte der Freude und der sichersten Hoffnung. Alles Edle und Schöne, was sein Herz umschloß, kam in dieser Zeit zur Reife; seine Gemüthsbildung erreichte jetzt ihr Ziel. Auch durch die Freundschaft sollte ihm seine Liebe verklärt werden. Er

erwarb sich damals in Caroline von Dacheröden eine neue, werthe Freundin, die ihn mit der großen Achtung und Neigung bekannt machte, welche ihr Anverwandter, der Coadjutor des Kurfürsten von Mainz, Freiherr von Dalberg[1]) für seine Schriften gefaßt hatte. Sie begleitete auch die Verlobten auf einem Ausfluge nach Leipzig, wo Schiller sein Glück in der Theilnahme Körner's, des trefflichsten, treuesten Freundes, verdoppelt genoß.

Diese Tage fielen in die Weltepoche des Ausbruchs der französischen Revolution. Ein Bekannter las damals mit Enthusiasmus dem kleinen Vereine der Freunde die Erstürmung der Bastille vor. Den Frauen erschien „diese Zertrümmerung eines Monuments finstrer Despotie als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei," und sie freuten sich, daß ein solches Ereigniß gerade mit dem Beginne schönerer Lebensverhältnisse zusammenfiel. Schiller selbst bewährte bei dieser Gelegenheit den scharfen Blick des Historikers und die Divinationskraft des Genius. Zu gleicher Zeit schienen die Träume seines Herzens in der nächsten Gegenwart, und seine prophetischen Freiheitsdichtungen in einem fernen Lande zur Wahrheit werden zu wollen; aber seine Ansicht von den Begebenheiten in Frankreich war freudlos und ahnungsvoll. Er hielt die Franzosen keiner ächt republicanischen Gesinnungen für fähig, und

---

1) Carl Theodor, der ältere Bruder des uns schon bekannten Wolfgang Heribert von Dalberg.

auch später, wenn seine Freundinnen den Geist und die Reden der Nationalversammlung priesen, meinte er, von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen könne unmöglich etwas Vernünftiges beschlossen werden.

Mit dem Versprechen, die nächsten Ferien in Rudolstadt zuzubringen, trennte sich Schiller von der Geliebten und kehrte nach Jena zurück. Seine verklärte, gehobene Stimmung spricht sich in seinen damaligen Briefen an Lotte aus. Sie sind so innig, edel und zart, und zugleich mit allem Reichthume und Schwunge seines Geistes ausgestattet. „Wie eine Glorie," heißt es in einer Stelle, „schwebt Deine Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergange zurück. In dem großen, freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. — Die Erinnerung an Dich führt mich auf Alles zurück, weil Alles wieder mich an Dich erinnert. Auch habe ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat, und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich wieder finde."

Doch auch die erwiederte Liebe bringt neue Unruhe, neue Wünsche. Sein Verlangen eilte der Zukunft zuvor, und er erschrack über den langen Zeitraum, der ihn noch von seiner Lotte trennen sollte. Nur in einer Vereinigung

mit ihr — ach! nur „in ungebornen Fernen“ sah er seine Freuden blühen. Dieser Zukunft drängte sich ungestüm seine Seele zu; die Gegenwart lag traurig und leer um ihn. „Ungeduldig, ungenügsam,“ ruft er aus, „strebe ich Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist. Du siehst ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht.“

Endlich kamen die erwünschten Ferien, wo Schiller nach Rudolstadt eilte. Er bezog dasselbe Zimmer in Volkstädt, wie im vorigen Sommer, und genoß nun die ganze Fülle des Glückes. Da man es für nothwendig erachtet hatte, der Frau von Lengefeld das Verhältniß noch nicht zu entdecken, so wurde dies Glück auch noch durch den Reiz des Geheimnisses gewürzt. Zum Ideal des Liebesglückes gehört ja auch, wie man aus den Gedichten „das Geheimniß“ und „die Erwartung“ weiß, daß die Liebe vor der Welt verborgen sey. Schiller brachte daher nur die Morgen- und Nachmittagsstunden bei der Geliebten zu, da an den Abenden die Gegenwart der Mutter störend und einengend gewesen wäre.

In seinem einsamen Zimmer bereitete er sich auf seine Vorlesungen vor oder beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten. An den schönen Herbsttagen schweifte er oft allein, das Bild der Geliebten im Herzen, in der Gegend umher; bisweilen begleiteten ihn auf seinen Wanderungen auch seine Freundinnen. Manche poetische Plane entsprangen auf diesen Spaziergängen, die aber der Ernst der Arbeit

nicht zur Ausführung kommen ließ. So vereinigten sich Liebe, Natur, Einsamkeit und Freiheit zu seinem Glücke.

Doch die Zeit der Abreise nahte heran. Ihm graute vor der Rückkehr in sein trostloses Jenaer Leben. Zu einer baldigen Verbindung mit der Geliebten zeigte sich keine Aussicht. Er lebte noch wie früher, von seinen schriftstellerischen Arbeiten, die jetzt aber durch Amtsgeschäfte sehr beschränkt wurden. Ein Gehalt bezog er nicht, und auch seine Vorlesungen waren ihm im ersten Semester nicht honorirt worden. Der Herzog von Weimar durfte noch um kein fixes Gehalt angegangen werden, oder er konnte die so frühzeitige Bitte ablehnen. Dies Alles erzeugte Sorge und Unruhe, und da das Glück der Liebenden ganz von einer festen Anstellung abhing, so erbauten die drei Freunde, wenn sie beisammen waren, ein Luftschloß nach dem andern, ließen ihre Gedanken in alle Länder ausschweifen und fragten bei allen wohlgesinnten Menschen in der Runde herum nach einer festen Stelle für den, um dessen gemeine Existenz sich Niemand zu bekümmern schien, während Alle für seine Geisteswerke glühten. Aber trotz aller Erkundigungen mußte Schiller nach fünf Wochen doch wieder nach seinem verhaßten Jena zurückkehren.

Jetzt erst, nach einem längern Zusammenleben, glaubte Schiller seine Lotte zu kennen, zu lieben. „Ach, ich fühle," schrieb er ihr sogleich nach seiner Ankunft in Jena, „ich bin noch immer bei Dir. Dein Bild in meinem Herzen hat ein Leben und eine Wirklichkeit, wie keines

von all' den Dingen, die mich so nah umgeben. Ich bin nicht von Dir getrennt." Diese glückliche Stimmung theilte sich auch seinen Arbeiten mit. Er verfaßte damals als Einleitung zu der Sammlung von Memoiren, welche er herausgeben wollte, den vortrefflichen Aufsatz „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter," von welchem er selbst in hohem Grade befriedigt war. Auch dieses innige Geistesvergnügen, fährt er in seinem Briefe fort, habe sich wieder an sein Liebstes, sein Alles angeschlossen, und sey von dem Gedanken an seine Lotte nur schöner und süßer zu ihm zurückgekehrt. Seine höchste Begeisterung werde ihm zur Liebe, und selbst seine Geistesarbeiten wollten ihn ohne den Gedanken an seine Geliebte nicht erfreuen. Nur das entzücke ihn, so oft er sich bei etwas Großem begegne, so oft er sich seine eigene Achtung abgewinne — daß er der Liebe seiner Lotte würdig werde, daß er ihrem hohen Bilde vor ihm sich annähere.

Indessen empfand er von Tag zu Tage mehr das Drückende der Trennung und die Sehnsucht nach einer Vereinigung lebendiger. Er machte in dieser Mißstimmung sogar den Vorschlag zu einer Heirath auch ohne feste Einnahme. Als die Schwestern hierauf erwiederten, daß es ihm mit einem solchen chimärischen Plane nicht Ernst seyn könne, erwachte seine ganze Leidenschaft. „Was ich durch den Boten schrieb," versicherte er, „ist mir sehr Ernst. Ich wünsche sehnlichst, daß wir überhoben seyn könnten, bloß von Briefen zu leben, und ich würde es

mir nicht und niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieser Zwang, diese Resignation wirklich nicht nöthig gewesen wäre. Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren." Ueber einem und demselben Briefe jagen sich allerlei Plane in seinem Kopfe. Er will im Preußischen „etwas anzuspinnen suchen," auch meint er es durchsetzen zu können, daß er innerhalb eines Jahres ein Unterkommen finde; dann setzt er wieder seine einzige Hoffnung auf den Coadjutor von Dalberg, der ihm ein Etablissement in der Pfalz, entweder in Mannheim bei der dortigen Akademie oder in Heidelberg, verschaffen könne. Ein ander Mal hörte er auch den weit aussehenden Plan eines durch Jena reisenden Professors der Mathematik nicht gleichgiltig an. Dieser wollte in Frankfurt am Main durch Actien eine Art von Akademie für das gebildete Publicum stiften, an welcher drei Professoren angestellt werden sollten — die philosophischen und schönen Wissenschaften sollte Schiller vortragen. Ungeachtet er zu diesem Plane kein Vertrauen fassen konnte, versäumte er doch nicht, seiner Lotte Nachricht davon zu geben. So quälte die Liebe den Mann, dem, so lange er allein stand, seine äußere Lage bisher selten Sorge verursacht hatte.

Dazu kam, daß ihm sein Lehrstuhl in Jena durch Verdrießlichkeiten noch mehr verleidet wurde. Weil er sich auf dem Titel seiner gedruckten Vorlesung einen Professor

der Geschichte genannt hatte, beklagte sich Professor H., daß er ihm zu nahe getreten, da ihm die Professur der Geschichte namentlich übertragen sey; Schiller sey nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen. Die Sache kam so weit, daß sich der Akademiediener den Titel jener Vorlesungen von einem Buchladen wegzureißen erlaubte. Bei dieser Jämmerlichkeit verlor Schiller vollends alle Geduld. „O meine Lieben, Theuerste meiner Seele!“ wandte er sich an das Schwesternpaar, „prüfen Sie alle Möglichkeiten — untersuchen Sie alle Fälle — und denken Sie ein Mittel aus, wie wir die Zeit unsrer Trennung abkürzen können. Von Neuem bin ich schmerzlich daran erinnert worden, daß ich ohne allen Zweck und Nutzen hier bin.“ Die Freundinnen riethen zur Geduld und beruhigten einigermaßen seine leidenschaftliche Aufgeregtheit. Besonders wohlthätig wirkte ihr Aufenthalt zu Weimar vom December 1789 durch einen Theil des Winters, wo Schiller sie fast jede Woche besuchte.

Bisher hatten die Liebenden ihr Verhältniß der Frau von Lengefeld geheim gehalten, und zwar aus guten Gründen. Schiller war nicht bloß ohne Vermögen und ohne eine mit Gehalt verbundene Anstellung, sondern auch von bürgerlicher Abkunft. Frau von Lengefeld hing aber an den Vorurtheilen ihres Standes, über die man sich damals in Sachsen noch nicht so leicht erheben mochte. Sie gefiel sich am Hofe, für den sie ganz gemacht war und sich gebildet hatte. Daher nahm sie auch um jene Zeit eine

Stelle als Erzieherin der Töchter des Fürsten von Rudolstadt an, weßwegen sie sich von ihrer Familie trennte und in das Schloß auf den Berg zog. Schiller machte sich über diesen herkulischen Muth, diese sauere Arbeit der chère mère recht lustig, meinte aber doch, es sey gut, daß die Töchter ihre Mutter nun oben auf dem Schlosse suchen müßten, wohin sie bisher so schwer zu bringen waren; „denn am Ende hätten sie ihm noch alle Toleranz für das alltägliche Volk der Menschen verlernt.“ Frau von Lengefeld war nicht vermögend genug, aus eigenen Mitteln die Existenz ihrer verheiratheten Töchter zu sichern. Deßhalb mußte, um ihr unnöthige Sorgen zu ersparen, Charlotten's Verhältniß vor der Hand ihr noch ein Geheimniß bleiben. Um seine Geliebte und sich selbst aus dieser peinlichen Lage zu reißen, wandte sich Schiller endlich an den Herzog von Weimar und erhielt von ihm die Zusicherung eines Gehalts von 200 Thalern als außerordentlicher Professor — denn ordentlicher Professor wurde er erst im März 1798, aber ohne Erhöhung seiner Besoldung. Jetzt schrieb er im December 1789 an Frau von Lengefeld und bat um Charlotten's Hand. Die Familienfreundin in Weimar, Frau von Stein, deren Achtung Schiller durch seinen Charakter und sein Talent längst gewonnen hatte, half die Mutter zu seinen Gunsten stimmen. Ein entscheidendes Gewicht aber legte der Coadjutor, Freiherr von Dalberg, in die Wagschale. Er ließ ihr sagen, sobald er Kurfürst seyn werde, was bei dem hohen Alter des damaligen Kurfürsten

nicht mehr fern seyn zu können schien, gedenke er Schiller ganz nach dessen Wunsch und Sinne anzustellen. Gegen Bekannte äußerte er sich näher dahin, er habe ihm ein Gehalt von 4000 Thalern zugedacht, und wolle ihm dabei den freien Gebrauch seiner Zeit lassen. Welche glänzende, und, wie es schien, beinahe sichere Aussichten! Frau von Lengefeld beglückte die Liebenden mit ihrer Zustimmung.

Dalberg wurde im Jahre 1800 der letzte Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, mußte aber seinen Sitz in Regensburg aufschlagen, weil seine Hauptstadt Mainz, mit dem ganzen, auf dem linken Rheinufer gelegenen Bezirk des Kurstaates an Frankreich abgetreten wurde. Nur noch im Besitze einiger Theile seines Landes geblieben, war der edle Fürst nicht im Stande, sein Schiller'n gegebenes Versprechen zu erfüllen. An solche Umgestaltung der Dinge dachten aber damals die Liebenden nicht, als sie in Weimar und Erfurt, wo sie einen Besuch machten, sich ihr künftiges Leben in der Gegend von Mainz auf das reizvollste ausmalten.

Mittlerweile hatte sich der Kreis dieser glücklichen Menschen vergrößert. Schiller machte damals, während seines häufigen Aufenthalts in Weimar, eine Bekanntschaft, die bald zu der edelsten, lebenslänglichen Freundschaft erblühen sollte. Er lernte Wilhelm von Humboldt kennen zu derselben Zeit, wo dieser sich mit der oben genannten Freundin der beiden Schwestern, Caroline von Dacherödden, verlobte. Welche Tage verlebten diese mit einander ganz harmonirenden Menschen! In einem kleinen Kreise edler, geistvoller

Freunde ſchien alles Schöne und alles Glück eine bleibende Stätte gefunden zu haben. Das Beſte wurde von Seele zu Seele getauſcht, das Beſondere und Geringfügige zum Allgemeinen und Idealen geſteigert, und an den glücklichen Augenblick knüpfte ſich die Ausſicht in eine lange, in gleicher herzinniger Vereinigung fortgeſetzte Zukunft. Denn auch Wilhelm von Humboldt wollte mit ſeiner künftigen Gattin ſeinen Wohnſitz in Mainz aufſchlagen, und die Frau von Beulwitz dachte ihre Freunde am Rheine oft und auf längere Zeit zu beſuchen.

Ein Gegenſtand häufiger Unterhaltung und ernſter Theilnahme dieſes glücklichen, geiſtreichen Cirkels waren die damaligen Pariſer Ereigniſſe. Der Coadjutor ahnte ſchon jetzt den Umſturz der vaterländiſchen Verhältniſſe, den er ſpäter, im Jahre 1797 auf dem Reichstage zu Regensburg, auf's Beſtimmteſte vorherſagte, wenn nicht die Deutſchen in Maſſe und mit Energie gegen Frankreich aufſtänden. Zu dieſer Zeit kam auch der liebenswürdige Dichter Salis von Paris zu den Freunden nach Weimar mit einem Empfehlungsſchreiben Wilhelm's von Wolzogen, der ſich dort noch aufhielt. Die Gräuelſcenen hatten in Paris ſchon begonnen, und Salis' Erzählungen nebſt Wolzogen's Briefen ſchlugen die Freude über die Erſtürmung der Baſtille ſchrecklich nieder, und beſtärkten Schiller in ſeiner beſonnenen Anſicht von den Franzoſen, denen er nicht die Fähigkeit zu ächtem Republicanismus zutraute. Man war wegen

des Freundes und Vetters in Unruhe, da er in Paris wie auf einem Vulcane aller Leidenschaften zu leben schien. Doch das Schicksal vergönnte ihm, wohlbehalten nach der Heimath zurückzukehren, um mit unseren Freunden in ein noch innigeres Verhältniß zu treten. Er heirathete nach einigen Jahren Schiller's Schwägerin, Caroline von Beulwitz, nachdem diese sich von ihrem bisherigen Gatten hatte scheiden lassen. So vollendete sich diese Gruppe gleichgesinnter Menschen.

Nur noch Einen hätten die Freunde gern in ihrem Bunde gesehen: Goethe. Aber es entstand zu ihrem Verdrusse noch immer keine Annäherung an Schiller, obgleich er sich, wie auch früher, fortwährend freundschaftlich benahm, und in realen Dingen Schiller'n gute Dienste leistete. Goethe selbst erzählt, daß er Annäherungsversuche von Personen, die ihnen beiden gleich nahe standen, abgelehnt habe. „An keine Vereinigung war zu denken," sagt er. „Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in Eins nicht zusammenfallen können."

Was das Schicksal unserm Freunde von dieser Seite versagte, ersetzte ihm die hohe Gunst des Himmels vielfach.

in anderer Weise. Am 20. Februar 1790 [1]) wurde er mit Charlotte von Lengefeld in Wenigenjena durch den Pfarrer Schmidt getraut. Die Mutter der Braut war von Rudolstadt gekommen, und freute sich des Glücks ihrer Kinder von ganzer Seele.

Viertes Capitel.

Historische Arbeiten: Geschichte des Abfalls der Niederlande. Antrittsrede in Jena. Drei historische Abhandlungen. Memoiren und die dafür geschriebenen historischen Darstellungen. Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens nach Vertot. Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Denkwürdigkeiten des Marschalls Vieilleville. — Schiller als Geschichtschreiber.

Nachdem wir unsern Freund an seinen neuen Wohnort, in seine Amtsthätigkeit als Professor der Geschichte und in die dortigen Lebensverhältnisse eingeführt haben, scheint hier der angemessenste Ort zu seyn, die in Jena geschriebenen, und größtentheils mit jener Amtsthätigkeit zusammenhängenden historischen Aufsätze und Werke der Reihe nach kurz zu charakterisiren und daran eine allgemeinere Charakteristik des Geschichtschreibers zu schließen. Vorher müssen wir jedoch noch das historische Werk, welches ihm den Weg zu seiner neuen Bestimmung gebahnt hatte, „die

---

[1]) Nach einem Briefe Schiller's an seinen Vater (dat. Jena d. 10. März 1790) am 22. Februar.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande", nebst einigen Beilagen betrachten.

Dieses Werk, für welches Schiller so große Vorbereitungen und so gründliche Studien gemacht, konnte endlich zur Michaelismesse 1788 erscheinen. Mit ihm hatte Schiller's Leben einen neuen üppigen Schößling getrieben, nach welcher Richtung jetzt eine geraume Zeit seine besten Kräfte hinflossen.

Wenn uns erzählt wird, daß der Verfasser es zum Theil in Volkstädt in der beglückenden Nähe seiner Freundinnen ausgearbeitet habe, und daß diesen die einzelnen Abschnitte frisch vorgelesen worden, so erklärt sich schon hieraus die Innigkeit und Wärme, welche uns aus manchen Partien anhaucht. Unser Herz wird beim Lesen milde und menschenfreundlich angeregt, wie sein Gemüth durch die Liebe beim Schreiben gestimmt war. Indeß zog das Werk seine Hauptnahrung aus Schiller's Freiheitsprincip, nicht aus jenen zarteren Gemüthsstimmungen. Den hochgeschwollenen Strom seiner politischen Ideen leitete er nun aus dem Drama in die Geschichte — aus der Tragödie der Bühne in die Tragödie des Lebens. Dem Riesenkampfe des Menschengeistes, welchen Kampf er bisher dichtend aus seiner eigenen Seele gesponnen, spürte er jetzt in der Geschichte nach; die hohe Gestalt der Freiheit ist es, die überall im Hintergrunde dieses historischen Gemäldes steht. Der Verfasser bezeichnet selbst in der Einleitung diesen Gesichtspunct als denjenigen, aus dem er seinen

Gegenstand bearbeitet hat und betrachtet wissen will. Und in der That ist auch das ganze Gemälde unter den Gesichtspunct der Freiheit im Kampfe mit der Tyrannei gestellt. Die Charakterschilderungen, die Erzählung der Begebenheiten, die Wahl der Behandlung des Stoffes, die vielen eingestreuten Bemerkungen — Alles blickt nach diesem Einen Ziele hin. Ueberall kommt er auf diese Grundidee seines Werkes zurück und holt auch die Erklärungsgründe der Thatsachen so viel als möglich aus demselben Princip. An hundert Stellen macht er Opposition gegen das Priesterthum, gegen die Inquisition, gegen das Mönchswesen, gegen den politischen Despotismus, gegen jegliche Willkür, und nimmt überall in Schutz die Heiligkeit der Gesetze, die unantastbaren Rechte des Menschen, die heiligen Gefühle der Natur, die freieste Beweglichkeit der Individuen im Gegensatze gegen die abstracte Einförmigkeit des Staatsmechanismus.

Aber der vorgesetzte Zweck und die beabsichtigte Wirkung wurden nicht erreicht, weil diese Revolutionsgeschichte leider ein Fragment geblieben ist. Während die „Einleitung" sich andeutend über das Ganze verbreitet, beschränkt sich die darauf folgende Erzählung selbst auf die vorbereitende Epoche der eigentlichen Geschichte. Das Fragment endigt nämlich mit der Abdankung Wilhelm's von Oranien, mit dem Verfalle des Geusenbundes und der Gründung von Alba's blutiger Herrschaft; und zwei Beilagen sind zugegeben, von denen uns die eine die Vertheidiger der

Freiheit, die Grafen Egmont und Hoorn, auf dem Schaffot zeigt, während wir in der andern die Stadt Antwerpen der Uebermacht des Prinzen von Parma erliegen sehen. Schiller führt also seine Darstellung gerade bis zum scheinbaren Untergang der guten Sache. Das Beil des Henkers über dem Haupt eines Menschen, der einige Augenblicke von bürgerlicher und religiöser Freiheit zu träumen gewagt — das ist das Bild der niederländischen Nation, mit dem uns der Geschichtschreiber entläßt. Dazu kommt, daß wir zur Sache selbst nicht einmal ein rechtes Herz fassen können, wenn wir die Wuth, den Unbestand und Kleinmuth des Volkes, wenn wir das planlose, uneinige Verfahren der Mitglieder des Geusenbundes, dieser „Vortänzer" der Freiheit, mit dem nüchternen Blicke betrachten, wie Schiller uns diese Dinge darstellt. Denn er ist weit entfernt, daß ihn seine Begeisterung für eine Sache zum parteiischen Urtheil über die Anhänger derselben verführte.

Diese Begeisterung aber, von welcher er selbst durchglüht ist, will der Schriftsteller auch im Leser entzünden. Wenn also andere Historiographen möglichst objectiv zu seyn sich bemühen, so erfüllt der unsrige seine Darstellung mit seiner eigenen Seele. Er pflanzt das Geschichtliche in die Sphäre seiner eigenen Weltanschauung und läßt es hier ein neues Leben gewinnen. Die Begebenheiten werden hierdurch im Ganzen nicht verfälscht, aber sie erscheinen doch eigen beleuchtet, veredelt, anders gestellt. Zwar kann uns eigentlich jede Geschichtsdarstellung nur ihres

Verfassers Ansicht der Geschichte vorführen; dieser gibt uns nie unmittelbar die Sache, sondern nur das Bild der Sache, welches tausendfach abhängig von der Beschaffenheit der Seele, die es aufnahm, und darnach eigenthümlich gestaltet ist. Aber unser Geschichtschreiber geht weiter. Er will, seiner eigenen Erklärung nach, die erhebenden Empfindungen, in welche er selbst durch die niederländische Geschichte versetzt worden, weiter verbreiten; auch Andere will er an denselben Antheil nehmen lassen. Hierdurch mußte sich der ursprüngliche Charakter der Geschichte selbst noch mehr verändern. Jetzt hat der Geschichtschreiber nicht mehr allein die Sache, sondern er hat fortwährend hauptsächlich den Leser im Auge. Und wird die Sache selbst nicht eigentlich als ein Mittel gebraucht für eine zu erzielende Wirkung? Die Thatsachen selbst verlieren hierdurch von ihrem heiligen Ansehen und werden willkürlicher behandelt. Diejenigen, welche dem Zwecke am besten dienen, werden in den Vordergrund gestellt; die anderen müssen sich fügen, oder, wenn sie dazu zu spröde sind, geschieht ihrer nur kurze Erwähnung oder sie werden ganz verschwiegen.

Es kann nicht fehlen, daß durch dieses Streben, für gewisse Ideen zu begeistern, die Darstellung ein rhetorisches Gepräge erhält, wie dieses besonders in der Einleitung und etwa im ersten Drittel des vorliegenden Werkes stark hervortritt. Im Verfolge der Erzählung überläßt sich Schiller dem Strome der Begebenheiten, und wie

seine Persönlichkeit und seine Ansichten sich mehr unserm Blicke entziehen, so merken wir auch weniger die Absicht des Geschichtschreibers, unsere Meinungen und unser Empfindungsvermögen zu bestimmen. Dieser rednerischen Kraft und Wärme verbindet sich dann und dient zum Theile die poetische und künstlerische Gestaltung. Konnte er sich nicht enthalten, das sittlich-politische Interesse, von dem er bewegt war, einfließen zu lassen, wie hätte er die Ansprüche, welche Einbildungskraft und Schönheitssinn an jede seiner Arbeiten machten, zurückweisen können? Er selbst setzte, wie wir aus dem Ende der Vorrede ersehen, den eigenthümlichen Vorzug dieses Werkes in seine geschmackvolle Form.

Wenn sich auf diese Weise Schiller's sittliche Kräfte und poetisches Talent in seinen historischen Darstellungen in's Spiel setzten, so betheiligte sich auch durch eine weit eingreifende pragmatische Behandlung des Stoffes sein durchdringender Verstand. Nicht leicht möchte ein anderer Historiker überall so sehr darauf ausgehen, dem ursachlichen Faden, welcher durch das Herz der Dinge geht und sie an einander bindet, auf die Spur zu kommen; keiner sucht so durch die trügerischen Erscheinungen in das dauernde Wesen der Begebenheiten einzudringen. Alle Lebenselemente Schiller's — seine sittlichen, poetischen und intellectuellen Anlagen — ergossen sich also beinahe ebenmäßig in dieses Werk. Zu läugnen ist aber nicht, daß die Fülle des Gehalts, welche Schiller durch alle

Canäle seines Geistes in sein Werk leitet, das Thatsächliche oft überwuchert und beinahe erdrückt, daß die Einbildungskraft mit den Gegenständen ein zu freies Spiel treibt und sie aus eigenem Fond zu sehr bereichert, und daß endlich viele Erklärungsgründe nicht aus den speciellen Begebenheiten, sondern aus allgemeinen Ansichten des Verfassers hergenommen sind.

Aus dem Gesagten möchte es einleuchtend geworden seyn, daß Schiller sein erstes historisches Werk nicht anders schreiben konnte, als er es wirklich schrieb. Wie er in seinen ersten Dramen übersprudelte, so legte er in sein erstes Geschichtswerk eine Ueberfülle des Gehalts aus sich selbst. Die Geschichte war ihm noch nichts Anderes, als ein Werkzeug, an dem er die Wahrheit seiner bisher bloß poetisch gestalteten Ideen nun in der Wirklichkeit prüfte; und wie sich durch seine historischen Vorstudien philosophische Gedanken ziehen, so leitete er diese jetzt auch durch sein Geschichtswerk. Die Rechte der Geschichte konnten noch nicht überall geschont werden, weil er sich gedrungen fühlte, vor Allem die jenen bisweilen widerstrebenden Rechte seiner eigenen Natur geltend zu machen. In dieser Darstellung sind alle Tugenden enthalten, die den historischen Styl Schiller's charakterisiren, aber es fehlt noch das schöne Maß der Vollendung. Wie aber die Dramen der ersten Periode an Feuer alle späteren übertreffen, so kommen die folgenden historischen Schriften dieser ersten an Lebendigkeit nicht gleich.

Von den beiden Beilagen zu dem Abfalle der vereinigten Niederlande erschien die erste im Jahre 1789 in der Thalia unter dem Titel: „Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod.“ Den Abschnitt, welcher über Egmont's Leben handelt, ließ der Verfasser später, um sich nicht zum Theile zu wiederholen, wegfallen,[1]) und veränderte darnach die Ueberschrift in folgende: „Proceß und Hinrichtung des Grafen von Egmont und von Hoorn.“ Wir können diese Verstümmelung einer selbstständigen Darstellung zu einem secundären Bruchstücke nur bedauern. Der Aufsatz ist ein höchst gelungenes und anziehendes biographisches Gemälde, eben so anspruchlos und natürlich geschrieben, wie der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Die andere Beilage: „Die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585“ ist erst im Jahre 1795 geschrieben, und aus den Horen genommen. Als Herausgeber dieser Zeitschrift kam er oft wegen Mangels an Manuscripten in Verlegenheit, und so verfaßte er damals diesen Aufsatz, um, wie er an Goethe schrieb, in der Geschwindigkeit etwas für das vierte Stück der Horen zu schaffen. Eine solche Arbeit kam ihm nach seinen damaligen philosophischen Beschäftigungen sehr leicht vor. Auch

---

[1]) Mitgetheilt in meinen Supplementen zu Schiller's Werken IV, 401 u. ff.

diese kleine abgerundete und spannende Schilderung ist nach Schiller'scher Weise unter einen allgemeinen Gesichtspunct gestellt, aber nicht mehr unter einen kosmopolitischen, denn seine Weltbetrachtung war damals weiter und steier geworden. Die Grundidee ist aus dem speciellen Ereignisse selbst geschöpft. Die Darstellung zeigt (in der Person des Prinzen von Parma), wie der menschliche Erfindungsgeist durch Klugheit, Entschlossenheit und standhaften Willen über ein mächtiges Element obsiegt, und wie im Gegentheile der Mangel dieser Eigenschaften (bei den Belagerten in Antwerpen) alle Anstrengungen des Genies (eines Gianibelli) vereitelt, alle Gunst des Zufalls fruchtlos macht und einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet.

Diesen beiden Beilagen fügen wir noch eine Erzählung bei, welche Schiller zuerst in den Deutschen Merkur einrücken ließ: „Herzog Alba bei einem Frühstücke auf dem Schlosse zu Rudolstadt, im Jahre 1547." Ohne Zweifel ward Schiller durch seinen Aufenthalt in Rudolstadt zur Bekanntmachung dieses Vorfalls veranlaßt. Er wollte vielleicht der fürstlichen Familie, die ihn hochschätzte, etwas Freundliches und Angenehmes sagen. Daher erinnert er auch gleich im Anfange an den Heldenmuth dieses Hauses, welches dem deutschen Reiche einen Kaiser (Günther von Schwarzburg) gegeben habe.

Wir wenden uns nun zu den in Jena entstandenen historischen Arbeiten, an deren Spitze wir die Vorlesung

ſtellen, womit er ſein Lehramt eröffnete. Sie wurde im April 1789 geſchrieben, und erſchien, vielleicht etwas retouchirt, zuerſt im November deſſelben Jahres in Wieland's Deutſchem Merkur, unter dem Titel: Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? Dieſe Antrittsrede gehört ohne Zweifel zu dem Ausgezeichnetſten, was vom Standpuncte einer einleitenden allgemeinen Betrachtung je über Geſchichte und über Univerſalgeſchichte insbeſondere geſchrieben worden iſt. Der Verfaſſer fordert von dem Jünger der Geſchichte vor Allem Wahrheitsliebe, und beginnt daher mit einer vergleichenden Schilderung des Brodgelehrten und des philoſophiſchen Kopfes oder Wahrheitsfreundes, für welchen letztern er die Zuhörer zu begeiſtern ſucht. Dann ſtellt er, um den Begriff der Univerſalgeſchichte klar zu machen, den primitiven Zuſtand des Menſchengeſchlechtes, in Contraſt mit der jetzigen Cultur, und ſcheidet aus der ganzen Maſſe der Begebenheiten die geſchichtlichen, und aus dieſen die univerſalhiſtoriſchen aus. Dieß gibt ihm Gelegenheit, auf das merkwürdige Mißverhältniß zwiſchen dem Gange der Welt (der Menſchheit) und dem der Menſchen- oder Weltgeſchichte aufmerkſam zu machen. „Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strome vergleichen, wovon aber in der Weltgeſchichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird.“ Hierauf wird der Antheil des philoſophiſchen Verſtandes und der zweckdeutenden Vernunft an den hiſtoriſchen Thatſachen auseinandergeſetzt,

und endlich der hohe intellectuelle und praktische Werth der Geschichte in großen Umrissen angedeutet. Das sind die leitenden Hauptgedanken. Aber wie vermöchte eine dürre Inhaltsangabe die Gedankenfülle dieser Vorlesung, das Treffende und Umsichtige ihrer Behauptungen, die großartige Gesinnung ihres Verfassers zur Ahnung zu bringen? Wer vermöchte den prachtvollen Strom der schönsten Prosa zu schildern, in welcher hier die erhabensten Gedanken ihren würdigen Leib erhalten?

An diese Antrittsrede schließen sich drei historische Aufsätze, die aus seinen akademischen Vorträgen entsprungen und zuerst in der Rheinischen Thalia abgedruckt worden sind. Eine derselben ist den Lesern bekannt unter dem Titel: Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde. Nach einer Anmerkung in der Thalia wurde sie durch einen Kant'schen Aufsatz [1]) von verwandtem Inhalte veranlaßt. Der Mensch, so lehrt uns Schiller's Abhandlung, folgte ursprünglich bloß seinem Instincte, und vollendete sich so als Pflanze und Thier. Die erwachende Vernunft entrückte ihn diesem behaglichen Zustande, dem Paradiese, und riß ihn auf eine neue Bahn, auf welcher er noch jetzt seiner Vollkommenheit entgegenschreitet. Dieser

---

1) „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte", wieder abgedruckt im dritten Bande der vermischten Schriften von Kant (Halle, 1799).

Abfall von seinem Instincte wird von der Schrift als der Fall des ersten Menschen dargestellt; gleichwohl ist er der Anfang seines ächt menschlichen Daseyns und ein Riesenschritt der Menschheit. Dann sucht der Schriftsteller den ersten Samen der Gesittung, die älterliche, die eheliche und die Geschwisterliebe im häuslichen Leben auf; zeigt hierauf, wie beim ersten Feldbauer und Hirten jener lasterhafte, aber doch die Vernunft und Sittlichkeit fördernde, noch nicht beendigte Kampf des Menschen mit dem Menschen entstehen konnte; und gibt uns ein Bild von der sanften patriarchalischen Herrschaft, welche aber bald, bei eingetretener Ungleichheit unter den Menschen an Besitz, Genuß und Recht, der Tyrannei und einem allgemeinen Sittenverderbnisse weichen mußte, bis eine fürchterliche Naturbegebenheit diese regellosen Anfänge der beginnenden Cultur wieder vertilgte. Zuletzt wird nachgewiesen, wie aus dem tapfern Anführer der Jagden ein Befehlshaber und Richter, und zuletzt ein König wurde. Sehr interessant und lehrreich ist eine Vergleichung dieses Aufsatzes mit dem von Kant. Bei aller Anhänglichkeit an die Ideen des großen Vorgängers weiß Schiller seine Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit zu behaupten. In vielen Ideen, wie in der ganzen rationalistischen Betrachtungsweise, stimmen beide Denker überein; und wenn Schiller andere Gedanken Kant's zur Seite liegen läßt oder an ihnen vorüberstreift, so entschädigt er uns durch neue, eigenthümliche Ansichten, oder er führt Einiges, was

Kant bloß andeutet, nach Dichterart anschaulich und lebendig weiter aus. Schiller's Darstellung belebt, bei geringerm Ideenreichthume und weniger Tiefe, gleichmäßiger die verschiedenen Kräfte unsers Geistes und Herzens.

Die zweite Abhandlung, die Sendung Moses, ist gleichfalls nach einer Schrift ähnlichen Inhalts, von Br. Decius, bearbeitet. Es wird angenommen, daß die Vorsicht Moses zum Erretter seines Volkes bestimmt habe, „aber nicht diejenige Vorsicht, welche sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, sondern diejenige, die der Natur selbst eine solche Oekonomie vorgeschrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigsten Wege zu bewirken.“ Ein Hebräer wird daher, als wäre er ein Aegyptier, sorgfältig erzogen, wird in die Weisheit der ägyptischen Priester eingeweiht, wo er den einzigen Gott, die Unsterblichkeitslehre und mancherlei Symbole und Ceremonieen kennen lernt, flieht in die Wüste und brütet in der Verbannung den großen Plan aus, der Befreier seines Volks zu werden. Er offenbart den Hebräern den einzigen, wahren Gott, aber „er verkündigt ihn auf eine fabelhafte Art, um ihn den schwachen Köpfen faßlich zu machen, und muß zufrieden seyn, wenn sie an seinem wahren Gotte nur dies Heidnische schätzen, und auch das Wahre bloß auf eine heidnische Art aufnehmen.“ Hierdurch hat er aber den unschätzbaren Gewinn, daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, und also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht umzustürzen braucht,

wenn er die religiösen Begriffe verbessern will. Darnach bestimmt Schiller nun auch die Bedeutung des hebräischen Volkes. Er nennt es ein wichtiges, universalhistorisches Volk, weil sich das Christenthum und der Islamismus auf die Religion der Hebräer stützen, und ohne dasselbe „die sich selbst überlassene" Vernunft erst nach einer langsamen Entwickelung die Wahrheit von dem einigen Gotte gefunden haben würde. Einen andern Werth aber, als einen unmittelbaren und temporären, erkennt er diesem Volke nicht zu. Wenn auch dergleichen rationalistische Interpretationen, wie neuere Untersuchungen es bewiesen haben, das reine Gold der Wahrheit nicht an den Tag zu heben vermögen, so behält der Versuch doch immer für die Vernunft etwas Anziehendes, das Entlegenste in Uebereinstimmung mit dem Bekannten zu bringen, und das früheste Geschlecht mit dem jetzigen unter den Einfluß derselben Naturgesetze und Leidenschaften zu stellen.

Der dritte jener Aufsätze, die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon, ist das Seitenstück des vorhergehenden. Dort hatte er nur den Ursprung der mosaischen Gesetzgebung zu ermitteln gesucht, und deren Grundidee näher charakterisirt; hier setzt er die Verfassungen der zwei Hauptstaaten Griechenlands selbst in einer ziemlich ausführlichen Darstellung aus einander, und läßt dann seine Beurtheilung abgesondert nachfolgen. Wer mit den neueren Forschungen über Athen's und Sparta's Verfassungen bekannt ist, wird ohne Zweifel in diesem Aufsatze, worin

Schiller besonders Plutarch und französische Alterthumsforscher zu Führern gehabt zu haben scheint, Manches vermissen, Manches verfehlt finden. Namentlich war er über Lykurg und seine Spartaner unvollkommen berichtet. Er räumt es ein, daß Lykurg die besten Mittel für seinen Zweck gewählt habe, findet aber diesen Zweck durchaus verwerflich. Indem er das Vaterland zum einzigen Beziehungspuncte, und die Vaterlandsliebe zur einzigen Tugend der Spartaner machte, habe er das Fortschreiten des Geistes zur Vollkommenheit, worin doch der einzige Zweck aller politischen Anlagen liege, gehemmt und unterdrückt, und alle anderen Tugenden, alle schöne Humanität einer einzigen Tugend zum Opfer gebracht. Indeß wird, solcher Einseitigkeit und Uebertreibungen ungeachtet, auch der Kenner diese schöne und lichtvolle Darstellung mit Vergnügen und nicht ohne Belehrung lesen. Sie zeichnet sich, wie die beiden vorhergehenden Aufsätze, durch Klarheit und Einfachheit aus. In allen dreien findet sich keine Spur von Künstelei oder Ueberladung; man sieht es ihnen an, daß sie Vorträge vor jüngeren Leuten sind, oder ihnen solche zu Grunde liegen.

Diese Vorträge konnten ihn eben so wenig als die fortgesetzte Herausgabe der Thalia abhalten, noch einen andern großartigen literarischen Plan zu entwerfen und auszuführen: die Sammlung historischer Memoiren. Eine damals in London erscheinende Sammlung auf die französische Geschichte bezüglicher Memoiren gab

ihm die Anregung, ein ähnliches Werk im Deutschen zu unternehmen, welches sich aber auf alle Schriften dieser Art ausdehnen sollte. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoiren mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitete, und, wo die Memoiren-Schriftsteller schweigen, die leere Strecke durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllte, wollte er diese Sammlung zu einem historischen Ganzen erheben und sie vorzüglich brauchbar machen, — gewiß ein verdienstliches Unternehmen, und um so mehr, da der größte Theil dieser Schriften damals entweder noch gar nicht, oder nur schlecht übersetzt war. Von diesen Memoiren sind in Jena vom Jahre 1790 bis 1806 dreiunddreißig Bände erschienen. Anfangs besorgte Schiller das Unternehmen allein, später verband er sich mit Woltmann, Paulus und Anderen, bis er sich ganz zurückzog. Aber auch nach seinem öffentlich angekündigten Rücktritte lief das Werk noch immer unter seinem Namen fort.

Von jenen Zeitgemälden, wodurch er die einzelnen Memoiren beziehungsreicher und verständlicher zu machen sucht, und welche später als besondere historische Darstellungen in seine Werke übergegangen sind, hat das erste den Titel: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Diese Abhandlung sollte nicht bloß als Einleitung zum nächstfolgenden Stücke der „Alexias" der Princessin Anna Komnena dienen, sondern zu mehreren anderen Memoiren, die sich auf das Mittelalter beziehen. Die ganze Sammlung zerfiel in zwei Abtheilungen, von

denen die erste auf die mittlere, die zweite auf die neuere Zeit sich bezog. Es schien ihm nun nöthig zu seyn, am Anfange des Werks und der ersten Abtheilung insbesondere, eine allgemeine Uebersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustande von Europa vorauszuschicken, welche durch das Lehnssystem und die Hierarchie herbeigeführt worden. Das ist der Ursprung und Zweck dieser Abhandlung, die sowohl nach ihrem gewichtigen Gehalte, wie nach der meisterhaften Darstellung, ganz aus der Seele ihres Verfassers geschöpft ist, und den Stempel seines unsterblichen Genius trägt. Wenn an ihren tief greifenden Gedanken etwas vermißt werden kann, so ist es dieses, daß hier das Mittelalter nur als Instrument zu dem modernen Glücksstande der allgemeinen Menschenfreiheit, aber nicht in seiner innern, absoluten Bedeutsamkeit erkannt und gewürdigt wird.

Mit dieser Darstellung in naher Verbindung steht die Skizze: Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges, die ein Fragment geblieben ist. In ihrer jetzigen Gestalt sollte sie überschrieben seyn: Ueber die Entstehung und früheste Ausbildung des Lehnwesens. Denn das ist ihr alleiniger Inhalt. Eine geringe Anzahl historischer Thatsachen weiß hier unser Schriftsteller so geschickt zu gebrauchen, daß wir das Feudalwesen des Mittelalters mit einer Art Nothwendigkeit sich bilden sehen; er construirt gleichsam dieses große Ereigniß aus seiner Vernunft und entwickelt dessen

Fortgang denkend und begriffsmäßig aus der allgemeinen Menschennatur. Befriedigt diese Behandlungsweise auch weniger die Phantasie, so gewährt sie doch unserm Verstande eine klare Einsicht.

Gleichfalls Fragment geblieben ist die: Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I. Woltmann hat sie später im vierten und fünften Bande der Memoiren fortgeführt und abgeschlossen. Der Titel des Schiller'schen Bruchstücks ist wieder ganz unpassend; denn dieses Gemälde erstreckt sich nur von der Thronbesteigung Lothar's des Sachsen bis zur Kaiserwahl Konrad's des Hohenstaufen und zu dessen Unternehmung eines Zugs nach Jerusalem. Die Darstellung endigt also noch nicht einmal da, wo sie, der Ueberschrift nach, zu beginnen verspricht. Wie die erste der hier aufgezählten kleinen historischen Darstellungen sich durch Originalität auszeichnet, die zweite sich durch einen scharfen Verstand empfiehlt, so fesselt uns diese durch blühenden Styl und prachtvollen Fluß der Rede. Man braucht nur in der nachgebildeten Fortsetzung von Woltmann etwas weiter zu lesen, um sich plötzlich in einer niedrigern Sphäre zu fühlen und durch Contrast an den freien, kühnen und hohen Flug der historischen Muse Schiller's recht lebhaft erinnert zu werden. Uebrigens darf man bei der Beurtheilung dieser drei allgemeinen Charakteristiken ihren oben angedeuteten ursprünglichen Zweck nicht vergessen, den sie gewiß trefflich erfüllten.

Wie die bisherigen Stücke die erste Abtheilung der Memoiren, die des Mittelalters, einführten, so diente die „Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen, bis zum Tode Karl's IX.“ der zweiten Abtheilung, den Memoiren der neuern Zeit, zur Einleitung und Ergänzung. Hier ist der Titel dem Inhalte angemessen; von jenen acht Religionskriegen unter den letzten Königen des Hauses Valois werden uns die vier ersten vorgeführt. Krankheit und Ueberdruß verhinderten den Verfasser an der Fortsetzung, welche später der Professor Paulus gab. Dieses Zeitgemälde unsers Schriftstellers muß mit seinem Abfalle der Niederlande und seinem dreißigjährigen Kriege in Verbindung gebracht werden. In allen drei Werken ist die religiöse Freiheit, für die hier in Frankreich, dort in den Niederlanden und in Deutschland gekämpft wird, die große, den Geschichtschreiber begeisternde Grundidee; und wie in den Niederlanden Wilhelm der Verschwiegene, in Deutschland Gustav Adolph, so ist hier der Admiral Coligny der Held der Handlung, welcher mit besonderer Vorliebe gut gezeichnet ist. Ueberhaupt ist das Ganze sachgemäß erzählt; manche zusammengefaßte Gemälde, welche zum Theil als philosophische Studien auf geschichtlichem Boden betrachtet werden können, z. B. die Schilderung der Wuth der Bürgerkriege, sind besonders anziehend; scharfe Zergliederungen der menschlichen Leidenschaften und Zustände sind überall eingestreut. Nur ist bisweilen zu viel außergeschichtliches

Interesse an kleine Jämmerlichkeiten verschwendet; und Manches scheint zu würdig und ernst, zu tragisch, zu bedeutend genommen zu seyn.

Vermißten wir oben bei einem Aufsatze, daß Schiller darin dem Mittelalter keine innere Bedeutsamkeit, sondern eigentlich nur einen relativen Werth zuschrieb, so finden wir dagegen in der „Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, von M. N. (Niethammer) bearbeitet" alles rechtmäßige Lob, welches dem Mittelalter neuerdings oft zu reichlich gespendet worden, in wenigen Worten gleichsam anticipirt. Unsere Zeit, sagt der Schriftsteller, hat vor der mittlern offenbar den Vorzug der größern Cultur, diese vor jener den der praktischen Tugend — der Begeisterung des Herzens, des Schwunges der Gesinnungen, der Stärke des Gemüthes, der Energie des Charakters voraus. Die bloße Verstandesaufklärung ohne sittliche Kraft ist kaum als ein sittlicher Gewinn zu betrachten; dagegen gibt die bloße sittliche Kraft, der gute Wille, das Theuerste an das Edelste zu setzen, einem Menschen und Zeitalter einen hohen Werth. Huldigte damals auch die Menschheit einem Aberglauben und Wahne, so huldigte sie ihm doch mit Aufopferung und Ueberzeugungstreue. Eben darin übertrifft uns die mittlere Zeit; jene Menschen thaten mehr für ihre Thorheit, als wir für unsere Weisheit; ihre Thorheit selbst aber hatte einen idealen Ursprung, also einen übersinnlichen Hintergrund. Durch die Großartigkeit und Erhabenheit

der Idee, welcher sie gehorchten, und durch die Uneigennützigkeit und Treue, womit sie ihr folgten, hatte das Mittelalter auch einen entschiedenen Vorzug vor dem Alterthume. Denn der Grieche und Römer lebte und kämpfte nur für seine Existenz, für sein beschränktes Vaterland, für zeitliche Güter, für das Phantom der Ehre und Weltherrschaft. — Hier war Schiller nun auf dem besten Wege, auch über den Katholicismus zu einer gerechtern universalhistorischen Würdigung zu gelangen. Aber in diesem Puncte überwog die Abneigung das Urtheil. Dagegen finden wir die Ritter des Maltheserordens, „die unter dem Paniere des Kreuzes der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben", von einem freien, ächt humanen Standpuncte beurtheilt.

Die letzte große Production, womit Schiller ruhmvoll die historische Laufbahn verließ, wie er sie mit der Geschichte des niederländischen Abfalls begonnen hatte, war die Darstellung des dreißigjährigen Krieges. Er schrieb sie für einen von Göschen herausgegebenen historischen Damen-Kalender. Der Jahrgang für 1791 brachte die Geschichte bis zum Ende des zweiten Buches. Eine lebensgefährliche Krankheit, von der Schiller im Jahre 1791 befallen wurde, erlaubte ihm nur ein kleines Stück in den folgenden Jahrgang einrücken zu lassen. Doch fügte er diesem Bruchstücke, gleichsam zum Ersatze für den geringen Umfang desselben, drei kurze Biographieen von Personen des dreißigjährigen Krieges unter dem Namen „Bildnisse"

bei, welche den Portraits dieſer Perſonen zur Begleitung dienten. Das erſte, das Lebensgemälde der Landgräfin von Heſſen-Caſſel, Amalia Eliſabeth,[1] iſt lebendig, anziehend und mit Neigung geſchrieben. Das Leben des Kurfürſten Maximilian von Baiern[2] iſt dann ins Allgemeine zuſammengezogen, und nur dem Verſtande zugänglich. Die Lebensbeſchreibung des Cardinals Richelieu[3] charakteriſirt ſich durch ſcharfe Hiebe gegen Prieſter und Höflinge, zum Zeichen, daß damals beide noch nicht in Schiller's Gunſt geſtiegen waren. Im Damen-Kalender für 1793 folgte endlich der Ueberreſt der Geſchichte, beinahe die Hälfte des ganzen Werkes.

Dieſe Geſchichte iſt indeß mehr zu Ende gedrängt, als geführt. Die drei Jahre, worin Guſtav Adolph die Schlachten und Schickſale Deutſchlands lenkt, nehmen beinahe ein Drittel des Werkes ein. Aber von dem Tode dieſes Königs und der Ermordung Wallenſtein's an iſt plötzlich Schiller's Geduld und Intereſſe erſchöpft, die ganze übrige Zeit wird im Fluge durcheilt. Des Verfaſſers Luſt war mit dem Verſchwinden der hervorragendſten Charaktere dahin, und auch der Almanach ließ keine größere Ausdehnung zu, wenn das Ganze dies Mal beendigt werden ſollte. Wegen dieſes präcipiten Ausganges kann Schiller's

1) S. meine Supplemente zu Schiller IV, 474 u. ff.
2) Ebendaſ. IV, 477 u. ff.
3) Ebendaſ. IV, 491 u. ff.

Geſchichte des dreißigjährigen Krieges nicht auf den Namen eines in allen Theilen harmoniſch gehaltenen Kunſtwerkes Anſpruch machen. Doch möchte darin auch der alleinige Mangel beſtehen, weßwegen ihr dieſer Ruhm nicht unbedingt gebührt.

Wie bei der Erzählung des Niederländiſchen Abfalls, ſo wird auch hier die Darſtellung durch eine das ganze Feld umſpannende Einleitung eröffnet. Ein vortreffliches, mit kühner und ſicherer Hand entworfenes Gemälde des ganzen Zeitalters bildet den Anfang. Dann führt uns der Geſchichtſchreiber erzählend, ſchildernd, betrachtend durch die Regierungsjahre Ferdinand's I. und ſeiner Nachfolger, und entwickelt uns die ferneren und näheren Veranlaſſungen des Religionskrieges, bis er uns unvermerkt in die erſte Scene ſeines Drama's verſetzt hat. Aber kaum hat er uns den Ausgang des böhmiſchen Aufruhrs vor Augen geſtellt, ſo erhebt er ſich im zweiten Buche ſchon wieder zu einer allgemeinen Schilderung, indem er den damaligen Zuſtand der europäiſchen Staaten charakteriſirt, und uns dadurch das Terrain kennen lehrt, auf welchem dieſer bald europäiſche Krieg ſpielen, und von woher er Brennſtoff erhalten ſollte. Unaufhaltſam eilt nun die Handlung dahin, ſo lange noch Männer vom zweiten Range, wie Ernſt von Mansfeld, Chriſtian von Braunſchweig, Georg Friedrich von Baden, Chriſtian IV. von Dänemark ihre Träger ſind. Erſt mit Wallenſtein und Guſtav Adolph gewinnt die Erzählung einen langſamen Schritt, mehr Ausführlichkeit

und ihr volles Interesse, und von diesen beiden beleuchtet treten jetzt auch Tilly und Ferdinand II. in hellem Lichte hervor. Die acht Jahre von 1626, wo Wallenstein auf dem Schauplatze erscheint, bis 1634, wo er, nach Schiller's Darstellung, als ein Opfer seiner Ehrsucht fällt, machen den gelungensten Theil des Werkes aus, und nehmen darin auch mehr Raum ein, als die ganze übrige Geschichte. Man sieht hieran schon, welchen Einfluß des Verfassers Urtheil und Neigung auf seine Arbeit ausübten. Die Geschichte nahm unter seinen Händen die Gestalt seines Geistes an.

Der dreißigjährige Krieg ist mit dem Abfalle der Niederlande unter denselben kosmopolitischen Gesichtspunct gestellt, nur daß Schiller's Freiheitsideen hier weniger treiben und blühen konnten, als in jenem Werke. Es galt nämlich hier nicht die Befreiung von einem Despoten und die Wiederherstellung oder Gründung einer Republik, sondern es war nur ein Kampf für religiöse Wahrheit oder für das, „was mit Wahrheit verwechselt wurde" — für „Meinungen", wie es anderswo heißt, darzustellen. Diese positiven Religionsdogmen waren es nicht, was einen Schiller begeistern konnte, und er sagt es ausdrücklich: das Augsburgische Religionsbekenntniß habe dem protestantischen Glauben eine positive Gränze gesetzt, ehe noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Gränze habe gefallen lassen, und die Protestanten hätten dadurch unwissend einen Theil ihres errungenen Gewinnes verscherzt. Schiller theilte die

Lehrmeinungen der Protestanten nicht, und konnte in so weit ein theilnahmloser Zuschauer ihrer „schwärmerischen Anhänglichkeit an ihren Glauben“ und ein unbestochener Beurtheiler ihrer Handlungen seyn. Nur von seiner negativen Seite als Befreiungskrieg konnte ihn dieser Kampf ansprechen. Aber er gewann ihm dadurch auch ein politisches Interesse ab, daß sich ihm die Unterdrücker der Gewissensfreiheit zugleich als Despoten darstellen. Die Kirchentrennung in Deutschland gewinnt ihm eine höhere Wichtigkeit, weil sie „gegen politische Unterdrückung einen hohen Damm aufthürmte.“ Die Prinzen des spanisch-östreichischen Regentenhauses, „diese Säulen des Papstthums“ werden auch als die Unterdrücker der europäischen Freiheit bezeichnet. Doch auch bei dieser Auffassung des Religionskrieges konnte der ganze Gegenstand den Schriftsteller noch nicht recht begeistern. Ist denn jene Freiheit, auf welche Schiller so oft zurückkommt, dieselbe mit der bürgerlichen, persönlichen Menschenfreiheit, für welche er glüht? oder ist es nicht vielmehr die sogenannte Reichsfreiheit, die Eigenmacht der Stände, welche in Folge dieses Krieges bis zur völligen Untergrabung der Macht des Staatsoberhauptes und zur Zersplitterung Deutschlands gesteigert wurde, so daß nun der Eigenwille der einzelnen Herrscher bald kein Gegengewicht und keine Begränzung mehr hatte, und mit dieser sogenannten Freiheit also die Willkür erst recht beginnen konnte?

Hieraus erklärt sich demnach die eigenthümliche Beschaffenheit dieses Werkes. Es hat eine geringere Temperatur, als die Geschichte des niederländischen Abfalles. Die Fülle des warmen Gefühles und die poetische Rhetorik mußten zurücktreten; sie waren mit der Sache nicht verträglich. Es blieb dagegen ein großes Feld für objective reine Schilderungen übrig, und das zurückgedrängte Gemüth ließ dem Verstande freieres Spiel. Der ideale Pragmatismus, möchte man sagen, ging in den ächt historischen (causalen) Pragmatismus über, und an die Stelle der lebendigen poetisch-rhetorischen Methode trat mehr eine künstlerische Behandlung des Verstandes.

Der Form des Werkes müssen wir, unter der Einschränkung, daß der Oekonomie des Ganzen die Gleichmäßigkeit fehlt, das größte Lob ertheilen. Der Gang der Handlung strebt hier immer ungehemmt, oft rasch dem Ziele zu. In den Charakterschilderungen zeigt sich darin ein Fortschritt, daß sie nicht sogleich im Anfange, ehe wir den Helden noch handeln sehen, gegeben werden, sondern daß sich die Charaktere im Laufe der Geschichte selbst entfalten. Die edle, klare Rede bewegt sich in ruhiger Gleichmäßigkeit fort, und greift nur bisweilen zu kühneren Bildern, oder erhebt sich zum vollern Ausdrucke der bewegten Empfindung. Nirgends findet sich etwas Hartes, Unebnes, Anstößiges. Besonders aber ist als musterhaft hervorzuheben, daß die Darstellung, einem Flusse gleich, ein ununterbrochenes Ganzes ist, so daß jeder Theil sich mit dem folgenden

verbindet, wie die Begebenheiten selbst unter einander vermittelt sind. Schiller erstieg hier wohl den Gipfel der historischen Kunstdarstellung, welche ihm auf dieser Culturstufe möglich war.

Es ist indessen nicht zu läugnen, daß die Geschichte des dreißigjährigen Krieges auf einem weniger gründlichen Quellenstudium beruht, als die der niederländischen Empörung. Dieser Mangel erklärt sich aus der häufigen Unterbrechung der Arbeit durch Krankheit und andere Hindernisse, und durch Schiller's Gewohnheit, das eben erst Gelesene sogleich zu verarbeiten. Mit Recht mögen daher manche Beurtheiler diesem Werke eine stellenweise zu flüchtige Bearbeitung vorgeworfen haben, obgleich Johannes Müller von ihm das Zeugniß ablegt, daß er bis auf zwei Stellen selbst die kleinsten Züge mit den von ihm gelesenen besten Quellen übereinstimmend gefunden habe.[1])

Im Vorbeigehen erwähnen wir noch Schiller's letzte historische Schrift: „Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville," die einer spätern Zeit (1797) angehört und ursprünglich nur ein Lückenbüßer für die Horen seyn sollte. In keiner einzigen seiner historischen Darstellungen tritt Schiller mit seiner Person so ganz zurück, als in dieser; in keiner läßt er so ganz die Sache reden, ohne sich selbst hineinzumischen. Der Umgang mit Goethe hatte ihn damals ganz von seiner

---

[1]) Joh. v. Müller's Werke, Thl. 26, S. 173.

rhetorischen Manier geheilt, und sowohl der Gegenstand selbst, als das auszugsweise zu bearbeitende Original (von Carloix) ließen sie nicht wohl zu. Hieraus erklärt es sich, wie Schiller meinen konnte, daß sein Vieilleville zu einem „Nachfolger und Gegenstück des Cellini" von Goethe, den er vorher durch eine Reihe von Stücken seiner Horen vertheilt hatte, sehr brauchbar seyn werde.

Nachdem wir nun alle historischen Werke Schiller's durchlaufen haben, bleibt uns in diesem Gebiete nur noch übrig, ihn selbst als Geschichtschreiber kurz zu charakterisiren.

Am schwersten mußte unserm Freunde die Aneignung des historischen Materials werden. Die Selbstthätigkeit überwog bei ihm die Empfänglichkeit bei weitem, und sein immer auf das Ganze gerichteter Geist mußte ihm das Eingehen in unzählige Einzelnheiten, worin die historische Untersuchung vorzüglich besteht, sehr erschweren. Freiheit des Geistes galt ihm als das höchste Gut, dem er so viele andere Güter geopfert hatte — und hier war er genöthigt, sich einen widernatürlichen Zwang gefallen zu lassen! Dieser Zwang konnte ihn bisweilen in die höchste Mißstimmung versetzen. Dessen ungeachtet unterwarf er sich der Nothwendigkeit mit einem wahren Heroismus, und ging bei seinen meisten historischen Vorarbeiten mit gewissenhafter Gründlichkeit zu Werke. Die Voltaire'sche Manier, „durch eine geistreiche Behandlung die Geschichte zu verfälschen und durch witzige Einfälle

über erhebliche Details wegzuellen," war ihm zuwider.[1]) Er sah jedoch jenes Mißverhältniß seiner genialen Natur zur Geschichtsforschung ein und bekannte es offenherzig. „Ich werde immer," sagte er im Jahre 1788, „eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher seyn, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden."

Hierbei darf indessen nicht außer Acht gelassen werden, daß Schiller nur eine kurze Zeit seines Lebens, gleichsam im Vorübergehen und eigentlich, um sich selbst zu bilden und die mangelnde unmittelbare Erfahrung durch eine mittelbare zu ersetzen, mit der Geschichte verkehrte. Hätte er sich längere Zeit ungestört und ausschließend mit ihr beschäftigt, so würde er seinen weitgreifenden Geist zu der Genügsamkeit herabgestimmt haben, die erforderlich ist, um an einzelnen empirischen Dingen Freude zu haben; und sein großer Wahrheitssinn würde mehr und mehr auch in der Erforschung der historischen Wahrheit Befriedigung gefunden haben. Fortgesetzte Beschäftigung mit der Geschichte hätte ihm ihr mühevolles Quellenstudium leichter und lieber gemacht.

Aber auch so würde er seine wahre Größe als Geschichtschreiber doch nicht in einer materiellen Erweiterung sondern in einer eigenthümlichen Bearbeitung des historischen Stoffes gesucht und gefunden haben. Die Erörterung dieser eigenthümlichen Bearbeitung wird uns näher mit

---

[1]) Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Thl. 2, S. 368.

dem besondern Geiste und der Kunstform seiner Historiographie bekannt machen.

Schiller war der Meinung, der Geschichtschreiber müsse den aus den Quellen sorgfältig gesammelten und kritisch geläuterten Stoff wieder aus sich heraus construiren oder „neu erschaffen!“ [1]) Worauf gründete er diese Ansicht? Eine Wahrheit, bei welcher seine Betrachtung gern verweilte, ist die Einheit des menschlichen Geistes zu allen Zeiten und an allen Orten. „Bei einer unendlichen Mannichfaltigkeit der Menschen,“ ruft er bewundernd aus, „immer doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform!“ [2]) Da nun der Geschichtschreiber auch in sich selbst diese Gleichförmigkeit und unabänderliche Einheit des Geistes trägt, wie sie ihm in jedem Exemplare der Menschheit entgegentritt, so darf sein philosophischer Verstand den geschichtlichen Erscheinungen aus sich selbst heraus ihre Ursachen wiedergeben und ihren ursprünglichen innern Zusammenhang, welcher durch unsere sinnliche Auffassung derselben nothwendig zerrissen wurde, wiederherstellen; und er braucht bei diesem Verfahren nicht zu befürchten, sie zu verfälschen, wenn er nur die besonderen Umstände, unter denen sie entstanden, mit berücksichtigt.

Hierdurch ist aber eigentlich nur die innere, ursachliche Verknüpfung der historischen Thatsachen oder die pra-

---

1) Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 57.
2) Frau von Wolzogen a. a. O., Thl. 1, S. 337.

matiſche Methode gerechtfertigt, worauf ſich die Hiſtoriographie nicht beſchränken darf. Die Thatſachen müſſen nicht allein auf ihre Urſachen zurückgeführt und dadurch zu einem dichten Stoffe gleichſam in einander verwebt werden, ſondern ſie müſſen auch unter einem allgemeinen Geſichtspuncte ſtehen. Ein Grundgedanke muß ſie tragen und umgränzen; ſonſt hat ein hiſtoriſches Werk keine innere Einheit. Welches iſt nun dieſer Grundgedanke in Schiller's hiſtoriſchen Kunſtwerken?

Schiller ſchrieb vom allgemein menſchlichen Standpuncte, frei von allen untergeordneten Meinungen und particulären Rückſichten. Von keiner Kirche, keiner Schule, keinem Volksglauben, ſelbſt von keiner Nation wollte er ſich umgränzt wiſſen, ſondern nur die allgemeinen Schranken unſeres Geſchlechtes erkannte er als die ſeinigen an. Er wollte nur für den Menſchen im Menſchen ſchreiben. „Der Geſchlechtscharakter des Menſchen aber iſt der freie Wille.“ [1]) In dem freien Handeln nach der ewigen Regel der Vernunft liegt die Würde des Menſchen, und er hat ein unveräußerliches Recht zu fordern, daß ſeine Würde von Jedem als etwas Heiliges geachtet werde. So ſind alſo, näher bezeichnet, Menſchenfreiheit, Menſchenwürde und Menſchenrecht die herrſchenden Ideen ſeiner Geſchichtsdarſtellung, und während er hiermit das eine Princip ſeines ſittlichen Lebens ausſprach, gab

1) Schiller's W., Octavausg. B. 12, S. 346.

er auch dem zweiten dadurch eine Stimme, daß er die freie Entwickelung aller geistig-sinnlichen Kräfte des Menschen zur Humanität der Freiheit zur Seite stellte. In beiden zusammen lag ihm die volle Bestimmung des Menschen. Unter diesen Gesichtspunct, besonders aber unter die Idee der Freiheit und Menschenwürde, stellt er die ganze Geschichte; denn die Humanität erscheint ihm nur als die Blüthe dieser. „Die ganze Weltgeschichte," sagt er, „ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und der Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anders ist, als ein Kampf der Elemente um ihren Raum."[1]) Und hier ist die Stelle, wo der Historiker Schiller und der Dramatiker eins sind. Dasselbe Princip, welches ihm während seiner ersten Periode im Drama leuchtete, führte ihn auch in der Geschichte. Durch dieses sittlich-tragische Interesse geleitet, hat er aus der Weltgeschichte immer solche Partieen zur Bearbeitung herausgenommen, wo die bürgerliche oder religiöse Freiheit, mit dem Despotismus im Kampfe, dem Betrachtenden selbst noch in ihrem Untergange ein erhabenes Schauspiel gewährt. Alles aber, was zu jener Idee in keiner oder nur in einer entfernten Beziehung steht, hat für ihn keinen oder nur einen secundären Werth, gerade so wie Tacitus ausdrücklich das nur seiner Geschichtsdarstellung für würdig erklärt, was mit der Römerwürde zusammenhängt. Denn

1) Schiller's W., Octavausg. B. 8, S. 57.

wie die Römerwürde das Princip des nationalen Tacitus ist, so ist die Menschenwürde die Grundidee des ächt humanen Schiller.

Wie nun Schiller diese Idee der Menschenwürde und jene der Humanität, die zusammen ein ganzes Universum umschließen, zugleich in Kopf und Herzen trug und nährte, so ließ er sie auch theils in Betrachtungen und Reflexionen, theils in Gefühlen und Gemüthsbewegungen in seine historischen Gemälde treten. Seine Historiographie zeigt sich nicht allein pragmatisch in der Zurückführung der Begebenheiten auf ihre Ursachen, sondern auch in den eingestreuten Reflexionen. Erörterungen und Betrachtungen gehen häufig in einander über. Durch das Hervorstellen eingelernter Schulweisheit bei eigenem Unvermögen sind uns bei manchen anderen Schriftstellern solche Betrachtungen höchst zuwider; bei Schiller sind sie eigenthümliche Gewächse seines vom Gegenstande befruchteten Genius. Bei Anderen müssen wir solche allgemeine Gedanken wegen ihrer Weitschweifigkeit, ihrer Uebermenge, ihrer Befangenheit allzu theuer bezahlen; Schiller's Urtheile sind gedrängt, mäßig, besonnen, und gehören einer über alle Particularitäten erhabenen Weltansicht an. Dabei sind sie von um so stärkerer Wirkung, da sie in den Fluß einer herrlichen Prosa eingestreut sind, und mit prachtvollen, lebendigen Schilderungen wechseln, so daß Ohr, Einbildungskraft und Ideenvermögen gleichmäßig befriedigt werden. Doch sehen wir da die Reflexionen

zurücktreten, wo die Wärme seines Gemüthes sich vordrängt. Schiller's Darstellung ist, wie die des Tacitus, von den Affecten seines Gemüthes erfüllt. Er verdeckt weder seine Liebe, noch seinen Haß. Da aber beide die Abdrücke eines so freien und vollkommenen Geistes sind, so sind dieselben für den Leser nicht individuelle Empfindungen, sondern eine Stimme der Menschheit. Einem so hochstehenden Menschen dürfen wir das Recht einräumen, zu loben und zu tadeln; denn Lob und Tadel haben bei ihm den Charakter des allgemein Gültigen und Nothwendigen.

Bei dieser warmen Theilnahme ist aber Schiller in seinem Darstellen und Urtheilen nie partheiisch. Unpartheilichkeit nennt er selbst die heiligste Pflicht des Geschichtschreibers.[1]) Wahrheitsliebe, Besonnenheit und Gerechtigkeitsgefühl lehrten ihn diese Pflicht. Während er der Sache selbst die wärmste Theilnahme zuträgt, ist er ein kalter Beurtheiler derer, die für eine ähnliche Sache handeln, und ein humaner Richter ihrer Gegner. Die Sache nämlich, für welche er glüht, ist nie ganz die Sache, für welche die eine Parthei handelt, und welche die andere bekämpft. Den Gegenstand seiner Begeisterung hält er ungemischt und vorurtheilsfrei im reinen Aether des Gedankens, und derselbe erscheint ihm im wirklichen Leben, besonders in einer vergangenen Zeit, nur in beschränkter

---

[1]) Schiller's Werke, Octavausg. Bd. 9, S. 439.

Gestaltung. Daher kann er denen, welche für eine solche durch Zufälligkeiten verunstaltete Idee thätig sind, seinen vollen Beifall nicht schenken, zumal da er auch ihre Motive selten loben darf, und die Gegenpartei findet schon in dieser Entstellung des Guten und dem unreinen Streben seiner Anhänger eine Entschuldigung ihres Hasses. Schiller steht über den Kämpfen, welche er uns darstellt; denn während es sich in bestimmten Lebensverhältnissen nur um besondere Formen und Bestandtheile des Guten handelt, hat er immer der Menschheit allgemeines und höchstes Gut selbst im Auge. Seine kosmopolitischen Ideen und Gefühle erleuchten und erwärmen sein historisches Gemälde; aber die aus ihnen entsprungenen Affecte der Liebe und Abneigung sind zu rein und frei, als daß sie seinen Blick trüben und sein Urtheil bestechen könnten.

Eine pragmatische Behandlung, ein gemeinschaftlicher idealer Gesichtspunct, und Licht und Wärme aus demselben durch Reflexionen und Gefühle, ohne partheiisch zu seyn — wovon wir bisher handelten — waren nur einzelne Mittel der künstlerischen Form, welche über das Ganze seiner Darstellung ausgebreitet ist, in welcher sich alle Theile vereinen. Wie alle Geistesvermögen Schiller's unter dem Einflusse seiner Einbildungskraft stehen, so beherrscht sein Schönheitssinn seine ganze historische Darstellung. Er nannte es schon sogleich bei seinem ersten Auftreten auf dieser Bühne als einen seiner Hauptgesichtspuncte, mit Geschmack zu schreiben, ohne der Wahrheit

etwas zu vergeben. Glänzend erfüllte er jetzt seine eigene Vorschrift, „daß die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen müsse, wenn sie einen Weg zu dem Herzen finden und den Namen einer Menschenbildnerin sich verdienen wolle.“ Er hätte seine Natur vernichten müssen, wenn er von dieser Regel abgefallen wäre. So finden wir denn in Schiller's historischen Werken nicht einzelne zerstreute Vorzüge, sondern alle sind künstlerisch zu einer Einheit verknüpft. Der Geist, die Idee haben in der schönsten Form einen würdigen Ausdruck gefunden. Nicht allein Einzelnes gefällt, auch das Ganze befriedigt. Selbst der, welcher weniger mit Schiller's historischen Schriften zufrieden ist, lies't sie doch lieber, als die ungestalten Geburten der bloßen Gelehrsamkeit. Sie triumphiren sogar, wie alles Schöne, über ihre Gegner. Die Schilderungen, Charakterbilder, die allgemeinen Gemälde sind zum Theil unnachahmlich, und auch die Reflexionen sind belebt und anziehend vorgetragen. Die Anlage, die Uebergänge, die Abrundung der Perioden, der Wohlklang der Sätze, Alles beweis't die sorgfältige, geübte Hand des Meisters. Diese Kunstgestaltung ist gewiß die Krone seiner Historiographie.

In Betreff dieser Kunstgestaltung möge nur noch von seinen Charakterschilderungen die Rede seyn, worauf er sein vorzügliches Augenmerk gerichtet hatte. Wenn man nicht läugnen kann, daß in den Dramen der ersten Periode nur wenige, sich wiederholende, unbestimmt gezeichnete,

ſubjective Charaktere vorgeführt werden, ſo verhält es ſich auf einmal ganz anders, ſobald Schiller das Feld der Geſchichte betritt. Hier enthüllt er uns eine große Menge ſcharf geſchiedener, wenigſtens begriffsmäßig beſtimmter, objectiv gehaltener Perſonen und geiſtiger Zuſtände. In der Geſchichte fühlte er ſeine Einbildungskraft beſchränkt und gebunden; er ſah ſich aus ſeiner eigenen Betrachtungs- und Gefühlsweiſe hinausgetrieben, — zum großen Heile für ſein poetiſches Talent, welchem durch die Geſchichte die Mannichfaltigkeit der Anſchauungen zu Theil wurde, die Goethe unmittelbar aus dem Leben ſchöpfte. Die Menſchen, welche uns ſein geſchichtlicher Griffel zeichnet, ſind nicht mehr Ausgeburten einer lyriſchen Stimmung und eines ſittlichen Bedürfniſſes, und es fehlt ihnen zu leibhaftigen Geſtalten nur Zweierlei. Schiller hat ſeine Charaktere dadurch veredelt, daß er nur menſchlich bedeutſame Züge in ſeine Gemälde aufnimmt, und die zufälligen Eigenheiten meiſt wegläßt; und andrerſeits verarbeitet er die Menſchen, welche er uns ſchildern will, betrachtend und erörternd zu ſehr in allgemeine phyſiologiſche und moraliſche Wahrheiten hinein. Hier iſt Schiller's Schranke. Er ſtellt uns mehr *Arten* von Menſchen, als Individuen dar: er iſt ein *idealiſirender* Portraitmaler. Seine menſchlichen Gemälde ſind mehr Bilder für den Gedanken, als für das Auge. Und hier iſt es noch beſonders charakteriſtiſch, daß dieſe Genrebilder immer mit Hinblick auf einander, alſo vergleichend oder unterſcheidend, dargeſtellt

sind. Sind aber Vergleichen und Unterscheiden Verstandesthätigkeiten, so sehen wir, daß Schiller auch hierdurch sein vorherrschendes intellectuelles Vermögen in Ausübung brachte. Wie er ja zwei Begriffe tausendmal hin- und herwirft, und alle ihre Bezüge aufspürt, so macht er sich auch von zwei Charakteren den einen durch den andern deutlich.

Wenn wir bisher Schiller's positive Vorzüge in der organischen Kunstgestaltung seiner Geschichtswerke kennen lernten, so werden wir endlich, was sein Verhältniß zur teleologischen Behandlung der Geschichte betrifft, vielleicht seine weise Enthaltsamkeit bewundern. Wir wissen es schon aus dem philosophischen Gespräche im Geisterseher,[1]) daß Schiller die Begriffe Mittel und Zweck in der Behandlung der historischen Thatsachen nicht gebrauchen konnte. Er erkennt diese ganze Zweckmäßigkeit und planmäßige Uebereinstimmung, die wir in der Geschichte zu finden glauben, nur als etwas in unserer Vorstellung Vorhandenes an, er sieht in derselben nur eine aus unserer Vernunft in die äußere Ordnung der Dinge verpflanzte Harmonie. Das teleologische Princip, sagt er, biete zwar dem Verstande die höhere Befriedigung und unserm Herzen die größere Glückseligkeit, aber es werde durch eben so viele Facta widerlegt, als bestätigt. Daher spricht er in seinen

1) S. Th. 2. S. 23.

geſchichtlichen Werken nur ſelten, und nur zweifelnd und ohne theoretiſche Anſprüche von einer höhern Leitung der Dinge. Im Allgemeinen geht in ſeiner hiſtoriſchen Welt Alles natürlich und begreiflich zu, gerade ſo wie auch ſeine dramatiſche Welt der erſten Periode dem religiöſen Geiſte ganz entzogen iſt. Das Menſchenleben iſt auf der kurzen Strecke zwiſchen Geburt und Grab ſich ganz ſelbſt überlaſſen, und entwickelt ſich unter dem Spiele des Zufalls und dem Geſetze der äußern Nothwendigkeit durch ſeine eigene freie Willenskraft nach ſelbſtgeſetzten Zwecken. Was aber vom Individuum gilt, das gilt auch von der Gattung. Daher führt Schiller auch das Außerordentliche in der Geſchichte überall auf das Natürliche zurück, indem er alle wunderbare, unmittelbare göttliche Einwirkung ablehnt. Doch läßt er nicht ſelten einzelne himmliſche Sonnenblicke in das irdiſche Leben brechen, und enthält ſich der Anwendung des teleologiſchen Princips nur ungern und nur durch ſeine Ueberzeugung gezwungen.

Hiermit glauben wir Schiller's Hiſtoriographie, nach ihren Hauptumriſſen, in ihrer Eigenthümlichkeit dargeſtellt zu haben, und nehmen nun von dem Hiſtoriker Schiller für immer Abſchied, ſo wie er ſelbſt in den Jahren, denen ſich unſere Lebensbeſchreibung nähert, von der Geſchichte ſchied, nicht ahnend, daß ihm die Parze die Rückkehr zu derſelben abſchneiden werde.

Fünftes Capitel.

Häusliches und gesellschaftliches Leben. Charakterzüge. Neue Thalia. Metrische Uebersetzung aus Virgil's Aeneide. Poetische Plane. Schwanken und Mißtrauen. Idee des Wallenstein. Der Tod des Themistokles, ein dramatischer Entwurf.

Wir verließen oben unsern Freund am Tage seiner Vermählung, und hätten ihn nun durch die erste Zeit seiner Ehe zu begleiten. Das erste dieser Jahre war das glücklichste seines Lebens. An seinen Freund Körner schrieb der Neuvermählte: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz, und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt; aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin.... Ja, ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück."

Seine ökonomischen Verhältnisse gestalteten sich befriedigend. Die Fortsetzung der Thalia und die Herausgabe der Memoiren, gewährten ihm bei seiner, wenn auch geringen Besoldung eine hinreichende Einnahme, zumal da die ersten Jahre seiner Ehe kinderlos blieben. „Unsere ökonomische Einrichtung", schreibt er an seinen Vater (10. März 1790), „ist über alle meine Wünsche gut

ausgefallen, und die Ordnung, der Anſtand, den ich um mich herum erblicke, dient ſehr dazu, meinen Geiſt aufzuheitern .... Meine Frau iſt ganz eingerichtet zu mir gekommen, und Alles, was zur Haushaltung gehört, hat meine Schwiegermutter gegeben."

Der Mann, den wir in Weimar als Einſiedler kennen lernten, war zu heiterer Geſelligkeit zurückgekehrt. Er führte eine geraume Zeit keine eigene Haushaltung, ſondern ſpeiſ'te mit ſeiner Frau in einer geiſtreichen, angenehmen Geſellſchaft näherer Freunde in dem Hauſe am Markte, worin er wohnte; die Eigenthümerin des Hauſes beſorgte den Tiſch für dieſen geſchloſſenen Cirkel. Der Privatdocent Niethammer, nachher durch ſeine amtliche Wirkſamkeit eben ſo ausgezeichnet, als durch ſeine literariſche Bedeutung, Göritz, der Erzieher eines jungen Adeligen, den er auf die Univerſität begleitete, nachher Decan, beide Landsleute Schiller's, der Profeſſor Fiſchenich, und von Stein, der Sohn ſeiner Freundin in Weimar, bildeten die tägliche Tiſchgeſellſchaft. Das frugale Mahl ward durch Heiterkeit, Offenheit und bedeutendes Geſpräch gewürzt. Mit Niethammer und Fiſchenich knüpfte er hier ein Band für das ganze Leben. Er ſprach nicht viel, aber was er ſagte, war gewichtig. Zwiſchen Ernſt und Scherz wiegte ſich ſein Geiſt hin und her, und der eine war durch den andern gemäßigt. Er war ganz Humanität. Bei ſeiner gleichförmigen Stimmung hörte man nur noch ſelten Worte von ihm, die an den frühern glühenden

und brausenden Schiller erinnerten, wenn solche Ausdrücke auch nicht ganz ausblieben. Als z. B. einer der Tischgenossen eine niederträchtige Handlung eines damals in Jena angesehenen Mannes erzählte, rief er entrüstet aus: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühle ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verwesen.“

Mit den meisten akademischen Lehrern stand Schiller in gutem Vernehmen, mit mehreren in einem nähern Verhältnisse. Seiner Gattin suchte er eine angenehme Geselligkeit zu verschaffen. Das Griesbach'sche und das Paulus'sche Haus gewährten eine erwünschte Unterhaltung, deren Reiz die Frauen durch ihre musicalischen Talente erhöhten. Schiller liebte die Musik, durch welche seine poetische Stimmung genährt wurde, was seine Gattin bewog, im Clavierspielen noch weitern Unterricht zu nehmen. Wanderungen in die freundliche Umgegend und bisweilen eine Reise nach Rudolstadt zur Mutter und Schwester brachten größere Mannichfaltigkeit in das Leben. Auch an Ergötzlichkeiten und Spielen mancher Art nahm er Antheil, am Billard, am Tarok, selbst am Kegelschieben.

Einen Mann, dessen Arbeiten und Leistungen uns Hochachtung und Bewunderung eingeflößt haben, beobachten wir gern in seinen Spielen und Erholungen, und so müssen uns einige Nachrichten, welche uns Schiller's Tischgenosse Göritz aus jener Zeit aufbewahrt hat,[1]) sehr willkommen seyn.

---

1) Morgenblatt, 1837, Nr. 84 ff.

Einſt gab Göritz der vertrauten Geſellſchaft in dem Hauſe, welches er mit ſeinem Eleven bewohnte, ein Abendeſſen. Sie hatten ein ſchönes Beſuchzimmer, und Alles gerieth ſo gut, daß die Geſellſchaft ſehr heiter wurde. Die Anweſenden ſangen, und tranken alle Brüderſchaft mit einander. Sie redeten ſich den ganzen Abend Du an, Frau von Wolzogen, Frau Schiller, Fiſchreich,[1]) der junge von Stein, Schiller, Göritz und ſein Eleve. Am andern Morgen aber zeigte ſich bei den Freunden eine natürliche Verlegenheit; denn wie innig befreundet man auch mit einander war, ſo fühlten die Jüngeren doch die Unſchicklichkeit, Damen dieſer Art und auch Schiller'n mit Du anzureden. Den andern Morgen machte ſich von Stein bei Göritz etwas zu thun, und vermied, in der zweiten Perſon zu reden. Göritz lächelte, und da er merkte, daß der junge Mann mit ihm gleich fühlte, ſprach er ſich gegen ihn aus, und ſie verabredeten, wenn ſie zu Tiſche kämen, die getrunkene Brüderſchaft zu ignoriren, und in dem alten Tone zu reden. Man ſchien es ihnen Dank zu wiſſen, und ſie verloren hierdurch in der Meinung der intereſſanten Menſchen nichts.[2])

---

[1]) Ohne Zweifel ſoll es Fiſchenich heißen.

[2]) In einer brieflichen Mittheilung der Frau von Wolzogen an G. Schwab, vom 5. Januar 1840, wird „die Studentenbrüderſchaft von Göritz" als „ganz unwahr" bezeichnet.

Schiller's Einfachheit im Essen und Trinken, und seine Unbefangenheit dabei gingen oft sehr weit. Einst war der damalige Hauptmann unter der Garde, nachher Adjutant des Königs von Sachsen und General, Funk, zum Besuche in Jena. Schiller sprach ihn in einem Garten beim Kegelspiele, und lud ihn zum Abendessen ein; Göritz und sein Eleve wurden auch mitgenommen. Zu Hause angekommen, stellte man ein paar alte, ungleiche Tische zusammen, warf ein Tischtuch darüber, und nun erschien ein Stück Fleisch und ein wenig Salat als die ganze Abendmahlzeit. Dabei waren alle ganz unbefangen, obwohl es sogar an hinlänglichem Geschirre und Servietten fehlte.

Man sieht schon aus diesem Beispiele, daß Schiller den Sinn der Unabhängigkeit von conventionellen Formen, den er früher in der Dichtung kund gegeben, jetzt im wirklichen Leben bethätigte. Wie wenig Hindernisse aber damals in Jena diesem Freiheitstriebe in den Weg gelegt wurden, geht auch aus einer andern Notiz hervor, die uns Göritz über Schiller gibt. „Er konnte überhaupt", erzählt er, „jede Idee mit Lebhaftigkeit ergreifen und reizend darstellen. So fiel er einst darauf, wir sollten uns eine Uniform machen lassen, die wir immer tragen wollten. Er machte diesen Vorschlag dem Professor Fischreich, dem Herrn von Stein und mir, und bestimmte blauen Frack mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das Dunkelblaue hervorsah, und silberne Knöpfe. Lange trugen

Schiller, Fischreich und ich diese Uniform, die eben nicht geschmackvoll war, und ich brachte sie noch mit in meine Heimath. Stein hatte sich entschuldigt, weil er Hofuniform tragen müsse."

Veranschaulichen uns solche Züge, wie Schiller das gesellige Leben nach Laune heiter und frei behandelte, so sind uns einige Nachrichten höchst werthvoll, die ihn uns von Seiten einer Eigenschaft, die wir an keinem Manne vermissen wollen, von Seiten seines festen Sinnes und seiner Unerschrockenheit, vorführen.

Ein Student von guter Aufführung hatte sich in einem Wirthshause der Vorstadt von Jena mit einigen Landsleuten lustig geschwatzt und getrunken, und beim Herauskommen aus dem Hause, von einem Kameraden verleitet, eine durchreisende junge und liebenswürdige Gräfin, die eben vor der Thüre im Wagen auf ihren in die Stadt gegangenen Gemahl wartete, mit großer Naivität um einen Kuß gebeten. Der Vorfall wurde dem Prorector Ulrich angezeigt, und der arme Student, der ein sächsisches Stipendium genoß, mußte nach einer weitläuftigen Untersuchung der Sache, ungeachtet der Graf über die Geschichte nur lachte, und auf jede Klage verzichtete, und trotz einer Deputation von Studirenden, die sich beim Prorector für ihn verwandte, seinen kühnen Scherz mit der Relegation büßen. Darüber brachen nun, bei Gelegenheit eines Festes, das man den Ungarn zu feiern erlaubt hatte, schreckliche Studentenunruhen aus. Das

Haus des Prorectors Ulrich, dem man allgemein die strenge Strafe zur Last legte, ward erstürmt, die Mobilien wurden zerschlagen, die Schränke erbrochen, die Bäume des Gartens, worin er wohnte, umgerissen und niedergehauen. Als nun am folgenden Tage Husaren und Fußjäger in Jena als Executionstruppen einrückten, verließen die Studenten die Stadt in Masse und zogen nach Erfurt aus, änderten jedoch bald ihren Sinn, und baten um Amnestie und die Erlaubniß, zurückzukehren. Da wurde nun im akademischen Senate darüber berathen, ob man den zurückkehrenden Studenten nicht entgegengehen sollte. Schiller sprach sich sehr entschieden dawider aus, und wollte durch eine feste Haltung, den Studenten gegenüber, das Ansehen und die Würde des akademischen Senats behauptet wissen. Doch der Eigennutz des einen und die Furchtsamkeit des andern Theils der Professoren behielten das Uebergewicht. Döderlein, an der Spitze mehrerer Universitätslehrer, ging den Studenten entgegen, und die Bürgerschaft holte sie zu Pferde und zu Fuße ab. Schiller aber tadelte laut das Benehmen Ulrich's, und sprach sich unverholen darüber aus, wie nöthig eine bessere Besetzung des Prorectorats sey. Obwohl er nun bei dieser Gelegenheit sich keineswegs nachgiebig gegen die Studenten gezeigt und der Würde des Professorstandes nicht das Mindeste vergeben hatte, so stand er dennoch (und vielleicht nur um so mehr) bei der akademischen Jugend nach wie vor in der größten Achtung. Bei dem eben erzählten Auflaufe hatte

er, als es plötzlich auf den Straßen „Licht aus!“ erſcholl, dieſen Ruf, in ſeine Arbeiten vertieft, überhört, oder vielleicht mit Fleiß nicht beachtet, und ſo waren ihm die Fenſter eingeworfen worden. Aber ſogleich den andern Morgen erſchien eine Deputation der Studirenden, die im Namen der Landsmannſchaften ihn wegen dieſes Verſehens um Verzeihung bat.

Eine andere Geſchichte, die uns Göritz aufbewahrt hat, gibt einen Beweis von Schiller's perſönlicher Unerſchrockenheit: „Profeſſor Fiſchreich“, erzählt er, „Herr von Stein, und ich ritten einſt mit Schiller ſpazieren. Letzterer ritt auf einem Fußpfade, und wir erreichten eine Geſellſchaft von Landleuten, die dieſes Wegs nach Hauſe gingen. Es mochte ihnen unangenehm ſeyn, von uns aus dem Wege getrieben zu werden, oder mochte einer und der andere zu viel Bier getrunken haben, kurz einer der Bauern fiel plötzlich Schiller'n, der etwas vorausgeritten war, in den Zügel. Wir kamen ſchnell herbei, Schiller wehrte ſich wie ein Löwe, es gelang ihm, den Zügel ſeines Pferdes loszumachen, und er ritt nun, hinter dem Angreifer, auf den er mit der Peitſche losſchlug, einen Rain hinauf und verfolgte ihn lebhaft. Die anderen Bauern ſahen ruhig zu, und ich fing an, den Angreifer zu examiniren, aus welcher Machtvollkommenheit er Schiller'n in den Zügel gefallen ſey. Er aber gab keine Antwort, ſondern retirirte ſich ſchnell. Ich mußte mich nachher oft von Schiller darüber necken laſſen, daß ich, ſtatt zuzuſchlagen, immer

zu dem Kerl gesagt hatte: „Wer iß er?“ Indessen war durch unsere Dazwischenkunft der Streit bald entschieden gewesen, und keine Gelegenheit mehr vorhanden, Muth zu zeigen. Schiller hatte seinen Hut, der ihm entfallen war, wieder erhalten, der Angriff war zurückgeschlagen, die Uebermacht war auf unserer Seite, um so mehr als die übrigen Landleute keinen Theil an der Sache nahmen. Wäre der Kampf fortgesetzt worden, so würden wir, sobald sich die Gegenparthei verstärkt und Steine oder Erdschollen gegen uns gebraucht hätte, nicht zu unserm Vortheile aus der Sache gekommen seyn. Aber alle diese Vorstellungen halfen nicht. Schiller empfing mich oft mit der Anrede: „Wer iß er?“ Wir hatten nun Streit über den Muth, und ich bestand auf meiner Behauptung, daß es studentenhafte Renommisterei gewesen wäre, wenn ich oder ein Anderer aus der Gesellschaft die Sache aufgenommen und weiter getrieben hätte. Auch Wilhelm von Humboldt mischte sich in den Streit und behauptete, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern ein Werk der Nerven sey, also nichts Willkürliches, sondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht geben könne. Schiller dagegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung gestärkt, und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne.“

Begleiten wir nun wieder unsern Freund in den engern Bezirk seines häuslichen Lebens zurück, so finden wir dort,

zum Theil wenigſtens, die Hoffnungen ſich verwirklichen, die er früher in ſeinen Briefen an Lotte ausgeſprochen. „Ach, was für himmliſch ſüße Stunden werden uns bevorſtehen“, rief er in einem jener Briefe aus, „wenn wir zuſammen wohnen werden, theure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beſchäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen, und Deine Liebe meinem Geiſte Feuer und Leben borgen wird!“ Und an einer andern Stelle hieß es: „Ich kann gar nicht beſchreiben, wie mich die Ausſicht freut, mich an Deiner Seite mit einer dichteriſchen Arbeit zu beſchäftigen. Die höchſte Fülle des künſtleriſchen Genuſſes mit dem gegenwärtigen Genuſſe des Herzens zu verbinden, war immer das höchſte Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, iſt bei mir auch das unfehlbarſte Mittel, jenen zu ſeiner höchſten Fülle zu bringen.“ Daß aber jetzt ſolche Träume alle in Erfüllung gingen, iſt natürlich nicht anzunehmen. Wir glauben es ſeiner Schwägerin gern, daß unter manchen Leiden und Sorgen dieſe Ehe durch dauernde Eintracht der Herzen, Harmonie des Geſchmacks und gleiche Stimmung für geſellige Freuden beglückt worden ſey. Empfänglichkeit, Frohſinn und Hingebung ſcheinen ihm ſeine Lotte beſonders werth gemacht zu haben. Ihr ſicherer Geſchmack und ihr feines Gefühl waren nicht ſelten ein beſtimmendes Urtheil für ihn, wie denn auch Goethe ſagt, er habe ſehr von dem Einfluſſe der Weiber abgehangen, oft zum

Nachtheile seiner Producte. Ein solches Wesen um sich zu haben, dem er seine Ideen mittheilen konnte, war für ihn Bedürfniß. Aber den speculativsten aller Dichter konnten Unterhaltungen mit einer Frau auf die Dauer nicht befriedigen. Spricht er doch im Briefwechsel mit Goethe selbst der Frau von Wolzogen die ästhetische Cultur ab, ungeachtet Goethe ihr Naturell staunenerregend nennt. Auch paßte ein Geist, wie der seinige, nicht in die engen Schranken des häuslichen Lebens, und er war gewiß, auch schon wegen seiner Kränklichkeit, ein nicht ganz bequemer Ehemann. In Schiller's Briefwechsel mit Goethe steht seine Gattin sehr im Hintergrunde, und in dem Gedichte die Ideale harren nur die Freundschaft und Beschäftigung beim Dichter aus, während die Liebe nach kurzem Lenze flieht.

Wir entlehnen noch einige Einzelnheiten über Schiller's Gattin und sein häusliches Leben von dem, wie es nach Allem scheint, zuverlässigen Augenzeugen Göritz. — Frau Schiller verläugnete in mancher Beziehung nicht, daß sie von Adel war. So gehörte in ihrem Hause lautes Reden zu den Zeichen einer schlechten Erziehung, weil es damals am Weimar'schen Hofe und demzufolge unter dem Adel überhaupt Ton war, so leise zu sprechen, daß der Ungeübte den Redenden nicht verstehen konnte. Dies veranlaßte manchmal einen lächerlichen Auftritt. „Der Professor Ilgen", berichtet Göritz, „der ohnehin gewohnt war, sehr laut zu reden, erzählte einst der Frau Schiller die

Geſchichte zweier Holzbauern, die ſich auf dem Markte zankten, ganz in dem Tone und mit der Stimme, welche bei ſolchen Gelegenheiten vorkommen. Frau Schiller wußte ſich des Geſchreies wegen faſt nicht zu faſſen, und wir lachten über ſie, und nicht über die unintereſſante Geſchichte, die Niemand hören wollte. Ilgen nahm das für Beifall, und gefiel ſich immer mehr in der Nachahmung der Bauernſtimmen, ſo daß es am Ende auch uns unausſtehlich wurde. Als er fort war, ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer: Das iſt ein garſtiger Menſch, der Profeſſor Ilgen! und erzählte mit allen Zeichen des Abſcheus vor einem ſolchen Geſchrei ihren Bekannten die Geſchichte.“ Eben ſo verrieth Frau Schiller ihren Stand durch einen gewiſſen ſpöttiſchen, herabſetzenden Ton, womit ſie ihre Kammerjungfer behandelte. Um ſo ſanfter aber zeigte ſie ſich ſtets ihrem Gatten gegenüber, ſelbſt wenn dieſer ausnahmsweiſe einmal ſich unbillig gegen ſie erwies. „Sie tanzte nicht“, erzählt Göritz, „war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademiſchen Hauſe in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe ſie etwas der Art wiederholte. Gros und ich hatten uns Abends nach Tiſche mit Schiller in ſeinem Hauſe zum Spiele geſetzt, und ſpielten fort, bis ſie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergeſſe die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er ſie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: Und Du, deſſen Geſundheit ſo ſehr

geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends? Sie nahm den Verweis über ihr spätes Nachhausekommen sehr sanft auf, und als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, schwieg sie ganz."

Wenden wir uns nun von diesen Scenen des geselligen und häuslichen Lebens zu Schiller's schriftstellerischer Thätigkeit zurück, so können wir die schon früher durchlaufenen historischen Werke als Zeugen seines Fleißes aufrufen. Aber er beschränkte sich nicht auf geschichtliche Arbeiten. Denn als er sich in der Weltgeschichte orientirt hatte, trat das philosophische Bedürfniß hervor, den Menschengeist auch in der eigenen Brust wissenschaftlich zu erfassen. Das war die zweite Aufgabe, welche zu lösen war, und auf welche die historischen Studien alle bezogen wurden. Aber auch die Poesie, Schiller's innerstes Lebenselement, konnte nicht ganz zurückbleiben. Wie sie sich in seine historischen und philosophischen Darstellungen verzweigte, sie belebend durchdrang, so that sie sich in dieser wissenschaftlichen Periode auch abgesondert in einzelnen Lehrgedichten, in Uebertragungen und in poetischen Planen kund. Von den Lehrgedichten, die wir meinen, den Göttern Griechenlands und den Künstlern, ist schon oben die Rede gewesen, und auch von den Uebertragungen wäre nur noch die metrische Uebersetzung des zweiten und vierten Buchs der Virgil'schen Aeneide zu erwähnen.

Mit dieser Arbeit wurde die Neue Thalia eröffnet, welche der ältern im Jahre 1792 nachfolgte, nachdem diese

sich beinahe durch fünf Jahre gezogen und mit dem zwölften Hefte, schon 1790, aufgehört hatte. Die Neue Thalia, welche man die philosophische im Gegensatze gegen die ältere nennen könnte, die meistens poetische Arbeiten enthält, sollte jedes Jahr in zwei Bänden sechs Hefte umfassen; sie hörte aber schon mit dem zweiten Jahrgange auf. In ihr ist die genannte Uebersetzung der beiden Bücher der Aeneide die einzige poetische Arbeit Schiller's geblieben.

Schon auf der Militairakademie hatte Schiller eine metrische Uebersetzung des ersten Buchs der Aeneide von V. 34 bis 157 in Hexametern versucht und diese Probe in Haug's Schwäbischem Magazin mitgetheilt.[1]) Der Herausgeber der Zeitschrift fügte in einer Anmerkung die Worte bei: „Probe von einem Jünglinge, die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer!" Wichtig ist dieser rohe, aber originelle Versuch, weil Schiller mit ihm jenen, später nicht wieder verlassenen Weg einschlug, mehr nach dem Geiste, als nach dem Worte zu übersetzen.

Als er später Bürger's persönliche Bekanntschaft machte,[2]) kam er wieder auf die Aeneide zurück. Die beiden Dichter nahmen sich vor, einen kleinen Wettkampf, der Kunst zu Gefallen, mit einander einzugehen, der darin bestehen sollte, daß sie das nämliche Stück aus der Aeneide, Jeder in einer andern Versart, übersetzten. Schiller wählte sich

1) S. meine Supplemente zu Schiller's W., I, 21 ff.
2) S. Th. 2, S. 72.

Stanzen, wofür er, wahrscheinlich durch den Umgang mit Wieland, eine große Vorliebe gefaßt hatte. Allein andere Arbeiten verhinderten die Ausführung seines Vorhabens. Erst in Jena, im Spätherbste 1791, nach einem unten zu erzählenden Krankheitsanfalle, der ihm angestrengtere Arbeiten verbot, holte er jene Idee wieder hervor und entschloß sich, den Virgil in einer freiern, dem Ohre zusagenden Weise zu bearbeiten. So entstanden die in Octaven übertragenen zwei Bücher der Aeneide. Wie uns Reinhold berichtet,[1]) wurde diese Arbeit vorzüglich für Frauen, und zwar zunächst für seine eigene Frau und Schwägerin, ganz so wie die Uebersetzungen aus dem Euripides, unternommen. Es ist übrigens charakteristisch, daß Schiller sich in der zweiten Lebensperiode mit diesen beiden sentimental-rhetorischen Dichtern, Euripides und Virgil, vorzugsweise gern beschäftigte, wogegen er in der dritten Periode unbedingt dem Sophokles und Homer den Vorzug gab.

Welchen Werth der Dichter selbst auf diese jetzt zu wenig gelesene und geschätzte Uebertragung legte, zeigt schon die sorgfältige Umarbeitung, die er in späterer Zeit mit derselben vornahm.[2]) Anerkannter Weise hatten diese Uebungen auch einen großen Einfluß auf seine poetische

---

1) Reinhold's Briefwechsel mit Baggesen, I, 109.

2) Die Varianten, die Körner nicht schon unter dem Texte beigegeben hat, sind mitgetheilt in meinen Supplementen, II, 295 bis 312.

Ausbildung. Schiller gab dadurch seinem eigenen erhabenen, heroischen Geiste die Richtung zum Leichten, Gelenkigen und Anmuthigen hin, im richtigen Gefühle dessen, was ihm noch fehlte. Außerdem hielten sie nicht allein während dieser unglücklichen analytischen Periode, wie sie Goethe nennt, den poetischen Sinn in ihm rege, sondern vervollkommneten ihn auch in den Kunstgriffen des Technischen. Während er durch seine ästhetischen Untersuchungen denkend seine innere Ausbildung zum Dichter vollendete, eignete er sich durch solche Studien Alles in hohem Grade an, was die äußere Form vom Poeten fordert. Als ihn sein Genius zum zweiten Male in die lyrische und dramatische Laufbahn führte, stand er gerüstet da.

Neben diesen Uebersetzungen wurden manche poetische Entwürfe gefaßt, welche die durch wissenschaftliche Bestrebungen zurückgedrängte poetische Kraft verkündigten und die Vorläufer einer fruchtbaren Periode seyn sollten. Eine Zeit lang beschäftigten ihn lyrische Plane. Eine Hymne an das Licht, wahrscheinlich symbolischer Art, war in Aussicht gestellt, so wie eine Theodicee nach den Grundsätzen der Kantischen Philosophie, also ein didaktisches Gedicht. Länger verweilte er bei einigen epischen Ideen. Friedrich's des Großen Histoire de mon temps, die er noch in Weimar las, brachte ihn wahrscheinlich auf den Gedanken, diesen großen König zum Träger eines Epos zu machen. „Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhunderte," schrieb er darüber an Körner, „muß ein ganz

anderes Ding seyn, als eins in der Kindheit der Welt. Und eben das ist's, was mich an dieser Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophieen, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Weise darin niedergelegt werden und in einer schönen harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. w. anschaulich leben." Als Versmaß wollte er die ottave rime wählen, und er dachte es sich schon mit Freude, wie schön der Ernst, das Erhabene in so leichten, anmuthigen Formen spielen müsse. Singen müsse man es können, wie die griechischen Bauern die Ilias, die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Auch eine dem modernen Geiste angepaßte „Maschinerie" wollte er erfinden, um alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf zu erfüllen. Aber etwa zwei Jahre später, zur Zeit, als er an seinem dreißigjährigen Kriege arbeitete, wurde Fiedrich II. durch Gustav-Adolph verdrängt, der ihm nun der Held eines ähnlichen epischen Gedichtes werden sollte. Es war eigentlich wieder dieselbe Idee, nur in verschiedener Anwendung. Der Held sollte auch hier wieder unserm philosophischen, universalhistorischen Dichter blos der Träger des Werkes seyn. Hauptzweck war ein Bild der modernen Cultur, ein Gemälde der Geschichte der neuen Menschheit.

Aber auch dieser Plan blieb unausgeführt; dramatische Entwürfe zogen ihn wieder von den epischen ab. „Ich

traue mir im Drama am meiſten zu," ſchrieb er an Körner, „und ich weiß, worauf ſich dieſe Zuverſicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall finden ließ, aufs Aeußerſte embaraſſirt, weil die Compoſition zu weitläufig und kühn war. Laß mich einmal einen ſimpeln Plan behandeln und darüber brüten!"

Häufig verlor er jedoch ſelbſt das Zutrauen zu ſeinem dramatiſchen Talente. Alle ſeine früheren Stücke, etwa Don Carlos ausgenommen, konnten ihn nicht befriedigen; er ſprach nicht gern von dieſen Arbeiten, ja, es ſchien, als wünſche er ſie ungedruckt. Es war eine für die Poeſie unglückliche Periode. Aus langem Schwanken blieb ihm zuletzt nur das Mißtrauen in ſich ſelbſt zurück; und er konnte der Poeſie überhaupt eben ſo wenig entſagen, als er den Muth hatte, irgend einen poetiſchen Plan auszuführen. Zuerſt ſtörten und hinderten ihn ſeine Amtsgeſchäfte und hiſtoriſchen Arbeiten am Dichten; dann löſchte, wie wir bald näher zeigen werden, die überwiegende Reflexion die dichteriſche Begeiſterung. Die wiſſenſchaftliche Periode mußte ganz durchlaufen ſeyn, ehe er wieder bei der Poeſie anlangte, ehe er in ſich den Dichter und in dem Dichter ſich ſelbſt wiederfand. Eine andere Urſache jenes Schwankens lag auch in der reichen Fülle ſeiner Talente. Wer nur für Einen Gegenſtand Geſchick hat, verfolgt die einmal glücklich eingeſchlagene Richtung ſo lange, als ihn äußere Umſtände nicht ſtören. Nur der reichen Natur iſt eine Wahl geſtattet.

So an sich selbst irre geworden, wandte sich Schiller um Rath an Freunde, denen er in dieser Sache ein Urtheil zutraute. Auf eine solche Anfrage antwortete der Coadjutor von Dalberg am 12. September 1790: „Ich wage es nicht zu bestimmen, was Schiller's allumfassender, allbelebender Genius unternehmen soll. Nur sey mir erlaubt der stille Wunsch, daß Geister, mit Riesenkräften ausgerüstet, sich selbst fragen möchten: Wie kann ich der Menschheit am nützlichsten werden?" Durch diese ehrenvolle, aber ausweichende Antwort ließ sich der Fragende nicht beruhigen, und Dalberg erklärte sich endlich „schüchtern und ungern" dahin: es sey wünschenswerth, daß Schiller in ganzer Fülle Dasjenige leiste, was er leisten könne, und das sey das Drama. Mit dieser Stimme vereinigte auch Wieland die seinige in seiner Vorrede zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges im Damen-Kalender für 1792, und Johannes Müller äußerte sich zu derselben Zeit, wenn irgend Einer, sey Schiller berufen, Deutschlands Shakspeare zu werden.

Das Drama Don Carlos hatte ihn zu seiner Geschichte des Abfalles der Niederlande geführt; jetzt brachte ihn auf entgegengesetztem Wege das Lesen der Quellen des dreißigjährigen Krieges auf die Idee, den Wallenstein dramatisch zu behandeln. Von dem Jahre 1790 an trug er sich fortwährend mit diesem Gedanken, und 1792 wollte er Hand ans Werk legen. Er schrieb einige Scenen, und zwar in Prosa, vielleicht weil ihm durch seine gleichzeitigen

Arbeiten dieſe Darſtellung am geläufigſten war, oder weil er durch ſie ſein neues Drama am meiſten der Natur anzunähern hoffte. Aber die Fortſetzung dieſes Anfangs ſollte ſich noch manches Jahr verziehen.

In dieſe Zeit des Schwankens und der Unſchlüſſigkeit gehört wahrſcheinlich auch ein dramatiſcher Entwurf: „Der Tod des Themiſtokles, als Tragödie,“ [1]) der ſich in Schiller's Nachlaſſe, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, vorgefunden hat. „Der gediegene menſchliche Inhalt der Tragödie,“ ſo lautet der Entwurf, „iſt die Darſtellung der verderblichen Folgen verletzter Pietät gegen das Vaterland. Dieſes kann nur bei einer Republik ſtattfinden, in welcher die Bürger frei und glücklich ſind, und nur an einem Bürger recht gefühlt werden, dem das Verhältniß zum Vaterlande das höchſte Gut war. Themiſtokles iſt in Perſien heimathlos; heiß und ſchmerzlich und hoffnungslos iſt ſein Sehnen nach Griechenland; es iſt ihm nie ſo theuer geweſen, als ſeitdem er es auf ewig verloren. Ewig ſtrebt er, ſich in dieſes geliebte Element zurückzubegeben. Hier gilt es alſo die möglichſt innige Schilderung des Bürgergefühles vis à vis eines ruhmvollen, wachſenden Staats und im Contraſt mit dem ſklaviſchen Zuſtande eines barbariſchen, erniedrigten Volkes. Die Begeiſterung muß für das öffentliche Leben, für Bürgerruhm u. ſ. w. erweckt werden, und Allem muß eine hohe, edle, energiſche

[1]) S. meine Supplem. zu Schiller's W., III, 233 f.

Menschheit zu Grunde liegen. — Themistokles stirbt, wie er gelebt hat, nämlich mit einem gleichen Antheile reiner und unreiner Antriebe. Er hatte eine hohe Gesinnung, eine Begeisterung für die wahre Tugend und den wahren Ruhm; aber ihn nagte die Ehrsucht, und diese Leidenschaft war Ursache, daß er die Probe der wahren Tugend nicht aushielt. Und so mischt sich auch in seine heroische Selbstaufopferung der Schmerz der gekränkten Ruhmsucht. Doch wird er gewissermaßen Herr über diese unreine Empfindung, oder sie läutert sich wenigstens zu einer schön menschlichen Regung, und er scheidet zuletzt als ein edler Mensch, von der Idee seines unsterblichen Nachruhms über die gekränkte Hoffnung getröstet. Mit dem Giftbecher am Munde wird er wieder zum Bürger Athens."

Auf diesen Plan scheint Schiller in späterer Zeit nicht wieder zurückgekommen zu seyn. Daß er in der Epoche, in welcher er wahrscheinlich gefaßt worden, nicht zur Ausführung gediehen ist, darf uns nicht befremden. Begann auch damals Schiller's Neigung für die Geschichte zu schwinden, so war doch für die Poesie noch kein freier Raum in seinem Gemüthe; denn nun drängte sich sein philosophisches Interesse mächtig hervor. Der zweite Stern dieses Zeitraums ging auf, als der erste sich dem Untergange zuneigte.

Sechstes Capitel.

Uebergang von der Geschichte zur Philosophie. Philosophische Freunde. Reinhold. Vorträge über Aesthetik. Krankheit. Studium Kant's. Körperliches Leiden. Besuch des Carlsbades. Baggesen. Todesfeier zu Hellebeck. Jahrgehalt. Französisches Bürgerdiplom.

Schiller's Neigung zur Geschichte war durch sein poetisches, sein sittliches und sein philosophisches Interesse vermittelt gewesen; zur nackten historischen Wahrheit um ihrer selbst willen fühlte er sich nicht hingezogen. Er konnte daher dieser Disciplin unmöglich auf die Dauer treu bleiben, indem sie ihn in keiner jener drei Beziehungen vollkommen befriedigte. Als Dichter vermißte er an der Geschichte die innere oder Kunstwahrheit, die uns den Menschen im Allgemeinen, die Gattung, und nicht das so leicht sich verlierende Individuum, kennen lehre. Diese wichtigere Art der Wahrheit, die in jeder ächten poetischen Darstellung herrsche, müsse der Geschichtschreiber oft der historischen Richtigkeit nachsetzen, oder, was noch schlimmer sey, sie ihr mit einer gewissen Unbehilflichkeit anpassen. [1]) Seinem sittlich gestimmten Geiste gewährte die Geschichte auch nur eine dürftige Nahrung. Gern kehrte sein idealisirender Hang von diesem endlosen Spiele der Leidenschaften und der Zufälle zur Innigkeit der eigenen Gefühle und zur

[1]) Leben Schiller's, von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 339 f.

stillen Betrachtung zurück. Endlich konnte auch sein philosophischer, immer auf allgemeine Begriffe gerichteter Sinn auf das Individuelle, worin alles Historische einheimisch ist, nicht den gebührenden Werth legen. Die Geschichte war ihm daher ein zwar nothwendiges, aber vorübergehendes Moment in seiner Selbstbildung, und nachdem er durch sie einmal sich erfahrungsmäßig über die äußere Menschenwelt belehrt hatte, mußte er nun denkend sich über den innern Menschen aufklären, so weit es in seiner Richtung lag.

Diese innere Krisis wurde durch die eben jetzt in Jena entflammte Begeisterung für die Kant'sche Philosophie beschleunigt und gefördert. Aus ganz Deutschland strömten hier junge Männer zusammen, um sich durch Reinhold in die neue Weisheit einführen zu lassen. Ein Baron von Herbert aus Kärnthen hatte Weib und Kinder und ein großes Fabrikgeschäft verlassen und war Reinhold's Schüler, Haus- und Tischgenosse geworden. Unzähligen war damals die Philosophie eine Lebensangelegenheit, und Jena, wo dieses rege Leben zuerst erwachte, wurde für einige Zeit der Mittelpunct der deutschen Cultur. Wie in Frankreich vom Leben aus eine Gedankenumwälzung hervorging, die sich auf politische Verhältnisse erstreckte, so bewirkte der Königsberger Denker gleichzeitig in Deutschland eine eben so mächtige Ideenrevolution in wissenschaftlichen Ansichten. Zu dieser großen Zeiterscheinung stand Schiller in günstigem Verhältniß. Sein Geistesgang

hatte ihn unvermerkt dahin geführt, wo es ihm Bedürfniß war, sich über seine theuersten Interessen durch die Kant'sche Lehre zu verständigen, und er war um so geneigter, sich in die Philosophie zurückzuziehen, je mehr ihn der Gang der großen politischen Begebenheit, auf welche die Augen der Welt gerichtet waren, abstieß und bekümmerte. Längst hatte er Kant's Ansichten auf sich wirken lassen, jetzt nahm er ihre Einflüsse noch begieriger auf. Kam er gleich über seinen Geschäften eine Zeit lang noch nicht dazu, die neue Philosophie eigens zu studiren, so war sie doch häufig zwischen ihm und den Männern seines nähern Umgangs ein Gegenstand der lebhaftesten Unterhaltung. Unter seinen Tischgenossen interessirten sich besonders Niethammer und Fischenich dafür; außerdem aber hatte sich in Jena ein philosophischer Klubb gebildet, der aus Schiller, Reinhold, dem Kantianer Schmid, Hufeland, Paulus, Batsch (Botaniker) und Göttling (Chemiker) bestand, und regelmäßig Mittwochs, abwechselnd in dem Hause eines der Theilnehmer, sich versammelte.

Bei dem regen Interesse für die kritische Philosophie, das jetzt in Schiller erwachte, hätte man erwarten sollen, daß sich zwischen ihm und dem trefflichen Reinhold, dem Hauptapostel des neuen philosophischen Evangeliums, ein inniges und dauerndes Verhältniß bilden würde. In der ersten Zeit seines Aufenthalts in Jena stand Schiller auch in regem Geistesverkehre mit Reinhold. Aber schon im Anfange des Jahres 1791 klagte dieser in seinen Briefen

an Baggeſen, Schiller ſey für ihn jetzt ſo gut als abweſend, nur noch von vorigen Zeiten her wiſſe er es, daß er ſein Freund ſey. Im Januar 1792 äußerte er ſich, er, Reinhold, kenne Schiller'n beſſer, als er von ihm gekannt ſey, und ſeine Schriften müßten ihm, wenn er ſie anders leſe, wegen ihrer Trockenheit ungenießbar ſeyn. „Ich weiß zwar," heißt es an einer andern Stelle, „daß mir Schiller gut iſt, aber ich kann mich mit der Art und dem Maße der Mittheilung, womit ſich vielleicht ſeine eigentlichen Freunde begnügen, nicht befriedigen. Ich finde in ſeinem Umgange eben ſo viel Steifheit, Kälte, Trockenheit, als das Gegentheil von dieſem allem in ſeinen Schriften. Aber wie leicht vergeſſe ich das, was Schiller mir nicht iſt, über dem, was er der Welt, und folglich auch mir, wirklich wird." Excurſionen in der anmuthigen Gegend Jena's wurden mit den Frauen gemacht; aber ſie brachten keine Annäherung zu Stande. Ich weiß nun," klagt Reinhold am 28. März 1792, „daß Schiller mich zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann, zwar nicht verachtet, aber auch nicht ſchätzt. Seine Einſylbigkeit und Kälte hat mir zu wehe gethan, als daß ich mich derſelben länger freiwillig hätte ausſetzen können, und ich komme nun ſeit einigen Monaten nicht mehr zu ihm." Und ſo ſcheint das Verhältniß fortwährend, bis zu Reinhold's Anſtellung in Kiel im Jahre 1794, geblieben zu ſeyn. Ohne Zweifel war es Reinhold's Mangel an äſthetiſcher Durchbildung, was Schiller von ihm entfernt hielt; nur

aus einem sittlich-ästhetischen Interesse hatte dieser seine Zuflucht zu der Philosophie genommen. Uebrigens machen es diese Herzensergießungen Reinhold's recht anschaulich, welchen hohen Werth gerade die trefflichsten Menschen schon damals auf Schiller's Freundschaft legten. Man bewarb sich um seine Liebe, man war stolz auf seinen nähern Umgang. Schiller aber erschloß sich nur den Menschen, von welchen er sich angesprochen fühlte; allen übrigen, mochten sie auch sonst achtungswerthe Männer seyn, kehrte er die kalte, verständige Seite seines Wesens entgegen.

Bald fühlte sich Schiller gedrungen, die Ausbeute seiner philosophischen Studien auch der akademischen Jugend mitzutheilen. Schon im Sommer 1790 hielt er wöchentlich einmal Vorlesungen über die Tragödie, denen er Sophokles' Oedipus zu Grunde legte. „Ich finde viel Vergnügen an dieser Arbeit", schreibt er. „Ich entdecke viele Erfahrungen, welche die Ausübung der tragischen Kunst mir verschafft hat, von denen ich selbst nicht wußte, daß ich sie hatte. Zu diesen suche ich den philosophischen Grund, und so ordnen sie sich unvermerkt in ein lichtvolles, zusammenhängendes Ganze, das mir viele Freude verspricht. Ich habe doch so jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo sonst nicht sehr viel zu erwarten ist." Aus diesem letzten Zusatze sieht man, daß er schon sehr frühe anfing, den Geschmack an seinen geschichtlichen Vorlesungen zu verlieren, von denen er, trotz des Beifalls, den sie gewannen, in seinem Innern selten befriedigt

seyn mochte. Er war eigentlich für eine erörternde, nicht für eine erzählende Mittheilung geschaffen. Zur Vorbereitung auf jene Vorlesungen über die Tragödie [1]) las er die Poetik des Aristoteles. Wie er gern an seinen Beschäftigungen Andere Theil nehmen ließ, übersetzte er seiner Frau und Schwägerin oft Stellen aus dieser Schrift. Er fühlte sich durch die liberalen Kunstansichten des griechischen Denkers bestärkt und gehoben.

Mitten in dieser vielfachen Thätigkeit für Philosophie und Geschichte, und in der glücklichern Lebenslage, deren er sich seit Kurzem erfreute, traf den herrlichen Mann ein schwerer Schlag. Die Natur hatte ihn nicht mit einer starken Körperconstitution ausgerüstet, und in der Carlsschule war seine Gesundheit keineswegs befestigt worden. Unregelmäßigkeiten im Lebenswandel, drückende Sorgen, Sitzen, Geistesanstrengung, Nachtwachen, und selbst die Abhärtungsversuche, die er bisweilen machte, hatten seinen Körper noch mehr geschwächt. Der Erkältung war er wegen seiner eingezogenen Lebensweise sehr ausgesetzt. Besonders aber mochte sein übermäßiges und zum Theil genußleeres Arbeiten für Geschichte in Weimar und Jena, und namentlich, wie uns Wieland bezeugt, [2]) der angestrengte

1) Eine Frucht derselben sind die beiden Aufsätze „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „Ueber die tragische Kunst“, die wir später im Zusammenhange mit anderen näher betrachten werden.

2) Histor. Kalender für Damen für 1792, Vorrede, S. 5.

Eifer, womit er im letzten Winter die Geschichte des dreißigjährigen Krieges fortgesetzt hatte, seine Gesundheit tief erschüttert haben.

Im Anfange des Jahres 1791 war er mit seiner Frau und Schwägerin auf Besuch bei dem Coadjutor Dalberg in Erfurt. Nach einem Concert im Stadthause, welchem er beigewohnt, ward er beim Abendessen von einem starken Fieber angefallen. Erst nach einigen Tagen war er so weit hergestellt, daß er nach Jena zurückreisen konnte. Kaum aber war er hier angelangt, so ergriff ihn eine heftige, lebensgefährliche Brustkrankheit. Jetzt zeigte sich die Liebe, die Verehrung recht, die er in Jena genoß. Viele seiner Zuhörer boten sich wetteifernd zur Pflege und Nachtwache bei dem Kranken an. Der junge Hardenberg (Novalis) trat damals zuerst in ein vertrauliches Verhältniß zu Schiller. Ein anderer Studirender, Gustav von Adlerskron, aus Liefland, machte sich der Schiller'schen Familie durch die Umsicht und Zartheit, womit er Schiller's Wartung sich angelegen seyn ließ, so werth, daß er ihr Hausfreund wurde. Schiller genas von der augenblicklichen Gefahr durch seinen trefflichen Arzt Starke, aber beängstigende Brustkrämpfe blieben zurück. Sein körperlicher Zustand war für seine ganze Lebenszeit zerrüttet; er wurde nie mehr vollkommen gesund. Bisher war Schiller's Leben eine Unterdrückungs- und Armuthsgeschichte, von jetzt an wird es eine Krankheitsgeschichte.

Die öffentlichen Vorlesungen mußten unterbleiben. Zu

sein Studium auf Kant's Kritik der praktischen Vernunft aus. Aber das theoretische Fundamentalwerk dieses Denkers durchzuarbeiten fehlte es ihm an Zeit und auch an Sinn. Als er sich ästhetisch und sittlich orientirt hatte, kehrte er zur Darstellung und Ausübung zurück.

Die Kant'schen Ideen suchte er sich sogleich selbstständig anzueignen. Ihm konnte jedes philosophische Buch nur ein Anlaß seyn, selbst die Wahrheit aus sich zu entwickeln. Ein bloßes Notiznehmen kam ihm geringfügig vor; ein bloßes Lernen war ihm eine geistige Marter. Das überwiegende Aufnehmen positiver Kenntnisse hatte ihm ja eben die Geschichte verleidet. Um das Gelesene in sein Eigenthum zu verwandeln, entwarf er sich für den Winter 1791 — 92 den Plan zu einem Collegium über Aesthetik, in welchem er seine neue Ideen vortragen wollte. Ein so praktischer Geist, wie Schiller war, denkt bei allen seinen Studien sogleich an die Anwendung, an das Lehren und Schreiben. „Auch ist es nöthig," schreibt er, „daß ich auf alle Fälle ein Collegium ganz durchdenke und erschöpfe, damit ich in diesem Sattel gerecht bin, und auch, um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand, etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit schreiben zu können."

Diese Absicht ward auch verwirklicht. Die neue Thalia, zu welcher der Unermüdliche selbst in diesen Tagen der Krankheit die Idee entwarf, enthielt in dem Jahre 1793 die Erstlinge seiner Kant'schen Studien. Die erste Abhandlung war: Anmuth und Würde, worauf noch zwei andere:

Vom Erhabenen, und: Zerstreute Beobachtungen über ästhetische Gegenstände folgten, die unten im Zusammenhange mit anderen erörtert werden sollen.

Aber er wollte seine jetzigen Studien noch zu einem andern Zwecke benutzen. Im Frühjahre 1792 verabredete er mit Körner den Plan zu Briefen über den Werth des Schönen für die Ausbildung des Menschen, aus welcher Idee zwei Jahre später die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen hervorgingen. Sie sollten zwischen Schiller und Körner wirklich gewechselt werden. Man verständigte sich daher im Voraus über das Ziel, in dem man endlich zusammentreffen müßte, und sprach auch schon davon, daß es wünschenswerth sey, wenn die Correspondirenden eine gleichmäßige Sprache führten. Es war also von vorn herein auf den Druck abgesehen, und diese ästhetischen Briefe sollten ein Gegenstück der philosophischen Briefe zwischen Raphael und Julius geben. So machte Schiller jedes wissenschaftliche Bemühen, wie jedes literarische Erzeugniß zu einem Werke des Lebens.

Aber dem muthigen Geiste, der mit so unermüdlichem Eifer immer weiter schwebte, war jetzt ein zerrütteter Körperzustand wie ein schweres Bleigewicht aufgeladen. Wie Schiller als Jüngling in der Carlsschule seine Lieblingsneigung nur spärlich im Kampfe mit hartem Zwange befriedigt hatte, so konnte er jetzt jede frohe Stunde, jeden schönen Tag nur als eine Pause seiner Krankheit ansehen, und er war nie sicher, daß nicht schwere Brustkrämpfe seine

Thätigkeit aufhoben. Die Menschen ließen ihn in Ruhe, aber die Hand des Schicksals lag schwer auf ihm. Er glich dem schwedischen Helden seines dreißigjährigen Krieges, der von der Sänfte aus Heere befehligte und glänzende Siege erfocht.

Bei einem Besuche in Rudolstadt, im Juni 1791, erlitt er einen harten Anfall, worin er sich dem Tode nahe glaubte. Mit männlicher Fassung suchte er die Seinigen zu beruhigen. Seine Schwägerin las ihm aus Kant's Kritik der Urtheilskraft bedeutende Stellen vor, die auf Unsterblichkeit hinweisen. „Den Lichtstrahl aus der Seele des ruhigen Weisen", schreibt sie, „und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden und uns nicht für immer entzogen werden könne — nahm er ruhig auf." „Dem allwaltenden Geiste der Natur", sagte er, „müssen wir uns ergeben, und wirken, so lange wir es vermögen." Als ihm die Sprache schwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeuge und schrieb: „Sorget für Eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut seyn."

Die Krämpfe ließen durch die Mittel des geschickten Arztes nach. Sein Zustand besserte sich, er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Pläne, und las viel in den schlaflosen Nächten, unter Anderm den Tasso in Heinse's Uebersetzung. Besonders richtete er damals zuerst sein Augenmerk auf einen Zweig der Literatur, der dem philosophischen Betrachter der menschlichen Natur die

interessantesten Aufschlüsse gibt, auf Reisebeschreibungen. Die Einheit des Menschen und die Mannichfaltigkeit seiner Aeußerungen und Zustände zu beobachten, hatte für ihn einen unendlichen Reiz. Nachdem er diesem Probleme in der Geschichte nachgespürt hatte, verfolgte er es jetzt unter verschiedenen Himmelsstrichen. Auch später noch kehrte er bisweilen zu Reisebeschreibungen wie zur Geschichte zurück.

In dieser Zeit fing, als Folge seiner Krankheit, bei ihm die Unordnung im Wachen und Schlafen an. Zur gehörigen Zeit sich niederzulegen und früh aufzustehen, war nie bei ihm Gewohnheit geworden. Jetzt aber mußte er, weil er häufig die ganze Nacht nicht einschlafen konnte, die Ordnung der Natur umkehren, und einen guten Theil des Tages zum Schlafe nehmen. Vor zehn, eilf Uhr konnte er selten das Bett verlassen. Er fand, daß ihn oft eher bei einem leichten Geschäfte der Schlaf überfiel, als wenn er ihn müßig erwartete, und spielte deßwegen gern Karten.

Gegen Ende Juni ging er mit seiner Gattin nach Carlsbad, „um seine geschwächten Verdauungswerkzeuge zu stärken", wie Reinhold an Baggesen schreibt, indem er hinzusetzt: „Jetzt ist er so schwach, daß er nicht einmal eine Lectüre wie Peregrinus Proteus, den er sich vorlesen lassen wollte, aushalten kann." Er lebte in Carlsbad sehr eingezogen. Fortwährend brütete er über der Idee seines Wallenstein. Dieses Dramas wegen war es ihm wichtig, durch die Bekanntschaft mit einigen ausgezeichneten

östreichischen Officieren der militairischen Welt wieder näher zu treten. Auch besuchte er in Eger das Rathhaus, wo er das Bild Wallenstein's sah, und ließ sich das Haus zeigen, worin er ermordet worden. Das Bad wirkte so vortheilhaft auf sein Befinden, daß er seinem Verleger Göschen, den er hier traf, die Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges für den Damen-Kalender des nächsten Jahres versprach, was er aber nur zum Theil erfüllen konnte.

Sein Leiden und die Gefahr, worin sein Leben schwebte, diente recht dazu, die begeisterte Liebe der Menschen an den Tag zu heben. Dieß sollte er bald nach seiner Zurückkunft in Jena erfahren.

Zu Schiller's enthusiastischen Verehrern gehörte auch der Däne Jens Baggesen. Auf seiner Rückreise von der Schweiz, im Jahre 1790, hatte er in Jena mit Reinhold einen Bund für's Leben geschlossen, und auch Schiller's Bekanntschaft gemacht,[1]) dessen Persönlichkeit einen

---

1) Schiller schrieb damals folgende Zeilen in Baggesen's Stammbuch (s. meine Supplemente zu Schiller's Werken, II, 280 f.):

In frischem Duft, in ew'gem Lenze,
Wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
Sieht man des Ruhms verdiente Kränze
Im Lied des Sängers unvergänglich blüh'n.
An Tugenden der Vorgeschlechter
Entzündet er die Folgezeit;
Er sitzt ein unbestoch'ner Wächter,
Im Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter
Der Thaten — durch die Hand der Dichter.

unvertilgbaren Eindruck in ihm zurückließ. In Kopenhagen angekommen theilte er seine Begeisterung für Schiller's Werke seinen hohen Gönnern und Freunden, dem Herzoge Christian Friedrich von Augustenburg, der damals noch gegen Schiller eingenommen war, und dem Minister Grafen Ernst von Schimmelmann mit. Die Frauen der drei Männer theilten ihre Gesinnungen, und Schiller ward bald einer der Schutzheiligen des schönen Bundes. Baggesen las ihnen Don Carlos und die späteren Schriften Schiller's vor; Alle waren entzückt.

Es war im Juni 1791, wo Baggesen sich wieder nach Herzenslust in Schiller's Schriften vertiefte, und so oft er etwas vorlesen sollte, griff er nach Schiller. Eine kleine Reise nach Hellebeck war verabredet, Baggesen hatte die Schiller'schen Werke vorausgeschickt, man freute sich an diesem entzückenden Orte, fern von der Stadt, am donnernden Weltmeere, die Ode An die Freude zu singen. Alles war bereit, und Baggesen mit seiner Gattin stand eben im Begriffe, nach Seelust zu fahren, wo er die Schimmelmann'sche Familie abholen wollte, da erhielt er ein Billet von der Gräfin, die Reise müsse unterbleiben — Schiller sey gestorben. Er war wie vom Blitze getroffen, und stürzte seiner Sophie halb erstarrt in die Arme. Es schien ihm, als wäre die Menschheit um einen ihrer ersten Erzieher ärmer geworden. „O was haben wir an diesem seltenen Geiste verloren!" schrieb er sogleich an Reinhold. „Er stieg herrlich den Dichterhimmel

hinauf, was würde er in seinem Meridiane geworden seyn! Welche schöne Hoffnungen sind mir vereitelt worden! Ich hoffte sehr viel von Schiller. Aber die Erde scheint noch nicht reif für reife Geister zu seyn — der Baum ist noch nicht stark genug, um seine Früchte zu tragen. O warum mußte dieser Raphael vor seiner Transfiguration sterben!"

Es war ihm unmöglich, in dieser Stimmung zu Hause zu bleiben. Er setzte sich mit seiner Frau in den Wagen, und fuhr in Sturm und Regen nach Seeluft zum Grafen Schimmelmann. „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen", sagte der Graf, „um in Munterkeit Schiller's Ode an die Freude zu singen — jetzt wollen wir trotz dem schlechten Wetter hingehen, und sie in aller Wehmuth von Ihnen vorlesen hören." Sogleich wurde angespannt, und man fuhr fort. Der Minister Schubert im Haag nebst seiner Gemahlin, die diesem Kreise angehörten, machten die Fahrt mit.

Man kam in Hellebeck an, einem sechsthalb Meilen nördlich von Kopenhagen gelegenen Orte, am Meeresufer, dem Kullen, einem der höchsten schwedischen Felsen, gegenüber. „Es ist der romantischste, erhabenste, naturgrößeste Ort", bezeugt Baggesen, „den man diesseit der Alpen finden kann." Hier waren sechs sich liebende, für das Gute begeisterte Menschen beisammen in herzinnigem Vereine. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, und der heiterste Himmel lachte bald auf sie herab. Baggesen fing an zu lesen: „Freude, schöner Götterfunken!" — und Clarinetten,

Hörner und Flöten fielen ein, denn so war es von Schimmelmann und Baggesen ohne der Anderen Wissen veranstaltet worden. Alle wurden wie durch einen Zauber hingerissen, im Chore mitzusingen. Als man geendigt zu haben glaubte, fuhr Baggesen fort, die Verse zu lesen, die er hinzugedichtet hatte:

Unser todter Freund soll leben!
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas' Himmelhain.

Chor.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein,
Seinem Geiste treu zu seyn
Bis zum Wiedersehn dort oben!

Aller Augen schwammen in Thränen. Jetzt erschienen vier Knaben und vier Mädchen, weiß als Hirten und Hirtinnen gekleidet, mit Blumenkränzen, und führten einen Reigentanz auf. So blieb die Gesellschaft drei Tage beisammen, in ernstem, einzigem Genusse der Freundschaft und der Meisterwerke Schiller's. Die Lieblingsscenen im Don Carlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus dem Abfalle der Niederlande und die Künstler wurden gelesen. Der herbe Schmerz löst'e sich in eine sanfte Rührung auf, und die durch Wehmuth geweihte Seele war für die Worte und Gestalten des Beweinten am empfänglichsten.

So wurde bei Schiller's Leben sein Tod gefeiert, auf

eine edlere Weise, als die Exequien Carl's des Fünften, Als nun der todt Geglaubte nach Jena zurückgekehrt war, machte Reinhold es sich zum ersten Geschäfte, ihm Baggesen's Brief über die Feier mitzutheilen — „und ich zweifle", fügt Reinhold bei, „ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt habe." Den Abend war die kleine Klubbgesellschaft in Schiller's Hause. Seine Frau zog Reinhold bei Seite: „Wenn Sie Baggesen schreiben", sagte sie, „so sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm" — und ein Thränenfluß erstickte ihre Stimme. „Ich kann Baggesen nichts Rührenderes schreiben", erwiederte Reinhold, „als was ich jetzt sehe und höre." Und so ward über diesen Gegenstand kein Wort mehr gesprochen.

Es stand übrigens mit seinem Befinden so schlecht, daß er und sein Arzt schon zufrieden waren, und es als ein gutes Zeichen ansahen, daß er durch das Bad nicht schlimmer geworden sey. Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen in Jena ging er zum Besuche nach Erfurt, wo er die Abende meist bei Dalberg war, und mit ihm Gespräche über Wallenstein pflog. Einen Theil der Ferien brachte er mit seiner Gattin in Rudolstadt zu. Die Krankheitsanfälle kehrten von Zeit zu Zeit wieder, verloren aber dabei ihre anfängliche Furchtbarkeit. Die Heiterkeit seines Geistes erhielt sich, und er blieb für einen frohen Lebensgenuß nichts weniger als unempfänglich. Von Hypochondrie war keine Spur bei ihm zu finden.

Baggesen, von des unsterblichen und ungestorbenen

Schiller's Auferstehung, wie er sich ausdrückt, unterrichtet, konnte sich doch nicht beruhigen, so lange er ihn nicht ganz hergestellt wußte. Als ihm aber Reinhold schrieb, Schiller könne sich vielleicht erholen, wenn er eine Zeit lang sich der Arbeit enthalte, dieß erlaube ihm jedoch seine Lage nicht, denn wenn einer von ihnen beiden erkranke, so wüßten sie, bei einem Fixum von zweihundert Thalern, nicht, ob sie diese Summe in die Apotheke oder in die Küche schicken sollten — da war dem trefflichen Baggesen genug gesagt. Er las dem Prinzen von Augustenburg den Brief Reinhold's vor, und bald nachher wurde folgendes Schreiben des Prinzen und Schimmelmann's an Schiller einem Briefe an Reinhold eingeschlossen.

Den 27. Nov. 1791.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken[1]) stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen

1) Schwab conjicirt „Werken".

ihn mehr, als das Anerbieten selbst. Er nahm es mit einer Gesinnung an, die ihn eben so ehrt, als die beiden Freunde die weltbürgerliche Denkart, womit sie es darreichten. Er mußte die Beantwortung auf einige Tage verschieben, so angegriffen fühlte er sich durch den Drang seiner Empfindungen. Die Antwort auf das Schreiben des Prinzen und Schimmelmann's ist leider nur ihrem wesentlichen Inhalt nach bekannt; dagegen besitzen wir zum Glücke Schiller's Brief an Baggesen, von dem wir jedoch, seines großen Umfanges wegen, nur Bruchstücke mittheilen können.[1])

Ueberrascht und betäubt, schreibt er, könne er nicht viel Zusammenhängendes sagen. Sein Herz allein könne jetzt noch reden, das von einem kranken Kopfe schlecht unterstützt werde. „Ja, mein Freund," heißt es später, „ich nehme das Anerbieten mit dankbarem Herzen an, nicht weil die schöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten, was ich nach dem mir gefallenen Maße von Kräften leisten und seyn kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten .... Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, wo ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksale gekämpft,

1) Er ist vollständig mitgetheilt in meinem größern Werke über Schiller, Th. 2, S. 279 u. ff.

und ſeitdem ich Freiheit des Geiſtes zu ſchätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, ſie zu entbehren. Ein raſcher Schritt vor zehn Jahren ſchnitt mir auf einmal die Mittel ab, durch etwas Anderes als ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit zu exiſtiren. Ich hatte mir dieſen Beruf gegeben, ehe ich ſeine Forderungen geprüft, ſeine Schwierigkeiten überſehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich durch Kenntniſſe und Reife des Geiſtes gewachſen war. Daß ich dieſes fühlte, daß ich meinen Idealen von ſchriftſtelleriſchen Pflichten nicht diejenigen engen Gränzen ſetzte, in welche ich ſelbſt eingeſchloſſen war, erkenne ich für eine Gunſt des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortſchritts offen hielt; aber in meinen Umſtänden vermehrte ſie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, ſah ich jetzt Alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publicums eilen, der Lehre ſelbſt ſo bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menſchen aufwerfen. Jedes unter ſo ungünſtigen Umſtänden nur leidlich gelungene Product ließ mich nur deſto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schickſal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meiſterſtücke anderer Schriftſteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei Jahre gegeben, die ich frei von ſchriftſtelleriſcher Arbeit

bloß allein dem Studiren, der Ausbildung meiner Begriffe der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiße auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüthen des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum andern Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksale zu erneuen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt."

„Ich erhalte endlich", fährt er später fort, „die so lange und heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommen freie Wahl meiner Wirksamkeit.... Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt, es zeigte sich auch,

daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unsers Jahrhunderts auf mich gegründet haben."

Dann spricht er von der Einladung nach Kopenhagen. Wie sehr ihn auch „das Bedürfniß seines Herzens nach einer schönen, veredelten Humanität" zu dem Kreise solcher Menschen, als ihn dort erwarteten, hinziehe, so verwehre ihm doch für den Augenblick sein Gesundheitszustand und sein Verhältniß zum Herzog von Weimar die Reise. Die Nachrichten über den Vorgang zu Hellebeck nennt er „nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum Erstandenen vorhielt."

Auf die in der ersten Freudigkeit gefaßte Hoffnung, nach Kopenhagen zu kommen, mußte er Verzicht leisten. Er durfte seiner geschwächten Gesundheit eine so weite Reise in ein nördliches Klima oder gar einen bleibenden Aufenthalt in der dortigen Gegend nicht zumuthen. Inzwischen unterhielt ein fortgesetzter Briefwechsel mit der Gräfin von Schimmelmann eine rege geistige Verbindung mit den geistesverwandten Freunden, und Schiller gab seinen Wohlthätern auch dadurch seine Liebe und Hochachtung zu erkennen, daß er die Briefe über die ästhetische Erziehung nicht nach dem ursprünglichen Plan an Körner

schrieb, sondern an den Prinzen von Augustenburg richtete [1]).

Schiller wurde, als er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, zusehends heiterer und gesünder; doch stellten sich, nach einer Erkältung bei einer Schlittenfahrt, wieder Unterleibskrämpfe ein. Die Pension sollte ein Geheimniß bleiben, aber seinem Herzoge glaubte er die Entdeckung schuldig zu seyn; und das Geschenk seinen Aeltern, seinem Körner zu verbergen, das war ihm unmöglich. So wurde das Geheimniß bald bekannt, was ihm seiner eben so bescheidenen als großmüthigen Freunde wegen sehr unlieb war. Der Herzog von Weimar nahm an seinem Glücke sehr vielen Antheil, und erlaubte ihm, nach Wunsch auf beliebige Zeit von der Universität abwesend zu seyn.

Anfangs Juni 1792 reis'te er mit seiner Frau, in Begleitung Hornemann's, eines Freundes von Baggesen, der in Jena Philosophie studirt hatte, nach Dresden zu

---

1) Der edle Prinz von Augustenburg starb im kräftigsten Mannesalter. — Ernst Heinrich Graf von Schimmelmann, der Sohn eines vom pommer'schen Krämer zum Großhändler, dann zum Diplomaten und Grafen emporgestiegenen Vaters, starb 1831 im 84sten Lebensjahre. Unter anderm Guten ist die Abschaffung des Negerhandels und der Sklaverei in den dänischen Colonieen sein Werk. — Beider Männer Name wird bleiben, denn sie haben ihr Andenken in den Ruhm Schiller's gepflanzt.

seinem Körner. Aber der Genuß des Umgangs mit seinem Busenfreunde wurde durch Krankheitsanfälle getrübt.

Als er nach Jena zurückgekehrt war, erfreute ihn aufs innigste der Besuch seiner Mutter, welche eben eine schwere Krankheit überstanden hatte. Seine jüngste Schwester Nannette war mitgekommen, ein talentvolles, naives fünfzehnjähriges Mädchen, deren größte Freude war, Stellen aus ihres Bruders Gedichten vorzutragen.

Schiller benutzte seine jetzt gesicherte, sorgenfreie Lage und Muße vortrefflich. Die Kant'sche Philosophie war sein eifrigstes Studium. Aber auch schriftstellerisch war er nicht unthätig. Der erste Theil seiner kleineren prosaischen Schriften kam in diesem Jahre heraus; [1]) die Neue Thalia wurde noch bis 1793 fortgesetzt, und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges beendigt. Im Winter 1792—93 las er auch privatissime über Aesthetik. Frei von dem Drucke äußerer Verhältnisse siegte sein kräftiger Geist über die Schwäche des Körpers. „Von seinem nunmehrigen Mangel an Nahrungssorgen und seinem Reitpferde", schrieb Reinhold, „hoffe ich nun sicher auf allmälige gänzliche Herstellung", — eine Hoffnung, die leider nicht in Erfüllung gehen sollte.

Unterdeß war seinem Genius in weiter Ferne, in der Nationalversammlung zu Paris, eine neue Anerkennung zu Theil geworden. Aus öffentlichen Blättern erfuhr Schiller,

[1]) Der „Vorbericht" hierzu in meinen Supplementen, IV, 442 f.

daß man ihm das französische Bürgerrecht zuerkannt habe; doch kam das Diplom erst nach fünf Jahren durch Campe in seine Hände, wahrscheinlich weil der Name Schiller in Gille verstümmelt war. Die betreffenden Documente lauten: [1])

Paris, le 10. Oct. 1792, l'an 1er de la République Française.

J'ai l'honneur de Vous adresser ci-joint, Monsieur, un imprimé revêtu du sceau de l'État, de la loi du 26. Août dernier, qui confère le titre de Citoyen français à plusieurs Étrangers. Vous y lirez que la Nation Vous a placé au nombre des amis de l'humanité et de la société, auxquels Elle a déféré ce titre.

L'Assemblée Nationale, par un Décret du 9. Septembre, a chargé le Pouvoir exécutif de Vous adresser cette Loi; j'y obéis, en Vous priant d'être convaincu de la satisfaction que j'éprouve d'être, dans cette circonstance, le Ministre de la Nation, et de pouvoir joindre mes sentiments particuliers à ceux que Vous témoigne un grand Peuple dans l'enthousiasme des premiers jours de sa liberté.

Je Vous prie de m'accuser la réception de ma lettre, afin que la Nation soit assurée que la Loi Vous

---

1) Schwab hat sie aus Weimar mitgetheilt erhalten.

est parvenue, et que Vous comptez également les Français parmi vos Frères.

Le Ministre de l'Intérieur
de la République Française
Roland.

A. M. Gille, Publiciste allemand.

Loi

Qui confère le titre de Citoyen Français à plusieurs Étrangers.

Du 26. Août 1792, l'an quatrième de la liberté.

L'Assemblée Nationale, considérant que les hommes qui, par leurs écrits et par leur courage, ont servi la cause de la liberté, et préparé l'affranchissement des peuples, ne peuvent être regardés comme étrangers par une Nation que ses lumières et son courage ont rendue libre;

Considérant que, si cinq ans de domicile en France suffisent pour obtenir à un étranger le titre de Citoyen Français, ce titre est bien plus justement dû à ceux qui, quelque soit le sol qu'ils habitent, ont consacré leurs bras et leurs veilles à défendre la cause des peuples contre le despotisme des rois, à bannir les préjugés de la terre, et à réculer les bornes des connaissances humaines;

Considérant que, s'il n'est pas permis d'espérer

que les hommes ne forment un jour devant la loi, comme devant la nature, qu'une seule famille, une seule association, les amis de la liberté, de la fraternité universelle, n'en doivent pas être moins chers à une Nation qui a proclamé sa renonciation à toutes conquêtes, et son désir de fraterniser avec tous les peuples;

Considérant enfin qu'au moment où une convention nationale va fixer les destinées de la France et préparer peut-être celle du genre humain, il appartient à un peuple généreux et libre, d'appeler toutes les lumières et de déférer le droit de concourir à ce grand acte de raison, à des hommes qui par leur sentimens, leurs écrits et leur courage s'en sont montrés si éminemment dignes:

Déclare déférer le titre de citoyen Français au docteur Joseph Priestly, à Thomas Payne, à Jérémie Bentham, à William Wilberforce, à Thomas Clarkson, à Jacques Mackintosh, à David Williams, à N. Gorani, à Anacharsis Cloots, à Corneille Pauw, à Joachim-Henri Campe, à N. Pestalozzi, a Georges Washington, à Jean Hamilton, à N. Madison, à Fr. Klopstock, et à Thadée Kosciusko.

Du même jour.

Un membre demande que le sieur Gille, publiciste allemand, soit compris dans la liste de ceux à qui

l'Assemblée vient d'accorder le titre de citoyen Français; cette demande est adoptée.

Au nom de la Nation, le Conseil exécutif provisoire mande et ordonne à tous les Corps administratifs et Tribunaux, que les présentes ils fassent consigner dans leurs régistres, lire, publier et afficher dans leurs départemens et ressorts respectifs, et exécuter comme loi. En foi de quoi nous avons signé ces présentes, auxquelles nous avons fait apposer le sceau de l'État. A Paris, le sixième jour du mois de septembre mil sept cent quatre-vingt-douze, l'an quatrième de la liberté.

Signé: Clavière. Contresigné: Danton. Et scellées du sceau de l'État.

Certifié conforme à l'original.

L. S. Danton.

A Paris
de l'imprimerie nationale exécutive du Louvre.
1792.

Siebentes Capitel.

Reiſe nach der Heimath. Erſte Vaterfreuden. Schiller als Schullehrer. Bekanntſchaft mit Cotta. Rückkehr nach Jena. Humboldt. Schiller's Geſprächstalent. Gründung der Horen. Verbindung mit Goethe. Ruf nach Tübingen. Recenſionen.

Der Beſuch der Mutter und Schweſter hatte in Schiller den Wunſch rege gemacht, ſein geliebtes Schwabenland

wiederzusehen. Im August 1793 trat er mit seiner Gattin die Reise in einem eigends zu diesem Zwecke gemietheten Wagen an. Der Weg ging über Heidelberg, wo Schiller seine frühere Geliebte Margaretha Schwan nicht ohne tiefe Gemüthsbewegung wiedersah, nach der damaligen freien Reichsstadt Heilbronn. Er mußte im Gasthofe zur Sonne, wo er Quartier nahm, die ersten Tage das Bett hüten. In einem unter dem 20. August an den regierenden Bürgermeister der Stadt gerichteten Schreiben benachrichtigt er diesen, daß er Willens sey, seinen Aufenthalt in Heilbronn bis über den Winter zu verlängern und empfiehlt sich „dem landesherrlichen Schutze eines hochachtbaren Magistrats." Bürgermeister und Rathsherren von Heilbronn wußten die Ankunft eines solchen Gastes zu schätzen; im Rathsprotokolle, vom 20. August 1793, heißt es in Bezug auf Schiller's Gesuch: „Wird willfahrt, und soll dem Herrn Hofrath durch eine Canzleiperson vergnügter Aufenthalt gewünscht werden."

Des unruhigen Quartiers im Gasthof müde, verlegte Schiller bald seine Wohnung in das Haus des Assessors und Kaufmanns Rueff am Sulmerthore. Mit seiner Gesundheit ging es zusehends besser, er bestieg wiederholt den schönen Wartberg und freute sich der herrlichen Aussicht auf sein Heimathland. In Heilbronn versammelten sich seine Aeltern, Schwestern, Jugendfreunde um ihn, und labten seine Seele. Auch seine Schwägerin Caroline, die nach Auflösung ihrer Ehe mit dem Herrn von Beulwitz

seit dem Frühjahre 1793 in Württemberg lebte, kam herüber. Geistreiche Männer suchten den hochgefeierten Landsmann auf, bewarben sich um seinen Umgang und verschönerten ihm den Aufenthalt. Die vaterländische Luft, Jugenderinnerungen, und die Liebe, deren er sich erfreute, stimmten ihn sehr milde. Mit dem berühmten Arzte Gmelin hielt er interessante Gespräche über den thierischen Magnetismus, welche Zeiterscheinung ihn sehr anzog.

Von Heilbronn aus wandte sich Schiller an den Herzog Carl, dessen Land er jetzt wieder zum ersten Male seit seiner Flucht zu betreten im Begriffe stand. Er schrieb im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt hätten. Er erhielt zwar von dem gichtkranken Herzoge keine Antwort, aber durch Freunde die Nachricht, er habe geäußert: „Wenn Schiller ins Württembergische komme, werde er von ihm ignorirt werden.“

Er ging daher nach Ludwigsburg, wo er seiner Familie auf der Solitude näher war, und wohin er sich besonders durch seinen Jugendfreund von Hoven, jetzt Hofmedicus, gezogen fühlte. Durch ihn hoffte er Genesung zu finden und von seinem geistreichen Umgange durfte er sich die angenehmste Unterhaltung versprechen.

Aber das Schönste, was ihm unter vaterländischem Himmel zu Theil ward, war das Glück der ersten Vaterfreude, das ihm bisher allein zum vollen Genusse seines Herzens und seiner Menschheit noch gefehlt hatte. Hülfreich

ſtand von Hoven ſeiner Gattin in den ängſtlichen Tagen der ſchweren und lange dauernden Niederkunft zur Seite. Schiller's Angſt blickte, wie ſehr er ſie auch zu verbergen ſuchte, ſichtbar aus ſeinem Betragen hervor. Aber wie groß war auch, nach endlich glücklich erfolgter Entbindung (14. Sept.), ſeine Freude! Es war ein erhebender Anblick, erzählt ſein Jugendfreund Conz, den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Luſt und Liebe an ſeinem Erſtgeborenen, ſeinem Goldſohn, ſeinem Herzenscarl [1]), wie er ihn nannte, zu beobachten. Zufällig oder abſichtlich ward er damals mit Quintilian bekannt und ſtudirte deſſen Erziehungsgrundſätze. Wie er nun Alles auf's Lebendigſte ergriff, ſo ſprach er mit Conz mehrmals begeiſtert darüber und verſicherte, er werde ſeinen Sohn nach Quintilian's Maximen erziehen. Auch dachte er dieſe zum Gegenſtande einer Abhandlung zu machen — ein Plan, der, wie ſo viele, durch andere Arbeiten verdrängt wurde.

Schiller's Jugendfreunde fanden, daß ſich Vieles an ihm zu ſeinem Vortheile geändert, und ſein Weſen ſich ſchön vollendet habe. Er mußte ihnen um ſo liebenswürdiger erſcheinen, weil ſich jetzt ſein ganzes Herz hervorkehrte und alles Herbe und Scharfe ſeiner Natur ausgelöſcht war. Sein jugendliches Feuer, ſeine früher oft ausgelaſſene Jovialität war gemildert und gemäßigt; an die

---

1) Carl Friedr. v. Schiller, jetzt K. Württemb. Oberförſter zu Rottweil.

Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten; seine gleichmäßige Stimmung ließ es kaum glauben, daß es derselbe Mann sey, den sie vor zehn Jahren als aufbrausenden, stürmischen Jüngling gekannt; mehr als je drückte sich ein milder Ernst und eine freundliche Würde in seinem Benehmen und seinen Worten aus; seine hagere Gestalt und sein blasses, kränkliches Ansehen vollendeten das Interessante seiner Erscheinung. Die wunderbare Gabe der Unterhaltung über Gegenstände, die ihm theuer waren, konnten seine Freunde nicht genug bewundern, aber nur selten ungestört genießen; denn häufig, fast täglich ward er durch Krankheitsanfälle heimgesucht.

Dennoch studirte er eifrig Kant'sche Philosophie. Die Kritik der Urtheilskraft lag, wenn er auch das Bett hüten mußte und sich sogar, wie er oft scherzend sagte, von Arzneigläsern umlagert fand, immer nicht weit von jenem Belagerungsgeschütze, und lächelnd erzählte er einmal von Hoven bei einem Morgenbesuche, sein Bedienter, der die Nacht über bei ihm wachte, habe, um sich auf seinem Posten munter zu erhalten, beinahe die ganze Kritik der Urtheilskraft in Einem Zuge durchgelesen. An Wallenstein arbeitete er in Ludwigsburg fast täglich, meistens zur Nachtzeit. Aber die Rückkehr zur Dichtung wurde ihm unendlich schwer. Er erklärte es oft unverholen, seine zu lange fortgesetzte Beschäftigung mit abstracten Problemen der Philosophie habe seinem Genius Abbruch gethan.

Wollte ihm die poetische Production nicht gelingen, so kehrte er zur wissenschaftlichen Erörterung zurück. Er schrieb einen Theil der Briefe über ästhetische Bildung und sandte sie in diesem ersten Entwurfe, der einfacher und ansprechender war, als die spätere Umarbeitung, an den Prinzen von Augustenburg. In Voſſen's Homer las er beinahe jeden Abend und pries abwechselnd Gedicht und Uebersetzung.

Zwischen solcher Thätigkeit fand er indessen noch Zeit zu einer Handlung der Pietät gegen seinen alten Lehrer Jahn, [1]) dessen Stab die Ludwigsburger Schule noch immer regierte. Der berühmte Mann verschmähte es nicht, bisweilen eine Lehrstunde für ihn zu übernehmen, „und vierzehnjährige Knaben sahen den Dichter des Don Carlos vor und neben sich im Schulstaube auf der Bank sitzen, den Kopf auf die Hand gestützt und ein Bein übers andere geschlagen. Da lehrte er bald Logik und Rhetorik, bald Geschichte, und bei letzterm Vortrage konnte der seltene Lehrer, sonst still und ruhig, sich oft plötzlich bewegt und lebendig in die Höhe richten.“ [2])

Erwähnenswerth ist die Bekanntschaft mit Matthisson, wegen Schiller's geistreicher Recension seiner Gedichte. Die

---

1) S. Th. 1, S. 18 f.

2) G. Schwab nach mündlichen Mittheilungen des Archivraths Schönleber und des Apothekers Hausmann, die beide damals Ludwigsburger Schüler waren.

hier niedergelegten Ideen über die Landschaftspoesie verdankte er zum Theil dem Gespräche mit einem seiner Stuttgarter Freunde, dem kunstsinnigen Rapp (später Geh. Hofrath, Dannecker's Schwager), der selbst ausübender Liebhaber der Landschaftsmalerei war.

Bei einem längern Aufenthalte Schiller's in Stuttgart modellirte sein genialer Jugendfreund Dannecker jene berühmte Büste, welche das Bild des Dichters in antiker Idealität der Nachwelt erhalten hat. Schiller zählte die mit seinem Herzensfreunde verlebten Stunden zu den genußreichsten seines Stuttgarter Aufenthalts.

Auch eine Reise nach Tübingen ward unternommen zu seinem Freunde und frühern Lehrer Abel. Dieser fand, wie er selbst erzählt, „jetzt in Schiller den gereiften Mann, der dem nahe gekommen, was er lange gesucht, ob er sich gleich von seinem Ideal noch fern fühlte, und daher nach immer größerer Vervollkommnung strebte." — „Bei diesem Besuche," fährt Abel fort, „schilderte er mir die zum Theil sehr großen Männer, mit denen er bisher in Verbindung gekommen war, auf eine Art, aus der ich deutlich ersah, wie weit er sich selbst indessen vervollkommnet hatte."

Während Schiller's Aufenthalt in Schwaben starb der Herzog Carl. Bei dieser Nachricht war er nur dessen eingedenk, was ihm durch den frühern Wohlthäter Gutes zu Theil geworden. Auf einem Spaziergange mit von Hoven sprach er rühmend von dem Hingeschiedenen, indem er mit

Rührung das fürstliche Grabmal betrachtete. Zu einem Glückwunschgedichte an den neuen Herzog Ludwig Eugen konnte er sich trotz der Bitte seines Vaters nicht verstehen, ungeachtet man von dem neuen Regenten sich viel Gutes versprach. Er mied auch den Schein, als freue er sich über den Tod des Herzogs Carl, und mochte seine Poesie nicht in den Dienst eines so untergeordneten Zweckes geben.

Am einflußreichsten auf seine äußeren Lebensverhältnisse wurde die Bekanntschaft mit Cotta, welche er damals machte. Ihr verdankte er seine spätere Unabhängigkeit, wie seine Erben die Begründung ihres Wohlstandes. Mit Cotta wurde der Plan einer politischen Zeitung besprochen, deren Redaction Schiller übernehmen sollte. Er trat aber bald von dem vortheilhaften Unternehmen zurück, weil er erkannte, daß es im Widerspruche sey mit der philosophisch-poetischen Richtung seines Geistes, welcher sich damals gerade von allem Geschichtlichen und Politischen abzuwenden begann. Cotta verwirklichte in der Folge den Plan ohne Mitwirkung seines Urhebers durch die Herausgabe der noch jetzt bestehenden Allgemeinen Zeitung. Von Schiller wurde dagegen nach seiner Rückkehr nach Jena ein zweiter mit Cotta entworfener Plan ausgeführt, der einer poetischen Monatschrift, jenes Weltjournals der Horen, wie er sie nannte. Da sein Jahrgehalt mit dem Jahre 1794 aufhörte, so gedachte er auf dieses Journal seine äußere Existenz zu gründen.

Im Mai 1794 kehrte Schiller aus seinem Geburtslande

mit ſeiner Familie nach Jena zurück. Sein Geiſt war erfriſcht und voller Entwürfe einer erneuten Thätigkeit, aber ſein Körper hinfällig und einem Schatten ähnlich. Als ihm damals Goethe und deſſen Freund, Heinrich Meyer, im ſogenannten Paradieſe bei Jena begegneten, ſchien ihnen ſein Geſicht dem Bilde des Gekreuzigten zu gleichen, und Goethe äußerte nachher, er glaube, daß Schiller keine vierzehn Tage mehr leben werde. Seine Jenenſer Freunde nahmen indeß mit Freude den wohlthätigen Einfluß wahr, den ſein Aufenthalt in Schwaben und die glückliche Muße in dem herrlichen Lande auf ihn geäußert hatten. Alles Beſte von ſonſt fanden ſie erhöht wieder, aber außerdem eine gleichmäßige, aus ſeinem ganzen Innern entſprungene Ruhe, welche ſeine eigene Zufriedenheit erhöhte und einen unbeſchreiblich wohlthätigen Einfluß auf den Umgang mit ihm verbreitete. Seinem ſtrengen Ehrgefühle, ſeinem ernſten Wahrheitsſinne hatte ſich die liebenswürdigſte Milde verſchwiſtert.

Jena hatte unterdeſſen einen neuen großen Reiz für Schiller gewonnen. Wilhelm von Humboldt war wenige Wochen vor ihm mit ſeiner Gattin dort angekommen und hatte ſich, eigends um mit Schiller an Einem Orte zu leben, daſelbſt niedergelaſſen. Ein inniges, auf geiſtige Intereſſen und Seelenharmonie gegründetes Verhältniß zwiſchen beiden Familien knüpfte ſich für das ganze Leben, und um ſo leichter, als auch die Frauen vortrefflich zuſammenpaßten. „Die angenehmſte und intereſſanteſte

Geſellſchaft für Frau Schiller," ſagt Göritz, „war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealiſches Bild ſchöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungeſuchte Anmuth hatte, ohne daß ſie es wußte. Sie war nicht, was man nach Regeln ſchön nennen kann, aber ſie beſaß einen Reiz in ihrem Umgange, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung Aller ſicherte." Humboldt und Schiller ſahen ſich in dieſer Zeit täglich zweimal, vorzüglich des Abends allein, und philoſophiſche und äſthetiſche Geſpräche, von denen wir uns aus dem Briefwechſel Beider einen Begriff machen können, dauerten bis tief in die Nacht. Dieſe häufig von der Poeſie des Alterthums ausgehenden Unterredungen halfen die philoſophiſch-äſthetiſche Kriſis beſchleunigen, worin Schiller damals begriffen war. In der Schule Humboldt's wurde er erſt für den Umgang mit Goethe reif.

Für das wiſſenſchaftliche Geſpräch ſchien Schiller geboren zu ſeyn. Wie Sokrates überließ er es meiſt dem Zufalle, den Gegenſtand der Unterredung herbeizuführen; aber von jedem aus leitete er das Geſpräch zu einem allgemeinen Geſichtspuncte, und man ſah ſich nach einigen Zwiſchenreden in den Mittelpunct einer geiſtanregenden Discuſſion geſetzt. Er ließ den Mitredenden nie müßig zuhören und erdrückte ihn nicht durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, ſondern behandelte jedes Problem als eine gemeinſchaftlich zu löſende Aufgabe. Schiller ſprach nicht eigentlich

schön, und legte darauf auch wenig Gewicht; ihm galt es einzig um die Entwickelung der Wahrheit. Durch alle Abschweifungen wußte er eine Rede immer zu ihrem Ziele hinzulenken, und ließ nicht ab, ehe er bei diesem angelangt war. Humboldt vergleicht sogar die geweihtesten Momente seines Gesprächs mit seinen besten Gedichten; denn es habe aus jenen derselbe Ernst, dieselbe Würde, dieselbe über einer Fülle von Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmuth und vor Allem dieselbe Tendenz, dies alles wie zu einer überirdischen Natur in Eins zu verbinden, hervorgeleuchtet.

Von jenen beiden Planen, die Schiller in der Heimath mit Cotta entworfen, bereitete er sich jetzt den einen, die Herausgabe der Horen, zu verwirklichen. Demnach wurde das Nähere des großartigen Unternehmens mit Cotta festgesetzt. Dieser soll dem Herausgeber ein Redactionshonorar von 1500 Thalern bestimmt haben, und außerdem wurde der Druckbogen mit drei Louisd'or vergütet. Schiller lud die bedeutendsten Schriftsteller zur Theilnahme ein, und erhielt eine zusagende Antwort von Goethe, Garve, Dalberg, Fr. H. Jacobi, Matthisson, Pfeffel, Gleim u. A. In Jena schlossen sich Humboldt, Fichte, Woltmann, Hufeland und Schütz an. Der alte Kant freute sich, wie er schrieb, die Bekanntschaft und den literarischen Verkehr mit einem so gelehrten und talentvollen Manne anzutreten, wie Schiller sey, bat aber für seine Beiträge um einen etwas langen Aufschub, „weil,

da Staatssachen und Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelssperre unterworfen seyen, es aber außer diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeitpuncte, andere, die große Lesewelt interessirende Artikel gebe, man diesen Wetterwechsel noch eine Zeit beobachten müsse, um sich klüglich in die Zeit zu schicken." Dagegen trat Engel der Gesellschaft thätig bei, der lange Schiller's Widersacher gewesen war, und als Theaterdirector in Berlin seine Stücke nicht hatte aufführen lassen.

Ueber Bestimmung und Inhalt seiner neuen Monatsschrift sprach sich Schiller in einer Privatanzeige an die eingeladenen Schriftsteller [1]) und in ähnlicher Weise in der Ankündigung für das Publicum aus, die dem ersten Stücke der Horen beigegeben wurde. [1]) Das nahe Geräusch des Krieges, heißt es in der letztern, beängstige das Vaterland, und der Kampf der politischen Meinungen theile die Welt: die Horen sollten die Leser über dieses Interesse des Tages hinaus in einer allgemeinen und höhern Theilnahme an dem vereinigen, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist. Ihr Zweck sey in ästhetischem Spiele, in ernster Untersuchung oder in geschichtlichen Darstellungen, zu dem Ideale veredelter Menschheit einzelne Züge zu sammeln, und an dem stillen Baue besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten

[1]) Beide sind abgedruckt in meinen Supplementen zu Schiller's Werken, IV, S. 508 ff.

nach Vermögen geschäftig zu seyn. Wir sehen hieraus, daß die neue Zeitschrift ein ächtes Kind Schiller's werden mußte. Hatte er doch schon vor zehn Jahren in der Ankündigung der Rheinischen Thalia gesagt, diese werde jedem Gegenstande offen stehen, der den Menschen im Allgemeinen interessire. So leuchtete ihm fortwährend das allgemein Menschliche vor, dem er bisher als Dichter, als Denker und Geschichtschreiber gehuldigt hatte. Die Freiheitsidee trat zurück; er machte es der Zeitschrift zur ausschließenden Aufgabe, „wahre Humanität zu befördern" und dadurch eine gründliche Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes vorbereiten zu helfen.

Eben so treu blieb sich Schiller in der Art, wie er die Form der Zeitschrift zum voraus in der Ankündigung bestimmte. Die Forderung, welche er beim Beginne seiner literarischen Laufbahn aufgestellt hatte, daß sich Geschmack und Gelehrsamkeit, Schönheit und Wahrheit versöhnen sollten, sprach er auch jetzt, auf der hohen Stufe seiner Reife, auf das Bestimmteste aus." „Man wird streben", heißt es, „die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien, und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinne verständlich zu machen."

Noch in einer andern Hinsicht läßt sich die Ankündigung

der Horen mit der der Rheiniſchen Thalia vergleichen. „Es iſt wohl noch unvergeſſen“, ſagt ein Kritiker,[1]) daß Schiller, außer anderen ſehr herben Xenien auf den Capellmeiſter Reichardt, auch eine auf deſſen längſt verhalltes Journal Deutſchland machte, die alſo lautete:

Alles beginnet der Deutſche mit Feierlichkeit, und ſo zieht auch
Dieſem deutſchen Journal blaſend ein Spielmann vorauf.

Wer Luſt hat, mag dieſe Xenie ſelbſt auf Schiller's Ankündigung der Horen anwenden; denn in der That, feierlicher iſt noch kein Journal angekündigt worden, als dieſes“ — wenn man die Rheiniſche Thalia ausnimmt, muß man hinzuſetzen.

Daß ſich aber zu dieſer Unternehmung der Horen, die Alles übertreffen ſollten, was jemals in dieſer Gattung exiſtirt hatte, Schiller'n ſo viele hochgeachtete Schriftſteller anſchloſſen, beweiſ't das Vertrauen, deſſen er genoß; und dieſes verdankte er ohne Zweifel nicht ſeinem Talente allein, ſondern auch ſeiner hervorragenden ſittlichen Perſönlichkeit.

Eben dieſe Eigenſchaften erwarben ihm damals auch die Freundſchaft Goethe's, unſtreitig das Beſte, was ihm, beſonders in ſeiner damaligen Kriſis, zu Theil werden konnte. Längſt hatte Goethe, wie er ſelbſt bekennt, wenigſtens „den redlichen und ſeltenen Ernſt, der in Allem erſchien, was Schiller geſchrieben und gethan hatte, zu

1) Blätter für literar. Unterhaltung, 1836, Nr. 286.

schätzen gewußt.“ Aber Schiller's bisherige Dichtungen hatten ihn eher abgestoßen als angezogen, seine Lebensansicht war eine durchaus verschiedene, und auch seine historischen und philosophischen Schriften konnten kein näheres Verhältniß herbeiführen, da Goethe sich mit der Geschichte wenig zu schaffen machte und der Speculation sehr fern stand. Aber jetzt sollte die entschiedene Richtung beider Männer auf einen Zweck, die Dichtkunst, eine wundersame, in ihrer Art einzige Freundschaft nur um so fester knüpfen, je größer die Differenz ihrer sonstigen Geistesform und ganzen Culturanlage, und je verschiedenartiger die Wege waren, auf welchen sie jenen Zweck zu erreichen strebten. Goethe sagt, es habe bei seiner Bekanntschaft mit Schiller etwas Dämonisches obgewaltet. „Wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte, und Schiller der philosophischen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für uns Beide vom größten Erfolge.“ [1])

Er hat uns selbst das glückliche Ereigniß erzählt, welches ihn zuerst Schiller'n näher brachte. Der Professor Batsch in Jena hatte eine naturforschende Gesellschaft gegründet, deren Sitzungen Goethe gewöhnlich beiwohnte. Einst traf er Schiller daselbst. Zufällig gingen sie Beide aus dem

---

[1]) Eckermann's Gespräche mit Goethe, B. 2, S. 90.

Hause, ein Gespräch knüpfte sich an, und Schiller, der an dem Vorgetragenen Antheil zu nehmen schien, bemerkte, wie eine solche zerstückte Art, die Natur zu behandeln, den Laien keineswegs anmuthen könne. Goethe erwiederte, daß sie dem Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl eine andere Weise geben könne, die Natur nicht abgesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Schiller verbarg seine Zweifel hierüber nicht, und wollte nicht zugeben, daß das, wie Goethe behauptete, aus der Erfahrung hervorgehe.

Unterdessen war man an Schiller's Haus gekommen; Goethe wurde durch das lebhafte Gespräch hineingelockt und trug nun seine bekannte Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, indem er sogar mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor Schiller's Augen entstehen ließ. Dieser vernahm und betrachtete das alles mit großer Theilnahme und entschiedener Fassungskraft. Aber als Goethe geendet hatte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist Idee." Goethe stutzte, aber obgleich einigermaßen verdrießlich, nahm er sich doch zusammen, und erwiederte: „Das kann mir sehr lieb seyn, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Schiller antwortete hierauf ruhig und bei der reinen Sache bleibend, als Einer, der seiner Ansicht gewiß war: „Wie kann jemals

Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren kann." Da aber Göethe hartnäckig dafür focht, daß er mit seiner Meinung auf realem, erfahrungsmäßigem Grunde und Boden stehe, wurde erst nach vielem Streiten Stillstand gemacht. Goethe hielt sich nicht für überwunden, aber er hatte Schiller von einer Seite kennen lernen, die ihn um so mehr mit Achtung erfüllen mußte, da ein dunkles Gefühl ihm sagen mochte, daß Schiller Recht habe. Dieser hatte ihn auf ein Gebiet geführt, wo er Goethe'n ohne Widerrede überlegen war, und mochte vielleicht das Bedürfniß in ihm angeregt haben, sich mit der Kant'schen Philosophie gründlicher bekannt zu machen. „Der erste Schritt war gethan," sagt Goethe, „Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt Alle fest, die sich ihm näherten." Die Horen knüpften dann das Band unzertrennlich, so wie auch Schiller's Gattin, die Goethe von ihrer Kindheit auf schätzte und liebte, das Ihrige zu einem dauernden Verständnisse beitrug.

Den großen Dichter für seine Zeitschrift zu gewinnen, mußte Schiller's höchster Wunsch seyn, und so lud er ihn am 13. Juni 1794 zum Beitritte ein. Goethe, in dem sich der poetische Darstellungstrieb wieder zu regen begann, fühlte das Bedürfniß, sich anzuschließen, und den Weg, den er seit langer Zeit beinahe allein gegangen war, in aufmunternder Gesellschaft fortzusetzen. Er sah, daß ihm

Schiller's ernstes Streben und scharfes Urtheil von unendlichem Nutzen seyn könne, und erwiederte daher, er werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft seyn. Ja, er besuchte Schiller selbst in Jena, und da entstand dann in der glücklichen Stunde eines Gesprächs über Kunst und Kunsttheorie das innige geistige Zusammentreffen beider Männer, durch welches jene Zeit zu einer Epoche in dem Leben beider Dichter und in der Literatur unsers Volkes geworden ist. Der Bund beruhte von seinem ersten Beginne an auf einem unaufhaltsamen Fortschreiten geistiger Ausbildung und poetischer Thätigkeit. „Es bedurfte," wie Goethe sich charakteristisch äußert, „für uns keiner sogenannten besondern Freundschaft, denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unseren gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden." Wenn beide Männer an einem Orte lebten, so sahen sie sich jeden Tag; waren sie von einander getrennt, so schrieben sie sich jede Woche. Ihr Briefwechsel ist der treueste, reinste Spiegel ihres großen, neidlosen zusammenstrebenden Geistesbundes.

Im Anfange Septembers 1794 erhielt Schiller von Goethe eine Einladung, ihn auf vierzehn Tage, wo der Hof sich zu Eisenach aufhalten, und er ganz unabhängig seyn werde, in Weimar zu besuchen und in aller Bequemlichkeit bei ihm zu wohnen. Schiller, dessen Frau mit dem Kinde auf ein paar Wochen nach Rudolstadt gegangen war, um den Blattern auszuweichen, nahm die Einladung mit Freuden an, fügte aber „die ernstliche Bitte" bei, Goethe möge in keinem

Stück ſeiner häuslichen Ordnung auf ihn rechnen, denn leider nöthigten ihn ſeine Krämpfe, gewöhnlich den ganzen Morgen dem Schlafe zu widmen, weil ſie ihm Nachts keine Ruhe ließen; überhaupt werde es ihm nie ſo gut, auch den Tag über auf eine beſtimmte Stunde zählen zu dürfen. Goethe werde ihm alſo erlauben, ſich in ſeinem Hauſe als einen Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet werde. Die Ordnung, die jedem Andern wohl mache, ſey ſein gefährlichſter Feind; denn er dürfe nur in einer beſtimmten Zeit etwas Beſtimmtes vornehmen müſſen, ſo ſey er ſicher, daß es ihm nicht möglich ſeyn werde. Er bitte daher bloß um die leidige Freiheit, bei Goethe krank ſeyn zu dürfen.

Wie erhaben muß uns der Mann erſcheinen, der bei ſolchen Leiden nicht an ſeinem Lebenszwecke irre wird! „Nachdem ich jetzt," ſchrieb er in dieſen Tagen, „meine moraliſchen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine phyſiſchen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geiſtesrevolution werde ich ſchwerlich Zeit haben in mir zu vollenden; aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zuſammenfällt, ſo habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet."

Schiller ging alſo in der zweiten Hälfte des Septembers, von Humboldt begleitet, nach Weimar. Die Freunde theilten einander ihre Arbeiten mit, Schiller z. B. Goethe'n ſeine Abhandlung vom Erhabenen und die Recenſion über

Matthiſſon; Goethe zeigte das Wichtigſte aus ſeinen Sammlungen; und ſo knüpften ſich viele neue Bezüge zwiſchen ihnen an. Schiller erquickte ſich an der Totalanſchauung des außerordentlichen Mannes, und nahm ſo viele Eindrücke in ſich auf, als der Grad ſeiner Empfänglichkeit erlaubte. Aber auch der ſelbſtthätigſte Geiſt verhält ſich eine Zeit lang receptiv, wenn er eine ſo hervorragende Perſönlichkeit liebend auf ſich einwirken ſieht. „Ich ſehe mich wieder in Jena," ſchreibt er nach dieſen Tagen, vielleicht den lehrreichſten, die er bisher erlebt hatte, „aber mit meinem Sinne bin ich noch immer in Weimar."

Welch einen unendlichen Einfluß Goethe auf Schiller ausübte, kann nur im weitern Verlaufe unſerer Darſtellung allmählig vor Augen geführt werden. Goethe'n allein verdankt Schiller, verdankt Deutſchland die Zeitigung ſeines poetiſchen Talents. Wie mußte es ſein Selbſtvertrauen ſteigern, daß er nun ſo unvermuthet und plötzlich der nächſte Freund des ruhmgekrönten Dichters geworden war. Dieſe an der Zeit gereifte, frei erwachſene Freundſchaft wog ihm ſeine ganze Kränklichkeit, ſein herbes Schickſal auf. Er erkannte es, daß die verſchiedenen Bahnen, die Beide bisher gewandelt waren, ſie nicht früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zuſammenführen konnten. Schiller's Selbſtſtändigkeit wäre vor ſeiner philoſophiſchen Orientirung in Gefahr geweſen, nur ſeine gereifte Denkkraft konnte für Goethe anziehend ſeyn. Jetzt aber ſtand zu

erwarten, daß sie den noch übrigen Weg mit um so größerem Gewinne zusammenwandeln würden, „da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.“ Auch auf seinen Gesundheitszustand wirkte dieser freudige Muth günstig zurück, und Goethe übte selbst einen wohlthätigen Einfluß durch Aufheiterung und guten Rath; so daß er wieder mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit gewann, und sich regelmäßiger dem Schlaf und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ.

Während ihn diese neue Freundschaft noch fester an das Weimarische Land knüpfte, erhielt er einen durch seine Freunde ausgewirkten Ruf nach Tübingen. Schon bei seinem Besuche Abel's in Tübingen war bei seinen dortigen Freunden der Gedanke entstanden, daß Schiller eine Professur an der Tübinger Universität annehmen möchte, und damals hatte sich Schiller dieser Idee nicht abgeneigt erklärt, obgleich er die Unmöglichkeit erkannte, bei seinem Gesundheitszustande fortlaufende Vorlesungen zu halten. Jetzt wurde ihm nun zweimal nach einander eine Professur angetragen, das zweite Mal mit dem Zusatze, daß er völlige Freiheit haben solle, ganz nach seinem Sinne und nach Maßgabe seiner Gesundheit auf die Studirenden zu wirken. Den ersten Antrag lehnte er ohne Weiteres ab; beim zweiten schrieb er, um sich für den Fall, daß zunehmende Kränklichkeit ihn an schriftstellerischen Arbeiten hindern sollte, an den Geheimen Rath Voigt in Weimar und bat ihn, vom Herzoge eine Versicherung auszuwirken, daß ihm

in dem äußersten Falle sein Gehalt verdoppelt werden sollte. Diese Bitte wurde ihm erfüllt, und nun schlug er auch den zweiten Ruf in einem noch erhaltenen Briefe an Abel aus, indem er vorzüglich auf seine Gesundheitsumstände und seine Verbindlichkeiten gegen den Weimarischen Hof hinwies. Zu diesem Entschlusse wirkte, außer der eben angeknüpften Verbindung mit Goethe, auch wohl die große Anhänglichkeit seiner Gattin an ihre Familie und Freunde, und ihre Vorliebe für die Weimarischen Verhältnisse und den feinern Ton in Sachsen mit.

So trefflich sich nun auch Schiller's Charakter darin bewährte, daß er aus dankbarer Anhänglichkeit an den Herzog, und weil er sich nicht durch kleinliche Klugheit in seinem Lebensgange irren lassen wollte, jenes Anerbieten ausschlug: so wenig mögen wir die Art und Weise loben, wie er und Goethe sich dem großen Publicum gegenüber in der Einführung der neuen Zeitschrift, der Horen, benahmen. Es wurde mit dem Herausgeber der allgemeinen Literaturzeitung, dem Professor Schütz, arrangirt, daß alle drei Monate — und vom ersten Stücke schon im Anfange Januars — eine weitläufige Recension der Monatschrift erscheinen sollte. Diese Recensionen wurden von Cotta bezahlt, und die Recensenten waren Mitglieder der Gesellschaft, welche an den Horen arbeiteten. Anfangs hatte man es sogar auf zwölf jährliche Beurtheilungen dieser Art abgesehen, wobei, wie Schiller in einem Briefe an Schütz sagt, es sich von selbst verstände, „daß der

Recensent eines Monatstückes an dieſem Stücke nicht mitgearbeitet haben dürfe, und daß überhaupt eine anſtändige Gerechtigkeit beobachtet würde." Als aber nun nur vierteljährlich für jeden Band eine Recenſion geliefert ward, fiel dieſe Beſchränkung weg; die Beurtheilungen wurden unter Schütz, Humboldt, Fichte, Körner u. A. vertheilt, und an Unpartheilichkeit war kaum zu denken. „Wir können alſo," äußert ſich Schiller gegen Goethe, „ſo weitläufig ſeyn, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publicum doch Alles vormachen muß." Nun bekam Schiller die Recenſionen der Horen im Manuſcripte zu leſen und freute ſich, wenn der Recenſent auf eine geſchickte Weiſe den Ruf der Unpartheilichkeit behauptete. [1]) Ja er ließ ſich ſelbſt ſolche Rencenſionen übertragen. [2]) „Dieſe Recenſion," ruft er einmal aus, „wird alſo eine rechte Harlekins-Jacke werden." Welch' eine ganz andere Denkweiſe ſetzt dieſer literariſche Unfug voraus, als die Geſinnung war, in der Schiller die Ankündigung ſeiner Rheiniſchen Thalia ſchrieb, wo er das Publicum ſein Studium, ſeinen Souverain, ſeinen Vertrauten, ſein Alles nannte, was er allein fürchte und verehre!

Um dem unerquicklichen Eindruck, den hier Schiller als Recenſent auf uns macht, einen erfreulichern gegen-

1) Briefwechſel mit Goethe, Th. 1, S. 105 f.
2) Ebendaſ., S. 282, 285.

über zu stellen, erwähnen wir nun einiger Recensionen, in denen sich sein Genius würdiger ausgesprochen hat, wir meinen die Beurtheilungen von Goethe's Egmont und von Bürger's und Matthisson's Gedichten, denen wir dann noch, um keinen in Schiller's Werke aufgenommenen prosaischen Aufsatz zu übergehen, den Bericht über den Gartenkalender vom Jahre 1795 und die Vorrede zum ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval anreihen wollen.

Die noch in Weimar geschriebene Recension über Egmont erschien zuerst 1788. Eine Veranlassung zu der Beurtheilung fand Schiller in seinen damaligen Studien und Arbeiten. Er war mit seiner niederländischen Geschichte beschäftigt. Ohne diesen äußern Bestimmungsgrund hätte er vielleicht eher nach Goethe's Iphigenia gegriffen.

Seine Art brachte es mit sich, daß es ihn als Recensenten nicht befriedigte, sich dem Gegenstande ganz hinzugeben und ein Werk rein nach der Denkweise und den Absichten seines Verfassers zu beurtheilen. Er geht weiter und unterwirft auch die Intention und Gesinnung des Dichters einer Kritik. Hierzu bedarf es aber einer Norm, eines idealen Princips. Dieses stellt er an die Spitze, von diesem geht er aus. Darnach verändert sich denn auch seine ganze Aufgabe. Er untersucht, in wie fern das Kunstwerk mit den allgemeinen Ideen übereinstimmt, welche er als die einzigen richtige voranstellt; er schreibt dem

Verfasser die Zwecke, die Ansichten, die Bildung vor, die er haben soll. Stimmt dieser hierin mit seinem Beurtheiler nicht überein, so kommt er nothwendig schlimm weg. Es fragt sich dann nicht mehr, wie anschaulich und wahr ein Dichter die Persönlichkeit und Weltansicht, die ihm einmal eigen waren, darstellte, sondern welchen Werth diese Persönlichkeit und Weltansicht überhaupt hatten, und ob es sich der Mühe lohnte, sie poetisch zu gestalten. Die ganze Beurtheilung wird hierdurch mehr philosophisch, psychologisch und moralisch, als ästhetisch.

In der Beurtheilung des Egmont geht Schiller von der Abstraction aus, daß der tragische Dichter es bei seiner Darstellung vorzugsweise entweder auf außerordentliche Handlungen und Situationen, oder auf Leidenschaften, oder auf Charaktere abgesehen habe, und stellt den Egmont mit Recht unter die letzte Gattung. Goethe zeichnet hier nicht verschlungene, hervorstechende Begebenheiten, auch nicht eine vorwaltende Leidenschaft, sondern er malt Menschen, Stände, eine Zeit, ein Volk in ihrer ganzen Individualität. Diese unübertreffliche sinnliche Wahrheit des Dramas hat Schiller durchaus befriedigend nachgewiesen und lobend gewürdigt. Aber Zweierlei findet er zu tadeln: Die opernmäßige Erscheinung der Freiheit und Clärchens in einer Gestalt, und Goethe's ganze Auffassung des Egmont.

Gegen die erste Ausstellung wird eine vorurtheilsfreie Kritik Goethe nicht in Schutz nehmen mögen, und auch was den zweiten Tadel betrifft, hat unser Kritiker von

seinem Standpuncte aus Recht. Er vermißt im Goethe'schen Egmont Größe des Charakters und kann es nicht loben, daß das Drama aus einem Gatten und Familienvater einen unverheiratheten Liebhaber gewöhnlichen Schlages gemacht habe, zumal da durch die zeitliche Sorge für seine Familie Egmont's Zuversicht allein motivirt werde. Man kann dieß zugeben und dennoch Goethe's Stück in seiner Art vortrefflich finden. Nach Schiller's Idee wäre ein ganz anderes, und bei gleich musterhafter Ausführung sicherlich ein Drama höhern Styls entstanden. Aber wer will es Goethe'n verargen, daß er sich die Aufgabe niedriger stellte, da er sie so herrlich löst'e?

Die Recension von Bürger's Gedichten erschien 1791 und ist vor seinem Krankheitsanfalle im Jahre 1790 geschrieben. Wir begnügen uns Bouterweck's treffendes Urtheil über dieselbe mitzutheilen: „Schiller wollte Bürger's poetisches Verdienst ganz unbefangen würdigen. Aber es mißlang ihm, weil er seine Idealpoesie der Bürger'schen Naturpoesie zum stetigen Muster vorhielt. Er entdeckte auf diese Art die Schattenseite der Bürger'schen Poesie sehr bestimmt. Alle Fehler und Mängel könnten nicht stärker und richtiger bezeichnet werden, als in Schiller's Recension, die den armen Bürger so tief verwundete, wie kaum einer der harten Schläge des Schicksals, die um diese Zeit ihn trafen. Die schreiende Ungerechtigkeit dieser Recension beruht auch nicht sowohl auf dem Tadel, in welchem sie wenigstens immer zur Hälfte Recht hat, als

auf der Kälte des einseitigen Lobes im Gegensatze mit der Wärme des Tadels. Das war es, was Bürger nicht verschmerzen konnte."

Zwischen der ersten Gruppe von Schiller's philosophischen Schriften in der Neuen Thalia, und der zweiten in den Horen, steht die Recension der Gedichte Matthisson's mitten inne. Schiller hatte, wie wir wissen, den liebenswürdigen Dichter in seiner Heimath kennen lernen, und ließ nach seiner Zurückkunft im September 1794 diese Beurtheilung in der Allgemeinen Literaturzeitung erscheinen. An der strengern Formelsprache sieht man es diesem Aufsatze an, daß er *nach* dem Studium der Kant'schen Philosophie verfaßt ist. Auch hier geht Schiller von einem allgemeinen Gesichtspuncte aus. Er hebt die Beurtheilung mit Untersuchung der Frage an, ob die Landschaftsdichtung zur schönen Kunst gehöre, eine wirkliche Gränzerweiterung der Poesie sey, und erklärt sich entschieden *für* diese neue Gattung. Die Gründe, worauf er sein Urtheil stützt, dürften vor einer schärfern Prüfung nicht wohl bestehen. Ohne Zweifel war es Schiller's eigener tiefer Naturſinn und die sittliche Grazie in Matthisson's Gedichten, was ihm diese so werth machte. Sein für Naturschönheiten so offenes Herz nahm auch die Naturpoesie in Schutz, und der Dichter Matthisson setzte sich bei ihm durch den Menschen in Achtung.

Der Bericht über den Gartenkalender vom Jahre 1795 ist deßwegen merkwürdig, weil Schiller hier sich über einen

materiellen Gegenstand ausspricht, was er später nur noch einmal in dem Aufsatze „An den Herausgeber der Propyläen“ in Bezug auf die Malerei wiederholte. Aber in beiden Darstellungen entwickelte er an materiellem Stoffe nur eigenthümliche mitgebrachte Ideen. In der vorliegenden werden die bisherigen Formen der ästhetischen Gartenkunst, die architektonische Form der französischen Gartenanlagen und die poetische der englischen, neben einander gestellt, das Einseitige und das Wahre wird aufgezeigt, das diese extremen Weisen enthalten, und endlich wird mit dem Herausgeber des Kalenders auf den guten Mittelweg hingewiesen, der zwischen der Steifigkeit des französischen und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen Geschmacks glücklich hindurchführe. Geistreich und eigenthümlich ist noch die beigefügte Charakteristik des Eindrucks, welchen die Hohenheimer Gartenanlagen auf den machen, der von Stuttgart her durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihnen geführt werde. Wir finden hier die Grundideen niedergelegt, die er in dem gleichzeitig geschriebenen Gedichte „der Spaziergang“ weiter ausgeführt hat.

Die schon im Jahre 1792 verfaßte Vorrede zu dem ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval endlich reiht sich an die Grundidee im „Verbrecher aus verlorener Ehre“ an, daß in der ganzen Geschichte des Menschen kein Capitel unterrichtender sey für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen. Auf diesen, hier geistreich weiter ausgeführten Gedanken

gestützt, empfiehlt er dem Leser die Sammlung solcher Criminalfälle, ohne dabei das Unterhaltende einer solchen Lectüre unberücksichtigt zu lassen. Wie es aber seinem ordnenden Geiste Bedürfniß war, Alles zu classificiren, so weis't er auch diesem Buche seine Stelle an mitten zwischen den dem Wahren, Schönen und Guten dienenden Werken und den gewöhnlichen Unterhaltungsbüchern, gegen welche er sich kurz, aber stark erklärt. Ein geschworener Feind alles Gemeinen, versäumte er nicht leicht, seine Gesinnung auszusprechen, wo ihm das Gemeine in den Weg trat.

Achtes Capitel.

Philosophische Schriften: Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. Ueber die tragische Kunst. Ueber Anmuth und Würde. Ueber das Pathetische. Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Ueber das Erhabene. Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauche schöner Formen. Ueber den moralischen Werth ästhetischer Sitten.

Nachdem im Vorhergehenden die Gründung der Horen erzählt worden, wäre es nun an der Zeit, von Schiller's Aufsätzen für diese Monatsschrift zu reden. Der historischen ist schon früher gedacht. Ehe wir aber die philosophischen durchgehen, haben wir noch eine Reihe älterer, in

die Neue Thalia eingerückter philosophischer Aufsätze nachzuholen, die des Zusammenhanges wegen, für diese Stelle zurückgelegt worden sind.

Zwei derselben sind noch vor dem genauern Studium der Kant'schen Theorie des Schönen und Erhabenen geschrieben; es sind die Abhandlungen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" und „Ueber die tragische Kunst." In jener bietet uns der Verfasser die Erstlinge seiner ästhetischen Speculation. Er vindicirt den schönen Künsten eine selbständige Bedeutung und will sie daher nicht als bloße Dienerinnen der Moral angesehen wissen. Ihr Zweck sey das freie Vergnügen, d. h. dasjenige, das aus dem Spiele unserer Vorstellungen entspringe. Dieses freie Vergnügen beruht auf moralischen Bedingungen und kann auch nur durch moralische Mittel hervorgebracht werden. Ein freies Vergnügen empfinden wir aber über Alles, was wir uns als zweckmäßig vorstellen. Nun bestimmt Schiller die Classen unserer zweckmäßigen Vorstellungen, freilich in wenig befriedigender Weise, und verweilt dann insbesondere bei dem Rührenden und Erhabenen, welches letztere aus einer Zweckmäßigkeit entspringe, der eine Zweckwidrigkeit zu Grunde liege. Die dem Erhabenen correspondirende Empfindung, die Rührung vereinige daher Vergnügen und Schmerz, sie sey eine Lust an dem Leiden. Keine Zweckmäßigkeit erfreue uns aber mehr, als die moralische, besonders dann, wenn sie in einem Kampfe mit Naturzwecken oder mit einer niedrigern

moralischen Zweckmäßigkeit die Oberhand behalte. In diesem siegenden Widerstreite stellt uns vorzugsweise die Tragödie die menschliche Freiheit dar. In Coriolan siegt die Vaterlandsliebe über die Selbstliebe, in Timoleon die republicanische über die Bruderliebe. Dann werden weiter noch die Quellen unseres tragischen Vergnügens an den Handlungen eines Verbrechers aufgedeckt. — Im Ganzen hat Schiller schon in diesem Aufsatze seinen Genius würdig und kräftig ausgesprochen, wenn gleich in den Principien ihm Einiges mißlungen seyn möchte. Von Anderm abgesehen, hat er darin nicht wohl gethan, daß er dem Rührenden gleichen Rang mit dem Erhabenen einräumte, was auf seine nachherige poetische Praxis einen außerordentlich großen Einfluß geübt hat. In den meisten Dramen der dritten Periode überwiegt das Rührende das Erhabene, und zu einer reinen Darstellung des Erhabenen hat Schiller sich doch nur selten erhoben.

Der bald nachher geschriebene Aufsatz „Ueber die tragische Kunst" ist ein Versuch, den Begriff der wahren Tragödie aus ihren Elementen zu construiren. Er geht von der bekannten Erfahrung aus, daß das Spiel der Affecte immer etwas Angenehmes für uns hat, wenn wir uns nur in einer freien Gemüthsverfassung befinden. In diesem Falle ergötzen uns sogar, und zwar in hohem Grade, schmerzhafte Empfindungen. Schiller findet nun, in Uebereinstimmung mit dem vorigen Aufsatze, die Ursache dieser Thatsachen in der sittlichen Natur des Menschen.

In dem Grade nämlich, als der Mensch sein sittliches Vermögen ausgebildet habe, sey er im Stande, die aus der sinnlichen Natur stammenden schmerzhaften Affecte zu beherrschen und in Schranken zu halten. Hiernach erklärt er dann das Vergnügen des Mitleids. Nämlich gerade durch den Angriff, den das Mitleid auf unsere Sinnlichkeit mache, werde die sittliche Selbstthätigkeit unserer Vernunft aufgeregt und also der Zustand in uns herbeigeführt, welcher für uns der zweckmäßigste und somit der erfreulichste ist. Die tragische Kunst aber habe sich dieses Vergnügen des Mitleids insbesondere zum Zwecke gesetzt. Nach dieser Grundlegung untersucht der Verfasser, wie das Vergnügen des sympathetischen Leidens geschwächt werde. Hier hebt er nun unter Anderm hervor, daß das Mitleid auch dann gestört werde, wenn das Unglück des Leidenden von einem blinden Schicksale ausgehend gedacht werde, weßhalb er, merkwürdiger Weise, in der neuern Tragödie das Schicksal der Alten durch die Vorsehung verdrängt wissen will. Weiter wird dann die Frage besprochen, wodurch das Vergnügen des Mitleids am unfehlbarsten und stärksten geweckt werden könne. Schiller antwortet: dadurch, daß uns fremdes Leiden vorgestellt und nicht bloß erzählt wird, daß die sympathetischen Eindrücke wahr, d. h. den allgemeinen und nothwendigen Bedingungen der menschlichen Natur angemessen sind, daß die dargestellte Handlung vollständig charakterisirt ist und als solche aufgefaßt wird, und daß sie eine Dauer hat.

Und aus diesen Elementen erbaut er sich dann die Idee und den Begriff der tragischen Kunst, nur daß er die Begriffe der dichterischen Nachahmung leidender Menschen noch mit hinzunimmt. Der Zweck der Tragödie besteht darin, unser Mitleid zu erwecken, uns zu rühren. Die Mittel, die der Dichter bei der Behandlung seines Gegenstandes anwendet, um ihn rührend zu machen, machen die Form der Tragödie aus. — Schiller versuchte hier die Theorie des Dramas mittelst einiger von Aristoteles entlehnten Gedanken weiter auszubilden. Aber so viel Geistreiches und Vortreffliches diese Abhandlung auch enthält, so vermag sie dennoch nicht, wie in dem größern Werke über Schiller dargethan worden, die Ansprüche der Wissenschaft zu befriedigen.

Hatte sich Schiller in den beiden genannten Aufsätzen über sein dramatisches Geschäft verständigen wollen, so suchte er in den folgenden Abhandlungen, sich zum Allgemeinen erhebend, über das Sittlichschöne und Erhabene Aufschluß zu gewinnen. Als er nach leidlicher Genesung von der schweren Krankheit im Jahre 1791 in Kant's Theorie des Schönen und Erhabenen eingedrungen war, gelang ihm eine Arbeit, die an Umfang und Werth Alles übertraf, was er bisher über Aesthetik geschrieben hatte: die Abhandlung „Ueber Anmuth und Würde." Sie erschien zuerst im zweiten Hefte der Neuen Thalia vom Jahre 1793. Die Fundamentalgedanken derselben sind etwa folgende: Der menschliche Körper zeigt uns zwei Arten der Schönheit.

Die eine entſpringt aus ſeiner ſinnlichen Natur und heißt die fixe, architektoniſche oder die Schönheit des Baues. Da aber die Geſtalt auch unter dem Einfluſſe der Perſon oder der Freiheit ſteht, ſo gibt es auch eine Schönheit des Spiels oder Ausdrucks, eine bewegliche Schönheit, die Anmuth, welche auf den willensthätigen, ſich dem Körper mittheilenden Bewegungen der Seele beruht. Die anmuthige Bildung gehört zur ſprechenden, mimiſchen Bildung, ſie unterſcheidet ſich aber von dieſer dadurch, daß ſie auch zu ihres Eigenthümers Vortheil ſpricht, d. h. daß ſie eine moraliſche Empfindungsart und Fertigkeit ausdrückt. Sie erfolgt nämlich, wenn freie Willensbewegung und ſinnliche Affecte, wenn Pflicht und Neigungen, Vernunft und Sinnlichkeit in uns zuſammenſtimmen. Dieſe Harmonie unſerer ſittlichen und ſinnlichen Kräfte bildet die ſchöne Seele, und deren unabſichtlicher Ausdruck in der Erſcheinung iſt die Anmuth oder Grazie. Aber wenn dagegen die Geſetzgebung der Natur mit der der Vernunft in Widerſtreit geräth und der Menſch ſeine Neigung dem Pflichtgebote unterwirft, ſo handelt er moraliſch groß oder erhaben. Der Ausdruck dieſer ſittlichen Geiſteskraft in der Erſcheinung iſt Würde.

Wir haben dieſe Grundgedanken der Schrift in unſerm größern Werke näher beleuchtet und namentlich auf Einiges aufmerkſam gemacht, was unſrer vorgeſchrittenen Zeit als fehlgegriffen erſcheinen muß. Aber dieſer Ausſtellungen ungeachtet muß man das Zeugniß unterſchreiben, welches

Kant, der vollgültigste Gewährsmann, der Schrift ertheilt, „daß sie mit Meisterhand verfaßt sey.“ [1]) Um die Anmuth und Würde in ihren Geburtsstätten aufzusuchen und sie gleichsam vor unseren Augen entstehen zu lassen, entwickelt Schiller die wichtigsten Begriffe unsrer Natur, den Begriff der Schönheit, der Freiheit, der Naturnothwendigkeit und vieler anderer, und enthüllt die Oekonomie unserer sittlichen Kräfte, die Gesetzgebung unsrer praktischen Vernunft. Indem er in der Anmuth und Würde die entferntesten Spuren des Persönlichen im Menschen, der Pflicht und Freiheit, anerkennt, macht er, von jenen Endpuncten bis zum Uebersinnlichen vordringend, einen langen Weg durch das ganze Gebiet des Geistes, und läßt auf dieser großen Strecke auch das selten unberührt, was ihm nur zur Seite liegt. Die Abhandlung ist daher mit eben dem Rechte eine moralische, wie eine ästhetische zu nennen; denn ihr Verfasser schöpft ja das Schöne, von dem hier die Rede ist, nur aus sittlicher Quelle. Indem aber Alles so sorgfältig erörtert und so tief untersucht ist, und in dem Aufsatze, bei aller Strenge der Forschung, bei seinem systematischen Gange und seiner schönen Abrundung, dennoch so viele Ausbeugungen nach allen Seiten hin vorkommen: ist derselbe geschmückt mit einem großen Reichthume von Ideen, mit schönen Ausführungen, scharfsinnigen Unter-

---

1) Kant's Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft. S. 10.

scheidungen und einer Fülle freier, mit dem zartesten Gefühle aus dem Leben gegriffener Bemerkungen. Namentlich muß die vergleichende Charakteristik der Anmuth und Würde nebst beiden Abarten gegen das Ende der Darstellung als unübertrefflich gepriesen werden.

Suchen wir für diese Schrift die Quelle in Schiller's innerm Leben, so sehen wir unläugbar, daß sich in dieser Theorie der Würde sein Freiheitsprincip, und in der Theorie der Anmuth sein zweites Lebenselement, die Humanität seines Herzens, eine wissenschaftliche Form suchte. Er erkannte aber nach dieser vorläufigen Orientirung über sich selbst das Schwierige, sich über sein ganzes sittliches Leben zugleich aufzuklären; deßwegen hielt er sich in den nächstfolgenden Aufsätzen allein an sein Freiheitsprincip, auf welches er mit Kant das Erhabene gründete, und kehrte erst in den Briefen über ästhetische Menschenerziehung zur wissenschaftlichen Auffassung der Humanität zurück, aus welcher er die Theorie des Schönen hervorgehen ließ. Es war natürlich, daß er das Element, welches sich in seinem Leben am frühesten und stärksten ausgebildet hatte, im Besondern auch zuerst wissenschaftlich zu begreifen suchte. Wir legen daher im Folgenden zunächst die Aufsätze vor, worin er sich über das Erhabene und sein Freiheitsprincip zu verständigen suchte.

Der Aufsatz „Ueber das Pathetische" ist in seiner gegenwärtigen Gestalt nur das Fragment eines Fragmentes. In der Thalia (1793) erschien nämlich eine längere,

unvollendet gebliebene Abhandlung: „Vom Erhabenen, zur weitern Ausführung einiger Kant'schen Ideen.“ Schiller nahm später in seine kleinen prosaischen Schriften nur den letzten Abschnitt derselben auf, der seiner Ueberschrift gemäß vom Pathetisch-Erhabenen handelt. Beide Theile, der unterdrückte und der aufgenommene, unterscheiden sich in ihrer Fassung sehr von einander. Der erste Theil ist eine begriffrechte Entwickelung und Classification des Erhabenen; in dem letzten Theile begegnet uns nicht eine vereinzelt wirkende Geisteskraft, sondern der ganze Schiller. Der Raum gestattet uns nicht, jenen allgemeinen Theil näher zu betrachten, wenn er gleich ein Meisterstück wissenschaftlicher Begriffsentwickelung ist, wie wir von unserm Denker nur noch Ein anderes besitzen. Wir müssen hier den Leser auf unsere Supplemente zu Schiller's Werken [1]) und die größere Schrift über Schiller [2]) verweisen.

Der aufgenommene Theil stellt als erstes Fundamentalgesetz der Tragödie die lebendigste Veranschaulichung der leidenden Natur auf. Pathos muß da seyn, damit die Fassung des Gemüthes sich als Kraft der Seele kund gebe und nicht als Unempfindlichkeit erscheine. Das zweite Grundgesetz ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden. Daher wird jede Darstellung bloßer

1) IV, S. 520 ff.
2) Thl. 2, S. 326 u. ff.

(ſinnlicher) Affecte als gemein verworfen. Hierauf wird die Frage erörtert, wie das überſinnliche Princip im Menſchen, die moraliſche Widerſtandskraft, ſinnlich dargeſtellt werden könne. Der Künſtler muß alle nur inſtinctartigen Erſcheinungen des Menſchen, die der freie Wille nicht beſtimmen kann, leidend, dagegen alle anderen willensthätigen Aeußerungen ruhig und mit jenen contraſtirend darſtellen. Denn hierdurch wird offenbar auf eine überſinnliche Kraft im Menſchen hingewieſen. Sodann wird das Erhabene der Faſſung und das Erhabene der Handlung einander gegenübergeſtellt. Jenes entſpringt, wenn ſich die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes im Zuſtande des Leidens negativ offenbart, d. h. wenn der ethiſche Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz nicht empfängt; dieſes, wenn ſie ſich poſitiv kund gibt, d. h. wenn der ethiſche Menſch dem phyſiſchen das Geſetz gibt, oder mit anderen Worten, wenn ſein Leiden das Werk ſeines moraliſchen Charakters iſt. Dieß kann auf zweierlei Weiſe geſchehen, entweder indem der Menſch aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt, oder indem er eine übertretene Pflicht moraliſch büßt. Daran ſchließt ſich endlich noch eine ſehr ausgeführte Unterſcheidung der moraliſchen und äſthetiſchen Schätzung.

In dieſer Unterſuchung über das Erhabene hatte Schiller noch einen Gegenſtand, die Analyſe des theoretiſch Erhabenen (des Erhabenen der Faſſung) unerledigt gelaſſen, und daher in der Thalia eine Fortſetzung des

Aufsatzes am Ende versprochen. Er erfüllte sein Versprechen in einer eigenen, vortrefflichen Untersuchung, welcher er den bescheidenen Titel „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände“ gab, ohne daß dieser Aufsatz in seiner wissenschaftlichen Form unzusammenhängender oder freier wäre, als die meisten anderen. Er hebt mit einer Vergleichung des Angenehmen, Guten und Schönen an, beleuchtet dann durch Beispiele und Begriffe die hiervon verschiedene Lust am Erhabenen in seinen beiden Gestalten, und geht dann zu seinem eigentlichen Zwecke, zu einer Exposition des Erhabenen der Fassung über. Hiernach könnte die Untersuchung benannt werden, wenn das eigentliche Thema in der gegenwärtigen Gestalt des Aufsatzes nicht verhältnißmäßig zu kurz behandelt wäre. Wir sagen: in der gegenwärtigen Gestalt; denn die Abhandlung ist nicht nur unvollendet geblieben, [1]) sondern in unserer jetzigen Ausgabe ist auch ein sehr großes Stück des eigentlichen Themas, und zwar ein Meisterstück streng wissenschaftlicher, fast mathematisch evidenter Beweisführung, [2]) ausgemerzt worden. Hierdurch kam es, daß der eigentliche Aufsatz nicht mehr Raum einnimmt, als die einleitenden Gedanken.

Uebersehen wir die bisher betrachteten Abhandlungen

---

1) In der Thalia (1793) stehen am Ende derselben die Worte: „Die Fortsetzung folgt.“

2) Mitgetheilt in meinen Supplem. zu Sch. W., IV, 552 u. ff.

in ihrem Zusammenhange, so finden wir: Im ersten Aufsatze leitet Schiller das tragische Vergnügen aus dem Principe der Vernunft ab; im zweiten führt er eine wissenschaftliche Genesis des Begriffs der Tragödie aus; im dritten deducirt er die Anmuth und Würde aus der Harmonie und dem Widerstreite der Sinnlichkeit mit der Vernunft; im vierten stellt er eine allgemeine Theorie des Erhabenen auf, aus welcher er dann in einem besondern Abschnitte die Fundamentalgesetze der Kunstdarstellung des Erhabenen hervorgehen läßt, und, jene Theorie vervollständigend, spricht er im fünften Aufsatze von dem theoretisch Erhabenen. Hierdurch ist die Theorie des Erhabenen beinahe erschöpft und auf den Zweck der tragischen Kunst, so wie deren Begriff und Ausübung angewandt, ja es ist sogar der äußere Ausdruck des Erhabenen nachgewiesen. Nach allem diesem blieb von der ganzen Lehre des Erhabenen nichts Bedeutendes mehr übrig, als den Werth desselben für die Menschenbildung darzustellen, was später noch geschah. Ein Gedankenkreis ist somit beinahe vollkommen ausgemessen. Schiller hat sich über das orientirt, was ihm am nächsten lag; er hat seinen dramatischen Genius in Harmonie gebracht mit seinem sittlich-heroischen. Wie früher darstellend, so hat er jetzt untersuchend sein Freiheitsprincip manifestirt.

Bei dieser Einheit ihres Endzweckes wird der tiefer Blickende in diesen verschiedenen Aufsätzen, so frei auch ihre Behandlung seyn mag, dennoch einen durchlaufenden

Faden der Methode nicht verkennen. Sie erheben sich von besonderen Betrachtungen zur allgemeinen Theorie; sie beginnen mit dem Aeußern und enden mit dem Innern. Und eben so läßt sich in ihnen ein bedeutender Fortschritt in den Einsichten und der Darstellung ihres Urhebers bemerken. In den ersten Aufsätzen ist Manches verfehlt, Einiges vielleicht ungenießbar, was sich aber im Fortgange allmälig ausmerzt, bis sich zuletzt Ansichten und Form zu einer hohen Klarheit läutern.

Schiller's nächste Aufgabe war nun, jener Theorie des Erhabenen eine Lehre des Schönen zur Seite zu stellen und den Werth des Schönen für das Menschenleben nachzuweisen. Dieß geschah in freier Form in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Sie erschienen zuerst in den Horen 1795 in drei Abtheilungen, die wir einzeln betrachten, weil sie nach Inhalt und Geist in sich gewissermaßen abgeschlossen und von einander sehr verschieden sind.

Die erste Abtheilung, welche die neun ersten Briefe umfaßt, ist eigentlich nur eine Einleitung. Der Zeitgeist, sagt der Verfasser, scheine Untersuchungen über das Schöne und die Kunst nicht günstig zu seyn; denn der materielle Nutzen beherrsche die Welt, und das Interesse an der großen politischen Rechtsfrage des Jahrhunderts lasse kein anderes aufkommen. Doch sey der Gegenstand seiner Abhandlung weit weniger dem Bedürfnisse, als dem Geschmacke des Zeitalters fremd. Der bisherige Naturstaat

könne dem Vernunftſtaat nicht auf einmal weichen ſondern es müſſe von der Herrſchaft bloßer Kräfte ein Uebergang zur Herrſchaft der Vernunftgeſetze geſucht werden. Dieſer Uebergang beſtehe darin, daß die Triebe, Gefühle und demgemäß die Kraft des Charakters übereinſtimmend gemacht würden mit der Vernunft. Eine ſolche harmoniſche Cultur hätten die Griechen gezeigt, uns Neueren dagegen ſey an die Stelle dieſer Totalität der ächtmenſchlichen Bildung ein Antagonismus der geiſtigen Kräfte getreten. Der eigenthümliche moderne Culturgang und die künſtliche Zerſplitterung der Arbeiten und Geſchäfte hätten unſere Anlagen unharmoniſch gebildet und in Widerſtreit gebracht, wobei die Gattung wohl gewonnen, aber das Individuum nothwendig verloren habe. Um aber dieſe Entgegenſetzung, dieſe Zerriſſenheit des innern Menſchen aufzuheben, gebe es nur Einen Weg. Man müſſe nämlich durch die Schönheit die lebendigen Triebe veredeln, durch die Kunſt unſer Empfindungsvermögen ausbilden.

Wir möchten zweifeln, ob ſich in unſerer ganzen Literatur Etwas mit dieſen erſten neun Briefen vergleichen läßt: ſo durchaus vortrefflich ſind ſie! Das herrlichſte Gleichgewicht der Gemüthskräfte prägt ſich darin aus. Man ſieht es ihnen an, daß ſie in der freieſten, heiterſten Geiſtesſtimmung, daß ſie in der geliebten Heimath und an einen hochgeehrten Freund geſchrieben, und ſpäter mit großer Sorgfalt überarbeitet ſind. Nicht im Allgemeinen wird hier der Werth des Schönen und der Kunſt abgeſchätzt,

sondern die Untersuchung faßt die Bedürfnisse, die Mängel der ganzen modernen Menschheit ins Auge und wird dadurch zu einer lebendigen Charakteristik. Philosoph und Historiker gehen hier Hand in Hand; aber beide verschwinden den Lesern wieder in dem Bilde des edelsten Menschen, der vor ihre Seele tritt. Und noch mehr erhalten hierdurch diese Briefe den Charakter des ächt Menschlichen, daß Schiller, ganz im Interesse seines uns bekannten ächt humanen Lebensprincips, die Sache der Alles vereinenden menschlichen Natur gegen die Anmaßungen des Alles trennenden Verstandes in Schutz nimmt, daß er als Verfechter der Rechte der lebendigen Triebe, der Kräfte des Willens auftritt gegen die einseitige Begriffsmäßigkeit der Vernunft, wie sie in der Tendenz seines Jahrhunderts lag Gewiß hat Schiller darin recht gesehen, daß bei aller Veredlung die vorhandenen Triebe, Gefühle und Willenskräfte den Ausschlag geben und diese daher vor Allem geweckt und veredelt werden müssen. Ob aber hierzu die Schönheit und Kunst ein zureichendes Mittel sey, ist die Frage. Unser Schriftsteller glaubt dieß, und er findet in diesem erhabenen Endzwecke und in der Immunität der Kunst von aller Willkür der Menschen die hohe Würde des Künstlers, die er im neunten Briefe so herrlich geschildert hat. Er sagt, [1]) er habe dazu das Portrait Goethe's genommen. Allerdings passen auch einige Züge speciell

1) Briefwechsel mit Goethe, Th. 1, S. 51.

auf diesen; aber im Ganzen ist es doch nur Goethe's Bild wie Schiller es in dem idealisirenden Spiegel seines eigenen erhabenen Geistes zurückstrahlen sah.

Die zweite Abtheilung dieser ästhetischen Untersuchungen in Briefform erstreckt sich vom zehnten bis zum sechszehnten Briefe einschließlich. Schiller beginnt hier seine „Metaphysik des Schönen" aufzustellen. Das jetzige Geschlecht, ist die Gedankenbewegung des Verfassers, soll durch Kunstschönheit von der Rohheit und der Erschlaffung abgeführt, und so eine zwiefache, entgegengesetzte Aufgabe durch Ein Mittel gelöst werden. Um die Möglichkeit hiervon nachzuweisen, müssen wir den reinen Begriff der Schönheit aus der sinnlich vernünftigen Natur des Menschen ableiten und so die Schönheit als eine nothwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen. Hier setzt nun Schiller der Person (der Vernunft, Freiheit) des Menschen dessen Zustand (Sinnlichkeit) entgegen. Demgemäß nimmt er einen (vernünftigen) Formtrieb und einen (sinnlichen) Stofftrieb an, welche beide unser Wesen nur unvollständig, einseitig ausdrücken. Nur wer sich zugleich als Materie (sinnlich) und als Form (geistig) fühlt und erkennt, hat eine vollständige Anschauung seiner Menschheit und darin ein Symbol seiner ausgeführten Bestimmung. Dieses Geschäft vollführt der Spieltrieb, welcher Werden mit absolutem Seyn, Veränderung mit Idealität, Glückseligkeit mit Vollkommenheit verbindet und zugleich physisch und moralisch ist. Der Mensch ist nur da ganz

Mensch, wo er spielt. Indem nun der Gegenstand des Stofftriebes *Leben*, der des Formtriebes *Gestalt* ist, muß das Object des Spieltriebes nothwendig *lebende Gestalt* seyn, ein Begriff, welcher wesentlich allen den Dingen zukommt, denen wir *Schönheit* zuschreiben. Mit der Forderung der vollendeten Menschheit ist auch die Forderung der Schönheit gegeben. Die Schönheit in der Idee besteht also in dem möglichsten Gleichgewichte des Stoffs und der Form. In der Wirklichkeit aber ist immer ein Schwanken zwischen diesen beiden Principien. Bei vorherrschender Materie wird die Schönheit zur *schmelzenden* (auflösenden, abspannenden) Schönheit, bei vorherrschender Form zur *energischen* (anspannenden) Schönheit. Der unter der ausschließenden Herrschaft der Sinnlichkeit oder der Begriffe stehende Mensch ist *angespannt* und bedarf der schmelzenden Schönheit, welche das sinnliche Leben besänftigt und das geistige belebt. Den sinnlich oder geistig *abgespannten* Menschen richtet die energische Schönheit wieder auf.

Es fehlt dieser ganzen Theorie an wissenschaftlicher Haltbarkeit, so wie auch die darin eingeführte Terminologie zu mannigfachen Bedenken Anlaß gibt, was freilich hier nachzuweisen der Raum nicht gestattet. Schiller mochte es auch selbst fühlen, auf welcher unsichern Grundlage er die Schönheit gebaut hatte; denn wir sehen ihn in der folgenden Abtheilung einen neuen Anlauf nehmen, ihr Wesen und ihren Ursprung darzulegen.

In der dritten Abtheilung soll nämlich zunächst „der Ursprung der Schönheit im menschlichen Gemüthe“ erforscht werden, was völlig unnöthig wäre, wenn der versprochene „reine Vernunftbegriff der Schönheit“ bereits aufgefunden wäre. Diese Untersuchung läuft bis zum Ende des zweiundzwanzigsten Briefes fort, ohne daß wir über das Wesen der Schönheit wirklich aufgeklärt werden. Vom dreiundzwanzigsten Briefe an handelt Schiller endlich speciell von der schmelzenden Schönheit, welche den Menschen von der sinnlichen Stufe zu der logisch-moralischen hinüberführen soll. Die ästhetische Menschenbildung sey nothwendige Mittelstufe zwischen diesen beiden. Der Keim der Schönheit entwickelt sich unter glücklichen äußeren Verhältnissen zuerst an Putz und Spiel; denn das Wesen der Schönheit sey der Schein. Der erweckte Spieltrieb mache dann sogleich den Bildungstrieb rege, und es entstehe eine Kunst des Scheins. Dieser ästhetische Schein müsse aufrichtig und selbstständig seyn; er repräsentire sich aber am vollständigsten im schönen Umgange und gebe dem Menschen einen gesellschaftlichen Charakter. Es bilde sich ein eigener ästhetischer Staat, welcher sich aber — nur in wenigen auserlesenen Cirkeln befinde.

In diesen, gerade nicht erhebenden und ermuthigenden Gedanken läuft die Untersuchung aus, ohne ihre Aufgabe befriedigend gelöst zu haben. Schiller hätte in der dritten Abtheilung der Briefe zunächst folgende vier besondere Fragen zu beantworten gehabt: Wie nimmt die schmelzende

Schönheit die Herrschaft der Sinnlichkeit von dem Menschen ab? und wie die Herrschaft der Begriffsanstrengung? Wie macht die energische Schönheit den im Genusse Verweichlichten wieder rüstig? und wie den durch Arbeit Abgespannten? Er führt aber eigentlich nur die erste Untersuchung durch: wie der Mensch von der Sinnlichkeit aus durch die Mittelstufe der Schönheit zur sittlichen Cultur gelange. Schon in dieser Beziehung ist also die Abhandlung unvollständig und unbefriedigend. Noch weniger aber leistet sie, was ihr Titel verkündigt. Von der Erziehung des Menschen kommt eigentlich erst vom dreiundzwanzigsten Briefe an Etwas vor, und das ist so allgemein gehalten, daß man auch diesen Theil eher etwa „von der Bedeutung des Schönen für die Bildung des Menschen" überschreiben möchte. Denn in einer ästhetischen Erziehungslehre würde hauptsächlich auch die Art und Weise angegeben werden müssen, wie der Mensch durch das Schöne zu bilden sey. Schiller hatte sich hier in Untersuchungen eingelassen, die er auf dem eingeschlagenen Wege unmöglich beendigen konnte. Man fühlt es auch zuletzt der Schrift an, daß ihr Verfasser kein Herz mehr zu dem Gegenstande hatte; es bemächtigt sich unser ein unheimliches Gefühl um so mehr, als uns Rhetorik statt des sichern, ruhigen Ganges der einfachen Wahrheit geboten wird.

Der kleine Aufsatz „über das Erhabene", zu dem wir nun übergehen, ist einerseits, wie schon oben angedeutet wurde, als eine Ergänzung von Schiller's Lehre

des Erhabenen, andererseits als eine Fortsetzung der ästhetischen Briefe zu betrachten. Er ist nach dem Jahre 1797, und nicht, wie irrthümlich gesagt worden, „einige Zeit nach dem Jahre 1793" geschrieben. Eine so reine, edle Blüthe des Schiller'schen Genius kann nur in einem Momente der Entfaltung entstanden seyn, wo jener sich von allem Zwange der Schulformeln befreit hatte. Der aufgeklärteste Verstand, das schönste Herz und die Seele einer weisen Muse leben in Eintracht in der Abhandlung. Kein fremdartiger Beisatz entstellt sie. Nur die eigenthümlichen Früchte des Selbstdenkens oder die zum Eigenthume gewordenen Resultate philosophischer Studien werden hier angeboten. Keine Spur eines mühsamen Ringens nach philosophischer Begriffsbestimmung oder Begründung; die Anfänge der Untersuchung werden in dem unmittelbaren Bewußtseyn des Menschen aufgegriffen, aber nicht bis in die Tiefe der Speculation verfolgt. Der gebildete Mensch allein spricht hier zum gebildeten Menschen. Die Schrift handelt eigentlich von der Bedeutung des Erhabenen für den Menschen; sie spricht davon, „wie weit uns das Erhabene in unserer Cultur führe", oder davon, „daß die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur ist, welche wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwickelung verdient; und daß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen muß, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen

Ganzen zu machen." So wird also eine Hauptlücke der ästhetischen Erziehungslehre, welche die vorher besprochenen Briefe gelassen hatten, in dieser Abhandlung ausgefüllt.

Gleichfalls ein Zweig dieser Briefe ist die kleine Abhandlung: „Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauche schöner Formen." In jenen Briefen hatte der Verfasser gesagt, daß er noch einmal insbesondere Veranlassung nehmen werde (nachdem er die Rechte der ästhetischen Formen ins Licht gestellt habe), auch von den nothwendigen Gränzen des Aesthetischen zu reden. Diese Gränzen sind ihrer Natur nach doppelter Art: sie finden entweder im Theoretischen oder im Praktischen statt. Und darnach zerfiel ihm dieser ganze Vorwurf in zwei ursprünglich getrennte Aufsätze, welche später, nicht sehr passend, in diesen einen zusammengeschmolzen wurden. Der erste war überschrieben: „Von den nothwendigen Gränzen des Schönen", der zweite: „Von der Gefahr ästhetischer Sitten." Wir unterlassen es, den Gedankengang beider Darstellungen darzulegen, da er auch für den an philosophische Deductionen wenig gewöhnten Leser leicht zu verfolgen ist.

Ganz innerhalb der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen liegt der Inhalt einer später geschriebenen Skizze: Ueber den moralischen Werth ästhetischer Sitten. Der Grundgedanke — daß das Sittliche durch das Schönheitsgefühl oder den Geschmack begünstigt werde — ist aus jener größern Schrift herübergenommen.

Aber die Anwendung wird hier auf zwei äußere Verhältnisse des Menschen gemacht, wodurch der Geschmack einen glücklichen Einfluß auf die sittliche Cultur haben soll. Erstlich breche derselbe den rohen Affect der sinnlichen Begierde durch den guten Ton der Gesellschaft, welcher selbst nichts anderes sey, als ein ästhetisches Gesetz, und bringe Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit in unser Betragen — wodurch dem guten Willen ein freier Spielraum verschafft und ein großer Vorschub geleistet werde. Dann sey er auch dadurch von großer Bedeutung für unsere Sittlichkeit, daß er der Legalität unseres Betragens höchst förderlich sey. So könne denn der Geschmack — wie auch die Religion — zu einem Surrogat der wahren Tugend dienen. — In Betreff der Einwendungen, die sich gegen diese Erörterungen machen lassen, müssen wir die Leser auf unser großes Werk verweisen.

Mit dem letztgenannten Aufsatze schloß sich Schiller's eigentliche Metaphysik des Schönen und Erhabenen vollständig ab, und — zugleich sein Moralsystem; denn er hatte die Theorie des Erhabenen auf sein Freiheitsprincip und die des Schönen auf sein Humanitätsprincip gegründet, welche beide der Inhalt seiner sittlichen Welt waren. Als er aber nun zur poetischen Darstellung übergehen wollte, derenthalben alle diese Untersuchungen eigentlich unternommen worden waren, fühlte er, daß er sich noch über eben diese poetische Darstellung selbst theoretisch orientiren müsse; und aus diesem Bedürfnisse entsprang

der Aufsatz „Ueber naive und sentimentalische Dichtung," welchem später die Skizze „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und des Niedrigen in der Kunst" als eine Ergänzung beigegeben wurde. Ueber diese zweite Gruppe, die Uebergangsaufsätze von der Philosophie zur Poesie, behalten wir uns vor, im folgenden Capitel das Nähere zu berichten. Aus dem Bisherigen erhellt aber schon zur Genüge, daß die ästhetischen Abhandlungen Schiller's einen wohlgeordneten, organisch zusammenhangenden und abgeschlossenen Cyclus bilden, und in freiem Gange die ganze Poetik durchlaufen. Sie sind nothwendige Früchte des Schiller'schen Geistes, in dessen successiver Entwickelung jede ihre Stelle und ihre Zeit hat.

Neuntes Capitel.

Ueberdruß an der Speculation. Fichte. Endliche Rückkehr zur Poesie. Stiftung des Musenalmanachs. Schiller's Begründung seiner eigenen Dichtweise neben der antiken. Die Schrift über naive und sentimentalische Dichtung und die Skizze über den Gebrauch des Gemeinen und des Niedrigen in der Kunst.

Wir sind nun zu dem Zeitpuncte gekommen, wo wir Schiller's schwierigen und allmäligen Uebergang von der Speculation zur Production darzustellen haben, — oder

vielmehr die Rückkehr von jener zu dieser. Denn ohne sich früher in der Poesie vielfach versucht und geübt zu haben, hätte sich jetzt in ihm schwerlich der Dichter vom Philosophen losgewunden. Schiller's philosophische Untersuchungen selbst erleichterten diesen Rücktritt, weil sie der Poesie so nahe wie möglich lagen; denn ihr Inhalt war ja das Aesthetische, ihre Form war von einem poetischen Elemente durchdrungen, und ihr Verfasser hatte sich, wie er an Körner schreibt, nur der Ausübung wegen mit der Theorie geplagt. Diese Theorie konnte jetzt, nach Abfassung der ästhetischen Briefe (denn deren Beilagen kommen nicht in Betracht), als beendigt erscheinen; und so sah er sich von der Philosophie wie entlassen, nachdem er das übernommene Geschäft vollständig verrichtet hatte. Zwar ganz genügend war die Aufgabe nicht gelöst worden; denn die in den ästhetischen Briefen aufgestellte Theorie des Schönen konnte ihn unmöglich selbst befriedigen. Aber selbst dieses ungenügende Resultat am Ende der Laufbahn mußte den Uebertritt auf das angränzende Gebiet der Dichtkunst beschleunigen.

In dem Briefwechsel zwischen ihm und Goethe finden wir seinen Ueberdruß am Theoretisiren und seine Sehnsucht nach der Dichtkunst stark genug ausgedrückt. „Ich gebe schon an sich," heißt es an einer Stelle, „der Darstellung vor der Untersuchung den Vorzug." Er lechzte ordentlich, wie er sich ausdrückt, nach einer individuellen Darstellung. „Es ist hohe Zeit," sagt er anderswo

„daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe. Das Herz schmachtet nach einem betastlichen Gegenstande.“ Dieses Verlangen wurde durch den Verkehr mit Goethe unendlich verstärkt, während auf die andre, die philosophische Wagschale, kein neues Gewicht mehr gelegt wurde. Humboldt, mit dem er „das gesellschaftliche Denken“ beinahe täglich geübt und genossen hatte, war gegen Anfang Juli's 1795 mit den Seinigen in Familienangelegenheiten nach seinem Gute Tegel bei Berlin abgereis't. Die Krankheit seiner Mutter und Frau verzögerte seine Rückkehr bis zu Ende 1796.

Die Verbindung mit Fichte, welcher damals an Reinhold's Stelle nach Jena berufen wurde, war nur kurz und nie enge. Fichte hatte Schiller in Tübingen kennen lernen, als er von der Schweiz nach Jena reis'te, um seine akademische Lehrstelle anzutreten. Nach Schiller's Rückkehr aus der Heimath schloß sich ihm Fichte als Mitarbeiter der Horen an und übte damals auch einigen Einfluß auf die Methode seines Philosophirens aus. Bald aber stellten sich zwischen beiden Männern Differenzen hervor. Schiller war viel zu besonnen, als daß er Fichte's ganz unhaltbarem, wenn auch scharfsinnig und consequent durchgeführtem Idealismus den mindesten Beifall hätte schenken können. „Die Welt ist ihm ein Ball,“ schreibt er an Goethe, „den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fängt! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich declarirt, wie wir neulich von ihm erwarteten.“

Er unterließ es auch nicht, die neue Philosophie zu geißeln. Denn daß die satyrischen Gedichte, „Der Metaphysiker“ und „Die Weltweisen,“ dieses wenigstens im Anfange, auf Fichte zielen, möchte kaum zu bezweifeln seyn. Ganz ausdrücklich liegt aber die Satyre in dem Xenion:

Ich bin Ich und setze mich selbst, und setz' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut! hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

Auch Fichte's moralischer Rigorismus, der sich in seinen Schriften erhabener ausnimmt, als er im Leben bequem zu ertragen war, und seine rücksichtslose, oft gewaltsame Weise, die menschlichen Dinge zu behandeln, wodurch er sich damals mit dem akademischen Senate und den Studenten überwarf, konnten dem umsichtigen, in der strengen Schule der Resignation erzogenen Schiller nicht zusagen. Ein besonderer Vorfall erkältete das Verhältniß beider Männer noch mehr. Schiller machte an einem für die Horen bestimmten Aufsatze „Ueber Geist und Buchstaben in der Philosophie“ manche Ausstellungen, und gab Fichte'n sogar Verworrenheit der Begriffe über seinen Gegenstand Schuld. Von dieser Zeit an scheint beinahe kein Verkehr mehr zwischen beiden Männern bestanden zu haben, bis sich Fichte im August 1798 wieder näherte. Nicht lange nachher ward Fichte durch die kursächsische Regierung des Atheismus beschuldigt. Als er gegen diese Anklage seine Appellation an das Publicum schrieb, übernahm es Schiller, im Sinne der milden Weimarischen Regierung, welche die ganze Angelegenheit als möglichst unbedeutend zu behandeln

ſuchte, den heftigen Mann zu beruhigen. Er verſuchte dieß in einem uns erhaltenen, merkwürdigen Briefe,[1]) der ſeinem Verfaſſer alle Ehre macht, indem er einerſeits ſeine mäßige und richtige Beurtheilung der Dinge, andrerſeits ſeine entſchiedene Mißbilligung der Geiſtesbeſchränkung in der Wiſſenſchaft an den Tag legt. Durch die leidenſchaftliche Unfügſamkeit aber, welche Fichte bei dieſer Gelegenheit bewies, ſcheint er es mit Schiller'n vollends verdorben zu haben.

Ueberhaupt lebte dieſer in der Zeit, wovon wir hier zunächſt zu reden haben, im Sommer 1795, mit Philoſophen beinahe außer allem Verkehre. „Keine Metaphyſik kam mehr über ſeine Schwelle." Um ſo ungetheilter und freier konnte er ſich den ſanften und reinen Einwirkungen Goethe's hingeben. Durch die vierzehntägige Conferenz in Weimar, durch häufige Beſuche, die Goethe bei dem einſamen, kranken Freunde in Jena machte, durch Geſpräche, Briefe, Mittheilungen und das Studium ſeiner alten und neuen Werke lebte ſich Schiller in die Goethe'ſche Denk- und Dichtweiſe ein, verſchaffte er ſich ſchnell ein richtiges Bild dieſes von ihm gänzlich verſchiedenen Geiſtes, welcher ihm mit allen ſeinen denkenden Kräften auf die Imagination, als deren gemeinſchaftliche Repräſentantin, compromittirt zu haben ſchien.[2]) Goethe ſchickte ihm für-

---

1) S. die größere Schrift, Th. 3, S. 52 f.
2) Briefwechſel mit Goethe, Th. 1, S. 26.

den Musenalmanach (von dem wir sogleich sprechen werden) Epigramme, für die Horen Episteln, Elegien und in einzelnen Abschnitten die Erzählungen der Ausgewanderten, lauter Erzeugnisse der vollendeten Kunst, und er theilte ihm endlich von seinem gerade damals erscheinenden Wilhelm Meister die ersten Bücher mit, in einzelnen Bogen, wie sie eben die Presse verließen, die späteren im Manuscripte, und bat sich sein Urtheil, seinen Rath und seine Ermunterung zur Vollendung des Werkes aus. Es läßt sich schwer sagen, mit welchem steigenden Genusse, mit welcher Herzenslust und ungetheilter Empfindung Schiller die einzelnen Sendungen dieses Romans las, dessen Erscheinung noch erlebt zu haben er sich glücklich pries, wie er in das Einzelne eindrang und sich endlich des Ganzen bemächtigte. Die Reihe von Beurtheilungen im Briefwechsel mit Goethe gibt von seinem eindringenden Studium den besten Begriff. Ein solches Werk mußte ihm die Metaphysik noch mehr verleiden. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken," schreibt er an Goethe, „wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Producte dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist Alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier Alles so strenge, so rigid und abstract und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur so treu geblieben zu seyn, als sich mit dem Begriffe der Analysis

verträgt, ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unſere Kantianer für erlaubt und für möglich hielten. Aber dennoch fühlte ich nicht weniger lebhaft den Abſtand zwiſchen dem Leben und dem Raiſonnement — und kann mich nicht enthalten, in einem ſolchen melancholiſchen Augenblicke für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde bloß für eine natürliche Eigenſchaft der Sache anſehen muß. So viel iſt indeß gewiß: der Dichter allein iſt der einzig wahre Menſch, und der beſte Philoſoph iſt nur eine Carricatur gegen ihn.“ Daher wurde ihm auch die Fortſetzung ſeiner äſthetiſchen Briefe, für die er längſt kein Herz mehr hatte, unendlich ſchwer. Ueber einem gewiſſen Problem brütete er fünf Wochen lang, bis daſſelbe endlich, wie er ſagt, durch den milden Sonnenblick in einigen freundlichen Tagen gelöſ't wurde.

Endlich nach Vollendung dieſer Arbeit verſuchte er ſich Anfangs Juni 1795 wieder im Dichten. Er baute ſich die Brücke ſo gut es ſich thun ließ, und machte den Anfang mit der gereimten Epiſtel „Poeſie des Lebens,“ welche an die in ſeinen äſthetiſchen Briefen ſo eben verlaſſene Materie angränzte. Es war ſeit den Künſtlern, alſo ſeit ſieben Jahren, vermuthlich ſein erſter lyriſch-didaktiſcher Verſuch. Noch andere kleine Gedichte wurden begonnen, aber ſie rückten langſam vor, da er oft ganze Wochen lang durch ſeine Krämpfe zu jeder Arbeit durchaus untüchtig war; doch auch ſo verloren ſich Luſt und Laune nicht, ſo daß ſich die Sammlung der neuen Gedichte innerhalb weniger

Monate erfreulich vermehrte. Er ließ viele in die vier letzten Stücke der Horen von 1795 einrücken, weßwegen Herder sagte, daß mit dem neunten Stücke, mit welchem die Dichtkunst das Uebergewicht über die Philosophie gewinne, eine andere Hore anfange. Die übrigen brauchte er für den Musenalmanach.

Denn eine so außerordentliche Thätigkeit entwickelte Schiller, daß er zugleich mit den Horen noch einen Musenalmanach herauszugeben unternahm. „Es sollte," wie Goethe erzählt, „eine poetische Sammlung seyn, die jener meist prosaischen in den Horen vortheilhaft zur Seite stehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen seiner Landsleute günstig. Die guten strebsamen Köpfe neigten sich zu ihm." Schon im September 1794 hatte Schiller diesen Plan gefaßt, wahrscheinlich in Folge des Todes von Bürger (8. Juni d. J.). Der neue Almanach sollte den Bürger'schen vertreten, dessen Fortsetzung nicht zu erwarten stand, der aber doch durch Freunde des Verstorbenen fortgeführt ward. „Mir ist diese Entrepriſe," schreibt Schiller am 20. October an Goethe, „dem Geschäfte nach, eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meine ökonomischen Zwecke desto glücklicher, weil ich sie auch bei einer schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann." Der erste Jahrgang dieses alle seine Vorgänger und Altersgenossen weit überragenden, mit Beiträgen von Goethe, Herder, Haug, Kosegarten, A. W. Schlegel, Woltmann, Conz,

Hölderlin u. A. trefflich ausgeſtatteten Muſenalmanachs erſchien bei Michaelis in Neuſtrelitz, und wurde unter Wilhelm von Humboldt's Obhut in Berlin gedruckt. In dem Maße, als bei Schiller die Poeſie die Ueberhand gewann, wandte er ſeinen Fleiß und ſeine Neigung allmälig mehr und mehr, endlich ganz, dieſer poetiſchen Sammlung zu, und entzog ſie in eben dem Grade nach und nach den Horen, ſo daß dieſe zuletzt eines langſamen Todes ſtarben.

Der erſte Ausflug ins Gebiet der Dichtkunſt nach einer ſo langen Pauſe war glücklich gethan, und es entſtanden nun in wunderbarer Schnelligkeit eine Menge kleinerer Stücke, meiſtens epigrammatiſcher Art, und auch einige größere Gedichte, auf die wir im folgenden Theile zurückkommen werden. Es war als ſollte ſein Genius das in langer Zeit Verſäumte jetzt in kurzer Friſt wieder nachholen, als habe dieſer nur deßwegen ſo lange geruht, um ſich nun deſto machtvoller zu erheben. „Ihre Gedichte," ſchrieb ihm Goethe, „haben beſondere Vorzüge, und ich möchte ſagen, ſie ſind nun, wie ich ſie vormals von Ihnen hoffte. Dieſe ſonderbare Miſchung von Anſchauen und Abſtraction, die in Ihrer Natur liegt, zeigt ſich nun im vollkommenen Gleichgewichte, und alle übrigen poetiſchen Tugenden treten in ſchöner Ordnung auf. Mit Vergnügen werde ich ſie gedruckt wieder finden, ſie ſelbſt wiederholt genießen, und den Genuß mit Anderen theilen."

Aber das Dichten ſetzte ihm hart zu, wie er an mehreren Stellen klagt. „Mit meiner Geſundheit geht es noch

nicht besser. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetisiren mich versetzte. Zum Philosophiren ist schon der halbe Mensch genug, und die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Musen saugen einen aus." Und in einem spätern Briefe sagt er in ähnlichem Sinne: „Freilich spannt diese Thätigkeit sehr an, denn wenn der Philosoph seine Einbildungskraft und der Dichter sein Abstractionsvermögen ruhen lassen darf, so muß ich, bei dieser Art von Productionen, diese beiden Kräfte immer in Spannung erhalten, und nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich diese zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten."

Daher stellte sich zu dieser Zeit auch oft Verzagtheit und Mißtrauen in sein eigenes Dichtertalent ein. „Es gibt gegen eine Stunde des Muthes und Vertrauens," klagt er am 16. October 1795, „immer zehn, wo ich kleinmüthig bin und nicht weiß, was ich von mir denken soll." Man hat diesen Mangel an Zuversicht des kräftigsten Geistes aus physischem Uebelbefinden, aus körperlicher Verstimmung herleiten wollen. Allerdings litt er gerade in diesem Jahre durch häufige und hartnäckige Anfälle seines „malum domesticum," seiner Krämpfe, und er führte in seiner gänzlichen Zurückgezogenheit ein der Dichtkunst nicht günstiges Leben. Wie sehnte er sich nach solchen kleinen Veränderungen, die Leib und Seele stärken, wie sie in diesem Sommer Goethe in Carlsbad und Ilmenau genoß! In der absoluten Einsamkeit, in welcher er leben mußte, war

nicht einmal Goethe's Hin- und Hergehen ein voller Ersatz, weil auf die tägliche Stimmung nur das heilsam wirkt, was auch wenigstens täglich wiederkehren kann.[1]) Aber Schiller's Geist war von seinen Leiden unberührt, wie seine Briefe zeigen, in denen sich keine Spur von Mißmuth, von übler Laune findet, und er selbst ist in einer eben angeführten Stelle so weit entfernt, den Grund seiner gehemmten poetischen Thätigkeit im Körper zu suchen, daß er umgekehrt meint, sein Körper müsse die lebhaften Bewegungen büßen, in welche ihn das Dichten versetze.

Schiller's Zweifeln und Zagen hatte einen nur allzuguten geistigen Grund. Es beruhte auf dem deutlichen Bewußtseyn des Uebergewichtes seiner Abstractionskraft vor seinem Anschauungsvermögen. Und dieses Bewußtseyn mußte ihm noch verstärkt werden, als er die Leichtigkeit inne wurde, mit welcher, gleichsam bewußtlos, sich Goethe's Genie schöpferisch äußerte, und als er durch dessen Umgang und den Genuß seiner Werke den ächten Geist der Poesie reiner und klarer, als früher, vernahm. Er mußte nicht allein an seiner Productionskraft, sondern auch an seinen poetischen Producten irre werden. Jene nun konnte sich nur durch die That bewähren und nur durch Uebung stärken. Er konnte selbst über sie nichts entscheiden, sondern nur seine Freunde um Rath fragen, was er auch redlich that.

Aber noch mehr fand er sich beunruhigt, wenn er über

---

[1]) Briefwechsel mit Humboldt, S. 220.

den Werth seiner poetischen Producte selbst und über die Zulässigkeit seiner ganzen Dichtungsweise nachdachte. In Goethe schien sich ihm die griechische Dichtung zu vergegenwärtigen, für welche er eine begeisterte Liebe hegte. Aber so zu dichten, wie die Griechen, wie Goethe, war ihm unmöglich. Er fühlte zwischen seiner und dieser alten Dichtung einen unendlichen Abstand. War nun seine Poesie auch wirklich eine ächte? oder nahm sie nur eine untergeordnete Stelle ein? Lohnte es sich aber dann der Mühe, sich länger mit der Dichtkunst zu befassen? — Betrachtete er dagegen einige seiner neuesten lyrischen Stücke, und hörte er auf das Urtheil seiner kunstsinnigen Freunde, so konnte er an seinem wahren Dichtertalente kaum zweifeln. Ja, wenn er erwog, daß er sich in dem Alter vom 14ten bis zum 24sten Lebensjahre, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt werde, ausschließlich nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur, so weit sie über das neue Testament sich erstreckt, völlig verabsäumt, und selbst aus der lateinischen sehr sparsam geschöpft habe; wenn er dann den Einfluß seiner vieljährigen Speculation und der historischen Studien auf seine Gedankenökonomie, seine Krankheit, Lebensweise und selbst sein Alter in Betracht zog, und dabei bedachte, daß er trotz aller dieser ungünstigen Umstände nichts destoweniger nicht nur der poetischen Vorstellungsweise, sondern selbst der reinen griechischen Form näher gekommen sey: so schien es ihm, daß er sogar eine größere innere Ver-

wandtschaft zu den Griechen haben müsse, als viele Andere. Denn erst in späteren Lebensjahren mit ihnen bekannt geworden, und ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, habe er sie doch noch immer in seinen Kreis ziehen und mit seinen Fühlhörnern erfassen können. „Geben Sie mir," schreibt er an Humboldt, „nichts als Muße und so viel Gesundheit, als ich bisher nur gehabt, so sollen Sie sicherlich Producte von mir sehen, die nicht ungriechischer seyn sollen, als die Producte derer, welche den Homer an der Quelle studirten."

Indessen konnte er sich hierbei nicht ganz beruhigen. Der Abstand seiner Poesie von der antiken war nichts desto weniger vorhanden, wenn er auch nur aus äußeren Verhältnissen hervorgegangen war; und nur eine gänzliche Umänderung seiner jetzigen Geistesform hätte jenen Abstand aufheben können. Aber wie? ist denn die alte Dichtung die ausschließlich ächte Form aller Dichtung? War es nicht möglich, *seiner* Dichtweise *neben* der griechischen ihre rechtmäßige Stelle zu verschaffen? Er wurde in diesem Gedanken durch die Bemerkung bestärkt, daß nicht nur er, sondern alle modernen Dichter mehr oder weniger von den Griechen abwichen. „Es ist etwas in allen Dichtern," schreibt er an Humboldt, „was sie, als moderne, mit einander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist und wodurch sie große Dinge ausrichten. Es ist eine Realität und *keine* Schranke, und die Neueren haben sie vor den Griechen *voraus*. Mit dieser modernen

Realität verbinden Einige, z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes, die aber (wo sie nicht ganz und gar, wie bei Voß, auf homerischen Stamm gepfropft ist) dem griechischen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgesagt, daß ein Product immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist. Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem, ihm ausschließend eigenen Gebiete sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Cultur selbst ewig widersteht, sich von den Griechen übertreffen zu lassen? Sollten, mit Einem Worte, neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten?"

Aus diesen Gedanken erwuchs ihm nach und nach die berühmte Abhandlung „Ueber die naive und sentimentalische Dichtung," ohne daß er im Anfange selbst den ganzen Umfang seiner Ideenbewegung überblickt zu haben scheint. Denn er wollte Anfangs nur einen kleinen Aufsatz über das Naive schreiben, der sich ihm allmälig zu der Frage erweiterte: „In wie fern kann ich bei meiner Entfernung von dem (naiven) Geiste der griechischen Poesie noch Dichter seyn, und zwar besserer Dichter

als der Grad jener Entfernung zu erlauben ſcheint?“ [1]) So wurde er alſo zur Rechtfertigung der „ſentimentaliſchen“ (modernen) Dichtung getrieben. Er wandte ſich aber von der poetiſchen Production um ſo lieber noch einmal zur proſaiſchen Darſtellung zurück, weil ihm die oben erwähnte erſchöpfende Anſtrengung beim Produciren einen Wechſel in der Arbeit wünſchenswerth machte.

Daß wir den Urſprung dieſer in der Aeſthetik Epoche machenden Abhandlung richtig angegeben haben, möge uns eine Aeußerung Goethe's [2]) bezeugen: „Der Begriff von claſſiſcher und romantiſcher Poeſie, der jetzt über die ganze Welt geht, und ſo viel Streit und Spaltungen verurſacht, iſt urſprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poeſie die Maxime des objectiven Verfahrens, und wollte nur dieſe gelten laſſen. Schiller aber, der ganz ſubjectiv wirkte, hielt ſeine Art für die rechte, und um ſich gegen mich zu wehren, ſchrieb er den Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung. Er bewies mir, daß ich ſelbſt wider meinen Willen romantiſch ſey, und meine Iphigenia, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs ſo claſſiſch und antik ſey, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben ſie weiter, ſo daß ſie ſich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat, und nun Jedermann von

---

1) Schiller's Briefwechſel mit Humboldt, S. 258.

2) Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Th. 2, S. 203 (2. Aufl.)

Classicismus und Romantismus redet, woran vor fünfzig Jahren Niemand dachte." Und auf ähnliche Weise urtheilt Goethe in dem „Einwirkung der neuern Philosophie" überschriebenen Aufsatze.[1])

Bei der neuen Geistesrichtung, in welche Schiller bereits eingetreten war, und bei dem praktischen Zwecke, der ihm vorschwebte, mußte er in dieser Schrift sich mehr ins Weite ausbreiten, als in die Tiefe der Speculation hinabsteigen. Es mußte ihm mehr um die Anwendung, um die Beurtheilung fremder poetischer Erzeugnisse, und um die Rechtfertigung seiner eigenen Dichtungsweise, als um die Ergründung des Wesens und Zweckes der Dichtkunst zu thun seyn. So brachte er zur Abfassung eines lebenvollen Gemäldes alle Bildung der Philosophie mit, ohne die Leser durch deren abstracte Formeln abzuschrecken, wie er es zum Theil durch seine bisherigen Horenaufsätze gethan hatte. Kein größerer Aufsatz ist so frei von der Kant'schen Schule, als dieser; in keinem erscheint uns der eigenthümliche Geist, die Seele seines Urhebers so geläutert, als hier.

Als die Aufgabe der Poesie und jedes Dichters wird in der Schrift folgende bezeichnet: „*der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben.*" Diese Aufgabe kann auf doppelte Weise gelöst werden. Entweder ist jenes vollendete Ganze der

---

[1]) Goethe's Werke, Bd. 50, S. 54 f.

Menſchheit, jener Zuſammenklang der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, durch eine Gunſt der Natur urſprünglich ſchon in dem Dichter vorhanden; oder der Dichter ſucht jene durch die Cultur in ihm aufgehobene Harmonie zwiſchen Sinn und Vernunft auf moraliſchem Wege wieder herzuſtellen. Die aus dem Ganzen der menſchlichen Natur entſpringende Dichtung nennt Schiller die naive, die antike, die Naturdichtung, die durch eine moraliſche Idee vermittelte heißt er die ſentimentaliſche, moderne, die Idealdichtung. Die Feſtſtellung dieſer Unterſcheidung und die Charakteriſirung beider Dichtungsweiſen iſt der Zweck und Hauptinhalt der ganzen Schrift.

Zur Begründung dieſes Unterſchiedes zieht der Verfaſſer ſeine ganze Anſicht über die Natur im Gegenſatze zur Cultur herbei, wie dieſe Anſicht allmälig aus der Grunddifferenz, in welcher er und ſeine ideale Welt von Anfang zu dem wirklichen äußern Leben ſtand, durch Empfindung und Nachdenken klar in ſeinem Bewußtſeyn ſich ausgebildet hatte. Er unterſcheidet aber die wahre, reine, ächt menſchliche Natur, wie ſie ſich bei den Griechen zeigt (welche eben in einem ſchönen Gleichgewichte der vernünftigen und ſinnlichen Kräfte beſteht), und die rohe, oder, wie er ſie auch nennt, die wirkliche, die bloße Natur von einander. Indem er nun jenen (helleniſchen) Zuſtand gleichſam als etwas Primitives annimmt, behauptet er, daß uns die Cultur von der Einfalt, Unſchuld und Nothwendigkeit der Natur abgeführt habe, und daß ſie uns zu

eben derselben mit Bewußtseyn am Ende wieder zurückführen müsse. Zuerst sey der Mensch *eins* gewesen, die Kunst habe ihn getrennt und entzweit, durch das Ideal kehre er zur Einheit zurück.

Ueberall aber, wo die Natur mit der Kunst im Contrast stehe und sie beschäme, habe die Natur den Charakter des *Naiven*. Das Naive zeige sich daher, theils wider Wissen und Willen der Person, theils mit völligem Bewußtseyn derselben, in großen und vielen Gebieten, bei Kindern, bei genialen Männern, bei großen Menschen jeglicher Gattung, in Worten, in der Schreibart, in Bewegungen, in Handlungen, im Umgange; ja wir fänden sogar ein Analogon dieser naiven Denkart in der äußern Natur, zu deren still schaffendem Leben, ruhigem Walten, innerer Nothwendigkeit, ewiger Einheit, wir uns mit schmerzlichem Verlangen aus den Drangsalen der Cultur zurücksehnten. Nachdem Schiller das Naive in allen diesen Sphären treffend geschildert, und besonders durch die Charakterisirung dieses moralischen Interesses an der Natur, wenn ich so sagen darf, den feinen, zarten Fühlsinn seines Herzens auf eine bezaubernde Weise bewährt, und nachdem er endlich nachgewiesen hat, warum nur die Neueren, und nicht die alten Griechen, diesen innigen Antheil an der Natur nehmen, geht er zu seinem Hauptgegenstande über. Die ächt menschliche Natur kann nämlich auch in dem *Dichter* vorhanden und wirksam seyn, und hierdurch entsteht die *naive Dichtung*. Lebt dagegen der Dichter

in einem ſich cultivirenden Zeitalter, und hat er ſchon an ſich ſelbſt den zerſtörenden Einfluß willkürlicher oder künſtlicher Formen erfahren, oder doch mit ihm zu kämpfen gehabt, ſo kann er jene ſchöne Natur nur *ſuchen*; die vollendete Menſchheit iſt nicht mehr in ihm, ſie ſchwebt ihm nur als eine *Idee* vor, welche er dichtend zu verwirklichen ſucht. So entſteht die *ſentimentaliſche Dichtung*.

Der naive Dichter rührt uns durch die Natur, durch ſinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; der ſentimentaliſche entzückt uns durch Ideen. Das Subject des naiven Dichters geht gänzlich in ſeinem Objecte unter; der ſentimentaliſche läßt ſeine eigene Perſon mit ihren Empfindungen und Betrachtungen häufig in den darzuſtellenden Gegenſtand einfließen. Der naive Dichter iſt mächtig durch die Kunſt der Begränzung, der ſentimentaliſche durch die Kunſt des Unendlichen. Jener beſitzt eine Ueberlegenheit in den Formen und in dem, was ſinnlich darſtellbar, was körperlich iſt; dieſer hat einen Vorzug in dem, was man den *Geiſt* eines Werkes nennt, und in der Idealität. Jener folgt der einfachen Natur und der Empfindung, indem er als ungetheilte Einheit wirkt; er iſt ganz abhängig von der Erfahrung; dieſer, in welchem die Einheit durch Abſtraction aufgehoben iſt, *reflectirt* über den Eindruck, den die Gegenſtände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion iſt die Rührung gegründet, in die er ſelbſt verſetzt wird und uns verſetzt.

Die naive Dichtung hat ihrem innern Wesen nach keine Arten unter sich, weil der Dichter zu seinem Gegenstande nur ein einziges Verhältniß haben kann, und ihr Eindruck immer fröhlich, rein, ruhig ist. Die sentimentalische dagegen beruht auf einer Unterscheidung des Wirklichen und Idealen, weßhalb das durch sie erregte Gefühl immer gemischt und anspannend ist. Bei ihr findet daher wegen dieser Mehrheit der Principien und des Vorherrschens einer oder der andern dieser Empfindungen eine Unterabtheilung statt. Die sentimentalische Dichtung wird *satyrisch*, wenn sich der Dichter mit Abneigung mehr an das Wirkliche hält; sie wird *elegisch*, wenn er sich mit Wohlgefallen mehr an Ideale hält, und zwar entsteht die *Elegie in engerer Bedeutung*, wenn die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer sind, und die *Idylle in weiterer Bedeutung*, wenn sie ein Gegenstand der Freude sind. Satyre, Elegie und Idylle sind demnach die Hauptgestalten der sentimentalischen Dichtung.

Weiter werden dann die beiden Unterarten der Satyre, die *strafende* und die *scherzhafte* Satyre, charakterisirt, und die Anforderungen auseinandergesetzt, die man an die ächte Elegie stellen muß („die erhaben über Alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht hat, über das Unendliche zu trauern"); und endlich wird außer der naiven Hirtenidylle, die das kindliche Alter der Menschheit zu ihrem Gegenstande hat, noch eine *sentimentalische*

Idylle gefordert, welche uns die Ideale darſtelle, die der Preis und das Ziel der Cultur ſeyen.

Die naive und ſentimentaliſche Dichtungsweiſe können beide entarten; daher folgt noch ein Nachtrag über die Platitüde und die Ueberſpannung, die Klippen jener Dichtungsweiſen. Zieht man aber ſowohl von dem naiven als dem ſentimentaliſchen Charakter alles Poetiſche ab, ſo bleibt dort der Realiſt, hier der Idealiſt übrig, von welcher Grundverſchiedenheit der menſchlichen Geiſtesform in einem in der Cultur begriffenen Jahrhunderte zum Schluſſe des ganzen Aufſatzes eine höchſt durchdachte, tief eindringende philoſophiſche Charakteriſtik gegeben wird.

Dies ſind ungefähr die Hauptgedanken der inhaltreichen Schrift, die eigentlich aus mehreren, loſe zuſammen gefügten Aufſätzen beſteht.

Keine ſeiner Abhandlungen, obgleich ſie alle Zweige ſeiner eigenthümlichſten Geſinnung und Denkweiſe ſind, hat Schiller ſo ganz, wie dieſe ſeine letzte, aus ſeinem innern und äußern Leben genommen und auf daſſelbe bezogen. Goethe iſt zunächſt der ihm vorſchwebende naive, er ſelbſt iſt der ſentimentaliſche Charakter. Und da galt es denn, gegen das poetiſche Uebergewicht ſeines Freundes ſeinen eigenen zu vertheidigen, und — neben der eigenen ſittlichen Hoheit den moraliſchen Indifferentismus des Freundes zu Ehren zu bringen. Zu dieſem letztern Zwecke ſucht der Mann weiten Geſichtes und großen Herzens mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, ja mit Mißtrauen und

Unbilligkeit gegen ſeine eigene ideale Seelenſtimmung Alles auf, was zu Gunſten einer edlern realiſtiſchen Betrachtung und Behandlung des Lebens geſagt werden kann; und um ſeine eigene poetiſche Exiſtenz zu retten, ſtellt er eine neue Theorie der Dichtkunſt auf.

In jedem aufmerkſamen Leſer wird die Schrift unauslöſchliche Spuren zurücklaſſen, und wie durch ſie der Unterſchied zwiſchen antiker und moderner Dichtkunſt zuerſt begründet worden iſt, ſo möchte dieſer auch ſpäter nicht umfaſſender, ſcharfſinniger und tiefer erörtert worden ſeyn. Deſſenungeachtet bietet die Art, wie dieſe Grunddifferenz ermittelt und feſtgeſtellt worden iſt, manche wiſſenſchaftliche Blößen dar, worüber wir indeß, da uns hier der Raum nicht darauf einzugehen geſtattet, den Leſer auf unſere größere Schrift [1]) verweiſen müſſen.

Wenn wir die eben beſprochene Abhandlung die letzte äſthetiſche Schrift von Schiller genannt haben, ſo betrachteten wir die „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt“, die zuerſt 1802 erſchien, nur als eine Beilage zu jenem größern Aufſatze. Auch hier hat es der Dichter nur mit der poeſchen Darſtellung zu thun, und führt weiter aus, was er dort nur angedeutet hatte.

Das Naive, hatte er dort gelehrt, könne ſich zum Gemeinen, das Sentimentaliſche zum Ueberſpannten verirren;

---

1) Thl. 3, S. 74 bis S. 91.

und dem hatte er beigefügt, daß nur eine überspannte Darstellung, nicht aber die Darstellung überspannter menschlicher Zustände und Aeußerungen, denen immer Wahrheit und Natur zu Grunde liege, in der Poesie zu verwerfen sey. Hieran knüpfen sich diese Bemerkungen über den poetischen Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen. Es war in der Ordnung, auch diesen Gegenstand zu besprechen, der in der genannten Untersuchung seine Erledigung nicht gefunden hatte, da doch dessen Correlat, das Ueberspannte, hinlänglich erörtert worden war.

Gemein heißt Schiller Alles, was nicht zum Geiste spricht, und kein anderes, als ein sinnliches Interesse hat; es ist dem Edeln entgegengesetzt. Das Niedrige zeigt dagegen auch etwas Positives, nämlich Rohheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen an; das Niedrige steht also dem Edeln und Anständigen zugleich entgegen. Nun erörtert Schiller das Gemeine und Niedrige sowohl des Stoffes als der Behandlung, weiß aber an diese alte Unterscheidung neue Bemerkungen, Ausführungen und treffende Belege zu knüpfen, so daß auch diese ästhetische Skizze ihr Interessantes hat. Die gemeine und niedrige Behandlung wird natürlich eben so gut, wie in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung die überspannte Behandlung, verworfen, und es bleiben der Kunst nur die gemeinen und niedrigen Stoffe. Diese sind in der Kunst erlaubt, wenn Lachen erregt werden soll, wobei man sich nur zu hüten hat, keinen Unwillen

oder Ekel hervorzubringen und die Wahrheit nicht zu beleidigen. Letzteres darf nur in der Farce geschehen, wo der von aller Treue der Schilderung dispensirte Dichter gleichsam ein Privilegium hat, uns zu belügen. Aber auch im Ernsthaften und Tragischen darf das Niedrige gebraucht werden, wenn es in das Furchtbare übergeht, wenn z. B. der Dieb zugleich ein Mörder wird. Es wird ein Niedriges der Gesinnung und ein Niedriges der Handlung und des Zustandes unterschieden und festgesetzt, daß nur die erstere Gattung der Kunst unwürdig sey. Doch wird hiebei nachgewiesen, daß bisweilen dem Dichter erlaubt sey, was dem plastischen Künstler nicht gestattet wäre. — Diese Ideen entwickelt die kleine Schrift in einer klaren, lichtvollen Darstellung.

Und damit hätten wir uns nun der Aufgabe entledigt, sämmtliche Abhandlungen Schiller's, so weit es der Umfang dieser Schrift gestattet, in ihrem Zusammenhange und ihrer organischen Verknüpfung darzulegen, und dadurch, daß wir sie aus seiner Seele construirten, zugleich dem Geistesgange ihres Urhebers nachzugehen, und seine Weltansicht aus einander zu breiten.

Zehntes Capitel.

Schiller als philosophischer Schriftsteller und Prosaiker überhaupt. Rückblick.

Ehe wir nun unsern Freund weiter auf seiner Laufbahn durch den dritten Lebensabschnitt begleiten, müssen wir einige allgemeine Bemerkungen über sein Philosophiren neben einander reihen, wodurch wir uns den Weg zu einer tiefern Charakteristik der Schiller'schen Prosa bahnen. Hiermit schließen wir billig Alles ab, was wir über seine philosophischen und historischen Schriften zu sagen haben, so daß wir es in Zukunft, was seine literarische Thätigkeit betrifft, nur noch mit Schiller dem Dichter zu thun haben werden.

Zuvörderst bringen wir in Erinnerung, daß Schiller sein speculatives Interesse auf einen Theil der Philosophie, auf das Moralisch-Aesthetische, beschränkte. Er philosophirte, um im vollen Sinne des Wortes Mensch und Dichter werden zu können. Die Ideen des sittlich Guten und des Schönen waren so hervordringend in ihm, daß er nur in ihrem Gebiete forschte, was wahr sey. Eine von der Kalokagathie getrennte Wahrheit hatte für ihn gar kein, oder nur ein vorübergehendes Interesse.

Und selbst diesen besondern Theil der Philosophie behandelte er nicht in einem förmlichen Lehrgebäude. Das ist es, was Fichte noch an ihm vermißte, wenn er

sagte, daß ihm Einheit mangle. Diese Einheit, meinte Fichte, sey zwar in Schiller's Gefühle, aber nicht in seinem Systeme; komme er dahin, und dieß hange allein von ihm ab, so sey von keinem andern Kopfe so viel — es sey schlechterdings eine neue Epoche von ihm zu erwarten. Gelangte aber auch Schiller nicht dahin, ein System aufzustellen, so geht doch wirklich durch alle seine Ansichten eine wundervolle Consequenz. Es ist die Consequenz, welche in der Einheit jeder Menschenseele liegt, aber in dem hochbegabten Geiste allein hell und voll hervortritt. Weil Schiller philosophirend immer nur sein edel organisirtes Geistesleben interpretirte, seine großartige Weltanschauung erläuterte, und sich immer nur durch sein reines Gefühl und durch seine inneren Erfahrungen führen ließ, so konnte er, wenn er nur bei dieser unmittelbaren Wahrheit des Bewußtseyns blieb, beinahe nie in der Sache, sondern höchstens nur in der Begründung der Sache irren, und nur wenn sein Scharfsinn weiter von dieser Quelle jeglicher Wahrheit abschweifte, kann er uns oft nicht mehr genügen. Wir haben gezeigt, in welchem organischen Verbande seine philosophischen Abhandlungen zu seinem innersten Leben stehen. Alle seine Aufsätze über das Erhabene und die Tragödie gründen sich auf sein Freiheitsprincip; die Theorie des Schönen suchte er aus seinem zweiten Lebenselemente, der Humanität, zu schöpfen; und seine ganze Dichtungsweise führt er auf die Idealität zurück, ganz so, wie diese sich eigenthümlich in ihm gestaltet hatte.

Wenn ihm auch Kenntniß fremder Systeme abging, konnte es ihm an Ideen doch nie mangeln; er hatte ja eine ganze Welt auszubeuten! Nicht zu läugnen ist freilich, daß er nach dem Vorgange Kant's die Theorie des Erhabenen bei weitem wissenschaftlich genügender ausbildete, als die Lehre des Schönen, wo er als Kant's Gegner auftrat, und der Dichtkunst überhaupt, wo er gar keinen Führer mehr hatte. Dessenungeachtet muß Schiller mit Kant als der Vater der ganzen neuern Aesthetik angesehen werden.

Indem er beim Philosophiren von Thatsachen seines geistigen Lebens ausgeht, ist seine Methode kritisch und anthropologisch. Aus dem Menschengeiste, nicht aus dem Gegenstande will er die Wahrheit entwickeln. Die eigene Empfindung, äußerte er sich,[1]) müsse die Thatsachen hergeben, auf die der Philosoph baue; die weise Natur habe den moralischen Instinct dem Menschen zum Vormunde gesetzt, bis die helle Einsicht ihn mündig mache. Auf diese über alle Reflexion und künstliche Cultur erhabene, unmittelbare Quelle des Wahren, Guten und Schönen kommt Schiller allenthalben zurück, an diese reine Menschheit in uns appellirt er überall. Von daher fließt seiner Philosophie ihr lebendigster Geist und ihr reichster Gehalt zu. Er bestimmt das Verhältniß der Wahrheit zur Wissenschaft durch folgende, für unsere Zeit besonders merkwürdige Worte: „Ehe der Mensch anfängt zu philosophiren,

[1]) Schiller's W. (Octavausg.), B. 12, S. 3.

ist er der Wahrheit näher, als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht beendigt hat. Man kann deßwegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, wenn dasselbe, dem Resultate nach, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es, für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem Letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten, der eine philosophische Deduction nicht, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer, vortragen kann. Mit dem Erstern mag man Jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will."

Indessen hatte Schiller den Menschengeist zu wenig wissenschaftlich studirt, als daß er im Stande gewesen wäre, seine Forschungen durchweg anthropologisch zu begründen und der einzig richtigen Methode immer treu zu bleiben. Bisweilen verstieg er sich, bei schwindendem Boden des Thatsächlichen, in unfruchtbare Abstractionen, und quälte sich, aus allgemeinen Begriffen, wie Form und Inhalt, Nothwendigkeit und Zufall u. dgl., bedeutungsvolle Wahrheiten abzuleiten. Hier rächte es sich für einige Zeit an ihm, daß er bloß die Blüthe der Philosophie seines Meisters abgepflückt hatte. Daraus ferner, daß er nicht das ganze Gebiet der Philosophie mit sicherm Blick überschaute, und somit nicht im Stande war, für jedes Problem seine besondere Stelle aufzufinden, folgte sein

Eigenthümlichkeit, das Specielle gern an das Allgemeinste, das Untergeordnete an das Höchste anzuknüpfen, und so oft die Mittelglieder zu überspringen. Es fällt ihm schwer, eine Untersuchung strenge innerhalb der Sphäre ihrer Gattung zu halten; er geht beinahe in jeder Abhandlung bis zu den Grundsätzen seiner Philosophie zurück, und will in jedem Aufsatze wo möglich seine ganze Weltansicht aussprechen. Doch wirkte zu dieser Eigenthümlichkeit auch seine ideale Natur mit, welche gern Alles bis zum Allgemeinsten, Nothwendigen, Unbedingten emportrieb. Unbefriedigt durchschritt er immer das ganze Reich des philosophischen Wissens, und stand nur an den nothwendigen Gränzen der menschlichen Vernunft stille.

Einen großen Einfluß auf seine philosophischen Abhandlungen hatte auch der Umstand, daß er über Manches mit sich selbst nicht im Klaren war, wenn er sich zum Schreiben niedersetzte. Der geordnetste Kopf arbeitete gewöhnlich — nach keiner Disposition. Indem er so, wie ein Reisender auf einem noch unbetretenen, unsichern Wege, ohne das Ziel klar im Auge zu haben, mit stets wacher Umsicht und Achtsamkeit vorwärts schritt, und nicht selten auf ganz ungebnete, hindernißvolle Pfade gerieth, hatte er meistens eine mühevolle Reise, und war bisweilen ermüdet, ehe er am Ziele angelangt war. Indessen hat ein solcher Mangel an einem festen Plane auch seine gute Seite. Er gestattet häufige Episoden, wodurch die Aufsätze durch treffende Bemerkungen, durch interessante

Ausführungen des Themas in fremde Gebiete hinein bereichert werden, und erlaubt auch beständige Rückblicke zum Princip, so daß sich mit jener üppigern Ausbreitung der Gedanken durchweg Tiefe verbindet; wogegen eine planmäßig ausgeführte Arbeit leicht mager und arm wird, und nur in ihrem Fundament, nicht mehr in der Entwickelung desselben tiefsinnig bleibt.

Wie Schiller Alles mit wachem Bewußtseyn that, so legte er sich auch in der Abhandlung über die nothwendigen Gränzen beim Gebrauche schöner Formen Rechenschaft über seinen philosophischen Styl ab. Nachdem er hier von dem wissenschaftlichen und populären Ausdruck gesprochen, charakterisirt und vertheidigt er unter dem Namen der schönen Diction seinen eigenen. Sondern wir die in dieser Selbstbeurtheilung angegebenen Hauptmomente in ihre Arten, so ergibt sich, daß Schiller zugleich den strengsten rationellen Anforderungen zu genügen, die Einbildungskraft ästhetisch zu beleben, und durch Erweckung des Gefühls zu sittlichen Gesinnungen und Handlungen zu begeistern sucht. Während Goethe alles Gewicht auf die anschauliche Gestaltung legt, ist die Schiller'sche Diction aus einem zusammenwirkenden intellectuellen, ästhetischen und rhetorischen Element gebildet. Ein wissenschaftliches Denken, ein poetisches Schaffen, und ein Trieb, auf den Leser auch sittlich zu wirken, sind, nur in verschiedener Weise, die organisirenden Kräfte sowohl seiner Prosa, als seiner Poesie.

Betrachten wir nun jedes dieser drei Elemente im Besondern, so fließt erstens der logische Charakter seiner Schriften aus der Eigenthümlichkeit, selbst die wärmsten Gefühle und lebendigsten Phantasien, ehe er sie ausdrückte, durch sein waches Bewußtseyn in Besitz zu nehmen, und Alles, was er darstellte, von seinem Denken ausgehen zu lassen. Seine prosaischen Werke werden fast ohne Ausnahme von einem hohen intellectuellen Vermögen getragen. Wir erinnern an den scharf durchdachten Plan im Fiesco und in Cabale und Liebe (wenn es erlaubt ist, die prosaisch geschriebenen Dramen in diese Betrachtung zu ziehen, die sich über Schiller's Prosa im Allgemeinen verbreitet), an die fein berechnete Erfindung im Geisterseher, an die Eigenheit, seine Recensionen, und sogar unbedeutendere Erzählungen unter die Einheit eines allgemeinen Gedankens zu stellen, an jenen Hang in seinen geschichtlichen Darstellungen, die Charakterschilderungen ins Allgemeine zu verarbeiten, das Verschiedenartige und Auseinanderliegende in ein Ganzes zusammenzuziehen oder in genialen Ueberblicken frei zu behandeln, überall allgemeine Reflexionen einzustreuen und die Thatsachen philosophisch zu begründen — kurz an alle die Eigenschaften seiner Historiographie, die aus jenem rationalistischen Grundsatze hervorgehen, daß der Geschichtschreiber den historischen Stoff aus sich heraus wieder zur Geschichte construiren müsse.

Noch entschiedener zeigt sich Schiller's überragende Nationalität in seinen philosophischen Schriften, wo sie nicht

allein die Form, sondern auch den Inhalt erschafft. Hier tritt sie vorzüglich in der begriffsmäßigen Bestimmtheit und scharfen Unterscheidung an den Tag. Bei Goethe beruht die Bestimmtheit des Ausdrucks auf ästhetischer Klarheit, auf einer anschaulichen Individualisirung; bei Schiller gründete sie sich vornehmlich auf die Operationen des Erklärens, Eintheilens, Beweisens und auf die genaueste sprachliche Bezeichnung dieser Formen. Das Eigenthümliche der Schiller'schen Verstandeskraft lag vorzüglich in einem ausgezeichneten Distinctionsvermögen, im Scharfsinne. Wo es nur möglich ist, hebt er je zwei fruchtbare Begriffe hervor, die er in jeglicher Weise mit einander vergleicht und einander entgegensetzt, und deren Wesen er zu ergründen sucht, indem er alle ihre möglichen Wechselbeziehungen aufspürt. Es könnte ein ganzes System solcher Gegensätze aufgezählt werden; denn Schiller's Gedankengang bildete sich, ohne Zweifel auch durch den Widerstreit der Außenwelt mit seinem Innern, wesentlich dualistisch und antithetisch aus, und erst in der dritten Periode möchten sich durch die Versöhnung mit dem Leben diese inneren, auch durch die Kant'sche Philosophie verstärkten Gegensätze allmälig ausgleichen. Solche Gegensätze sind unter anderen: Freiheit und Nothwendigkeit, Freiheit und Despotismus, Ideal und Wirklichkeit, Natur und Cultur, Vernunft (Pflicht) und Sinnlichkeit, Schönheit und Erhabenheit, Anmuth und Würde, Form und Gehalt.

Diese antithetische Art zu denken und zu empfinden

hat auf Schiller's ganzen schriftstellerischen Charakter einen großen und wesentlichen Einfluß. Beschränken wir uns hier darauf, diesen Einfluß in seinen prosaischen Schriften zu verfolgen, so muß vor Allem auffallen, daß die meisten seiner ästhetischen Abhandlungen nicht über einen Gegenstand, eine Idee, sondern über je zwei Ideen handeln. Alle Aufsätze über das Erhabene sind auf die Gegenbegriffe von Freiheit und Nothwendigkeit gegründet; die Abhandlungen über Anmuth und Würde, und über naive und sentimentalische Dichtung enthalten die Gegensätze, über welche sie sich verbreiten, schon in ihren Ueberschriften. War es aber nicht möglich, eine ganze Schrift unter einen solchen Gegensatz zu stellen, so finden sich wenigstens viele einzelne Partieen antithetisch behandelt. Hieraus entstehen denn jene contrastirenden Charakterschilderungen und die unvergleichlich schönen Parallelgemälde, worin Schiller ein einziger Meister ist, z. B. die Charakteristik des Real- und des Idealmenschen [1]), des philosophischen Kopfes und des Brodgelehrten [2]), der griechischen und der französischen Tragödie [3]), die Parallelen der Verwilderung und der Erschlaffung [4]), des rohen Wilden und des entnervten Weichlings [5]), u. s. w. Diese dualistische Denkweise zeigt sich

[1]) Schiller's Werke (Octavausg.), B. 12, S. 312 ff.
[2]) Ebendas., B. 10, S. 416 ff.
[3]) Ebendas., B. 11, S. 472 f.
[4]) Ebendas., B. 12, S. 17 f.
[5]) Ebendas., B. 11, S. 578 f.

aber endlich auch in der Gliederung der Sätze, indem Schiller von der Figur der Antitheſe, namentlich in ſeinen unter Kant'ſchen Auſpicien geſchriebenen Abhandlungen, einen häufigern und ausgedehntern Gebrauch macht, als vielleicht irgend ein anderer deutſcher Schriftſteller. Man kann dieſe Redefigur in allen ihren Geſtalten recht eigentlich bei ihm ſtudiren!

So viel von dem rationellen Charakter der Schiller'ſchen Proſa. Bei dieſem wiſſenſchaftlichen Gedankenausdruck begnügte ſich aber unſer Schriftſteller nicht. Weil er nicht für eine Kaſte ſchrieb, ſondern ſich ſtets auf allgemein menſchliche Standpuncte ſtellte, ſo ſuchte er ſeinen Darſtellungen durch die Einbildungskraft eine allgemein menſchliche Form zu geben. Der ſtrenge Zuſammenhang ſollte den Schein einer freiern Bewegung gewinnen, und was die Hauptſache iſt, das Allgemeine mußte durch mögliche Individualiſirung anſchaulich und lebendig gemacht werden.

Wodurch brachte er nun dieſes zweite Element, das äſthetiſche, in ſeine Diction? Wodurch bewirkte er dieſen inhaltsvollen Ausdruck des abſtract Gedachten? Es geſchieht durch den umfaſſendſten Gebrauch der ſogenannten rhetoriſchen Figuren. Goethe bedient ſich weit ſeltener der uneigentlichen Ausdrücke, der Vergleichungen, der mythologiſchen Anſpielungen; auf dem anſchaulichen Boden, worauf er ſteht, wird von ſelbſt jeder Satz zum Bilde, und jede Periode iſt ein Gemälde. Schiller hat das Allgemeine zum Beſondern, das Ideale zum Realen, das

Innere zum Aeußern zu machen, und hierzu bedarf es ungewöhnlicher Hülfsmittel. Wie macht er z. B. den Gedanken anſchaulich, daß uns das Erhabene über die ſinnliche Welt hinwegführe, in welcher uns das Schöne durch ſeine Reize immer gefangen halten möchte? „Die Schönheit unter der Geſtalt der Göttin Kalypſo," ſagt er, „hat den Sohn des tapfern Ulyſſes bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält ſie ihn lange Zeit auf ihrer Inſel gefangen. Lange glaubt er einer unſterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wolluſt liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentor's Geſtalt, er erinnert ſich ſeiner beſſern Beſtimmung, wirft ſich in die Wellen und iſt frei." Dann wendet Schiller auch, um ſeinem Ausdrucke ſinnliche Lebendigkeit zu geben, beſonders gern die Zerlegung eines Begriffs in ſeine untergeordneten Theile an. Indem ſich die Einbildungskraft dieſer beſonderen Vorſtellungen bemächtigt, malt ſie eine jede zu einem eigenen Bilde aus, welche ſich unter dem Ganzen eines Grundgedankens vereinigen. Solcher Ideenmalereien finden ſich beſonders viele in ſeinen philoſophiſchen Werken, und ihnen entſprechen die allgemeinen Schilderungen in ſeinen hiſtoriſchen Schriften.

Man könnte ſich leicht dieſe ganze poetiſche Geſtaltung des begriffsmäßig Erkannten als etwas Erkünſteltes denken. Allein durch Schiller's Denkvermögen ergoß ſich urſprünglich ſchon ein friſcher Strom des reinſten Lebens, und Bilden und Denken war bei ihm unzertrennlich. Weil

sein Denken wesentlich von seinem Gefühle, seinem Anschauungsvermögen und den Gebilden seiner Phantasie ausging, so war es ihm nicht schwer, seine Ideen wieder in lebendige poetische Gebilde umzusetzen und hierdurch das ursprüngliche Verbundensein derselben in seinem Gemüthe wieder herzustellen. Durch eben diese innere Vereinigung seiner Einbildungskraft mit seinem Denkvermögen erhielt auch seine Phantasie und hierdurch das poetische Element seines Styls ihren eigenthümlichen Charakter. Schiller's von allgemeinen Vorstellungen getragene Einbildungskraft kann selten zu dem herabsteigen, was im strengsten Wortsinn individuell ist und noch seltener bei diesem lange verweilen. Das Ideenvermögen reißt sie immer schnell wieder ins Große und Weite, und so gewinnt sie an Umfang, was sie an Inhalt verliert.

Wie nun Speculation und Poesie, so arbeitete endlich auch sein sittliches Lebenselement an seinem sprachlichen Ausdrucke. Es gibt eine doppelte Lebendigkeit der Darstellung, eine objective, welche aus der Individualisirung entsteht, und eine subjective („sentimentalische"), welche der Verfasser aus der Innigkeit seiner Gefühle in sein Werk ausströmt. Was nun Schiller an jener ersten Lebendigkeit zurücklassen mußte, das suchte er durch die zweite Art der Belebung des Ausdrucks nachzuholen. Alles Warme, Glühende, alles Innige, Rührende, Ergreifende, Erschütternde in Schiller's Darstellungen fließt größtentheils aus dieser Quelle. Besonders war in seiner ersten und

noch in der ersten Hälfte seiner zweiten Lebensperiode sein jedesmaliger Stoff ganz in seinem Herzen, ja Schiller war dieser Stoff selbst. Deßwegen lassen seine Worte solch einen unendlichen, nicht gerade ästhetischen, sondern sittlich menschlichen Eindruck zurück. Aber auch diejenigen seiner Schriften, in denen die objective Darstellung oder die rationelle Behandlung vorherrscht, nehmen uns durch einen hohen sittlichen Ernst und eine redliche Wahrheitsliebe für sich ein. Niemals behandelt er eine Arbeit als ein leichtes, gleichgültiges Spiel, sondern in jeden Gegenstand legt er das Gewicht seiner Persönlichkeit, und nicht selten zum Nachtheile einer gefälligen und anmuthigen Form.

Doch bei dieser sittlichen Erwärmung und Belebung läßt er es nicht bewenden. Nicht allein unbewußt dringen seine Gemüthskräfte, bringt der affectvolle Zustand, in welchem er schreibt, in seine Rede ein, sondern er legt es auch absichtlich darauf an, in dem Leser den seinigen ähnliche Gemüthsbewegungen hervorzubringen und sie zu edeln Gesinnungen und Handlungen zu begeistern. Hierdurch wird sein Styl rhetorisch.

Das Rhetorische der Darstellung geht aus einem überwiegend praktischen Interesse hervor, weßwegen es sich auch ausschließlich bei praktischen Völkern und sittlich bewegten Menschen findet. Aber nicht immer und bei allen Völkern wird ein starker praktischer Trieb die Rhetorik hervorrufen, sondern nur da, wo die Wirklichkeit mit den Ideen, von denen der Schriftsteller bewegt wird, in grellem

Widerſpruche ſteht. In der griechiſchen Literatur iſt daher, ſo lange die Freiheit der Griechen beſtand, im Ganzen keine Rhetorik; und doch waren die Griechen die thatkräftigſten Menſchen, die es je gegeben hat. Aber zwiſchen den Anſichten und Wünſchen der Beſten und dem wirklichen Leben fand noch kein unverſöhnlicher Gegenſatz ſtatt; beide ruhten auf einem gemeinſchaftlichen Boden; der Einzelne konnte ſeinem praktiſchen, ſeinem politiſchen Intereſſe durch ein freies Eingreifen in die Lebensverhältniſſe in Wort und That Luft machen. Ganz anders iſt es dagegen, wenn dem ſittlich und politiſch bewegten Schriftſteller das Eingreifen in das Leben nach ſeinen Ideen unmöglich und das ganz freie Wort über alles Oeffentliche unterſagt iſt. Iſt er in dieſem Falle nicht von Hoffnungsloſigkeit, wie Tacitus, erfüllt, ſo wird ſeine Schreibweiſe ſich nothwendig rhetoriſch geſtalten. Indem er nicht unmittelbar auf geradem Wege wirken kann, ſucht er mittelbar durch Umwege das Gefühl, die Geſinnung und die Handlungsweiſe ſeiner Leſer für ſeine Anſichten zu beſtimmen. Hieraus erklärt es ſich, warum durch Schiller's Werke eine rhetoriſche Ader geht. Was dieſem großen ſittlich politiſchen Charakter im Leben auszuführen, oder wovon ihm unmittelbar frei zu reden verweigert war, das ſprach er, ſo gut es ſich thun ließ, als Geſchichtſchreiber, Philoſoph und Dichter aus. Was er nicht loben konnte, dichtete er. Daher iſt er in ſeinen früheſten Werken, wie er es ſelbſt von

ſich ausſagt [1]), am meiſten rhetoriſch. In der ſpätern Zeit überwand die wiſſenſchaftliche Cultur und ſein poetiſcher Genius ſein überwiegendes praktiſches Lebenselement, ſo daß von ſeiner dritten Periode an das Oratoriſche aus ſeinen Schriften meiſt verſchwindet. Mit dem Nachlaſſen des politiſchen Intereſſes war der Rhetorik die Wurzel durchſchnitten.

Es bliebe uns nun, nachdem wir über die innere Geſtalt der Schiller'ſchen Proſa geſprochen, nur noch übrig, von der äußern oder ſprachlichen Form derſelben ein Wort zu ſagen. Es iſt anerkannt, daß Schiller und Goethe unſere Sprache eigentlich erſt zu dem gemacht haben, was ſie jetzt iſt. Wie Schiller die deutſche Proſa der Barbarei trockener Gelehrſamkeit und andererſeits dem Spiel einer ſeichten Unterhaltung entriſſen und ſie mitten in die reinſten menſchlichen Intereſſen geſtellt hat, ſo hat er auch ihren Sprachformen ſeinen unſterblichen Geiſt aufgedrückt. Von ſeiner Sprache gilt, was er ſelbſt von Coligny ſagt: „Er ſprach rein, edel, ſtark, originell" — und man kann noch hinzuſetzen: beſtimmt, klar, bilderreich, und durch alles dieß höchſt anziehend. Er befriedigt zugleich Verſtand, Vernunft, Phantaſie, Gefühl und Ohr. Wenn man ihn recht genießen will, muß man ihn laut leſen. In Bezug auf Länge und Kürze der Sätze hat er das richtige Maß getroffen und eine ſchöne Mannichfaltigkeit

1) Briefwechſel mit Goethe, Th. 3, S. 288.

beobachtet. Dabei iſt nirgends eine Spur von verrenkten Perioden, von fehlerhafter Wort- oder Satzfügung. Ueberhaupt iſt der Ausdruck überall feſt, ſicher und angemeſſen, und nicht leicht hat ein anderer Schriftſteller ſo kraftvoll, kühn und erhaben geſchrieben, ohne ſchwülſtig zu werden. Nur einfacher hätte er häufig in ſeinen philoſophiſchen Schriften ſeyn können, in denen ein ſich nicht genugthuendes Ringen nach Klarheit oft die Klarheit ſelbſt trübt. Der Rhythmus ſeiner Sprache iſt vortrefflich. Ueberall ſehen wir die Bewegungen ſeiner Seele im Wellenſchlage der Rede. Ueberall iſt die ſorgfältigſte Rückſicht auf den Wohllaut genommen. Schiller's Styl iſt ganz und gar durchgearbeitet, ſo wie ſeine Gedanken; und alle Vorzüge, die hieraus hervorgehen, eine ſorgfältige Wahl der Wörter, eine abgerundete und ebenmäßige Bildung der Sätze und Perioden, finden ſich bei ihm in hohem Grade. Seine Sprache iſt rein, und nur in einigen Formen und Fügungen hat ſich die jetzige Ausdrucksweiſe von der ſeinigen entfernt. Nicht ganz zu billigen iſt der häufige Gebrauch ausländiſcher Wörter in ſeinen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schriften. Im Wallenſtein und Tell ſuchte er hierdurch der Dichtung ein alterthümliches und locales Gepräge zu geben.

Schiller hat ſich in der erzählenden und hiſtoriſchen Darſtellung, in der Briefform, in der philoſophiſchen Abhandlung und in der Rede verſucht. Aber alle dieſe Formen haben beinahe *einen* Charakter, und es fehlt ſeinem gehaltreichen und vollendeten proſaiſchen Styl offenbar an Mannichfaltigkeit

und Extenſität. Er konnte beinahe nur auf eine Weiſe ſchreiben: ſeinem ernſten, immer in Ideen lebenden Geiſte ging die Biegſamkeit ab. Seine Proſa gehört durchweg der höhern, ja höchſten Gattung an. Sie hat etwas dem Erhabenen Analoges; oft iſt ſie feierlich und prächtig. Das Allgemeine und Ideale des Schiller'ſchen Styls zeigt ſich ſeiner Form nach eben dadurch, daß er keiner beſondern Gattung angehört.

Indem wir uns nun anſchicken, in dem nächſtfolgenden Theile unſern Schiller auf die freie Sonnenbahn der Poeſie zurück zu begleiten, ſcheint es angemeſſen, zur Orientirung des Leſers, auf die hinter uns liegende Laufbahn einen Blick zu werfen, und uns die Frage zu beantworten: Wie weit hatte Schiller am Schluſſe des zweiten Lebensabſchnittes die Aufgabe, die ihm durch Naturanlage und Schickſal gefallen war, ſelbſtthätig gelöſ't, und welchen Standpunct in ſeiner fortſchreitenden Geiſtesentwickelung nahm er damals ein?

Es war nothwendig, bei der Darſtellung ſeines Entwickelungsganges von einigen urſprünglichen Grundtrieben auszugehen, die thatſächlich in ſeinem Seelenleben vorliegen. Wir konnten uns leicht überzeugen, daß ſein geiſtiges Leben in eine philoſophiſche Denkkraft und ein poetiſches Talent auseinandertrat, während ſein ſittliches Leben in dem doppelten Elemente des Heroismus und der

Humanität Gestalt und Inhalt bekam. Keines von diesen Momenten durfte unbeachtet bleiben, weil jedes alle anderen bestimmt und von allen anderen bestimmt wird — so daß wir z. B. Schiller's dichterische Bildungskraft nicht begreifen können, wenn wir sein intellectuelles Vermögen nicht mit berücksichtigen, welches seiner Poesie ihre Form gab, und wenn wir den Seelenheroismus und die Humanität seines Gemüthes unbeachtet lassen, welche seiner Dichtung den ewigen Gehalt zutrugen und die himmlische Weihe ertheilten.

In der frühsten Jugend Schiller's sahen wir zuerst diese humane Seite seiner sittlichen Natur durch Religiosität und kindliche Anhänglichkeit sich kund geben, bis bei erstarkendem Selbstgefühle, unter einem langen und harten Erziehungsdrucke, in der unbehaglichen Nähe eines eigenmächtigen Fürsten, durch die Zauberstimmen Plutarch's und Rousseau's und die ersten fernen Anzeichen einer neuen Weltepoche, jenes starke und stolze Freiheitsgefühl in ihm geweckt und groß erzogen wurde, welches sich in dem gigantischen Geiste bald zu einer entschiedenen und reinen republicanischen Weltansicht verallgemeinerte. Was aber seine geistigen Talente betrifft, so sahen wir bei einem strengen Unterrichte und einer großen Eingezogenheit sein eminentes Denkvermögen sich früher bis zu einer gewissen Reife entfalten, als sich selbst sein poetischer Genius zu entbinden vermochte, der nur allmälig durch fleißige Lectüre von Dichterwerken Form und Gehalt gewann, und

ſich allein in unbedeutenden Nachahmungen und Gelegenheitsgedichten ausſprach, bis Schiller den angeſchwollenen Freiheitsſtrom ſeines Buſens in ſeine Räuber ergießen mußte. So entſtand denn jene Trias von Jugenddramen, in denen der Dichter, in verſchiedenen, beſtimmt geſonderten Sphären, den Unmuth ſeiner Cato-Seele polemiſch und negativ ausſprach, bis ſeine republicaniſche Weltanſicht ſich endlich ſo weit gegliedert und bereichert hatte, daß er ſie in ſeinem Don Carlos poſitiv zu einem glänzenden Gemälde ausbreiten konnte. Die Stoffe, welche er in dieſer Periode zu lyriſchen Producten aus den Stimmungen ſeines Gemüthes ſchöpfte, tragen, weil die Humanität ſeines Herzens noch nicht zu einiger ſelbſtſtändigen Ausbildung gediehen war, beinahe alle den Stempel des Gewaltigen und Heroiſchen an ſich, in deſſen Richtung einſeitig der Freiheitsſtolz Schiller's ganzes Leben damals geriſſen hatte. Aber bald holte er das Verſäumte nach. Als er durch die kühne That ſeiner Flucht und das Weltbürgerdrama des Don Carlos ſeinem Freiheitsprincipe genug gethan hatte, bildeten ſich im Verlaufe der Jahre, bei ruhiger Betrachtung der Dinge und erweiterter Kenntniß der Welt durch den Umgang mit trefflichen Männern und edlen Frauen in Mannheim, Bauerbach, Leipzig, Dresden und während ſeines erſten Aufenthaltes in Weimar, die humanen Kräfte ſeiner Natur harmoniſcher und vielſeitiger aus. Doch erſt in Rudolſtadt, in der Lengefeld'ſchen Familie, zur Zeit ſeiner innigen Befreundung mit den Griechen, hob eine

edle Liebe alle Schätze seines reichbegabten, tiefen Gemüthes an den Tag, läuterten sich seine Gefühle zu der idealen Reinheit und Schöne, die uns in Allem anspricht, was er von dieser Zeit an geschrieben hat. Diese Gemüthsveredlung trug denn auch dazu bei, seinen weltbürgerlichen Stolz zu mäßigen und ihm in seinen Aeußerungen alles Anstößige zu nehmen. So wirkte jetzt das humane Princip bildend auf das der Freiheit zurück.

Nachdem Schiller in Don Carlos sein politisches Glaubensbekenntniß abgelegt, und in kleineren Gedichten und im Geisterseher die Polemik seines Vernunftglaubens auch gegen positive Kirchensatzungen und Religionsdogmen gerichtet hatte, war sein erstes poetisches Geschäft, welches ganz in sittlichen Interessen wurzelte, beendigt, und das seit seinem Austritt aus der Carlsschule zurückgeschobene intellectuelle Bedürfniß war nun nicht mehr zu beseitigen, ja dasselbe kam höchst willkommen, da es die jetzt eintretende lange Lücke der Poesie ausfüllte. Sein auf das Geistige concentrirtes Erkenntnißinteresse mußte den Menschengeist im Großen in dessen Schicksalen und Entwickelungen kennen zu lernen, und es mußte ihn in seiner Einheit und Wesenheit zu erforschen suchen — er mußte Geschichte und Philosophie studiren. Er begann, methodisch vom Aeußern zum Innern fortschreitend, zugleich aber deßwegen mit der Geschichte, weil er sich durch diese Wissenschaft eine bürgerliche Existenz gründen wollte. So eröffnete sich denn seine zweite Lebensperiode, in welcher wir ihn

zuerſt eine Reihe hiſtoriſcher Schriften verfaſſen, und dann, beſonders in dem Triennium, das ihm ſeine Wohlthäter in Dänemark zur Erholung und zum Selbſtſtudium verſchafften, ſich mit entſchiedener Neigung zu dem Anfange und Ende ſeines Denkens, zur Philoſophie, hinwenden ſahen. Hier ſuchten wir nun den Zuſammenhang ſeines Philoſophirens mit ſeiner ganzen Geiſtesrichtung nachzuweiſen und begreiflich zu machen, wie ſeine nur das Aeſthetiſche bearbeitende Philoſophie die Lehre des Erhabenen auf das Freiheitsprincip und die des Schönen auf das Humanitätsprincip gründete; vorzüglich aber ſuchten wir den innern, organiſchen Zuſammenhang aller ſeiner philoſophiſchen Abhandlungen vor Augen zu ſtellen und zu zeigen, wie Schiller ſich ſelbſt durch einige Aufſätze, die wir deßwegen Uebergangsabhandlungen nannten, den Rückweg zur Dichtkunſt bahnte, nachdem er in freieſtem Gange die ganze Aeſthetik durchmeſſen und dieſe Aufgabe auf ſeinem Standpuncte vollkommen gelöſ't hatte.

An dieſer Stelle angekommen, entwickelt ſich ihm nun naturgemäß, und unter den gegebenen Bedingungen mit Nothwendigkeit, eine neue Epoche: es beginnt die Periode der gereiften Kunſtpoeſie, die uns im dritten Theile dieſer Schrift noch darzuſtellen übrig bleibt.

Schiller's Leben

für

den weitern Kreis seiner Leser,

von

Karl Hoffmeister.

Ergänzt und herausgegeben

von

Heinrich Viehoff.

Dritter Theil.

Zweite Ausgabe.

Stuttgart.

Ad. Becher's Verlag.

1854.

Schiller's Leben.

Dritter Lebensabschnitt

oder

Periode der gereiften Kunstpoesie,

von der Gründung des Musenalmanachs

bis

zu Schiller's Tode.

Erſtes Capitel.

Einfluß der philoſophiſchen Selbſtläuterung auf Schiller's Poeſie. Drei Abſtufungen ſeiner folgenden Lyrik. Große Productivität und Thätigkeit. Die Ideenpoeſie und die dahin gehörigen Gedichte.

Der Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung war das Boot, womit Schiller, nach ſeiner Fahrt auf dem Meere der Philoſophie, endlich an dem langerſehnten Eilande der Dichtkunſt landete. Man hat oft geſagt, daß ſeine philoſophiſche Richtung ſeiner Poeſie geſchadet habe, und Goethe ſelbſt ſpricht gegen Eckermann dieſe Anſicht aus. „Es iſt betrübend," ſagt er, „wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten." Auch Schiller ſchlug in ſpäterer Zeit den poſitiven Gewinn ſeiner Speculationen ſehr gering an.*) Er betrachtete die philoſophiſche Höhe als unbequem und unfruchtbar für den Künſtler, weil

*) S. unten im 4. Cap. ſeinen Brief an Humboldt, veranlaßt durch deſſen Schrift über Goethe's Hermann und Dorothea.

von ihr kein Weg zu dem Gegenstande herabführe. Wir aber können unmöglich die Reihe seiner ästhetischen Abhandlungen nach dem zufälligen Nutzen abschätzen, den der Dichter für die Ausübung seiner Kunst von ihnen hoffte. Sie tragen in sich einen hohen Werth; Erkenntniß und Wahrheit sind sich selbst genug. Aber Schiller mußte auch den philosophischen Entwickelungsproceß vollenden, welcher sich ihm aus seiner eigenthümlichen Naturanlage entsponnen hatte. Er mußte sich müde philosophirt haben, ehe er wieder dichten konnte. Längst war er mit sich selbst zerfallen, und erst, nachdem er auf sittlichem und wissenschaftlichem Wege seine Natur wieder hergestellt hatte, konnte er wieder, und zwar zu einer reifern Dichtkunst zurückkehren. Die Philosophie hatte ihn beruhigt, ohne ihn ganz zu befriedigen: so suchte er sich jetzt durch die Dichtkunst zu vollenden. Wenn die Wahrheit ihrem Jünger alle ihre Verheißungen erfüllte, würde er sich nicht gedrängt fühlen, seine Menschheit durch das Handeln und die Schönheit zu ergänzen.

Den günstigen Einfluß dieser Gemüthsläuterung durch die Wissenschaft finden wir thatsächlich bestätigt, wenn wir die Gedichte vor der historisch-philosophischen Periode mit den späteren vergleichen. Die früheren Gedichte, besonders von Don Carlos an bis zu den Künstlern, mußten alle durch die Uebermacht einer unreifen Reflexion mehr oder weniger gekünstelt, spitzfindig, schwerfällig und dunkel ausfallen; sie leiden alle an Mißgriffen des Verstandes

Dagegen sind die späteren poetischen Erzeugnisse natürlicher, einfacher, klarer und anmuthiger. Diesen Gewinn erkannte Schiller selbst. „Vordem," schrieb er damals an Humboldt, „legte ich das ganze Gewicht in die Wahrheit des Einzelnen, jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst Fleiß angewandt, ihn zu zeigen und das Einzelne recht vordringen zu lassen." Er fand nun auch, daß seine Poesieen an Leichtigkeit gewonnen hatten, die man früher an ihnen vermißte. „So viel," schreibt er in diesem Sinne an Goethe, „habe ich nun aus gewisser Erfahrung, daß nur strenge Bestimmtheit der Gedanken zu einer Leichtigkeit verhilft. Sonst glaubte ich das Gegentheil, und fürchtete Härte und Steifigkeit. Ich bin jetzt in der That froh, daß ich mir es nicht habe verdrießen lassen, einen sauern Weg einzuschlagen, den ich oft für die poetisirende Einbildungskraft verderblich hielt."

Indeß hatten jene vieljährigen einsamen Studien nicht bloß einen entscheidenden Einfluß auf die Form seiner Dichtung, sondern sie lieferten ihm auch längere Zeit hindurch größtentheils den Stoff. Durch seine Speculation hatte er sich eine eigene sittlich-ästhetische Welt auferbaut, die gleichsam sein ideal gestalteter Geist selbst war, in welcher er um so ausschließlicher lebte und webte, als seine arme äußere Existenz seinem hohen Ideenfluge sehr geringfügig erscheinen mußte. Als er nun wieder zu dichten anfing,

woher konnte er die Stoffe seiner Poesie anders nehmen, als aus eben dieser Ideenwelt? Seine Lage, seine ideale Natur und seine Theorie vereinigten sich, um wenigstens die ersten Poesieen der dritten Periode beinahe ganz in den Gedankenkreis einzuschließen, der sich durch seine geschichtlichen und philosophischen Forschungen in ihm ausgebildet hatte. Wäre Schiller als Dichter auf seine äußeren Verhältnisse verwiesen gewesen, wie Goethe die meisten Gedichte aus äußeren Lebensanlässen schöpfte, so würde seine Muse bald verstummt seyn. Zwar fehlte es auch dem engen und einförmigen Leben unsers Kranken und Einsiedlers nicht ganz an interessanten Vorfällen, welche poetisch hätten gestaltet werden können; wir erinnern nur an jene Todesfeier in Hellebeck. Durch wie viele Gedichte und Anspielungen hätte nicht Goethe diese edle, diese einzige Huldigung verherrlicht, wenn sie ihm widerfahren wäre! Schiller aber schrieb: „Jener Vorgang war für den Abgeschiedenen bestimmt; und der Lebende wird sich nie mehr erlauben, ihn zu berühren." Hier beeinträchtigte offenbar der Mensch den Dichter; aber jener gewinnt vielfältig wieder, was dieser einbüßt. Wen sollte dieses Schweigen nicht mehr rühren und erheben, als die herrlichsten Gesänge?

Nahm er aber auch wirklich einzelne Privatzustände in seine Dichtung auf, so entblößte er dieselben von allem Individuellen und hob sie häufig dadurch noch mehr in's Allgemeine, daß er sie zum Substrat einer Idee machte. Er

verlangte von jedem Gedichte einen sentimentalen Gehalt, Idealität, Tiefe, Geist, Innerlichkeit, gleichsam noch über die schöne Form hinaus, und diese suchte er vorzüglich in einer gewissen Allgemeinheit und Nothwendigkeit, welche dann durch Gefühl und Affect belebt werden mußten. „Der Dichter", behauptet er, „kann nur in so fern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst, abfordert. Um aber sicher zu seyn, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. In einem Gedichte darf daher nichts wirkliche (historische) Natur seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung der allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjecte eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdrucke des Nothwendigen liegt der große Styl." In dieser Ansicht, zu welcher ihn sein Idealisirtrieb führte, befestigte er sich durch seine Theorie der sentimentalischen Dichtung noch mehr, und das war ohne Zweifel der größte Nachtheil, den die Speculation seiner Dichtung brachte, daß diese in Form und Inhalt auf methaphysischen Boden verrückt wurde. Wie wenn der Einbildungskraft etwas Anderes gefallen, und auf die Empfindung

etwas Anderes wirken könnte, als das Anschauliche, sinnlich Wahrnehmbare, und dieses nicht immer individuell wäre!

Jene ganz durch das Denken vermittelten poetischen Darstellungen finden, wie der Schiller'sche Bildungsgang, den sie voraussetzen, in der Literaturgeschichte beinahe nichts Aehnliches, so daß Humboldt in dieser Hinsicht Recht hatte, zu sagen, Schiller habe die lyrische Dichtkunst erweitert. Man kann sie *metaphysische Gedichte*, Reflexionslieder, Idealgesänge nennen. Von ihnen stieg er im Verlaufe seiner fortschreitenden Entwickelung zu einer *gemischten* oder *mittlern* Classe herab, wo sich die Idee mit dem Wirklichen oder Concreten in Verbindung zu setzen suchte, bis er endlich bei der *reinen, objectiven Dichtung* anlangte.

Die eigentliche Zeit der metaphysischen Dichtung war die zweite Hälfte des Jahres 1795, welches wir daher füglich als das *Jahr der Ideendichtung* bezeichnen können. Schiller hatte sich in den ästhetischen Abhandlungen ein Magazin von Ideen angelegt, die der nun endlich entfesselte Genius um so eher in Poesie umsetzen konnte, da sie zugleich seine lebendigsten Gefühle und sein innerstes Leben selbst waren. Hieraus erklärt sich seine außerordentlich große Productivität sogleich nach seiner Rückkehr zur Poesie. „Ich habe," bekennt er selbst, „meine poetische Fruchtbarkeit in diesem Jahre doch zum Theil der langen Pause zuzuschreiben, die ich in poetischen Arbeiten machte,

und die mich Kräfte sammeln ließ. Im nächsten Jahre wird es langsamer gehen." Da die Gedankenwelt ärmer ist, als das Leben und die unmittelbare Empfindung, und sich nur die wenigsten metaphysischen Stoffe poetisch behandeln lassen, so konnte diese Quelle nicht lange für ganze Gedichte ergiebig seyn.

In dem Sommer 1795 entstanden vierzig kleinere und größere Gedichte. Während er so fleißig für die Horen und den Almanach arbeitete, dehnte er trotz seiner Kränklichkeit, der vielen Redactionsgeschäfte und der Correspondenz mit seinen Mitarbeitern seine bewundernswürdige Thätigkeit noch weiter aus. Keine bedeutende Erscheinung in der Tagesliteratur blieb von ihm unbeachtet, in den schlaflosen Nächten las er Romane und andere poetische Werke, wie er denn in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung seine Kenntniß der Poeten und ihrer Werke genugsam an den Tag legte. Er faßte nun auch den Plan, lateinische Dichter, besonders den Juvenal, Persius und Plautus zu lesen, um seinem Geiste die rechte Disposition zum poetischen Bilden zu geben. Hierzu wollte er sich, wie er sagt, mit der ruhigen Vernunft und schönen Natur der Alten umringen, und im eigentlichen Sinne unter denselben leben. Er bat sich von Humboldt französische oder deutsche Uebersetzungen von diesen Dichtern aus, da ihm sein Latein für das Verständniß der Sprache des gewöhnlichen Lebens nicht zuzureichen schien. „Seit einiger Zeit lese ich wieder mehr in den alten Lateinern," schreibt

er am Ende des Decembers 1795 an Goethe, „und der Terenz ist mir zuerst in die Hände gefallen. Ich übersetze meiner Frau die Adelphi aus dem Stegreife, und das große Interesse, das wir daran genommen, läßt mich eine gute Wirkung erwarten.“ Ja, er faßte den ernstlichen Entschluß, der ihm schon lange im Sinne lag, das Griechische zu lernen. Ein neuer Beweis, wie Humboldt sagt, wie gründlich er Alles angriff, womit er sich beschäftigte. Er fragte diesen seinen Freund um Rath, und wünschte auch ein Buch genannt zu wissen, in welchem auf die Methode bei diesem Studium und auf das Eigenthümliche dieser Sprache hingewiesen wurde. Humboldt bedauerte nur die Anfangs wenigstens verlorene Zeit, die er auf diese Beschäftigung würde verwenden müssen. Das methodische Lehrbuch konnte er ihm nicht angeben; es würde ihm auch nicht nur nichts geholfen, sondern ihn sogar von seinem Zwecke abgeführt haben. Alles faßte Schiller rationell, verstandesmäßig an. Durch den Begriff wollte er das Eigenthümliche sogar einer Sprache kennen lernen. Der Plan blieb übrigens unausgeführt, tauchte aber später wieder bisweilen in Schiller auf. Im Jahre 1800 hatte er große Lust, sich in Nebenstunden mit dem Griechischen zu beschäftigen, um nur so weit zu kommen, daß er in die griechischen Metra sich eine Einsicht erwerben könne, und wollte hierzu ein griechisches Lexikon und eine brauchbare Grammatik genannt wissen. Goethe schickte ihm die verlangten Bücher, mit dem Bemerken, daß er sich wenig

daran erbauen werde; das Stoffartige jeder Sprache, so wie die Verſtandesformen ſtänden ſo weit von der Production ab, daß man gleich, ſobald man nur hineinblicke, einen ſo großen Umweg vor ſich ſehe, daß man gern zufrieden ſey, wenn man ſich wieder herausfinden könne. Es müſſe Jemand, wie Humboldt, den Weg gemacht haben, um dem Dichter etwa das zum Gebrauche Nöthige zu überliefern. Der Erfolg zeigte, daß Goethe richtig geurtheilt hatte.

Man hat es Schiller'n oft vorgeworfen, daß er des Griechiſchen unkundig war; aber auch Goethe wußte nicht viel mehr und ſelbſt Herder verſtand wenig Griechiſch. Und ſicher iſt es, daß die Meiſten, die des Griechiſchen kundig ſind, den Geiſt der Hellenen nicht ſo erfaßt haben, als Schiller; ja Humboldt meint ſogar, er würde vielleicht weniger fein und richtig über die Griechen gedacht haben, wenn er ſelbſt griechiſch zu leſen gewohnt geweſen wäre. Auf jeden Fall iſt es bewundernswürdig, wie er aus Homer den naiven Geiſt ſo rein und wahr herausgriff, den die Voſſiſche Ueberſetzung doch ſehr zu verhüllen ſcheint.

Das Leben unſers meiſt kranken, einſiedleriſchen Freundes iſt ſeine Thätigkeit. Indem wir dieſe näher charakteriſiren, ſchildern wir jenes.

Als er wieder poetiſch thätig zu ſeyn anfing, ſtand er noch ganz auf philoſophiſchem Boden. Wie mußte er hier verfahren, um aus ſeinen Ideen und Begriffen poetiſche Geſtalten hervorzurufen? Welche Wege boten ſich ihm an,

um das allgemein Gedachte möglich zu individualiſiren? Denn alle Poeſie lebt im Individuellen, und wenn Schiller dieſen Grundſatz auch theoretiſch verkannte, ſo mußte ſein beſſerer Genius ihn doch mehr oder weniger praktiſch befolgen.

Vor Allem ſuchte Schiller das Ideale durch das Reale dadurch zu beleben, daß er jenes entweder dieſem entgegenſetzte, oder das Ideale durch die Merkmale, welche es mit dem Realen gemein hat, ſchilderte. Die Veranſchaulichung geſchah durch den Contraſt oder durch die Aehnlichkeit. In beiden Fällen ward das Ideale als dem Realen coordinirt gedacht, und auf dieſer Nebenordnung ruht die erſte Gattung der Ideenpoeſie.

Die Anzahl der Gedichte, welche ganz auf dem Gegenſatze auferbaut ſind, iſt nicht groß, ſo tief das Antithetiſche auch in der Denk- und Gefühlsweiſe Schiller's gegründet iſt, und ſo häufig er auch dieſe Figur in kleineren Kreiſen gebraucht. Wer uns nämlich vom Idealen nur ſagt, was es nicht iſt, der gibt daſſelbe doch dem Verſtande mehr zu errathen, als er es vor das Auge der Phantaſie ſtellt. Will er daher ſeine Ideen uns näher rücken, ſo muß er ihnen das Entſprechende aus der wirklichen Welt zuſtrömen laſſen; ſo muß er alſo Bilder, Gleichniſſe, Mythen und andere Figuren der Aehnlichkeit herbeiziehen. Das Gerippe der Antitheſe wird auf dieſe Weiſe von mannichfachem Laubwerk und Blüthenſchmuck umrankt, deſſen Stütze zu ſeyn es gleichwohl nicht aufhört.

Ganz auf der Figur der Antitheſe ruht das im Anfange Auguſts 1795 entſtandene Gedicht: Ideal und Leben, oder, wie es urſprünglich überſchrieben war, das Reich der Schatten. Es iſt die Blumenkrone der Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Die äſthetiſche Welt des Scheins und des Spiels, der reinen Formen, wie ſie beſonders gegen das Ende dieſer Briefe entwickelt wird, erſcheint hier ſichtbar vor unſeren Augen, ſo weit ſie es werden kann. „Der Menſch iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt," nur in dem Reiche der Schönheit, welche allein die verſchiedenartigen Anſprüche unſerer menſchlichen Natur harmoniſch vereinigt, können wir zu vollkommener Glückſeligkeit gelangen, — das iſt der Grundgedanke des wunderbaren, einzigen Gedichtes, das ſich in einer ganzen Reihe von Gegenſätzen fortbewegt, und worin jede Zeile, jedes Beiwort einen metaphyſiſchen Hintergrund hat. Dieſelbe äſthetiſche Weltanſchauung, welche der Dichter in den Göttern Griechenlands ſeiner ſehnſuchtsvollen Seele in den Mythen der Alten vorführt, erſchafft ſich hier ſelbſtſtändig aus eigenen Mitteln. Ein neuer Vernunftmythus tritt an die Stelle der untergegangenen Volksmythen.

Schiller fühlte es einige Monate nach der Abfaſſung ſelbſt, daß dieſem Gedichte die Anſchaulichkeit fehlt. Daher wollte er, an den Schluß deſſelben anknüpfend, eine Idylle in ſeinem Sinne des Wortes nachfolgen laſſen, deren Inhalt die Vermählung des Herakles mit der Hebe wäre.

Es sollte ein Gegenstück zu seiner „Elegie“ (dem Spaziergange) seyn, nicht belehrend, sondern darstellend und auf einen Fall bezogen, für welchen das Ideal und das Leben gleichsam nur Regeln enthalte. Kurz, er dachte das Reich der Schönheit objectiv zu individualisiren. „Alle seine poetischen Kräfte,“ schreibt er, „spannten sich noch zu dieser Energie an.“ „Denken Sie sich den Genuß,“ ruft er aus, „in einer poetischen Darstellung alles Wirkliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von allem dem mehr zu sehen. Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei von allem Unrathe der Wirklichkeit, ganz rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ästhetischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden.“ Schiller scheint bei aller seiner Begeisterung an diesem unausführbaren Plane doch selbst gezweifelt zu haben. Aus allgemeinen Ideen läßt sich noch weniger ein Gedicht schaffen, als aus bloßen Begriffen eine Philosophie entwickeln. Jene Meinung konnte vorübergehend auch nur unserm Schiller in den Sinn kommen; sie bezeichnet aber mehr, als alles Andere, seinen damaligen Standpunct.

Die contrastirende Behandlung tritt ferner auf das

Bestimmteste, sogar im Wechsel des Rhythmus, in dem der zweiten Hälfte des Augusts angehörigen Gedichte **Würde der Frauen** hervor, wozu das eben erörterte gleichsam als Vorbild gedient zu haben scheint. Denn dieselben Gegensätze kehren, nur in den engeren Sphären des weiblichen und männlichen Lebens, hier wieder. Da Schiller die vollendete Menschheit, aus welcher ihm die Idee der Schönheit emporwuchs, in der weiblichen Natur fand, so konnte er das Frauenleben selbst unter den Grundgedanken des vorigen Gedichtes bringen, und demselben das Leben des Mannes, als des Repräsentanten der Wirklichkeit, entgegenstellen. Einen andern großen Contrast, der auch schon durch das ebengenannte Gedicht durchgeht, den zwischen Natur und Cultur, stellt der in der ersten Hälfte des Augusts entstandene **Genius** dar. Dieser herrliche Gesang erhebt die ursprünglichen, tief verborgenen, wahrhaftigen und harmonisch wirkenden Triebe, Gefühle und Kräfte des Herzens, den Instinct des Sittlichen, im Gegensatze zu der nachfolgenden wiederholenden Wissenschaft und begriffsmäßigen Selbstbesinnung, welche für den Verlust jener nur einen schlechten Ersatz bildet. Weiter gehören in die Reihe der auf dem Contrast ruhenden Gedichte noch die Elegieen: **die Geschlechter** und die **Sänger der Vorwelt**, von denen die letztere im November 1795, die erstere 1796 entstanden ist. Jenes Gedicht stellt in einer allgemein gehaltenen Schilderung die von Natur aus feindlichen Charaktere des Jünglings und der Jungfrau gegenüber.

Aber die Natur weiß ihr Werk zu beschützen, und mit rührender, süßer Anmuth wird es vor die Augen gemalt und in das Herz gesungen, wie sie durch die „göttliche Liebe" aus dem wildesten Streite der Harmonie goldenen Frieden hervorruft. Die andere Elegie gehört den warmen, lebensvollen Erzeugnissen an, welche der Gegensatz der antiken und modernen Kunst emportrieb und die daher im Gebiete der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung liegen. Der neuere Sänger wünscht unserer Zeit klagend die ästhetische Weltanschauung zurück, die ein Eigenthum der alten Griechen war, und sehnt sich nach dem mitdichtenden Jahrhunderte des Homer und dem mitfühlenden des Perikles.

Die zweite Art der Veranschaulichung besteht darin, daß der Dichter seine Ideen durch das denselben Aehnliche, welches ihm die reale Welt darbietet, oder welches er zu diesem Zwecke selbst bildet, individuell zu machen sucht. Als solche ästhetische Hülfsmittel der Gestaltung ganzer Gedichte gebraucht Schiller vorzüglich Gleichnisse, die Mythologie, die Geschichte und eine symbolische Natur- und Weltbetrachtung, oder er läßt seine Darstellung auch ganz symbolisch werden.

Goethe vergleicht gern einen geistigen Zustand, ein inneres Erlebniß mit Erscheinungen der materiellen Welt; Schiller sucht häufiger ein sinnliches Substrat für eine Idee, und da das Ueberirdische unerschöpflich ist und nichts Entsprechendes in der Körperwelt findet, so läßt er

öfters mehrere Bilder und Gleichniſſe auf einander folgen, ja er ſtellt bisweilen eine Idee durch ein ganzes Gedicht in einer Reihe von Gleichniſſen dar. Hier tritt nun nicht ſelten der Fall ein, daß uns ſeine glühende Phantaſie raſch und jählings von einem Bilde zu einem zweiten und dritten, ganz ungleichartigen hinüberreißt, ſo daß wir in einer gewaltſamen Aufregung erhalten, und die Einheit der Anſchauung und ein ruhiger, gleichmäßiger Eindruck geſtört werden. In der Macht des Geſanges, aus dem Juli des Jahres 1795, ſind alle Ideen durch Bilder verſinnlicht. Der geheimnißvolle Urſprung der Poeſie, ihre Gewalt über das Menſchenherz, ihre Macht, uns in die ideale Welt zu erheben, ihr Verdienſt, uns vom kalten conventionellen Leben zur Natur zurückzuführen, alle dieſe Gedanken ſind an eben ſo viele Gleichniſſe geknüpft. Wird in einem ſolchen durchgeführten Bilde die Idee ganz verſchwiegen, ſo entſteht bekanntlich die Allegorie. Wir beſitzen aber von Schiller nur Eine eigentliche Allegorie, aus etwas ſpäterer Zeit (1796): Das Mädchen aus der Fremde, die uns in einer leichtern Form, als das obige Gedicht, die Wirkſamkeit der Poeſie veranſchaulicht. Beide Gedichte haben indeß dieſes gemein, daß Schiller in ihnen die Poeſie, ganz ſeinem Charakter gemäß, als etwas Erhabenes zeichnet.

Kein Dichter vielleicht bedient ſich zur Darſtellung ſeiner Ideen ſo häufig der Mythologie und Geſchichte, als Schiller. Ihm gab nicht die reale Welt und die Erfahrung,

sondern sein einsames Gefühl und Denken seine Gedichte in den Mund, und so war er leicht veranlaßt, sie an seine Lectüre, Studien und Bücher anzuknüpfen. Wem fallen hierbei nicht aus früherer Zeit die Götter Griechenlands, und aus späterer das Eleusische Fest ein, welche von Mythologie strotzen? Eben so enthüllen sich uns in der Elegie das Glück (1798) beinahe alle Gedanken durch die Sprache der Mythologie und Geschichte. Die Grundidee ist: „Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab." Die Form ist für den Inhalt wenigstens neu; denn das Stück ist eigentlich ein Hymnus im elegischen Versmaße. Auf ähnliche Weise wird in der Nänie (1799) der Schlußgedanke: „Auch ein Klaglied zu seyn im Munde der Geliebten ist herrlich u. s. w." durch griechische Mythen versinnlicht. Die Epigramme Odysseus und Columbus (1795) bringen uns, das erstere durch eine mythische Erzählung, das andere durch ein geschichtliches Ereigniß, hohe Wahrheiten in Erinnerung. Dieses spricht das erhabene Zutrauen zu des eigenen Geistes Wahrheit auf eine herrliche Weise aus; das erstere lehrt uns: das Glück, dem wir Jahre lang nachjagten, ist oft da, wenn wir es am wenigsten glauben, ja wenn uns sogar das Organ fehlt, es zu erkennen. Ebenfalls in den Kreis dieser Gedichte gehört Archimedes und der Schüler (Nov. 1795), worin uns eine lautere Liebe zur Wissenschaft empfohlen wird.

Die symbolische Ansicht der Dinge endlich ist für

unſern Sänger eins der mächtigſten äſthetiſchen Hülfsmittel. Alles, die allgemeine Beſchaffenheit der Dinge, die Natur, die Geſchichte und Mythologie, die alltäglichen Freuden, Genüſſe und Wünſche des Menſchen faßt er als Sinnbilder ſeiner Ideen auf, — eine Weltbetrachtung, zu welcher er eben ſo ſehr durch ſeine Natur hinneigte, als er in ihr durch die Kant'ſche Philoſophie, welche die ganze Erſcheinungswelt ſich um den Menſchen bewegen läßt, beſtärkt wurde. „Nie habe ich es noch ſo ſehr empfunden", ſchreibt er ſchon 1789, „wie frei unſere Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet — wie wenig ſie doch für ſich ſelbſt zu geben im Stande iſt, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur; die Anmuth, in die ſie ſich kleidet, iſt nur der Wiederſchein der innern Anmuth in der Seele ihres Beſchauers, und großmüthig küſſen wir den Spiegel, der uns mit unſerm eigenen Bilde überraſcht." Eine ſolche Auffaſſung der Dinge gab manchen Schiller'ſchen Gedichten ihre ganze Geſtalt. Vor allen gehören hierher der Tanz, aus dem Jahre 1795, und aus dem folgenden Jahre die Klage der Ceres. In jener Elegie ſtellt der Dichter, ganz ſo, wie es Platon in ſeinem Timäos thut, die ewige Ordnung des Weltalls als ein Ziel dar, welches wir ſelbſt in unſeren Thaten und Geſinnungen zu wiederholen haben, und zeichnet dieſe Harmonie der Welt in dem Bilde der rhythmiſchen Bewegungen des Tanzes. In der Klage der Ceres werden der bekannte

Mythus von der ihrer Tochter beraubten Göttin und die Pflanzen symbolisch aufgefaßt, und, zu einer wundervollen poetischen Figur in einander verschlungen, zu Trägern der Sehnsucht des Menschen nach dem Ewigen und seiner Verbindung mit der Geisterwelt gemacht. Die Klagen und das Suchen der Mutter nach der in der Unterwelt verschlossenen Persephone deuten uns das ungestillte Verlangen unserer Seele nach der in Dunkel gehüllten ewigen Wahrheit an. Aber der Mensch ist nicht ganz von dem ewig Wahren abgeschnitten. Die buntbemalten Pflanzen, Sinnbilder des Schönen, die, im heitern Reiche der Farben glänzend, ihr Leben aus dem dunkeln Schooße der Erde ziehen, die der trauernden Mutter aus dem Schattenreiche Kunde von der verlorenen Tochter bringen, sie sollen uns ein Symbol der auch ins irdische Leben reifenden ewigen Wahrheit seyn. So vereinigt sich der Sinn des Ganzen in dem Gedanken: die Wahrheit, nach welcher der Mensch vergebens strebt, erscheint ihm als Schönheit. — In den Sprüchen des Confucius (1795 und 1799) hat Schiller die dreifache Form der Zeit und die dreifache Ausdehnung des Raums zur Folie sittlicher Rathschläge gemacht. Wenn uns hier eine reiche und weite Weltkenntniß, die mit ernster Ausdauer verbunden ist, empfohlen wird, so verwirft dagegen „Breite und Tiefe“ (1797) eine den Menschen verflachende Zersplitterung in das Weltwesen; und „Licht und Wärme“ (1797) verlangt, daß sich der Lebenserfahrung die Gemüthsinnigkeit, dem Realen das

Ideale beigesellt. Selbst Erscheinungen unsers Seelenlebens sind unserm Dichter Symbole des Idealen. So ist ihm die Hoffnung (1797) in dem Gedichte gleiches Namens ein Zeichen, daß wir zu etwas Besserem geboren sind. Drei Formen der Hoffnung, welche zwar „leer", aber dennoch „bedeutungsschwer" sind, weil ihnen die eben bezeichnete ideale Bedeutung, oft verdeckt, zu Grunde liegt, werden uns in den „Worten des Wahns" (1799) geschildert. Wie er hier die auf's Aeußere und Irdische gerichtete Hoffnung als einen Wahn darstellt, so sucht er in dem vorher genannten Gedichte die diesem Irrthume zu Grunde liegende Wahrheit auf. Und sogar an das Alltägliche und Gemeine weiß Schiller's Dichtung das Höhere zu knüpfen. In der Verfertigung des Punsches findet er bedeutungsreiche Beziehungen auf das menschliche Leben und die Welt; und in einem zweiten kräftigen Punschliede, im Norden zu singen (wie das erste 1803 entstanden) werden die Kunsterzeugnisse mit den Naturproducten, der Norden mit dem Süden in Contrast gestellt, und das Ganze zu der Lehre zusammengefaßt:

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sey uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erreichen
Mit dem Willen und der Kraft.

So verwandelt sich unter Schiller's geweihten Händen Alles in das Geistige und Ideale.

Die bisher genannten Dichtungsweisen gründen sich

darauf, daß die ideale und reale Welt als nebengeordnet gedacht und so mit einander verglichen oder unterschieden werden. Man kann das Ideale aber auch als ein Allgemeines und das Reale als ein Besonderes auffassen, so daß sie im Verhältnisse der Ueber- und Unterordnung stehen. Hierauf beruht die zweite Art der Schiller'schen metaphysischen Poesie, welche sich demnach auf die Subordination der Vorstellungen gründet. Von diesem Hülfsmittel, seine Ideen durch ihre untergeordneten Theile zu vergegenwärtigen, macht Schiller überhaupt einen sehr häufigen Gebrauch, wie z. B. in dem Gedichte Poesie des Lebens (1795) der Gedanke, daß ein einseitiges Streben, die nackte Wahrheit zu schauen, dem Leben seinen Reiz benehme, ganz durch die Figur der Distribution ausgeführt ist. Es beruhen aber auch ganze Dichtungsarten auf dieser Subordination der Vorstellungen. Hier findet nämlich wieder der Unterschied statt, daß entweder das Allgemeine durch sein Besonderes dargestellt wird, oder auch wohl umgekehrt das Besondere durch ein Zusammenfassen seiner allgemeinen Merkmale. Wird eine allgemeine Idee durch einen erdichteten Fall versinnlicht, so entsteht die Fabel oder die Parabel, je nachdem jener Fall ganz bestimmt oder individuell, oder unbestimmt ist. Soll dagegen ein Besonderes durch sein Allgemeines dargestellt werden, so ist es nöthig, eine gewisse Menge seiner Merkmale, welche eben sein Allgemeines ausmachen, zu einem Bilde des Gegenstandes zu vereinigen. Denn nur eine

Anzahl von Merkmalen wird im Stande seyn, uns eine Idee oder einen Gegenstand einigermaßen vorzuführen oder wenigstens unbestimmt anzudeuten. Wird eine Vorstellung durch ihre Merkmale geschildert, ohne daß man die Vorstellung selbst nennt, so entsteht die Räthselbichtung.

Unter den Fabeln und Parabeln wäre zuerst das verschleierte Bild zu Sais (1795) zu nennen, wodurch uns die Schranken veranschaulicht werden sollen, die unserer Wißbegierde durch das Sittengebot gesetzt sind. Ferner gehören in diesen Kreis die Theilung der Erde (1795) und Pegasus im Joche (1795), die beide das Mißverhältniß versinnbildlichen, in welchem der Dichter zur Wirklichkeit steht. Jenes Gedicht versinnlicht mit objectiver Wahrheit den Gedanken: daß der Poet an irdischen Gütern zu kurz gekommen sey, dagegen aber durch hohe geistige Genüsse entschädigt werde. Pegasus im Joche läßt sich, wie Streicher [1]) richtig bemerkt, recht gut auf den Verfasser selbst deuten. Hier wird der poetische Genius gezwungen, ein gemeines Geschäft des Lebens zu verrichten, wie Schiller selbst in seiner Jugend die Arzneikunst ausüben sollte. Weil es damit nicht gehen will, versucht man es auf andere Weise und gibt dem Unbändigen eine prosaische Natur zum hemmendem Gesellen bei: Schiller wird Professor in Jena. Aber auch jetzt hält sich der Hippogryph nicht in dem abgemessenen Schritte und im alten Gleise

---

[1]) Schiller's Flucht von Stuttgart, S. 126.

und verursacht bald Verwirrung. Es bleibt also nichts übrig, als den Störrischen durch magere Kost und Arbeit zu zwingen, wodurch er bald zum Schatten abzehrt — wie ja auch Schiller den Druck der Armuth und den Zwang der Arbeit hart genug empfunden hatte. Endlich aber kommt „ein lustiger Gesell die Straße hergezogen", welcher das edle Thier auch in seiner Erniedrigung erkennt, wie etwa Goethe's Auge den Werth unsers Dichters richtig zu würdigen wußte, und unter des „Meisters sich'rer Hand" erhebt sich der niedergedrückte Genius leicht, schnell und königlich zu seiner Ideenwelt empor — ein Glück, dessen sich Schiller jetzt erfreuen durfte!

Die Räthselbichtung übte Schiller erst im Jahre 1802 in Gemeinschaft mit Goethe; aber man sieht leicht, daß dieselbe ein integrirender Theil der Ideenpoesie ist. Einige schon jetzt entstandene Epigramme gehören dieser Art an, z. B. die Distichen: die Führer des Lebens, welche aber erst durch die veränderte Ueberschrift zum Räthsel geworden sind. In den Horen hieß die Ueberschrift „Schön und Erhaben", womit die Lösung des Räthsels gegeben ist. Von den späteren Räthseln, auf die wir unten zurückkommen werden, geben einige den Gegenstand geradezu durch eine poetische Darstellung von dessen Merkmalen zu errathen; andere dagegen schildern den Gegenstand auf eine allegorische Weise. Diese letzteren mochte Schiller Parabeln nennen; wenigstens weiß ich mir die Ueberschrift „Parabeln und Räthel" nicht anders zu erklären.

Auf die bisher nachgewieſenen poetiſchen Hülfsmittel gründet ſich Schiller's meiſterhafte Kunſt, das Todte zu beleben, das Abſtracte zu verſinnlichen. Nie hat ein Dichter ſo entlegene Ideen zu behandeln geſucht, und keiner war noch im Stande, das Gedankenreich ſo ſehr der Anſchauung anzunähern. Nirgends hat Schiller ſein Dichtertalent glänzender beurkundet, als gerade auf dieſem wenig ergiebigen Boden. Vielleicht könnte man die ganze Aufgabe einer metaphyſiſchen Dichtung für verfehlt halten, obgleich ſie in ſeinem Entwickelungsgange nothwendig war — aber wer hat eine verfehlte Aufgabe je ſo vortrefflich gelöſt?

Wo Schiller die nachgewieſenen Mittel der Verſinnlichung nicht anwendet, da nimmt ſeine Ideenpoeſie einen mehr verſtandesmäßigen Charakter an. Daher ſtellen wir der bisher behandelten poetiſchen Form noch eine andere Gattung, in welcher das Didaktiſche überwiegend iſt, zur Seite. Jene ganze Art iſt eine Strecke, welche er der lyriſchen Poeſie größtentheils erſt beifügte, mit dieſer betritt er ein längſt bebautes Feld.

In dieſen Kreis gehören außer den ſchon gelegentlich erwähnten Gedichten Licht und Wärme, und Breite und Tiefe noch die ganz didaktiſchen Zwillingsgedichte die Worte des Glaubens und die Worte des Wahns. Die Reſultate einer tiefſinnigen Philoſophie werden hier dem Kinderſinne faßlich gemacht. Die gleichfalls ſchon beſprochenen Worte des Wahns ſind abwehrend,

verneinend und führen nur ganz zuletzt zum positiven Gehalte des andern Gedichtes hinüber. Eigenes Nachdenken und der Königsberger Philosoph hatten unsern Dichter belehrt, daß das Begriffsvermögen durchaus nicht fähig sey, sich der absoluten Wahrheit zu bemächtigen. Diese ist daher nicht ein Gegenstand unsers Wissens, sondern unsers Glaubens, und die Grundideen dieses Glaubens: Freiheit, Tugend und Gottheit sind der Gegenstand des herrlichen Gedichtes.

Die Lehrgedichte „Breite und Tiefe“ und „Licht und Wärme“ haben es mit Gegensätzen zu thun. Schiller war aber ein solcher Freund von Entgegensetzungen, daß er, wo es nicht anging einen Gegensatz in Ein Gedicht zu bringen, gern je zwei Gedichte als Gegenbilder mit einander verband. Oft nach Jahren ließ er ein Stück dem andern nachfolgen, damit es nicht ohne Gesellschaft bliebe. Er handelte hier auf Antrieb einer tief in seiner Natur begründeten Eigenthümlichkeit. [1]) So schickte er den Worten des Glaubens die Worte des Wahns nach, fügte dem ersten Spruche des Confucius noch einen zweiten bei, und gab dem Gedichte die Antike an den nordischen Wanderer (1795) nach fünf Jahren die Antiken in Paris zum Seitengedichte. Diese beiden Stücke gehören ebenfalls der didaktischen Art an. Das erstere drückt den Gegensatz unserer Weltbetrachtung gegen die alte Kunst

[1]) S. Theil 2, S. 264.

aus; von den antiken Kunſtſchätzen in Italien trennt uns nicht allein der Raum, ſondern mehr noch die Cultur unſers Jahrhunderts. Die Antiken in Paris ſtellen den ſcheinbaren äußern Beſitz des Schönen in Contraſt zum wahren innern und ſprechen im Beſondern Schiller's Entrüſtung über die Wegſchleppung der Kunſtſchätze aus Italien nach Paris aus.

In unſerm Dichter war, als er von den Jahrelang betriebenen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen zuerſt wieder zur Poeſie zurücktrat, die Reflexion noch vorherrſchend, und ſein poetiſcher Genius rang damals mit dem philoſophiſchen, um ſich von der Begriffswelt zu befreien. Dieſes Bemühen iſt auf eine höchſt merkwürdige Weiſe in einer Reihe didaktiſcher und ſatyriſcher Gedichte ausgedrückt, welche großentheils ſchon einen epigrammatiſchen Charakter haben, und ſo den Uebergang vom Jahre der Ideendichtung 1795 zum Epigrammen- oder Xenienjahre 1796 machen. Ungeachtet ſeine Theorie, wie wir wiſſen, ſein ſpeculatives Vermögen in den gehörigen Schranken hielt, ſo beherrſchte dieſes doch praktiſch, weil er es ſo lange geübt hatte, damals noch alle übrigen Thätigkeiten ſeines Geiſtes, und es bedurfte eines Rieſenkampfes, um ſeine bildende Kraft von dieſen Feſſeln frei zu machen. Daher wehrt er ſich in vielen Lehrgedichten mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Waffen gegen dieſen Feind, von dem er ſich umſtrickt fühlt, und erhebt der Cultur gegenüber (deren Gipfel allerdings die Speculation iſt) die Natur, das Leben, die Empfindung.

Schon mehrere der bisher besprochenen Gedichte, z. B. der Genius, gingen aus dieser Gemüthslage und diesem Bestreben hervor. Auf ähnliche Weise, wie in dem eben genannten Gedichte, gibt er Einem jungen Freunde, der sich der Weltweisheit widmete (1795), zu bedenken, daß der von seinen Gefühlen geleitete Mensch sicherer gehe, als wer sich philosophischem Nachdenken anvertraue, und daß der Uebertritt aus dem Frieden des Anschauens der Dinge in die Speculation den Menschen in eine Bewegung hinreiße, deren Ende nicht abzusehen sey. Im philosophischen Egoisten (1795) wird gegen die unempfindliche Selbstgenügsamkeit eines aus rigoristischen Grundsätzen sich selbst verhärtenden Philosophen, der uneigennützige, Menschen vereinende Trieb der Liebe in Schutz genommen. Menschliches Wissen (1795) stellt das Unvermögen unsers Geistes dar, die äußere Natur in ihrer Größe und Herrlichkeit objectiv zu begreifen. Von dem Metaphysiker (1795) vermutheten wir schon früher,[1]) daß er gegen Fichte's „fruchtlose Spitzfindigkeiten", wie Kant sein Lehrgebäude nannte, gerichtet sey. Ueber die Satyre die Weltweisen (1795) äußert sich Schiller selbst gegen Goethe: „Bei diesem Stücke habe ich mich über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von

[1]) S. Th. 2, S. 236.

der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern, und der Welt Gesetze geben will." Es ist ein mit dem besten Humor geschriebenes, prachtvolles Stück. In allen diesen Gedichten nun zieht die Speculation überall den Kürzern. Das Wissenschaftliche wird zurückgeschoben, damit das Poetische Raum gewinne.

Die didaktische Dichtung, welcher die eben erörterten Stücke angehören, zersplitterte sich endlich ganz in die epigrammatische. Schon im Jahre 1795 entstanden etwa achtzehn Epigramme; wir wollen aber diese in das folgende Jahr hinübernehmen, in welchem die epigrammatische Poesie durchaus die vorherrschende wurde. Eben so versparen wir uns einige andere Gedichte des Jahres 1795, welche die Vorläufer einer neuen Gattung sind, für die künftige Betrachtung.

Zweites Capitel.

Tod des Vaters und der jüngsten Schwester. Geburt des zweiten Sohnes. Die Xenien. Die Votivtafeln.

Im Frühjahre 1796 überzogen die Franzosen unter Jourdan und Moreau Süddeutschland. Das allgemeine Unglück, unter dem das Vaterland seufzte, traf auch in besonderer Gestalt die Schiller'sche Familie auf der

Solitude. Ein epidemiſches Fieber, welches in dem öſtreichiſchen Lazarethe wüthete, ergriff die jüngſte Tochter Nannette, und raffte ſie in der Blüthe der Jugend hinweg. Es war ein Mädchen von vielem Talente, die, von leidenſchaftlicher Liebe erfüllt, ihres Bruders Trauerſpiele auf der Bühne darzuſtellen, ihren Sinn auf eine theatraliſche Laufbahn gerichtet hatte. Sie erheiterte noch ihre letzten Lebensmomente mit der freundlichen Hoffnung, daß ihr ſehnlichſter Wunſch in Erfüllung gehen werde. Aber auch der Vater und die ältere Tochter Luiſe erkrankten an demſelben Fieber; die gebeugte Mutter ſtand allein da. Schiller's Angſt und Sorge war groß bei der Nachricht dieſer ſchrecklichen Lage der Seinen. Wäre er nur ſo geſund geweſen, wie bei ſeiner Reiſe vor drei Jahren — er hätte ſich durch nichts abhalten laſſen, zu ihnen zu eilen. Aber er war über ein Jahr beinahe nicht aus dem Hauſe gekommen, und ſo ſchwächlich, daß er fürchtete, entweder die Reiſe nicht auszuhalten, oder bei ſeinen Aeltern ſelbſt ſogleich zu erkranken. Das alte Uebel, ſchlafloſe Nächte und Krämpfe, ließ ſeine Geſundheit nicht aufkommen. Er bewog daher ſeine älteſte Schweſter, die Räthin Reinwald in Meiningen, nach der Solitude zu reiſen, um die Ihrigen zu unterſtützen und zu tröſten. Die hierüber an Reinwald und ſeine Gattin geſchriebenen Briefe, welche Frau von Wolzogen in Schiller's Biographie aufbewahrt hat, zeigen ihn uns als den zärtlichſten Bruder und als den frömmſten Sohn. Keine Spur von dem reflectirenden

Dichter, von dem scharfsinnigen Denker; man sieht nur den Menschen, von dem man meinen sollte, er habe von jeher nur das Feld der Liebe und Dankbarkeit angebaut. Damit die Schwester und die Mutter nicht aus ängstlicher Sparsamkeit irgend eine heilsame Maßregel zur Wiederherstellung der Kranken versäumen möchten, erklärte er sich mit Freuden bereit, alle Kosten zu tragen, und hieß die Frau Reinwald, sich das Geld von Cotta auszahlen zu lassen; auch die Reisekosten wollte er ihr gern vergüten. Sie unternahm die Reise, unterstützte die Mutter, schützte das Haus bei einem Ueberfalle der Franzosen so gut als möglich, und kehrte erst im Herbste wieder zu ihrem Gatten zurück, nachdem sie ihres Vaters bis zu seinem letzten Athemzuge treu und besonnen gepflegt hatte. Denn auch dieser, welcher längst an einem bedenklichen körperlichen Uebel litt, wurde im September eine Beute der Seuche. Schiller war tief ergriffen, und fühlte sich seiner Schwester Reinwald in inniger Dankbarkeit und Achtung auf's Neue verbunden. Nur das vermehrte seinen Schmerz, daß er selbst den Geschiedenen nicht den letzten Tribut seiner kindlichen, seiner brüderlichen Gesinnung hatte zollen, daß er seiner lieben, seiner guten Mutter nicht hatte beistehen können. „Ich darf nicht daran denken!“ ruft er aus. „Was hat unsere gute Mutter nicht an unseren Großältern gethan, und wie sehr hat sie ein Gleiches von uns verdient.“ Wohl dem Menschen, der für solche ferne, kleine Dinge ein Gedächtniß hat, in dem die Härte des

Schicksals und die Strenge der Arbeit dieses weiche Gefühl noch nicht erstickt haben!

Die zweite Schwester wurde den Ihrigen erhalten, und für die Wittwe ward in Leonberg eine Einrichtung getroffen. Noch vor Kurzem hatte eine geschickte Künstlerin, Frau Simanowitz, geborene Reichenbach, von Ludwigsburg, ihm durch Uebersendung des wohlgerathenen Bildnisses seiner Mutter eine große Freude gemacht. Ein geborener Württemberger, Roos, welcher sie im Winter von 1797 auf 1798 in Leonberg kennen lernte, entwirft folgende Zeichnung von ihr: „Sie war eine noch angenehme sechszig- bis fünfundsechszigjährige Frau, deren mageres und faltenreiches Gesicht dennoch Heiterkeit und Freundlichkeit aussprach. Ihre wenigen Haupthaare waren ergraut, und ihre Körperhaltung bei kleiner (?) Statur war etwas vorgebückt; ihre Rede hingegen floß leicht und munter, und hatte noch einen angenehmen Ton, so wie ihr Benehmen Anmuth und Uebung im gesellschaftlichen Leben zeigte."

Die schmerzlichen Tage der Krankheit und des Todes seines Vaters und seiner Schwester Nannette wurden durch Körner erleichtert, welcher Schiller'n im Mai auf acht Tage in Jena besuchte. Auch war in diesen Monaten der Verkehr mit Goethe besonders häufig und zusammenhängend. Dieser war im Jahre 1796 vier Wochen, im Februar und März, in Jena. Der Freund seines Herzens und der Freund seines Geistes kamen, um ihn zu beruhigen

und zu zerſtreuen. Gegen Ende des Jahres aber, Anfangs November, kehrte der lang erſehnte Wilhelm von Humboldt mit ſeiner Familie endlich von Berlin nach Jena zurück, und blieb daſelbſt bis in den April des folgenden Jahres, zur größten Erquickung Schiller's. Auch Alexander von Humboldt geſellte ſich auf einige Zeit zu ihnen.

Wie aber im menſchlichen Leben Entgegengeſetztes leicht und ſeltſam in einander ſpielt, ſo wurde unſerm Freunde in demſelben Jahre, wo er Vater und Schweſter verlor, ein zweiter Sohn geboren, und in dieſer Zeit war es auch, wo ſich ſeine Schwägerin Caroline mit Schiller's Jugendfreunde, Wilhelm von Wolzogen, vermählte. Dieſer war bei einem Aufenthalte des Herzogs Carl in Paris vom Studium der Architektur zur diplomatiſchen Laufbahn übergetreten, und während der Zeit der Hinrichtung des Königs, wo er als Legationsrath das Hotel des abweſenden württembergiſchen Geſandten bewohnte, den Gräueln der Revolution durch Muth und Gewandtheit glücklich entgangen. Nach ſeiner Rückkehr wurde er dem Herzoge von Weimar bekannt, der ihn als Kammerherrn anſtellte. Als das franzöſiſche Heer Schwaben überſchwemmte und nach Franken vordrang, lebte das junge Ehepaar in dem einſamen Bauerbach, und ſich auch hier nicht mehr für ſicher haltend, begaben ſich die Neuvermählten nach Rudolſtadt und ſpäter nach Jena. Die Jugendträume eines innigen Zuſammenlebens waren erfüllt, und die Zukunft lachte die ſo enge verbundenen Menſchen freundlich an.

Es fehlte unserm Schiller zum schönsten Glücke nur noch Gesundheit, freilich die Bedingung jedes Glückes. Ueber die ganz besonders leichte Entbindung seiner Frau am 11. Juli 1796 war er sehr erfreut. „Meine Wünsche sind in jeder Hinsicht erfüllt," schreibt er, „denn es ist ein Junge, frisch und stark, wie das Ansehen es gibt. Jetzt also kann ich meine kleine Familie zu zählen anfangen, und der Schritt von eins zu zwei ist viel größer, als ich dachte." Goethe hob den kleinen Ernst zur Taufe. Die Mutter konnte das Kind nicht selbst stillen, es litt viel an Säure und Krämpfen, und machte den Aeltern Bekümmerniß. „Man sollte nicht denken", bemerkt er hierbei, „daß man bei so viel Sorgen von Innen und von Außen einen leidlichen Humor hätte, oder gar Verse machen könnte. Aber die Verse sind vielleicht auch darnach."

Von allen diesen Privatverhältnissen schweigt die Muse unsers lyrischen Dichters. Seine eigenen Zustände erschienen ihm viel zu geringfügig, als daß er es der Mühe werth gehalten hätte, sie poetisch zu gestalten — wie wenn nicht beinahe jeder Zustand eines edeln und gebildeten Menschen einen idealen Keim in sich faßte. Er suchte seine meisten Stoffe in der Gedankenwelt, und erhielt sie hier nur ärmer und schwächer aus der zweiten Hand.

Dessen ungeachtet schloß sich in diesem Jahre seine Dichtkunst enge an sein Leben an — aber nicht an das, was ihn in seinen Privatverhältnissen betrübte oder

erfreute, sondern an seine literarische Thätigkeit und deren geringe Erfolge im Publicum. Das Gebiet der sich im Allgemeinen haltenden Ideenpoesie war durchlaufen. Er mußte sich wieder in Verbindung mit dem Leben setzen, sich eines realen Gehaltes bemächtigen. Da traf er mit dem Treiben der Tagesliteratur feindlich zusammen, und nahm aus ihr Stoff zu einer neuen polemischen Dichtung.

Ich erinnere daran, daß die Aufnahme des ersten Jahrganges der Horen den Erwartungen ihres Herausgebers keineswegs entsprach. Freilich waren diese Hoffnungen übertrieben gewesen, und standen vielleicht mehr im Verhältnisse zum aufgebotenen großen Kraftaufwande, als zur durchgängigen Güte der Zeitschrift, und zur wirklichen Cultur des Publicums. Der Anfang zwar schien Alles zu versprechen: es wurden so viele Bestellungen gemacht, daß Cotta auf einen recht großen Absatz rechnete; was im Munde eines Verlegers, nach Schiller's Wort, eine glaubwürdige Versicherung ist. Einer gleich großen Anzahl Abonnenten konnte sich keine andere Zeitschrift rühmen. Aber dem Herausgeber kamen eine Menge schiefer Urtheile zu Ohren. In seinen ästhetischen Briefen fand man noch eine schlimmere Undeutlichkeit, als bei Kant; wenn auch das Einzelne ziemlich beifällig erschien, so wußte man doch mit dem Ganzen nicht fertig zu werden. Ein erfahrener Buchhändler äußerte, die Horen müßten schon mit dem ersten Jahrgange aufhören, weil, die Schuld liege, an wem sie wolle, alle Welt mit ihnen

unzufrieden sey. Von allen Seiten her ließen sich abgeneigte feindliche Stimmen hören, und wer auch mit der Zeitschrift zufrieden war, der stieß sich an der Lob posaunenden Allgemeinen Literaturzeitung, der man es ansah, daß sie sich verkauft hatte. Kurz, die Horen hatten die Epoche machende Wirkung, die man beabsichtigte, ganz verfehlt; die Verheißungen, die ihr Herausgeber in der Anzeige ausgesprochen hatte, waren nicht in Erfüllung gegangen.

Schiller verlor das Zutrauen zur ganzen Unternehmung, und sah ein, daß seine Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publicums gegründet war, und daß man Unrecht gethan hatte, Materien, wie die ästhetischen Briefe, und in solcher Form in den Horen abzuhandeln. Er war bitter enttäuscht, gereizt, entrüstet. Ueberhaupt war er, wie Göritz versichert, sehr empfindlich gegen alle Widersprüche, besonders wissenschaftliche und so öffentliche, als Nicolai sie sich erlaubt hatte. „Es läßt sich wohl noch davon reden", ruft er aus, nachdem er mehrere Angriffe aufgezählt hat, „ob man überall auf diese Platituden nur antworten soll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man seine Gleichgültigkeit dagegen recht anschaulich zu erkennen geben kann. Nicolai'n sollten wir aber doch von nun an in Text und Noten, und wo Gelegenheit sich zeigt, mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln." Hierauf erwiedert Goethe, man sollte sich umsehen und sammeln, was gegen die Horen im Einzelnen und Allgemeinen gesagt sey, und am Schlusse

des Jahres Gericht darüber halten. Dieß führte ihn auf den weitern Gedanken, auf alle Zeitschriften, die sich ungebührlich gegen die Horen betragen hätten, Epigramme zu machen, in der Art der Xenien (Gastgeschenke) des Martial, und eine solche Sammlung in den Musenalmanach des nächsten Jahres zu bringen. Er schickte sogleich einige solcher Xenien zur Probe. Goethe hatte schon dem Almanach von 1796 eine Sammlung von Epigrammen beigefügt, durch welche auch Schiller veranlaßt worden war, sich in der ihm so sehr zusagenden Dichtart zu versuchen. Er ergriff daher den Plan, der ihm Gelegenheit gab, sich seiner gereizten Empfindung auf eine glänzende Weise zu entledigen, mit voller Seele. „Der Gedanke mit den Xenien", antwortet er, „ist prächtig, und muß ausgeführt werden. Ich denke, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da? Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolberg'sche Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworener Feind, die Leipziger Geschmacksherberge (die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften) Thümmel, Göschen als sein Stallmeister u. dgl. dar!" Goethe kam nach Jena, es wurden mündliche Verabredungen getroffen, und der Plan erweiterte sich immer mehr. Alles, was beide Schriftsteller in

ihrem weiten Wirkungskreise gegen ihre Zeitgenossen auf dem Herzen hatten, wollten sie bei dieser Gelegenheit scharf und entschieden aussprechen; über alles Abgelebte und Veraltete, über alles Engherzige und Gemeine wollten sie zu Gericht sitzen. Nur das Criminelle sollte vermieden und bei aller Bitterkeit überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen werden. Denn die Musen seyen keine Scharfrichter! In die spottenden, satyrischen Sinngedichte sollten auch wenige lobende, anerkennende verflochten, und außerdem allgemeine, nicht auf bestimmte Personen und Vorfälle gerichtete gemischt werden. Die Sammlung müsse auf tausend Stück steigen, oder doch wenigstens nicht unter sechshundert bleiben; die aufzunehmenden Epigramme sollten, wenn eine hinreichende Anzahl fertig wäre, ausgewählt, und, um einerlei Ton zu erhalten, überarbeitet, endlich geordnet und zu einem großen Ganzen verbunden werden. Die Freunde schickten sich daher wöchentlich ihre Arbeit zur Kenntnißnahme, Verbesserung und Ausmerzung zu, und machten sich auf neue Gegenstände und Personen aufmerksam, so daß es nie an Gedanken und am Stoffe fehlte. Schiller hatte durch seine langjährige Redaction eine weite Kenntniß in der damaligen literarischen Welt erlangt, und wie man sonst von der Liebe sagt, daß sie gute Augen hat, so zeigte sich hier der Haß eben so hellsehend als geschäftig. Er überbot Goethe'n noch an Masse der Xenien, die er lieferte, und an Planen, um Mannichfaltigkeit in das Ganze zu bringen.

Die Tödtung der Freier und die Nekromantie in der Odyssee schienen ihm für diesen Zweck eine herrliche Quelle von Parodieen zu seyn; ja er dachte sogar an eine Komödie von Epigrammen.

Aber der Plan, einen solchen großen satyrischen Zeitspiegel aufzustellen, kam in seiner ganzen Ausdehnung nicht zu Stande, so leid es namentlich Goethe'n that, auf diese schöne, eigenthümliche und einzige Idee, die sich bei ihm, wie er sagte, schon festgesetzt hatte, Verzicht leisten zu müssen. Schiller überzeugte sich bei seiner mühsamen Redaction, daß zu einem Ganzen noch unübersehbar viel fehle, und daß man auch in zwei Monaten nicht alle Lücken würde ausfüllen können. Aber das Werk noch ein Jahr lang liegen zu lassen, erlaubte weder das Bedürfniß des Almanachs noch die vielen Anspielungen auf das Neueste der Literatur. Endlich fand Schiller eine Auskunft, um Goethe's Wünsche zu befriedigen. Er trennte die allgemeinen von den persönlichen Epigrammen, und brachte jene unter dem Namen Tabulae votivae im Almanach unter; diese dagegen stellte er als ein eigenes Ganze an's Ende. Zugleich wurde von den Xeniendichtern der förmliche Beschluß gefaßt, ihr Eigenthumsrecht an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen. Wenn sie ihre Gedichte sammelten, sollte jeder die Xenien ganz abdrucken lassen.

Goethe äußert sich gegen Eckermann sehr geringschätzig

über die Versuche, das Mein und Dein bei diesen Xenien zu scheiden. „Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken", sagt er, „wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel die mindeste Wichtigkeit legen wollte", und die Menge der Bewunderer spricht es nach. Aber wenn es bei einem größern Gedichte sich der Mühe lohnt, den Verfasser zu ermitteln, warum sollte dieses nicht auch bei dem kleinsten von Interesse seyn, in welchem sich Sinnesart und Styl des Verfassers oft eben so stark ausprägen können? Ist denn nur das, was Umfang und Masse hat, bedeutend und wichtig? Wenn Franz Horn ganz richtig bemerkt, daß manches Schiller'sche Xenion lange philosophische Discurse aufwiege, ist dann ein solches nicht eines tiefen Studiums werth, wovon die Frage nach seinem Ursprunge doch nicht ausgeschlossen seyn kann? Und wenn es nun gelänge, von vielen Hunderten dieser Producte, ja beinahe von allen, ihre Abkunft festzusetzen, würde das nicht auf sie selbst, und zugleich auf ihre Verfasser das klarste Licht werfen? In der That ist dieses jetzt möglich, denn von der Schiller'schen Familie ist dem Biographen ein vom Dichter seiner Gemahlin geschenktes Prachtexemplar des Musenalmanachs mitgetheilt worden, worin sich diese den jedesmaligen Verfasser bei zweihundert fünfundzwanzig Xenien durch den Anfangsbuchstaben des Namens bemerkte. Diese bezeichnenden Buchstaben „Sch." und „G." sind in meinen Supplementen zu Schiller's Werken mit gewissenhafter Sorgfalt den einzelnen Xenien

beigefügt worden. Von den übrigen hundertundachtundneunzig Xenien hat Schiller selbst dreiundsechszig Xenien und Goethe eine als Eigenthum anerkannt, so daß nur hundertundfünfundzwanzig unbestimmte übrig bleiben. Da wir durch eine solche Masse von Epigrammen Schiller's und Goethe's epigrammatischen Charakter ganz genau kennen, und überdieß auch mit Schiller's Haß und Liebe und seiner ganzen Geistesrichtung vertraut sind, so läßt sich, mit Hülfe mancher Andeutungen im Goethe-Schiller'schen Briefwechsel, von etwa der Hälfte dieser hundertundfünfundzwanzig Xenien mit großer Wahrscheinlichkeit festsetzen, wem sie angehören; nnd es bleiben nur etwa fünfzig bis sechszig meist unbedeutende, charakterlose Distichen, besonders viele Uebergangsverse, unentschieden in der Mitte liegen. Vergleicht man aber die Schiller'schen und Goethe'schen Xenien mit einander, so zeigt sich nicht bloß, daß Schiller eine bei weitem größere Anzahl beigesteuert, sondern man findet auch allenthalben bewährt, was Goethe bei Eckermann sagt, daß die Schiller'schen Xenien scharf und schlagend, seine eigenen dagegen unschuldig und geringe sind.

Wir versuchen es, so weit der Umfang unserer Schrift es gestattet, dem Leser ein ungefähres Bild dieser Sammlung kritischer Epigramme zu geben.

Ein möglichst weiter Tummelplatz ist den Xenien eingeräumt. Sie erheben sich zum Himmel, indem sie den literarischen Zodiakus durchstreifen:

Jetzo, ihr Distichen, nehmt euch zusammen, es thut sich der Thierkreis
Grauend euch auf; mir nach, Kinder, wir müssen hindurch.

Später werden die deutschen Gauen durchwandert und die einzelnen Flüsse mit Xenien beschenkt. Endlich steigen diese gar in die Unterwelt hinab. Und wie sie ihre Feinde überall hin verfolgen, so lassen sie fast keinen Zustand, keine Erscheinung der Zeit unberührt; denn das Literarische verzweigt sich ja in alle Verhältnisse. Besonders mußten die Zeitschriften ein strenges Gericht über sich ergehen lassen, außer den Horen kamen vielleicht nur die Allgemeine Literaturzeitung und der Merkur ohne Rüge davon. Die Bibliothek schöner Wissenschaften, von Weiße und Dyk herausgegeben, ward in einem Distichon gezüchtigt, das jetzt in der Sammlung der Gedichte die Ueberschrift Danaiden trägt. Der Reichsanzeiger des gothaischen Hofraths Zacharias Becker, die Zeitschrift Urania, von Ewald in Detmold, der Kalender der Musen und Grazien, vom Pfarrer Schmidt bei Berlin und ein Dutzend anderer periodischen Blätter erhielten die beißendsten Gastgeschenke. Die Allgemeine deutsche Bibliothek von Nicolai bekam das Motto:

Zehnmal gelesʼne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

Noch bitterer sind die Xenien auf Personen, und unter diesen werden namentlich Nicolai, Reinhardt und Manso durch die Erde, den Himmel und die Unterwelt verfolgt und auf alle erdenkliche Weise geneckt, gequält und verhöhnt. Nicolai hatte schon vor Jahren Goethe's Werther

persiflirt, in seiner Bibliothek manche Ausfälle auf Goethe und Schiller gemacht, und namentlich in der weitschweifigen Beschreibung seiner Reise durch Deutschland und die Schweiz die Horen und die Anwendung der Kant'schen Philosophie angegriffen. Dafür regneten die Xenien in Strömen auf ihn herab. Sein Reisewerk war bis zum — eilften Bande angewachsen; da traf ihn das Distichon:

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen,
Aber in's Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Dem ehemaligen Capellmeister Reichardt von Berlin zürnte Goethe wegen seiner demokratischen Gesinnung, und weil dieser „soi-disant Freund" es sich herausgenommen hatte, ihn einmal zu tadeln. „Hat er sich emancipirt," schreibt Goethe, „so soll er dagegen mit Carnevals-Gyps-Dragéen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perrückenmacher halten soll." Nicht bloß sein Demokratismus wird gegeißelt, auch seine Musik wird angegriffen; es heißt von ihr, daß sie Musik für's Denken sey; so lange man sie höre, bleibe man eiskalt; und in Bezug auf seinen Charakter lesen wir im Thierkreise unter der Ueberschrift „Zeichen des Scorpions" die Warnung:

Aber nun kommt ein böses Insect aus Giebichenstein her;
Schmeichelnd naht es; ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

Der verdienstvolle Gymnasialdirector Manso zu Breslau hatte unsern Dichter durch absprechende Kritiken beleidigt;

seine Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem erhielt dafür diese Gabe:

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

Eben so schlimm mußte sein Gedicht „die Kunst zu lieben" es entgelten:

Auch zum Lieben bedarfst Du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für Dich noch gethan.

Jetzt war auch die Zeit gekommen, den Grafen Friedr. Leopold v. Stolberg, für seine Verunglimpfung der „Götter Griechenlands" zu bestrafen, zumal da er und sein Bruder sich durch Frömmelei den Xenienbichtern verhaßt gemacht:

Als Du die griechischen Götter geschmäht, da warf Dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst Du ins Himmelreich ein.

Im Thierkreise treffen die Xenien die Stolberge als die Zwillinge:

Kommt ihr den Zwillingen nah, so sprecht nur: Gelobet sey Jesus
Christus! „In Ewigkeit!" gibt man zum Gruß euch zurück.

In so frommer Gesellschaft konnte auch Lavater, „der Prophet," obwohl Goethe's ehemaliger Freund, nicht vergessen werden:

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus Dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Eine besondere, nicht verdiente Bitterkeit mußte der Professor und russische Staatsrath von Jakob in Halle erfahren, der die „Annalen der Philosophie“ herausgab:

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock Jakob, der Kutscher, regiert.

Schlichtegroll, der Herausgeber des „Nekrologs merkwürdiger verstorbener Deutschen“, wird das krächzende nekrologische Thier genannt, das sich nur auf Cadaver setze. Auch Ramler kommt schlimm weg, von dem es heißt, daß nur sein Leib noch in Almanachen umgehe, während sein Geist längst über den Lethe geschifft sey. Dem Vater Wieland, „der zierlichen Jungfrau von Weimar“ wird zum Geburtstage gewünscht:

Möge Dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider! die Lachesis schläft.

Von Jean Paul wird gesagt, er wäre der Bewunderung werth, wenn er seinen Reichthum zu Rath zu halten wüßte. Hochverehrt wird Lessing in der Unterwelt als „Achilles“:

Vormals im Leben ehrten wir Dich, wie einen der Götter;
Nun Du todt bist, so herrscht über die Geister Dein Geist,

und von Voß, dem wackern „Eutinischen Leuen“ wird in Bezug auf seine Luise gerühmt:

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen;
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.

Bedenkliche Worte kommen dagegen über die beiden Schlegel vor. Und nicht bloß Kritiker, auch Grammatiker, wie der Purist Campe und der sonderbare Wolke, der die deutsche Rechtschreibung zu vereinfachen suchte, werden mit scharfgewürzten Gastgeschenken bedacht. Selbst „der Wolfische Homer beschäftigte die Satyriker:

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben;
Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück.

Die politischen Xenien sind in aristokratischem Sinne und meist von Goethe verfaßt. Sie sind von geringerm Belange. Die auf Cramer, welche von Schiller herrühren, zeichnen sich durch ihre Schärfe vortheilhaft aus. Carl Friedr. Cramer hatte als Demokrat seine Professur in Kiel eingebüßt, und war nach Paris gezogen. In einem Xenion wird er mit Anacharsis Clootz (aus Cleve) verglichen, der sich als Revolutionsmann in Paris hervorgethan, aber unter der Guillotine geendigt hatte:

Anacharsis dem Ersten nahmt ihr den Kopf weg; der zweite
Wandert nun ohne Kopf klüglich, Pariser, zu Euch.

Diese Auszüge mögen hinreichen, um einen Begriff von dem originellen Werke zu geben. Ehe ich nun zu den Votivtafeln übergehe, mache ich noch die Stücke namhaft, welche sich aus den Xenien in Schiller's Werke aufgenommen finden.

Der Danaiden ist schon oben gedacht. Allgemeinerer Natur sind die Xenien der Zeitpunct, die Wissenschaft und die gefährliche Nachfolge. Die Buchhändleranzeige bezog sich auf Spalding's Schrift über die Bestimmung des Menschen. Kant und seine Ausleger verspottet des großen Denkers zahlreiche Erklärer. Naturforscher und Transcendental-Philosophen zielte auf Schilling, der damals zuerst als Privatdocent in Jena die Naturphilosophie aufbrachte. G. G. (Gelehrte Gesellschaften) zeigt, wie heiter und frei unser Professor über seinen Stand urtheilte. Drei der aufgenommenen Xenien haben Lavater zum Gegenstande. Der erhabene Stoff ging auf seinen „Jesus Messias," der moralische Dichter auf desselben „Paulus Pilatus, oder der Mensch in allen Gestalten u. s. w." und das Verbindungsmittel, das sich auch Goethe zugeeignet hat, bezog sich gleichfalls auf den Propheten, den selbst seine Verehrer von dem Vorwurfe der Eitelkeit nicht freisprachen. Der Kunstgriff galt dem Verfasser des Buchs „Für Töchter edler Abkunft, eine Geschichte", Joh. Timoth. Hermes. Das deutsche Lustspiel hat auch im Musenalmanache keine speciellere Beziehung.

Einige Stücke in Schiller's Gedichtsammlung sind aus der Combinirung mehrerer Xenien entstanden. So ward Griechheit aus drei Xenien zusammengesetzt, die sich ursprünglich auf Friedr. von Schlegel und auf Manso bezogen. Die Sonntagskinder wurden durch Vereinigung

zweier Distichen gebildet, deren erstes Geschwindschreiber betitelt war. Die Philosophen, aus neunzehn Xenien combinirt, waren ursprünglich ein Gespräch in der Unterwelt, worin Des Cartes, Spinoza, Berkeley, Leibnitz, Kant, Fichte, Reinhold, Hume, Puffendorf nach einander mit ihren Lehrmeinungen auftraten und zuletzt noch besonders der Rigorismus der Kant'schen Sittenlehre ververspottet wurde. Die Flüsse sind aus sechszehn Distichen zusammengezogen. Jeremiade, aus zehn Xenien entstanden, war ursprünglich „Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger" (von Becker) überschrieben. Die Homeriden, früher „die Rhapsoden," bildeten, wie „die Philosophen," eine Scene in der Unterwelt. Endlich traf der Dichter hier auch noch Shakspeare, „den gewaltigen Herkules." Wegen Tiresias, d. h. wegen Lessing, sagt er dem Schatten, habe er hinabgemußt, um bei dem Seher sich nach dem verschwundenen guten Geschmack zu erkundigen — und nun berichtet er über den Zustand der Tragödie in Deutschland. Das ist alles in der Parodie Shakspeare's Schatten zusammengestellt, die aus dreiundzwanzig Xenien besteht. Auf eine meisterhafte Art hat er in dieser ernsten, strafenden Satyre die erhabene Gesinnung ausgesprochen, womit er sich anschickte, seinen Wallenstein zu dichten.

Früher sahen wir Schiller'n zuerst eine politische, dann eine Polemik gegen religiöse Dogmen und Einrichtungen üben. Welche andere blieb ihm jetzt noch übrig, als die literarische Polemik? Deren Inhalt sind die Xenien. Bei

seinem Wiedererscheinen auf dem Schauplatze der Poesie fühlte er das Bedürfniß, auf das nachdrücklichste zu sagen, was er *nicht* wolle, damit man an seine nachfolgenden positiven Leistungen nicht den alten Maßstab lege. Alles Unrecht kann bei solchem revolutionären Niederreißen nicht vermieden werden. Bei der allgemeinen Flucht aus den angemaßten Besitzthümern muß Mancher auch ein Gütchen im Stiche lassen, das wirklich von Rechtswegen sein war. Aber eine ruhig prüfende Folgezeit setzt die Beeinträchtigten wieder in ihr Eigenthum ein.

In der damaligen Epoche aber brachten die Xenien eine ungeheure Erschütterung in der deutschen literarischen Welt hervor. „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau“ sagt Franz Horn,[1]) „und darf der völligen Wahrheit gemäß erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse für die Xenien auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang.“ Des Verwunderns und Rathens bei zweifelhaften Xenien war kein Ende; Jedermann war bei dem neuen Phänomen frappirt, und nahm sich zusammen, um mit anscheinender Liberalität, mit mehr oder weniger erzwungenem Behagen darüber zu sprechen. Indessen war an eine freie Würdigung nur bei einem Humboldt, einem Fr. Aug. Wolf und wenigen Anderen zu denken; auch die meisten unter den Wohlwollenden konnten es nur zur Toleranz bringen; die

1) Dichtercharaktere, S. 57.

Jugend und die Schadenfreude allein jauchzten Beifall zu. Die Menge der Erwiderungen in Journalen oder eigenen Broschüren, von Genannten und Ungenanten, in jeglicher Form und Art, war beinahe unzählig. Claudius, Nicolai, Campe, Manso, Gleim und andere namhafte Schriftsteller zogen, Jeder mit den ihm eigenthümlichen Waffen, gegen das Duumvirat zu Felde. Manche Angriffe waren so plump und grob, daß Schiller meinte, bloß in Deutschland sey es möglich, daß böser Wille und Rohheit darauf rechnen dürften, durch eine solche Behandlung geachteter Namen nicht alle Leser zu verscherzen; man sollte doch da, wo keine Scham sey, auf eine Furcht rechnen können, die diese Sünder im Zügel hielte. Der civilisirte Wieland, der sich für seine Person nicht zu beschweren hatte, meinte in einem Briefe an Göschen, beide Dichter hätten sich durch eine Farce und einen Muthwillen, der in ihren Jahren kaum verzeihlich sey, eine so pöbelhafte Behandlung selbst zugezogen; sie hätten es voraussehen sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenjungen herumschlägt; und auch öffentlich im deutschen Merkur sprach er entschieden und auf ironische Weise seine Mißbilligung aus. Aber so viel über die Xenien gescholten wurde, so begierig wurden sie gelesen; Alles, was sonst noch Gutes und Ernsthaftes in dem Almanach stand, kam kaum in Betracht. Die Xenien verkauften den Almanach: der Absatz war ungeheuer.

Die Männer, welche diese Feuerkerzen in ruhige Be-

haufung geſchleudert hatten, freuten ſich des allgemeinen Brandes, und hielten es ihrer Würde nicht für angemeſſen, ſich gegen die vielen Angriffe zu vertheidigen. Goethe meinte, es ſey eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß Jeder, der auf einigen Nachruhm Anſpruch mache, ſeine Zeitgenoſſen zwingen ſolle, Alles, was ſie gegen ihn in petto haben, von ſich zu geben; und als Schiller in Folge einer inſolenten Schmähung des Capellmeiſters Reichardt losbrechen wollte, wußte er ihn zu begütigen, daß er ſich die Sache aus dem Sinne ſchlug.

Von dem perſönlichen Epigramme oder dem Xenion unterſcheiden Schiller und Goethe in ihrem Briefwechſel ein anderes, welches ſie das poetiſche, das philoſophiſche, würdige, zarte, ernſthafte nennen. Wir wollen es das allgemeine Epigramm heißen.

Die meiſten allgemeinen Epigramme vom Jahre 1796 ſtellte Schiller, wie bereits geſagt worden, unter dem Namen Votivtafeln zuſammen,[1]) obgleich ſich auch viele an anderen Stellen im Muſenalmanach von 1797 zerſtreut finden. Bekanntlich waren tabulae votivae bei den Römern Tafeln, welche die dankbare Frömmigkeit in Tempeln aufhing, und worauf Rettungen aus Krankheit, Schiffbruch und anderen Gefahren gemeldet waren. Es ſind alſo Epigramme, die eine höhere Beziehung haben, wie ſchon das

1) Abgedruckt in meinen Supplementen zu Schiller's W. III, 71 ff.

einleitende („Was der Gott mich gelehrt u. s. w.“) besagt; es sind die goldenen Sprüche Schiller's, worin seine ganze Weltbetrachtung in kurzen Sätzen bestimmt und körnig im Allgemeinen niedergelegt ist.

Die Sammlung der Votivtafeln besteht im Musenalmanach aus 103 Nummern, wovon Schiller 39 in seine Werke aufnahm, und mit 16 anderen Epigrammen unter der Gesammtüberschrift „Votivtafeln“ zusammengruppirte. Die 16 in den ursprünglichen Votivtafeln nicht befindlichen Epigramme sind: Jetzige Generation, der Aufpasser, Weisheit und Klugheit, politische Lehre, Majestas populi, an einen Weltverbesserer, an die Astronomen, astrondmische Schriften, der beste Staat, Inneres und Aeußeres, Freund und Feind, die idealische Freiheit, drei Alter der Natur, Tonkunst, der Gürtel, Homeruskopf als Siegel.

Die ganze Sammlung ist im Almanach am Ende G. und S. unterschrieben. Goethe und Schiller nannten sich nur im Allgemeinen ihre Verfasser, ließen es aber in Bezug auf die einzelnen Stücke ganz unbestimmt, wer von ihnen sie gedichtet habe. In dem oben erwähnten Prachtexemplare des Musenalmanachs der Frau von Schiller findet sich indeß von ihrer Hand unter jeder Nummer der Name des Verfassers durch den Anfangsbuchstaben bezeichnet; und darnach ergibt sich, daß Goethe etwa 10 Stücke mehr zu der Sammlung beigesteuert hat, als Schiller. Auffallender

Weiſe aber hat Charlotte von Schiller nicht weniger als fünfzehn Votivtafeln, welche ihr Gatte ſelbſt ſich zugeeignet, mit der Chiffre „G.“ unterzeichnet. Es ſind folgende: An ***, der gelehrte Arbeiter, die Gunſt der Muſen, die Forſcher, die Verſuche (jetzt mit dem vorigen unter einer Ueberſchrift vereinigt), Licht und Farbe, der Genius, der Nachahmer, Correctheit, das Naturgeſetz, Wahl, der Meiſter, Dilettant, die Kunſtſchwätzer, und die Aufgabe, welche letztere Votivtafel beide Dichter, in ihre Werke aufgenommen. [1]) Welche Auctorität iſt nun dieſer Eigenthumserklärung beizulegen? Jedenfalls werden dadurch Schiller's Anſprüche auf jene Epigramme zweifelhaft gemacht. Als Schiller im Jahre 1799 oder 1800 jene Sammlung veranſtaltete, konnte es leicht geſchehen, daß er ſich in manchen Epigrammen vergriff, wenn er das Exemplar des Almanachs ſeiner Gattin nicht zur Hand nahm. Denn das iſt wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß dieſe ſogleich im Jahre 1797 jene Chiffern unter die Verſe ſetzte, wahrſcheinlich aus dem Munde Schiller's, der damals noch eines Jeden Eigenthum beſſer kannte, als einige Jahre ſpäter. Hätte Charlotte von Schiller erſt nach dem Erſcheinen der Gedichtſammlung ihres Gemahls jene Buchſtaben einge-

1) Daſſelbe iſt bei den Votivtafeln Pflicht für Jeden und die ſchwere Verbindung der Fall, welche aber Charlotte von Schiller ihrem Gatten zuſpricht.

tragen, so würde sie, die ganz in den Werken ihres Gatten lebte, gewiß nicht so abweichend von ihm geurtheilt haben. Jene Angaben scheinen also beinahe so alt, als die Votivtafeln, zu seyn, und von Schiller selbst herzurühren; und sie verdienen um so mehr Glauben, je weniger sie diesem günstig sind. Als Schiller seine Gedichte gesammelt herausgab, ging er in seiner großartigen, kühnen Weise bei der Auswahl zu Werke, und verschmähte es, oder dachte nicht daran, das Exemplar seiner Gattin hervorzuholen. Hat er doch auch viele ihm von derselben zugeschriebene Epigramme, die in hohem Grade vortrefflich sind, wahrscheinlich nur deßwegen ausgelassen, weil er sie für Goethe'sches Eigenthum ansah. Ich hebe nur ein paar derselben heraus:

Der Vorzug.

Ueber das Herz zu siegen ist groß, ich verehre den Tapfern,
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir noch mehr.

Witz und Verstand.

Der ist zu furchtsam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es,
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu seyn.

Delicatesse im Tadel.

Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verschonet?
Nein, der deinen Begriff von der Vollkommenheit stärkt.

Wie es sich aber auch mit Schiller's Eigenthumsrecht auf jene Epigramme verhalten möge, immerhin dürfen wir

ihn unbedenklich für unſern größten epigrammatiſchen Dichter anſehen. Dieſe Wahrheit würde bei einer einfachern, naturgemäßern Anordnung der Schiller'ſchen Epigramme, als leider! die gegenwärtige in ſeiner Gedichtſammlung iſt, ſogleich in das hellſte Licht treten. In unſeren jetzigen Ausgaben von Schiller's Werken ſind ſie ohne Plan und Ordnung durch einander geworfen, und ſogar zwiſchen größeren Gedichten eingeflickt, ſo daß ſie beim Leſen nur einen verworrenen Eindruck in der Seele zurücklaſſen. Unter den Votivtafeln ſtehen manche Epigramme, die gar keinen allgemeinen Gehalt haben, und zum Theil auch urſprünglich nicht zu denſelben gehörten. Dagegen ſind viele andere nicht unter ſie aufgenommen, welche ſo allgemeinen Charakters, ſo gewichtig und bedeutſam ſind, daß ſie allerdings zu den goldenen Sprüchen Schiller's gezählt werden müſſen. Dazu kommt noch, daß er nach ſeiner Weiſe, bei einer ſpätern Reviſion immer das Individuelle und Locale auszuſcheiden, manche urſprüngliche Xenien zu allgemeinen Epigrammen gemacht, indem er ſie in eine andere Verbindung ſtellte, die Ueberſchriften umſchrieb oder eine ſonſtige Veränderung vornahm. Wer merkt es z. B., daß „das Verbindungsmittel" eigentlich auf Lavater zielt? Dadurch hat er aber dieſen Diſtichen nicht allein das Pikante, ſondern auch das Charakteriſtiſche genommen und ſie bisweilen geradezu unverſtändlich gemacht. Es wäre daher nöthig, alle dieſe Gedichte in gewiſſe naturgemäße Fächer zu bringen. Zuerſt würden die größeren didaktiſchen

Stücke herauszusondern seyn, wie dieß im vorhergehenden Capitel geschehen; dann wären alle Epigramme, die einen allgemeinen Gehalt haben, unter dem Namen Votivtafeln in gehöriger Folge neben einander zu stellen, was in meinem größern Werke über Schiller versucht worden; [1]) hierauf müßten die Xenien zu einem Ganzen verbunden werden, alle Distichen aber, die früher Xenien waren und später verallgemeinert wurden, in ihre erste Gestalt zurückkehren; und endlich wäre das, was sich diesen drei Rubriken nicht einfügen wollte, unter der Ueberschrift „Kleinigkeiten" zusammenzuordnen.

Wäre dieß geschehen, so würde namentlich die Abtheilung der Votivtafeln es recht anschaulich machen, daß keine Epigrammensammlung sich an Umfang des Inhalts, an Tiefe der Ideen, an feiner Beobachtung mit der Schiller'schen messen kann. Wir finden hier herrliche Sinngedichte, wodurch der Dichter eben so sehr die kalte Scholastik, als die trübe und faule Mystik von sich abwehrt, goldene Worte über verkehrte Methode der Philosophie und Wissenschaft überhaupt, Epigramme ästhetischen Inhalts, in denen er fast sein ganzes poetisches Geschäft behandelt, dann weiter eine Fülle epigrammatischer Sprossen, die in dem Boden des Sittlichen und Menschlichen wurzeln, allgemeinere Gesetze der Weisheit, und Regeln, die näher auf das wirkliche Leben Bezug haben, eine Skizze der Lebensalter und

1) III, S. 182 bis 210.

Geſchlechter, eine Reihe culturhiſtoriſcher Epigramme — kurz, dieſe Sammlung berührt in leichtem Spiele alles Höchſte und Theuerſte im Menſchenleben. Schiller hat ſeine Weltanſchauung als Philoſoph, Hiſtoriker, Dramatiker und Lyriker ausgeſprochen, er hat ſie aber auch epigrammatiſch in dieſen einzelnen körnigen, kräftigen Gnomen niedergelegt. Sie enthalten die edelſten Früchte ſeines philoſophiſchen Denkens und bilden ſomit gewiſſermaßen die Spitze und den Abſchluß ſeiner Ideenpoeſie.

Drittes Capitel.

Lebensvorfälle im Jahre 1797. Uebergang durch die gemiſchte Gattung der Lyrik zur reinen. Lyriſche Gedichte dieſer Zeit. Balladen.

Im Jahre 1797 finden wir unſern Freund in ſeiner alten Einſamkeit. Goethe war Anfangs Januar auf vierzehn Tage nach Leipzig gereiſ't, und führte ihn nach ſeiner Zurückkunft durch Beſchreibung wieder in die Welt ein, welcher er ſich ſo entfremdet fühlte, daß er ihr nicht mehr anzugehören glaubte, da er ſeiner Kränklichkeit wegen, außer der Humboldt'ſchen Familie, mit Niemanden Umgang hatte. Das war ein Labſal, von welchem nur der ſich einen Begriff machen kann, welcher, geſelligen und hingebenden Herzens, wie Schiller, eine lange Zeit auf ſich und ſein einförmiges Geſchäft beſchränkt war!

Eine unwiderstehliche Lust nach dem Land- und Gartenleben, erzählt Goethe, hatte damals die Menschen ergriffen. Wieland hatte sich in Osmannstädt angesiedelt, Goethe beabsichtigte, ein Freigut in der Nachbarschaft, bei Roßla an der Ilm, anzukaufen. Schiller ging schon lange damit um, seinen bisherigen Wohnort ganz zu verlassen. Wenn die Humboldt'sche Familie, wie nächstens zu erwarten stand, abgereis't war, hatte Jena für ihn und seine Frau allen Reiz verloren. Wir kennen seine unauslöschliche Liebe für die Natur; die Sehnsucht nach ihrem stillen Genusse und reinem Glücke erwachte von Neuem in ihm. Die Natur wollte er als eine Gesellschafterin mit sich verbinden, welche nie von ihm wiche, und ihn doch stets allein ließe. Jena aber mit Weimar zu vertauschen, war schon längst seine Absicht. Da dachte er nun sich in der Nähe dieser Stadt ein Gartenhaus aufzusuchen, welches Sommers und Winters bewohnt werden könnte, und hierdurch beide Wünsche auf einmal zu befriedigen.

Goethe's Gartenhaus stand leer. Schiller fragte ihn, ob er ihm dasselbe nicht förmlich vermiethen könne, zumal da seine Erkundigungen nach einem andern erfolglos gewesen seyen. Aber Goethe antwortete, das Gartenhaus wäre nicht geräumig genug, dazu habe er die Waschküche und den Holzstall wegbrechen lassen. Auch später that Schiller noch einmal eine ähnliche Fehlbitte. Er ersuchte ihn, seinem nach Weimar ziehenden Schwager und dessen

Familie, bis das von diesem gemiethete Haus frei werde, jenes Gartenhaus auf einige Wochen bis nach Ostern zu überlassen. Damals waren Waschküche und Holzstall vermuthlich wieder hergestellt, aber es handelte sich jetzt um die Frist der Benutzung. Goethe erklärte, er wolle das Gartenhaus bis Ostern, aber freilich nur bis dahin und im äußersten Nothfalle gerne (?) hergeben — empfahl aber zugleich ein anderes Logis.

Für die abschlägige Antwort erhielt Schiller den guten Rath, das Schmidt'sche Gartenhaus in Jena anzukaufen, und sogleich bot Goethe sein Gutachten zu Diensten an, wenn in demselben etwas zu bauen wäre. Wirklich kaufte er den Garten mit dem Hause für etwa tausend zweihundert Thaler. Nun konnte er kaum mehr das Frühjahr erwarten, so groß wurde seine Sehnsucht, Luft und Lebensart zu verändern. Er meinte, es in seinen „verwünschten vier Wänden" nicht länger aushalten zu können. Die Arbeit, die er unter Händen hatte, wollte ihm nicht mehr von statten gehen.

Ueber das Landgut des Horaz sind Schriften geschrieben worden. So sey es erlaubt, auch einige Worte über den Schiller'schen Garten zu sagen. Er lag unfern vom Wesselhöft'schen Hause, vom Jenaer Marktplatze aus südwestlich bei der Stadt, zwischen dem Engelgatter- und Neuthore, an einer Schlucht, durch welche sich ein Theil des Leutrabaches um die Stadt zieht. Jetzt heißt er wegen des daselbst eingerichteten Observatoriums der Garten der

Sternwarte. Die Stelle ist sehr anmuthig, gesund und ruhig. Auf dem gegenüberliegenden Berge zogen sich Felder bis zur äußersten Spitze empor. Das Wohnhaus lag vorn in der Mitte des Gartens, und hatte im obern Stock eine weite, schöne Aussicht. An der obern Ecke nach der Leutra zu, ließ er sich später noch ein kleines Häuschen bauen, mit einem einzigen hochgelegenen Zimmer, wo er während der Sommermonate oft bis tief in die Nacht arbeitete. „Ich liebe es sehr," pflegte er zu sagen, „wenn die Hauswirthschaft ordentlich geht; aber ich mag das Knarren der Räder nicht hören." Dieß Häuschen steht jetzt nicht mehr, doch befindet sich nicht weit von dem Orte, wo es stand, in einer in der Mauer angebrachten Nische, eine Urne zum Andenken des Dichters.

Goethe kam im Februar wieder auf einige Zeit nach Jena und benutzte den Hausarrest, den ihm ein starker Katarrh auflegte, um Hermann und Dorothea dem Ende nahe zu führen. Er meinte, wenn der Schatz nur einmal gehoben sey, so finde sich alsdann das Poliren von selbst. Schiller und Humboldt nahmen an der Kunstvollendung des Werkes ein großes, thätiges Interesse. Humboldt verließ endlich gegen Ende April Jena, um eine große, zweijährige Reise anzutreten: es war sein Plan, nie einen festen Wohnort zu haben, sondern zwischen einem solchen und dem eigentlichen Reisen die Mitte zu halten. „Das ist wieder ein Verhältniß," klagte der Zurückblickende, „das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wieder-

kehren kann. Denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns, und also auch zwischen uns verändern.“ Wie wahr hatte er geurtheilt! Während für Schiller eine tiefe und klare Kunstbildung eigentlich erst jetzt begann, beharrte Humboldt zeitlebens bei den unvollkommenen Grundansichten, in denen er bisher mit ihm durch Gespräche und Briefwechsel einmal übereingekommen war. Von dieser Zeit an, wo Humboldt sich meistens im Auslande aufhielt, wurde auch der Briefwechsel seltener, und ein gleichmäßiges Fortschreiten beider Männer im Aesthetischen durch Gedankenaustausch hörte auf.

Am zweiten Mai 1797 hielt er den Einzug in sein Gartenhaus. Ein gefährliches Blatternfieber seines kleinen Ernst hatte die Wohnungsveränderung so lange verschoben. „Ich grüße Sie,“ schreibt er an Goethe, „aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Ein schöne Landschaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter, und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich, und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung.“

Bis in den August dieses Jahres verschlimmerte sich seine Gesundheit wenigstens nicht. Das nahm er schon für ein gutes Zeichen. Er meinte im Uebelbefinden eine ordentliche Fertigkeit erlangt zu haben. Schlaflose Nächte kamen noch häufig vor, und er erwähnte es als etwas Großes, daß er einmal auf einem langen Umwege von Jena zu Fuße nach seinem Garten gegangen sey, und daß

er in demſelben bei Wind und Wetter manche Stunde mit Spazierengehen zubringe und ſich dabei doch wohl befinde. Er durfte es ſich im Juli zutrauen, Goethe'n auf acht Tage in Weimar zu beſuchen, welcher in dem vorhergehenden Monate wieder einige Zeit in Jena geweſen war, um in der beliebten Einſamkeit auf dem Schloſſe Hermann und Dorothea zu vollenden und ſich durch kleinere Gedichte und Arbeiten zu erheitern. Das Verhältniß zwiſchen den gleichſtrebenden Zunftgenoſſen wurde immer bedeutſamer und fruchtbarer. Schiller erfreute ſich nicht nur des friſchen Genuſſes der vollendetſten Erzeugniſſe des Goethe'ſchen Genius, ſondern auch der erweckenden Stimmung, in welcher ſich der Meiſter befand, ſo oft er dichtete oder ein Stück vollendet hatte. Jenes Epos hielt Schiller für den Gipfel der Goethe'ſchen und unſerer ganzen neuen Kunſt. Er konnte nicht müde werden, daſſelbe immer wieder zu leſen; und er las es ſtets mit dem erſten ungeſchwächten Eindrucke und mit neuer Bewegung. „Ihr Hermann," ſchreibt er an den Verfaſſer, „führt mich, und zwar bloß durch ſeine rein poetiſche Form, in eine göttliche Dichterwelt, da mich der Meiſter aus einer wirklichen nicht ganz heraus läßt."

Goethe war gegen ſeine Gewohnheit, während er an Hermann und Dorothea arbeitete, mittheilend, und Schiller geſtand, daß er in der Welt nichts wiſſe, wobei er mehr gelernt hätte, als durch jene Communicationen, durch die er recht ins Innere der Kunſt hineingeführt worden ſey.

Einen wahren poetiſchen Heiland hatte unſrem Freunde der gütige Himmel zur Seite geſtellt und lebenslänglich verbunden!

Bald darauf reiſ'te Goethe nach der Schweiz ab, dem von Italien zurückkehrenden Freunde Heinrich Meyer entgegen. Wie lieb war es dem Jenenſer Einſiedler, daß der Andere wegen der Kriegsunruhen die Reiſe nicht weiter nach Italien fortſetzen konnte, daß er vor dem Winter ſchon wieder nach Weimar zurückkehren wollte. „Je mehr Verhältniſſen ich jetzt abgeſtorben bin, einen deſto größern Einfluß haben die wenigen auf meinen Zuſtand, und den entſcheidendſten hat Ihre Gegenwart. Die letzten vier Wochen haben wieder Vieles in mir bauen und gründen helfen. Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktiſchen und beſonders Poetiſchen eine Unart iſt) vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Geſetzen fort. Der Punct iſt immer klein und eng, von dem Sie auszugehen pflegen, aber er führt mich in's Weite und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anſtatt daß ich auf dem andern Wege, dem ich, mir ſelbſt überlaſſen, ſo gern folge, immer vom Weiten in's Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu ſehen, als im Anfange.“ Man kann die Verſchiedenheit beider Naturen nicht ſchärfer bezeichnen. Jetzt endlich befreite ihn, wie ſich uns bald näher zeigen wird, ſeine

Theorie von der sich im Allgemeinen haltenden ideellen Dichtung, und er wandte sich wenigstens eine Zeit lang möglichst zur individuellen Bestimmtheit.

Goethe hatte seine Reise noch nicht lange angetreten und nahm seinen Weg wohlgemuth über Frankfurt und Stuttgart, da fühlte Schiller durch die drückende Hitze des Tages und die fast ununterbrochenen Gewitter des Nachts seine Nerven wieder so heftig angegriffen, daß er starkes Fieber bekam und in eine ernstliche Krankheit zu fallen fürchtete. Ein Katarrhalfieber und ein heftiger Husten hinderten ihn am Arbeiten, sogar am Briefschreiben. Er hatte sich lange nicht so schlecht befunden. Die wenigen leidlichen Augenblicke, die ihm blieben, nahm der Almanach in Anspruch. „Solch' eine Beschäftigung," bemerkt er hiebei, „hat durch ihren ununterbrochenen und unerbittlichen gleichen Rhythmus etwas Wohlthätiges, da sie die Willkür aufhebt und sich streng, wie die Tageszeit, meldet. Man nimmt sich zusammen, weil es seyn muß, und bei bestimmten Forderungen, die man sich macht, geschieht die Sache auch nicht schlechter." Doch bald fühlte er sich wieder erleichtert. In der übrigen leidensfreien Zeit dieses Jahres war unser Freund sehr thätig. Die Redaction der Horen, deren geringer Absatz jetzt eine Verminderung des Honorars nöthig machte, beschäftigte ihn fortwährend, die des Almanachs viele Monate. Auch in diesem Jahre gingen Abhandlungen und Gedichte von allen Weltgegenden bei ihm ein, liefen Briefe nach allen Seiten von ihm aus.

Nachdem der Cellini abgedruckt war, bearbeitete er einen Auszug der Denkwürdigkeiten des Vieilleville für die Monatschrift, von welcher Biographie wir schon früher Rechenschaft abstatteten. Doch diese verschiedenartigen und mehr äußerlichen Geschäfte waren nur Nebensache. Seine Seele weilte bei Wallenstein, neben welchem die Balladen für den Almanach her liefen.

Ehe wir uns aber auf eine nähere Betrachtung dieser poetischen Gebilde einlassen, womit Schiller aus seiner bisherigen Dichtweise heraustrat und sich auf das Gebiet stellte, worauf Goethe stand, haben wir vorher noch seinen Uebergang von der metaphysischen Dichtung durch die mittlere oder gemischte Gattung der Poesie zur reinen oder objectiven etwas genauer ins Auge zu fassen und die lyrischen Gedichte dieser Zeit wenigstens flüchtig zu überschauen.

Schiller's Theorie nahm, wie wir wissen, bisher die Ideendichtung in Schutz. Das Bedeutende, das ächt Menschliche, das Ideale suchte er in dem Allgemeinen, und das Individuelle verwarf er als etwas Zufälliges und Geringfügiges. Darin bestand sein Hauptirrthum. Als er mit solchen Ansichten, in denen ihn Humboldt fortwährend bestärkte, im Jahre 1795 zur Poesie zurückkehrte, ist es zu wundern, daß dieselbe einen universellen, metaphysischen Charakter annahm? Durch die Xeniendichtung riß sich Schiller von dieser Ideenpoesie zuerst auf eine entschiedene Weise los. Mit ihr verließ er den abstracten

Boden des allgemeinen Epigramms und zog aus dem realen Leben solide Bestandtheile an sich. Indeß gelangte er damit noch nicht unmittelbar zu der reinen Gattung, die, um mit Goethe's Worten zu reden, das Allgemeine ganz im Besondern schauen läßt. Zwischen beiden liegt nämlich noch eine dritte Weise, in welcher Anschauung und Reflexion, Schilderung und Betrachtung als zwei selbstständige, noch getrennte Bestandtheile mit einander verbunden sind. Nach den Begriffen des Allgemeinen und Concreten hat die Poesie drei Hauptarten. Die Ideendichtung stellt das Allgemeine mittelst des Concreten dar, die mittlere Dichtung verbindet Allgemeines und Concretes als verschiedene Bestandtheile mit einander; die reine Poesie ergreift das Allgemeine ganz im Concreten. Im ersten Falle denkt der Dichter, im dritten schaut er an, im mittlern halten sich Denken und Anschauen das Gleichgewicht.

Schiller's Uebergang von der abstracten Ideendichtung zu dieser mittlern, lebensvollern Gattung war ein großer, aber natürlicher und gleichsam abgenöthigter Fortschritt. Die Ausübung hatte die sich selbst mißverstehende Theorie hinter sich gelassen. Von da scheint es aber nur eine kurze Strecke zur reinen, objectiven Poesie zu seyn.

Indeß, wie nahe Schiller dieser reinen Dichtung, die wir auch als die unmittelbare, individuelle, naive, plastische bezeichnen können, gekommen ist, so hat er sie doch nie vollkommen erreicht; und hierin, also gerade im Wesen der Dichtung, behauptet Goethe einen entschiedenen

Vorzug, welcher allein schon, wenn man beide Männer nur als Dichter vergleicht, bei weitem Alles aufwiegt, was Schiller sonst vor Goethe voraus hat. Dabei tritt aber ein wichtiger Unterschied ein. Sonst ist gewöhnlich die Darstellung deßwegen zu lose gewoben, weil es ihren Urhebern an Bildungskraft oder an Cultur fehlt. Die Schiller'sche Schreibart ist nicht wegen eines Mangels zu wenig reell bestimmt und objectiv lebendig, sondern wegen eines Ueberflusses auseinandergehender Kräfte und Interessen. Seine Brust umschloß wahrlich mehr, als Eine Welt! Der Denker, der Mensch und der Dichter stritten sich um seinen Styl, wie um seine Person, und da keiner den andern verdrängen konnte, ließen sie sich endlich alle versöhnt neben einander nieder und brachten durch ihr Zusammenwirken das zu Stande, was sonst, aber in anderer Weise, schon die einzelne Kraft für sich ausführt. An der Thätigkeit des poetischen Talents betheiligten sich auch seine übrigen Kräfte, die intellectuellen, wie die sittlichen. [1]) Seine Darstellung gibt uns nicht immer die volle Sache, aber sie enthält meistens den ganzen Schiller.

Nach dem Xenienjahre, zur Zeit der Abfassung des Wallenstein, warf er sich auch in der Lyrik, seiner bisherigen Manier überdrüssig, mit Leidenschaft auf die concrete Form; doch später machte seine gewaltige Natur gegen die

1) Man vergl. was im 10. Cap. des 2. Theils über Schiller als Prosaiker gesagt worden.

Goethe'schen Einflüsse ihre Rechte geltend, und er kehrte in dem letzten Lustrum seines Lebens in den meisten lyrischen Erzeugnissen zur sentimentalen, subjectiven Behandlung zurück. Er überschritt die Gattung, die ich oben die mittlere genannt habe, nur in einzelnen Darstellungen. Das, was Goethe in so außerordentlichem Grade besaß, der Sinn für das Mannichfaltige, wurde bei ihm durch seinen immer auf das Gesetz, auf die Einheit, auf das Wesen der Dinge gerichteten Geist beschränkt; und da uns dieses nur mittelbar durch die Reflexion zum Bewußtseyn kommt, so erhielt seine Dichtung selbst ein überwiegend reflectirtes, mittelbares Gepräge. Oder wie Humboldt dieß ausdrückt: „Sein Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Höhen und Tiefen geknüpft; es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervor, die Alles ergründend spalten und Alles verknüpfend zu einem Ganzen vereinen möchte."

Am leichtesten konnte er äußere Stoffe von einem subjectiven Beisatze frei halten; daher finden wir objectiv gestaltete Naturschilderungen, Balladen und Dramen bei ihm, und viele historische Personen und Zustände sind wahr und mit fester Hand gezeichnet. Doch streift eine sentimentale, reflectirte Farbe, wie ein leichter Nebel, auch über viele dieser Gebilde hin. Dagegen sind die meisten aus der innern Welt geschöpften Gedichte mehr oder weniger gedacht und allgemein gehalten. Hier war es ihm beinahe unmöglich, den innern Zustand, getrennt von der

Betrachtung dieſes Zuſtandes und ohne Beziehung auf ſein Ideenvermögen, in individueller Wahrheit darzuſtellen.

Dieſe Bemerkungen über Schiller's Lyrik der dritten Periode werden einerſeits ihr Licht auf die bisher beſprochenen Stücke zurückwerfen und andrerſeits ſollen ſie uns auf unſerer Reiſe durch das fernere Leben des Dichters für die noch zu berührenden Producte zum Leitſterne dienen. Alle Gedichte, welche unmittelbar aus ſeinem Denken hervorgingen, und dieſes nur poetiſch weiter fortſpannen, bis es endlich in den Epigrammen in einzelne Sentenzen ſich condenſirte, habe ich im Frühern zuſammengefaßt. Die Erzeugniſſe der mittlern und der objectiven Gattung, zu denen Schiller jetzt übergegangen war, können, weil ſie häufig in einander überſpielen, nicht mehr ſtrenge geſondert, und weil ſie weit aus einander geſtreut ſind, nicht alle zuſammengereiht werden. Ich werde daher jedesmal in der Zeit ihrer Entſtehung von ihnen reden; nur einige Verſetzungen ſeyen mir erlaubt, um das dem Inhalte nach Zuſammengehörige nicht allzu ſehr zu trennen.

Von dieſen Erzeugniſſen, in denen die Anſchauung vorwaltet oder allein herrſcht, ſind einige lyriſcher Art, andere, deren Stoff das Geſchichtliche oder Mythiſche iſt, gehören der epiſchen Dichtung an. Wir betrachten zunächſt die lyriſchen Producte dieſer Zeit, und werden dann zu den epiſchen Gebilden des Jahres 1797, worin eben unſere Biographie weilt, und denen des nächſtfolgenden Jahres übergehen.

Hinsichtlich des Gedichtes der Abend nach einem Gemälde (am 25 Sept. 1795 an Körner geschickt) kann man Humboldt's Urtheil unterschreiben: „Es herrscht in ihm ein sehr einfacher und reiner Ton, das Bild malt sich sehr gut vor dem Auge des Lesers, und das Ganze entläßt ihn, wie man sonst nur von Stücken der Griechen und Römer scheidet.“ Das wohlgelungene Stück ist auch seiner äußern Form wegen merkwürdig. Mit Ausnahme der in Hexametern und Pentametern geschriebenen Gedichte ist es das einzige, dessen Metrum Schiller den antiken Versmaßen nachgebildet hat. Humboldt hatte ihn früher einmal dazu aufgefordert.

Weit mehr Subjectives ist in der Elegie Pompeji und Herculanum (Anfangs August 1796 entstanden) — und dennoch ist sie weit objectiver gestaltet. Sie gewährt ein soliderres Bild. Das, was der Dichter aus sich in die materielle Schilderung einfließen läßt, ist nicht Reflexion, Begriff, beschränkende sittliche Theilnahme, sondern unmittelbares inneres Erlebniß, ein lebendiger Zustand des Gemüths. Das Aeußere und das Innere durchdringen sich zu Einer Thatsache, welche eben uns dargestellt wird. Die Herrlichkeit der alten Welt wird durch den Eindruck versinnlicht, den die Betrachtung der untergegangenen Städte auf den Dichter macht, und der Eindruck wird an die Gegenstände geknüpft, die sich dem Auge darbieten. Alles ist Anschauung, Phantasiegebilde, oder Empfindung, nirgends im ganzen Gedichte eine allgemeine, eine abge-

sonderte Idee. Wir sind mit der Gedankenökonomie Schiller's vertraut genug, um das Grundmotiv dieses Gedichtes anzugeben und hierdurch dessen Stellung genau bezeichnen zu können. In den Göttern Griechenlands hatte er seine Sehnsucht nach der Hellenenwelt rührend und erschütternd ausgegossen; in milderer Klage hatte er in den Sängern der Vorwelt den entschwundenen Volkssinn für Schönheit und Kunst zurückgewünscht. Hier bewillkommnet er nun das Geschlecht und die Zeit als neu erstanden, deren Verlust er früher beweinte. Das ist die Bedeutung dieses Gedichtes.[1])

Wie in diesem Gedichte die Freude über einen „selbstständigen (d. h. der Realität sich entschlagenden) Schein" herrscht, so lebt in den Idealen eine sich in ruhige Fassung auflösende Wehmuth über die Wirklichkeit. Der Dichter beklagt die Flucht der Jugendideale, d. h. der Gefühle, der Gemüths- und Willenskräfte, Entwürfe, Phantasieen und Wünsche, wie sie ihm, bis zum Beginne der Periode seiner wissenschaftlichen Selbstläuterung, „das trunk'ne Herz geschwellt." Was ihm diesen idealisirenden Trieb seines Herzens geraubt hatte, das waren vor Allem seine kritischen, philosophischen Studien, die ihn aus dem Reiche des unbewußten Bildens und des unmittelbaren Fühlens vertrieben. Daher nicht blos der Vers: „Des Wissens Durst blieb ungestillt", sondern in der ursprünglichen Ausgabe lesen wir auch, daß „der feind-

[1] S. dagegen Viehoff's Comment. zu Schiller's Ged. III, 236 f.

lichen Vernunft zum Raube" geworden sey, was einst so schön und göttlich war. Was ist es aber, wodurch er sich bei diesem Verluste beruhigt? Die Beschäftigung ist ihm geblieben, die unabläßige Thätigkeit, die er von dem reifern Kunstgenie für unzertrennlich erklärt [1]), und die Freundschaft, die zur Beschäftigung antreibt, „die gern sich mit ihr gattet." Wer denkt hierbei nicht sogleich an Humboldt und Goethe? — So interessant das Gedicht durch diesen Inhalt dem Biographen seyn muß, so merkwürdig ist es dem Kunstrichter durch seine Behandlung. Die eigensten, unmittelbarsten Empfindungen des Verfassers drängten sich in diese, sein ganzes Leben umspannende Elegie zusammen, aber ihre Geburt fällt in das Jahr 1795, also in die Zeit der allgemeinen und mittelbaren Ideendichtung. So kamen Inhalt und Form mit einander in Streit, und weder Humboldt noch Schiller selbst wußten dieses Gedicht, worin sich ein concreter Gehalt so charakteristisch hervorstellte, mit ihrer Verallgemeinerungstheorie zu vereinigen, in welcher sie die reine Form suchten. Humboldt äußert sich, die strengste Kritik müsse gestehen, daß es ein sehr schönes Gedicht sey, und eben dieß sage ihm auch sein Gefühl; es scheine ihm aber die Wirkung weniger auf seinen dichterischen Vorzügen, als auf dem Interesse zu beruhen, welches eine so menschliche und das Gefühl so stark ergreifende Stimmung mit sich führe. Er gesteht,

[1]) Schiller's W., B. 12, S. 184 f. (Octavausg.)

daß er über dieſes Stück in Streit mit ſich ſelbſt ſey. Schiller erwiedert, das Gedicht ſey mehr als ein Naturlaut und als eine Stimme des Schmerzes, der kunſtlos und vergleichungsweiſe auch formlos ſey, zu betrachten. Es ſey zu ſubjectiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poeſie beurtheilt werden zu können. Doch das beſſere Gefühl läßt ſich nicht verleugnen, und ſo fügt er die mit ſeinem Syſteme ſchlechterdings nicht zu reimenden Worte bei; „Ob ich gleich mit Ihnen einig bin, dieſem Gedichte mehr eine materielle, als formelle Kraft zuzugeſtehen, ſo iſt doch etwas darin, was es dichteriſcher macht, als alle übrigen.“ Worte, welche deßwegen ſo merkwürdig ſind, weil wir aus ihnen ſehen, wie ſehr es unſerm Schiller auch durch ſeine Theorie erſchwert wurde, zur reinen Darſtellung zu gelangen. Unſer Gedicht repräſentirt auf eine glänzende Weiſe die poetiſche Darſtellung, die wir oben die mittlere nannten. Die Ideale ſind nicht kunſtloſer Natur, im Gegentheile ſind ſie zu ſehr in das Reflectirte und Begriffsmäßige gezogen und hierdurch gekünſtelt geworden. Die individuellen Bezüge ſind zu ſehr verdeckt; die Schmerzgefühle ſind nur gegen den Willen des Dichters concret, ſie ſchwanken zum Theile auf allgemeinen Vorſtellungen, oder brechen ſich nur mit Gewalt eine freiere Bahn.

In den Idealen lebt eine ſanfte elegiſche Empfindung, wie ſie in Schiller, ſeit er ſich von der rüſtigen Polemik abgewandt hatte, neben dem erhabenen tragiſchen Pathos

vorherrſchend war; in der Dithyrambe dagegen drückt ſich, wie in Pompeji und Herculanum, lebendig und beſtimmt eine freudige Empfindung des Augenblicks aus. In beiden Gedichten gründet ſie ſich auf eine Viſion; das eine Mal glaubt der Poet ein untergegangenes Geſchlecht aufleben zu ſehen, das andere Mal bewillkommnet er die himmliſchen Götter. Das ſchöne Bild iſt eine Apotheoſe des Dichters, und die Worte, welche Zeus zu Herakles ſpricht: „Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang“, gelten auch hier. Dieß iſt die Wahrheit des Götterbeſuchs: nur den Göttlichen erſcheinen die Götter.

Daran reihen wir vier Lieder, welche erſonnene Situationen zu behandeln und Nachahmungen Goethe'ſcher Erzeugniſſe zu ſeyn ſcheinen: An Emma, die Erwartung, die Begegnung, und das Geheimniß. In den Verſen „An Emma“ (wohl erſt 1798 gedichtet, da ſie erſt im Almanach für 1799 ſtehen), härmt ſich ein Leidender ob der Geliebten, die, ihrer frühern Neigung nicht mehr eingedenk, den Schmerz des treueſten Freundes unbeachtet läßt. — Ungleich bedeutender iſt „die Erwartung“, (wahrſcheinlich aus dem Jahre 1799, da ſie erſt im Muſenalmanach für 1800 erſchien), welches Gedicht unſtreitig zu den vollendetſten gehört, die wir von dem Meiſter beſitzen. So zart und geiſtig iſt hier die Rede gewoben, daß ſie beinahe ſelbſt Seele iſt, und von allen unendlichen Sprachzeichen ſind dem Sänger die holdeſten und edelſten zugefloſſen, um dieſer Pſyche Geſtalt zu geben. Im daktyliſchen

Maße findet die frohe, raſche Erwartung des Harrenden, daß jetzt, jetzt die Geliebte naht, ihren Ausdruck; in den Trochäen ſinkt der Hoffende immer wieder von ſeinem geträumten Glücke zurück, und in der „zärtlich ſchmachtenden“ Stanze iſt dann die innigſte, weichſte Sehnſucht des in Liebe ſchmelzenden Herzens ausgegoſſen. Die Schlußverſe enthalten den ideellen Beſtandtheil des Ganzen: das Glück iſt unſeren Bitten unzugänglich, „die Freude ruft nur ein Gott auf ſterbliche Wangen“. — In den nicht minder trefflichen Stanzen „die Begegnung“ (1797) rührt und gewinnt der arme, beſcheidene, heilige Sänger das Herz der hochgeborenen, reichen, herrlichen Jungfrau. Es iſt der Triumph der Liebe des Genius über das „rohe Glück.“ Die Liebe iſt hier in höhere Kreiſe der Geſellſchaft gelegt, in welche die dramatiſchen Arbeiten den Gedankengang des Dichters damals eingeführt hatten. — Aus der Welt der Tragödie iſt auch „das Geheimniß“ genommen; es iſt das Verhältniß des Max zur Thekla im Wallenſtein. Auch hier tritt wieder die Ueberzeugung hervor, daß das Glück eine freie Gabe des Himmels ſey, und damit hängt dann das Gefühl zuſammen, welches Thekla gegen Max (Piccolomini, Act 3, Scene 5) und dieſer ſelbſt (Wallenſtein's Tod, Act 3, Scene 18) ausſprechen, daß man das Glück der Liebe vor den Menſchen geheim halten müſſe. So ſehen wir hier das neue Sonnenbild des Schiller'ſchen Dramas zum Voraus im ätheriſchen Dunſtkreiſe ſeiner Lyrik emporſteigen, wie auch in „der Erwartung“ eine

Situation aus der Braut von Meſſina (wo Beatrice ihres Geliebten harret) anticipirt iſt.

Im Vorbeigehen erwähnen wir hier zwei Gelegenheitsgedichte, von denen Schiller eines am Geburtstage der Kirchenräthin Griesbach 1796 durch ſeinen kleinen Sohn Carl überreichen ließ. Es ſind allerliebſte Verſe, worin der kindliche Ton auf's Beſte getroffen und durchgeführt iſt. [1]) Das andere iſt ein Hochzeitlied für Demoiſelle Slevoigt, ein Gegenſtück jenes Epithalamiums, welches er als Jüngling in Bauerbach dichtete, nur kürzer zuſammengefaßt und zarter behandelt, aber von gleich ernſter Lebensanſicht zeugend.

Zum Beſchluß dieſer Gruppe lyriſcher Productionen gedenken wir noch des „Abſchiedes an den Leſer," der urſprünglich einen Epilog zu den verſchiedenen Gedichten des Muſenalmanachs für das Jahr 1796 bildete. Humboldt ſchrieb darüber an den Dichter: „In Ihren Stanzen herrſcht eine unnachahmliche Anmuth und Zartheit, und das Gleichniß in der dritten gibt einen überaus poetiſchen Schluß." Die Art, wie die Muſe vor dem Leſer erſcheint, um ihr Urtheil zu empfangen, drückt die Geſinnung Schiller's und den ganzen Geiſt ſeiner Poeſie aus.

Was nun ferner die Balladen anlangt, zu denen wir jetzt übergehen, ſo machen wir zuvörderſt auf die ſtrenge Conſequenz in dem Geiſtesleben Schiller's aufmerkſam.

---

[1]) S. meine Supplem. zu Schiller's W. III, 59 ff.

Schon längſt hatte er, wie wir wiſſen, den Plan gefaßt, ein Epos zu ſchreiben, und noch vor Kurzem ſtritt ſich dieſe Idee mit dramatiſchen Planen. Jetzt vollführte er dieſen Lieblingsgedanken neben ſeinen dramatiſchen Arbeiten, nur in beſchränkterer Weiſe: er dichtete in poetiſchem Wettſtreite mit Goethe Balladen. So ſchloſſen ſich nun ſeine große dramatiſche Production Wallenſtein ſowohl, als ſeine kleinen poetiſchen Darſtellungen gleichmäßig an die Ueberlieferung an. Er war des innern Stoffes, den er bisher ſo vielgeſtaltig ausgeprägt hatte, endlich müde; und indem ſich der Philoſoph von dem Dichter zurückzog, ſtellte ſich ſogleich der Hiſtoriker bei ihm ein und reichte ihm ſeine Schätze zur Bearbeitung dar. Wie aber ſchon ſeine hiſtoriſche Darſtellung durch ihre beſtimmtere Charakteriſtik ausgezeichnet iſt, ſo konnte er auf geſchichtlichem Felde am leichteſten aus ſich heraustreten und die reinſten poetiſchen Blüthen brechen.

Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß zuerſt Schiller, und nicht Goethe, auf den Plan verfiel, Balladen zu dichten. Er bittet ſich am zweiten Mai von Goethe den Text zum Don Juan aus, um daraus eine Ballade zu machen. Das iſt im Briefwechſel das erſte Wort zu dieſer Idee, aus welcher die trefflichſten Gedichte in unſerer Literatur hervorgingen. Der Gedanke in Bezug auf Don Juan blieb unausgeführt; Goethe aber dichtete, während eines Beſuchs in Jena, neben Hermann und Dorothea, die Braut von Korinth. Durch dieſes herrliche Muſter angeſpornt, und

auch innerlich zu der neuen Gattung hingetrieben, schuf unser Dichter eine ganze Reihe von Balladen noch im Laufe des Jahres 1797, das wir daher füglich nach seinem Vorgange das Balladenjahr nennen können, so wie sich 1795 als das Jahr der Ideendichtung, und 1796 als das Epigrammenjahr bezeichnen läßt.

Ein vereinzelter Vorgänger dieser Balladenpoesie ist die deutsche Treue, aus dem Jahre 1795, seit „Eberhard dem Greiner" das erste Gedicht dieser Art, aber an Lebendigkeit und Frische dem derben Kriegsliede von 1782 weit nachstehend. Es ist eine bloß referirende Erzählung, kein anschauliches Bild, und, seltsam genug, im elegischen Versmaße vorgetragen. Schiller hatte für dieses Metrum eine solche Vorliebe gefaßt, daß er sich darin auch wohl einmal an einem unpassenden Gegenstande versuchte. Die Art der Einkleidung ist ganz epigrammatisch; das Schlußdistichon bildet gleichsam die Pointe dieses historischen Sinngedichts. Von ihm ist eine sehr große, durch dramatische Vorarbeiten ausgefüllte Kluft zu den eigentlichen Balladen.

Den Stoff zu denselben hat Schiller jedesmal aus der Geschichte oder aus der Mythe geschöpft. Die Quelle der ersten Ballade des Tauchers, die in der ersten Hälfte des Juni, im Wetteifer mit Goethe's „Gott und die Bajadere" entstand, vermögen wir nicht genau zu bezeichnen. Es liegt ihr die Geschichte eines berühmten sicilianischen Tauchers zu Grunde, dem man seiner Fertigkeit im Schwimmen wegen den Namen Pescecola (Nicolaus der Fisch)

gegeben hatte, und über den Athanasius Kircher in seinem Buche von der unterirdischen Welt berichtet. Wahrscheinlich fand Schiller den Stoff in einer nach Kircher bearbeiteten Novelle schon veredelt vor. In Kircher's Erzählung ist der Taucher ein roher, halb thierischer Mensch, eine Art von Amphibium, den nur gemeine Habsucht treibt, bei Schiller ein sanfter und kühner, ein herrlicher Jüngling, den Ehre und Liebe begeistern. Er geht unter, weil er den von der Gottheit dem Menschen gezogenen Kreis freventlich überschreitet:

Und der Mensch versuche die Götter nicht u. s. w.

Dieser Idee ist das ganze Gedicht zugekehrt. Es stellt uns den Kampf des Menschen mit einer furchtbaren Naturkraft vor Augen, und trägt daher den Charakter des Erhabenen. In kühnen, starken, mächtigen Tönen rauscht die Geschichte an uns vorüber, zwischen welchen jedoch auch viele einfache, naive Stimmen, die das Gedicht dem Volkstone annähern, hindurchklingen. Bei der Schilderung der Charybdis zeigte sich wieder Schiller's wunderbare Kunst, das Gelesene gleichsam in die Natur selbst zurückzusetzen. Goethe schrieb ihm aus der Schweiz, diese Schilderung habe ihm als trefflicher Leitfaden für seine Beobachtung des Rheinfalls gedient. Und doch hatte Schiller das Phänomen nur bei einer Mühle studiren können, dabei aber sorgfältig Homer's Beschreibung von der Charybde verglichen.

Ein anderes Beispiel, wie sich unser Dichter in das objective Genre hineinarbeitet, liefert der Handschuh, welcher bald nachher, in der Mitte des Juni, entstand. Er fand den Stoff in St. Foix's historischen Versuchen über Paris, in dürftiger, anekdotenmäßiger Gestalt. Schiller schuf daraus ein schönes plastisches Bild, eine geschlossene dramatische Scene. Die Schilderung der Thiere ist ganz Eigenthum des Dichters. Er nennt den Handschuh ein „kleines Nachstück zum Taucher", welchem Ausspruche Goethe seinen vollen Beifall zollt. In beiden Geschichten gibt sich der Held einer überlegenen Naturkraft hin, aber der Taucher kämpft gegen sie und unterliegt, dem Ritter droht sie nur in der Nähe. Daher hat bloß das erste Stück einen tragischen Charakter. Den Taucher treiben Ehre und Liebe; De Lorges befreit sich mit einem Schlage zugleich von dem ehrenkränkenden Verdachte der Feigheit, und reißt sich entschieden von der Liebe zu einer Unwürdigen los. Dieß ist die Triebfeder seiner That und das Grundmotiv der Dichtung. Eine allgemeine Idee läßt sich bei diesem Stücke nicht angeben. Eben deßhalb vielleicht nannte Schiller es nicht eine Ballade, sondern eine Erzählung.

Am 23. Juni kündigte er seinem Freunde schon wieder eine Ballade an, mit dem Zusatze: „Es ist jetzt eine ergiebige Zeit zur Darstellung von Ideen", womit er schon zum Voraus ihren Charakter andeutete. Es war der Ring des Polykrates, als dessen Gegenstück Goethe

die Kraniche des Ibykus liefern wollte. Die zu Grunde liegende Begebenheit fand Schiller bei Herodot berichtet.[1] Aber was der Altvater der Geschichte kindlich und umständlich erzählt, das läßt unser Meister vor unseren Augen geschehen. Seine Kunst verwandelt das Vergangene in Gegenwärtiges, und faßt das weit aus einander Liegende in einen Ort und eine Zeit zusammen; nur von der drittletzten Strophe an ist die Begebenheit nothgedrungen in ein anderes Local und eine spätere, aber doch möglichst nahe Zeit verlegt. Die Idee, welche dem Gedichte zu Grunde liegt, beruht auf einem allgemeinen Menschengefühle, das sich indeß bei den Hellenen auf eigenthümliche Weise zu einer festen Weltbetrachtung ausgebildet hatte.[2] Sie glaubten, in eines jeden Menschen Leben müsse Glück und Unglück sich das Gleichgewicht halten, und, wie in allem Andern, so habe der Mensch auch in seinen Ansprüchen an das Glück ein Maß zu halten. Wer die ganze Fülle des Glücks in sich vereinigen wolle, ja wer sich nur für vollkommen glücklich halte, der trete übermüthig aus der dem Menschen bestimmten Schranke, und ziehe sich den Neid und die Rache der Götter zu, die selbst bedürftig und vielfach beschränkt seyen. Schiller konnte diese hellenische Ansicht so treu darstellen, weil sie eigentlich,

1) Buch 3, Cap. 39—44 und Cap. 125.

2) Sittlich-religiöse Lebensansicht des Herodotos, von C. Hoffmeister (Essen 1832) S. 21 ff.

bis auf den Götterneid, sein Gefühl, seine Lehre war. Das tiefe, stete Bewußtseyn der Abhängigkeit von einer höhern Macht, deren wir gerade dann am wenigsten versichert sind, wenn wir uns in ihrem vollsten Besitze wähnen, ist der religiöse Geist, welcher durch Schiller's sittlich-poetische Welt weht. In dieser Grundidee nun gehen die Charaktere des Polykrates und Amasis gleichsam auf; sie sind nur ihre Träger. Wir erfahren von ihnen sonst gar nichts, nicht einmal ihre Namen. Bei einem so überwiegenden Ideengehalte würde das Stück eine (subjectiv gehaltene) Romanze seyn, wenn nicht die meisterhafte dramatische Behandlung des Stoffes es zu einem plastischen Bilde machte. Hierin liegt sein Poetisches.

In dem Style dieser Balladen wurde dann Anfangs Juli ein Grablied gedichtet: Die nadoweſſiſche Todtenklage. Der Stoff ist aus Thomas Carver's Reise durch Nordamerika genommen. Die Natur jenes Völkerstammes sollte noch in einigen nachfolgenden Liedern durch mehrere Zustände durchgeführt werden. Leider blieben sie aus, und so ist dieses Lied die alleinige Frucht der beliebten Lectüre von Reisebeschreibungen. Goethe pries „den ächten realistisch-humoristischen Charakter dieses Todtenliedes, der wilden Naturen in solchen Fällen so wohl anstehe", und nannte es „ein großes Verdienst der Poesie, uns auch in diese Stimmungen zu versetzen, und den Kreis der poetischen Gegenstände immer zu erweitern." Humboldt dagegen fand „ein Grauen" an dem Stücke.

Eine der nächſten Productionen waren die Kraniche des Ibykus. Auch Goethe trug ſich eine Zeitlang mit dem Gedanken, dieſen Stoff zu bearbeiten, bis er ihn, nicht, wie er ſpäter ſagt, [1]) förmlich abtrat, ſondern, nachdem Schiller ſeine Bearbeitung deſſelben vollendet, aufgab, ohne Zweifel, weil er dieſe Bearbeitung für zu meiſterhaft hielt, um noch mit ihr wetteifern zu wollen. Ueber den Gegenſtand fand unſer Dichter bei den alten Schriftſtellern (Suidas, Antipater Sidonius in der griechiſchen Anthologie, und Plutarch) nur dürftige Notizen. Wahrſcheinlich wurde er durch ſeinen frühern Lieblingsſchriftſteller Plutarch zuerſt auf den Stoff geführt. Denn ſchon lange vorher, ehe er ſich ihm zur Ballade geſtaltete, ſchwebte ihm dieſer Gegenſtand vor. [2]) Er legte ihm aber in eigenthümlicher Weiſe eine höhere Idee unter. Ein anderer Dichter hätte vielleicht die Kraniche als Werkzeuge aufgefaßt, durch welche die Vorſehung die Mörder offenbar machte; die Ballade würde dann das planmäßige Eingreifen der Gottheit in's Menſchenleben zum Behufe der vergeltenden Gerechtigkeit verkünden. Unſer Dichter aber hat ein neues, eigenthümliches innere Motiv, den Chor der Erinnyen, in den Gegenſtand getragen. Der Eindruck, den dieſer furchtbare Chor auf die Zuſchauer macht, führt vornehmlich die Entdeckung der Mörder herbei. Daher iſt

1) Goethe's Werke, Duodezausg., Bd. 31, S. 187.
2) Briefwechſel mit Humboldt, S. 20.

auch das Erscheinen der Rachegöttinnen mit einer so großen Ausführlichkeit geschildert, und der Meister hat alle Flammen seiner Seele und alle Farbenpracht seines Pinsels in diese Mitte getragen, und in ihr alle Theile der Dichtung unter einer Idee vereinigt, die selbst in der Mitte seines Wesens lag. Hier ist uns die überwältigende Wirkung auf das menschliche Gemüth dargestellt, welche in der Macht des Gesanges der Dichtkunst nur im Allgemeinen zugeschrieben wird. Die unwiderstehliche, alles Erlogene und Angekünstelte von unserm innern Menschen abstreifende Gewalt der unergründlichen Dichtkunst, seiner erhabenen Dichtkunst, ist uns hier in einem einzelnen Falle versinnlicht. So ist das zur Wahrheit geworden, was der Dichter schon vor acht Jahren in seinen Künstlern, an einer Stelle, wo er von der Macht der Dichtkunst spricht, in den Versen rühmte:

Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Gleichzeitig mit den Kranichen oder vielleicht schon vorher wurde der Ritter Toggenburg gedichtet. Nach Götzinger[1]) hat Schiller dabei eine tyrolische Sage (bekanntlich spielt eine ähnliche am Rheine, auf Nonnenwörth und Rolandseck) vor Augen gehabt. Er scheint seines bisherigen plastischen und grandiosen Balladenstyls

[1]) Deutsche Dichter, Th. 1, S. 202.

müde gewesen zu seyn, oder zur Abwechselung stellte er ein neues Genre auf. Hier nimmt er zuerst die Liebessehnsucht in ein solches Gedicht auf, und es waltet keine Grundidee, sondern nur ein Grundgefühl vor. Die früheren Balladen beschäftigen mehr die Anschauung, diese Romanze spricht ganz zum Herzen. Nicht nur die Charaktere, sondern auch die Begebenheit ist sehr wenig motivirt; Manches kann man nur errathen. Doch ist die einer irdischen Neigung abgewandte Jungfrau besser durchgeführt, als der Ritter, von dessen Heftigkeit und Heldenmuth man es nicht begreift, wie diese Eigenschaften in eine bewegungslose Empfindsamkeit erstarren konnten. Aber ist es der Elegie nicht überhaupt eigen, daß sie allein die einsame, in sich befangene Empfindung hervorstellt, und alles Andere nur schwach und flüchtig zeichnet? Einen solchen elegischen Ton aber hat unsere Romanze, wie die bisherigen einen tragischen; und wenn diese letzteren mit Dramen zu vergleichen sind, oder sich doch dramatisch abschließen, so endigt sich dieses Stück durch das Stillleben des Einsiedlers gleichsam in eine Idylle. Da hier keine erhabene Idee und kein Kampf des Menschen mit der Natur und dem Schicksale, ja nicht einmal eine Handlung, sondern ein Gemüthszustand vorgeführt wird, so kann von Gedrängtheit, Energie und Pracht der Darstellung nicht die Rede seyn. In schlichter und natürlicher Sprache hat der Dichter rein, wahr und rührend das sentimentale

Gefühl einer Liebe niedergelegt, die, obgleich verschmäht, sich doch bis zum Tode getreu bleibt.

Die letzte und längste Ballade des Jahrs 1797 kündigte Schiller seinem Freunde am 22. September mit den Worten an: „Der Zufall führte mir noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu ... Sie ist überschrieben: der Gang nach dem Eisenhammer, woraus Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindicire, nachdem ich Wasser und Luft bereis't habe.“ Die Fabel, welche diesem Gedichte zu Grunde liegt, findet sich in verschiedenen Gestalten. Am nächsten kommt der Schiller'schen Bearbeituug eine deutsche Erzählung, deren Held am Hofe eines Königs dient, und bei ihm in Verdacht kommt, mit seiner Gemahlin im Einverständnisse zu leben. An ihm bewährt sich das Sprüchwort, „daß Kirchengehen nicht säume.“ Denn er geht in die am Wege nach dem Kalkofen stehende Kirche, und mittlerweile wird sein Verläumder, der sich aus ungeduldiger Schadenfreude bei den Kalkbrennern nach seinem Tode erkundigen will, von diesen selbst in den Ofen geworfen. Schiller hat aber seinen Stoff wahrscheinlich aus einer französischen Quelle entlehnt, da er den Schauplatz der Geschichte, Zabern im Elsaß, Saverne nennt. Seine Dichtung gehört ganz der Volksvorstellung an. Die Frömmigkeit und Pflichttreue Fridolin's, zwei gemeinverständliche Begriffe, sind die Achsen des Stückes, einige sprüchwörtliche Redensarten in demselben sind recht aus dem religiösen Volkssinne

herausgegriffen, und die ganze Ballade lehnt sich an das Sprüchwort an: Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Da auch hier kein Ringen mit der Außenwelt, sondern nur eine Begebenheit dargestellt wird, und das tragische Pathos fehlt, so fließt die Erzählung ruhig, eben und in wunderbar einfacher Rede dahin. Es herrscht eine behagliche und in's Weite sich ausbreitende Entfaltung in ihr. Sie führt nicht sogleich mitten in die Handlung ein, wie der Taucher, der Ring des Polykrates, der Handschuh, der Ritter Toggenburg, sondern sie holt erzählend weiter aus, indem sie uns zuvor mit der Hauptperson und ihrer Lage näher bekannt macht, — eine Form, die wir nicht leicht bei einem andern Schiller'schen Gedichte dieser Gattung wiederfinden. Dann ersieht man auch die leidenschaftliche Lust, welche damals Schiller für die Darstellung äußerer Erscheinungen gefaßt hatte, aus der vortrefflichen Schilderung des Eisenwerks. Dieses lebendige Gemälde bildet ein Gegenstück zu der Beschreibung des Strudels im Taucher.

Endlich ziehen wir noch die Balladen des folgenden Jahres hieher.

Den Stoff zur Bürgschaft verdankte der Dichter dem Fabelbuche des Hyginus. Hier heißen die beiden Freunde Möros und Selinuntius, bei anderen Schriftstellern Damon und Phintias, welchen letztern Namen Valerius Maximus in Pythias verwandelt hat. Hätte unser Dichter länger

gelebt, so würde jetzt die Ueberschrift der Ballade „Damon und Pythias“ lauten und der zweite Vers:

Damon, den Dolch im Gewande.

Schiller beabsichtigte nämlich in der letzten Zeit seines Lebens, eine Prachtausgabe der kleineren Gedichte zu veranstalten, deren Manuscript von Schiller's Bedienten, Rudolph, sehr sauber und genau geschrieben, und von ihm selbst mit eigenhändigen Verbesserungen versehen, noch vorhanden ist. Hier hatte Schiller die Ueberschrift und den zweiten Vers in der obigen Weise abgeändert. [1])

Von den Hindernissen, die des Möros Heimkehr verzögern, war in der Quelle nur eines, der angeschwollene Strom, gegeben; die übrigen hat Schiller erfunden. Vorzüglich schön und glücklich ist das zurückhaltende Motiv der Räuber erdacht. Gegen das nächstfolgende des Durstes machte schon Goethe sehr gegründete Einwendungen, wußte

[1]) Die Ueberschrift der Nadowessischen Todtenklage heißt dort poetischer: „Nadowessiers Todtenlied.“ In den Kranichen des Ibykus hatte Schiller in der Str. 12 corrigirt: „Von Kekrops (st. von Theseus) Stadt,“ und in der Str. 15: „Die Bande um den Frevler (st. um den Sünder) schlingt,“ und so noch manches Andere. Ohne Zweifel sollten diese Varianten, weil sie Veränderungen letzter Hand, gleichsam testamentarische Verfügungen sind, in den Text neuer Ausgaben aufgenommen werden. Sie finden sich vollständig in: „Viehoff's Archiv für den Unterricht im Deutschen,“ Jahrg. 1844, Hft. I, S. 42 u. ff.

aber kein schicklicheres dafür anzugeben, und so ließ Schiller es stehen. Die beiden letzten hemmenden Motive, die zwei Wanderer und der entgegenkommende Hausverwalter haben noch den Nebenzweck, uns mit den Vorgängen in Syrakus bekannt zu machen, ohne daß uns der Hauptheld dadurch eine Zeit lang aus den Augen gerückt wird. Ohne Zweifel mußte aber das Entgegenkommen des Hausverwalters auf irgend eine Weise als ein absichtliches motivirt werden; auch scheint die von ihm ausgesprochene und von Möros getheilte Befürchtung („Er schlachte der Opfer zweie") in der That unbegründet; denn der Tyrann wollte ja durch den vorliegenden Fall den praktischen Beweis liefern, daß die Treue ein leerer Wahn sey, und mußte also den steten Beweisführer seiner Menschenverachtung am Leben erhalten. Endlich scheint uns auch die in den Schlußversen ausgesprochene Bitte des Tyrannen weder seinem Charakter, noch seiner Lage zu entsprechen. Der ältere Dionysius, der bluttriefende Unmensch (denn diesen hat Schiller mit Hygin vor Augen gehabt), konnte vielleicht den augenblicklichen Wunsch hegen, in einen so treuen Freundschaftsbund aufgenommen zu werden; die ernstliche Bitte aber, daß dieses wirklich geschehen möge, konnte er nicht so schroff und stark gegen zwei Männer aussprechen, von denen ihn der eine hatte ermorden, und er selbst den andern hatte wollen hinrichten lassen.

Ungeachtet dieser Mängel ist die Ballade beliebt und besonders bei der Jugend einheimisch, ohne Zweifel

deßhalb, weil ſie bei ihrem raſchen Gange und ihrer plaſtiſchen Lebendigkeit die Macht des Gemüthes im Dienſte einer gemeinverſtändlichen Idee, der Freundestreue, [1]) ſo rührend und herrlich offenbart. Dieſe ideale Macht hat nicht allein den Erfahrungstrieb ausgelöſcht, ſondern triumphirt auch über alle äußeren Hemmungen der Natur, und zuletzt noch über den kalten Hohn und Unglauben des Tyrannen. Der Himmel beſiegt hier nicht allein das Irdiſche, ſondern auch die Hölle. Das Reale iſt in der Ballade mit dem Idealen trefflich verbunden. Die Einleitung ſcheint mir durch ihre abgeriſſene, kühne Kürze bewunderungswürdig und gleichſam den eben ſo wortkargen, als thatenreichen Charakter des Möros in ſich aufgenommen zu haben. Lakonismus charakteriſirt eben ſo ſehr thatkräftige Menſchen und Völker, als erhaben geſtimmte Schriftſteller, deren große Denkungsart die kleine Ausführung verſchmäht. Da aber, wo in der Ballade der eigentliche Gegenſtand anfängt behandelt zu werden, von hier bis an's Ende des Stückes iſt, weil das Ganze nicht in eine Scene vereinigt werden konnte, eine Reihe bunter, kleinerer Gemälde an einander gereiht, die alle in die verſchiedenen Tageszeiten niedergelegt ſind. Es iſt ein wanderndes und ſich immer verwandelndes Bild!

In derſelben Zeit, wo die Bürgſchaft entſtand, gegen

---

1) S. Viehoff's ausgewählte Stücke deutſcher Dichter, B. 2, S. 188 f.

Ende Auguſts und in den erſten Tagen des nächſten Monats 1798, ward der Kampf mit dem Drachen gedichtet. Der Stoff wurde aus Niethammer's Ueberſetzung von Vertot's Geſchichte des Johanniterordens geſchöpft. [1]) Schiller ſchreibt, er habe ſich bei der Compoſition dieſer Ballade die Unterhaltung verſchafft, mit einer gewiſſen plaſtiſchen Beſonnenheit zu verfahren, die der Anblick der von Goethe bei ihm zurückgelaſſenen Kupferwerke in ihm entwickelt habe [2]). Dieß bezieht ſich auf die Erlegung des Drachens, die längſte und prächtigſte Parthie des Gedichtes, welche der Beſchreibung der Meerestiefen im Taucher und dem Eumenidenchor in den Kranichen an die Seite geſetzt werden kann. Die Erzählung des Ritters, wie er die Schlange getödtet, iſt keine hiſtoriſche Relation, ſondern eine Verſinnlichung der Begebenheit; er macht uns zu Augenzeugen, ja zu Theilnehmern ſeines Abenteuers. Das Drachenbild entſteht vor unſeren Augen, und der Kampf mit dem Ungethüme iſt mit meiſterhafter Anſchaulichkeit und Lebendigkeit gezeichnet. Der überlieferten hiſtoriſchen Maſſe hat hier die Poeſie ein zweites, erhöhtes und unſterbliches Leben zurückgegeben. Dieſe ganze Erzählung des Haupthelden vor den Rittern des Spitals und dem nachgeſtrömten Volke iſt mit den Worten des Großmeiſters zu Einer Scene verſchmolzen. Was, nach Vertot, an

---

[1]) S. Th. 2, S. 112.

[2]) Briefwechſel mit Goethe, Th. 4, S. 267.

verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten geſchah, hat der Dramatiker an einen Platz und in eine Handlung zuſammengefaßt. Er wendet hier denſelben Kunſtgriff an, wie im Taucher und in dem ſpätern Grafen von Habsburg, wo ſich ebenfalls durch eingeſchobene Erzählung die dramatiſirte Handlung erweitert. Die Einleitung der Ballade iſt ſpannend und verſetzt uns, nach epiſchem Styl, ſogleich mitten in die Sache, der Schluß iſt prägnant und bedeutungsvoll abrundend. Da hier der Menſch wieder im Kampfe mit einer überlegenen Naturkraft erſcheint, wie im Taucher, ſo hat die Darſtellung einen pathetiſch-tragiſchen Charakter, und die Sprache iſt majeſtätiſch und prachtvoll; zugleich herrſcht darin, ein paar Stellen abgerechnet, epiſche Ausführlichkeit, ſogar in der Einleitung.

Auf die Grundidee der Dichtung deutet Schiller ſelbſt in folgender Stelle eines Briefes an Goethe hin: „Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich den chriſtlich-mönchiſch-ritterlichen Geiſt der Handlung richtig getroffen und die disparaten Momente derſelben in einem harmonirenden Ganzen vereinigt hätte.“ Ueber dieſen Geiſt ſpricht ſich Schiller an einer andern Stelle näher aus: „Ein feuriger Rittergeiſt verbindet ſich im Johanniterorden mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die ſtrenge Selbſtverläugnung, welche das Chriſtenthum fordert, mit kühnem Soldatentrotze.“ So gehen zwei Ideen durch unſer Gedicht, die ritterliche des Heldenmuthes, welche der Drachentödter darſtellt, und die chriſtlich-mönchiſche

der an einen Orden geknüpften Selbstverläugnung, welche Idee der Großmeister vertritt. Die letztere ist aber die Haupt- und Grundidee der ganzen Dichtung, und wird von dem Großmeister in den drei letzten Strophen auf eine herrliche Weise hervorgehoben.

Der schwächste Theil der Dichtung ist wieder die Charakteristik. Wie wir oben bei Polykrates und Amasis alle individuellen Züge vermieden, und sie nur als Träger der Grundidee dargestellt sahen: so auch hier. Der Ritter und der Großmeister gehen in den Ideen auf, die sie vertreten. Man könnte endlich fragen, warum er diese Ballade allein von allen Romanze genannt habe. Wahrscheinlich aus demselben Grunde, warum er die Jungfrau von Orleans als eine „romantische Tragödie" bezeichnete, weil sie die Weltanschauung des Christenthums in dem Sinne ausspricht, wie sich dieselbe im Mittelalter ausgebildet hatte.

Wenn der realistische Wallenstein, mit dem Schiller damals vorzüglich beschäftigt war, auf die plastische Gestaltung aller dieser Balladen entschieden vortheilhaft gewirkt hat, so ist das letzte kleine Gedicht, dessen wir hier noch erwähnen wollen, des Mädchens Klage, eigens für jenes Drama verfaßt. Thekla singt die zwei ersten Strophen im dritten Acte der Piccolomini. Es ist, außer dem Ritter Toggenburg, die einzige Romanze dieser Zeit, welche von Liebe durchdrungen ist, und eben so rührend einfach und wunderbar ergreifend, wie jenes Gedicht. Des Mädchens Klage läßt den frischen Schmerz verschwundener

Liebe zu unserer Seele dringen. Das Gefühl ist subjectiv, aber es ist, wenn auch in leiser, zarter Zeichnung, objectiv gestaltet. Ein eigens motivirter Charakter des Mädchens spricht sich aber nicht aus, und der Grundgedanke hebt sich sichtbar aus dem Gedicht hervor:

Das süßeste Glück für die trauernde Brust
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Der Ort, wo die Romanze spielt, ist sinnig gewählt. Der brausende Eichwald, die ziehenden Wolken, die am Ufer sich brechenden Wellen, die finstere Nacht erfüllen uns schon zum Voraus mit dunkeln Bildern und Ahnungen. Das Ganze ist eine Nacht- und Todtenscene.

Viertes Capitel.

Entscheidung für den Wallenstein. Ringen mit dem Stoffe desselben. Ende der Horen. Theilnahme an Goethe's optischen Forschungen. Kränklichkeit. Plan eines Seedramas. Eine Schrift von Humboldt. Goethe's Propyläen. Die Piccolomini und Wallenstein's Lager vollendet. Aufführung des letztern. Umarbeitung der Piccolomini. Vollendung von Wallenstein's Tod. Darstellung dieser Schauspiele.

Wir betreten ein neues Reich, und wandeln unter einem andern Himmel. Die lyrische und epische Dichtkunst treibt von nun an nur noch vereinzelte, seltene Sprossen. Die

Sonne des Dramas erhebt ſich am Horizont, und erleuchtet die übrige Lebensbahn des Dichters. Er leiſtete und vollendete als Mann, was er als Jüngling verſprochen und begonnen hatte.

Es iſt früher erzählt worden, wie ſich im Jahre 1790 an die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges der Plan des Dramas Wallenſtein anſchloß,[1]) deſſen Ausführung aber durch Krankheit und philoſophiſche Studien von Jahr zu Jahr verſchoben wurde, ungeachtet Schiller ſchon 1792 Hand an's Werk legte, und während ſeines Aufenthaltes in Schwaben, in heiteren Stunden, einige Scenen in Proſa entwarf. Nach ſeiner Rückkehr drängten die Horen und der Almanach den Wallenſtein in den Hintergrund, und bald trat ein neues dramatiſches Sujet, die Maltheſer, an die Stelle des alten. Aber auch dieſen Plan ſchoben dringende Arbeiten, unerbittliche Redactionsgeſchäfte zur Seite. Ein innerer Grund kam dazu. Damals, wo er eben von der Philoſopie zur Poeſie zurücktreten wollte, ſtand ſein Geiſt noch ganz und gar nicht im rechten Verhältniſſe zum Drama überhaupt. Das Schauſpiel, mochte es noch ſo lyriſch ſeyn, war immer ein ungeeignetes Organ für die Ideenmaſſe, die ſich in ihm abgelagert hatte. Er mußte erſt durch die ideelle, didaktiſche, epigrammatiſche Lyrik und die Xeniendichtung hindurch, ehe er, von ſeiner philoſophiſchen Bürde entladen, mit freierm, reinerm Auge und

[1]) S. Th. 2, S. 150.

festerm Schritte beim Drama anlangte. Vor dem Jahre 1796 also konnte er dasselbe beinahe nur in Aussicht stellen. Mittlerweile bemächtigte sich seiner wieder die Gestalt des Wallenstein, und in der Unentschiedenheit, dem trostlosesten Zustande für eine kräftige Seele, verlor er das Zutrauen zu beiden Stücken, zu seinem Dichtertalente. Bei diesen Anwandlungen von Verzagtheit, worin er, wie wir wissen, seine Freunde: Körner, Humboldt, Dalberg über sich zu Rathe zog, griff er bisweilen wieder seine früheren epischen Plane auf, so daß der Ungewißheit kein Ende war. Endlich durch das Gelingen seiner ersten poetischen Versuche und den Beifall, den sie bei bewährten Richtern fanden, aufgemuntert, faßte er den Entschluß, sich dauernd der Dichtkunst zu widmen. Er verhandelte über diese Lebensfrage weitläufig mit Humboldt im October 1795, der ihm dann auseinandersetzte, daß die Tragödie offenbar seine Bestimmung sey; nur werde er sich auf die einfache und heroische Gattung zu beschränken haben, da Charakter-Tragödien, wie Goethe's Stücke, für ihn große Schwierigkeit haben würden, weil er seine Charaktere mehr aus dem Ideale und aus sich selbst, als unmittelbar aus der Natur schöpfe. Humboldt gab daher für den Moment den Maltheſern den Vorzug. Indessen ließen die Horen den Dichter damals nicht an das Trauerspiel kommen, und als sie für den Augenblick befriedigt waren, machte der Almanach für 1797 seine unabweisbaren Anforderungen. Endlich war für den Xenienalmanach gesorgt, und jetzt erst

trieb der Sprößling der freien, ächten Dichtung. Goethe ermunterte und begeisterte zu neuem positiven Schaffen. „Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien," schrieb er, „müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Das war Schiller'n aus der Seele gesprochen. Von unendlicher Lust zu frischer Thätigkeit glühend, entschied er sich im März 1796 — nicht für die Maltheser, sondern für den Wallenstein.

Warum räumte er aber jetzt dieser Tragödie den Vorzug ein? warum mußte die jüngere, frischere Idee einem, wie es scheint, veralteten und abgeschwächten Plane weichen? Dieses Phänomen bestätigt auf eine leuchtende Weise unsere Darstellung von dem Gange des Schiller'schen Geistes. Hätte er sich im Jahre der ideellen Poesie 1795 überhaupt schon für das Drama bestimmen können, so wäre seine Wahl sicher bei den Maltesern stehen geblieben. Aber im Jahre 1796, nach der Xenienzeit, hatte er sich ja aus seiner bisherigen Dichtweise ganz herausgearbeitet. So lag damals nur der realistische Wallenstein in seiner Geistesrichtung, nicht die Maltheser, die eine lyrisch ideelle Behandlung forderten. Er war an dem Gebiete angekommen, auf welchem Goethe stand, und befliß sich gerade jetzt, aus seinem bisherigen Styl in den entgegengesetzten überschlagend, eine Zeit lang einer objectiven Darstellung, bis ihm erst später ein unwiderstehlicher Naturdrang wieder

die Bewegung zum Idellen hin gab. Und so geschah es denn durch einen eigenthümlichen Entwickelungsgang, daß die am meisten subjective Tragödie, der Don Carlos, eine beinahe ganz objective, freilich nach langer Zwischenzeit, zur Nachfolgerin hatte.

Je näher nun aber Schiller den Wallenstein in's Auge faßte, desto ungeheurer erschien ihm die zu beherrschende Masse, so daß er betheuerte, ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst würde er schwerlich fortfahren können. Das widerspenstigste Material meinte er unter Händen zu haben, dem er nur durch heroisches Ausharren Etwas abzugewinnen vermöge. Zu diesem, aus dem Stoffe fließenden Zweifel kam noch ein aus ihm selbst geschöpftes Bedenken. Der Gegenstand, von dem er ein objectives Gemälde liefern sollte, lag seiner Empfindungweise fern, und er fühlte sich so unendlich unheimisch auf diesem neuen Felde der reinen Darstellung. Die lyrischen Stücke dieses Styls und die Balladen gingen dieser Dichtung nicht voraus, sondern fallen mit ihr in gleiche Zeit. Gewaltsam mußte er sich über sich selbst hinaus zu erweitern suchen. Was unmöglich schien, das gelang endlich der Riesenkraft seines Geistes: der sentimentale Dichter läuterte sich zum naiven. Bald konnte er berichten: „Das Sujet interessirt mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte für einen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, so wie die meisten Nebencharaktere, tractire ich wirklich bis jetzt mit der

reinen Liebe des Künstlers; bloß für den nächsten nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine Zuneigung interessirt."

Bis zum Oct. 1796 waren schon viele Scenen des ersten Actes ausgeführt. Von da rückte aber die Arbeit, durch Kränklichkeit, Abhaltungen und die Schwierigkeiten der Sache verzögert, langsam fort. Gründlich erwog er seine dramatischen Pflichten, las des Aristoteles Poetik, studirte einige Stücke von Sophokles und Shakspeare, und conferirte über viele interessante Materien mit Goethe. So rückte das Frühjahr 1797 heran, wo er das angefangene Stück mit in sein Gartenhaus nahm. Er kam nun auf einen frühern Gedanken zurück, sich ein tabellarisches Scenarium des ganzen Wallenstein zu entwerfen, um sich die Uebersicht der Momente auch durch die Augen mechanisch zu erleichtern. So wandte er seinen Gegenstand hin und her, und suchte ihm auf allen Wegen beizukommen. Aber durch die Masse des Stoffs wurde das Drama eben so ausgedehnt, als durch die Gründlichkeit der Bearbeitung. Da rieth ihm Goethe, dem er gegen Ende Mai, wohl zum ersten Male, den Anfang des Werkes vorlegte, das Ganze in eine Reihe von Stücken auseinander treten zu lassen.

Allein jetzt machte die Sorge für den Almanach des Jahres 1798 und für die Horen von Neuem eine große Diversion, und das Werk mußte bei Beginn des Winters unbeendigt wieder mit in die Stadt ziehen. Bis dahin war der

Wallenstein in Prosa geschrieben; im November 1797 verwandelte der Dichter die prosaische Sprache in die poetisch-rhythmische. Bei dieser Metamorphose überzeugte er sich augenscheinlicher, als je, wie genau in der Poesie Stoff und Form, sogar die äußere, zusammenhängen. Er befand sich, wie er selbst sagt, unter einer andern Gerichtsbarkeit, als vorher; sogar viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platze zu stehen schienen, konnte er jetzt nicht mehr brauchen. Sie seyen bloß für den gewöhnlichen Hausverstand gut gewesen, dessen Organ die Prosa zu seyn scheine; aber der Vers fordere schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft. Man solle überhaupt Alles, was sich über das Gemeine zu erheben bestimmt sey, wenigstens anfänglich in Versen entwerfen; denn das Platte komme, in gebundener Rede ausgesprochen, recht an's Licht. Auch leiste der Rhythmus für das Drama noch dieß Große, daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach einem Gesetze behandele und in einer Form ausführe, dadurch den Dichter und den Leser nöthige, von allem noch so charakteristisch Verschiedenen etwas Allgemeines, rein Menschliches zu verlangen. Er bilde gleichsam die Atmosphäre für die poetische Schöpfung; das Gröbere bleibe zurück, nur das Geistige könne von diesem dünnen Elemente getragen werden. Goethe bekannte sich nicht bloß zu des Freundes Meinung, sondern ging noch weiter. „Alles Poetische," antwortete er, „sollte rhythmisch behandelt werden! Das ist meine Ueber-

zeugung, und daß man nach und nach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus den Augen verlor. Es ist nicht besser, als wenn sich Jemand in seinem Park einen trockenen See bestellte, und der Gartenkünstler diese Aufgabe dadurch zu lösen suchte, daß er einen Sumpf anlegte. Diese Mittelgeschlechter sind nur für den Liebhaber und Pfuscher, so wie die Sümpfe für Amphibien."

Indem Schiller sich nun aber an die metrische Bearbeitung machte, ward er durch die Jamben noch mehr in's Breite getrieben, so daß der erste Act einen größern Umfang bekam, als drei Acte der Goethe'schen Iphigenia. Zugleich, meinte er, habe ihn ein gewisser epischer Geist angewandelt, welcher vielleicht aus der Macht der unmittelbaren Einwirkungen Goethe's zu erklären sey, der aber dem Dramatischen nicht schaden könne, weil er das einzige Mittel sey, diesem prosaischen Stoffe eine poetische Natur zu geben. Goethe fand es sehr natürlich, daß der Rhythmus in's Breite locke; denn jede poetische Stimmung möge es sich und Anderen gern bequem und behaglich machen. Er konnte hierbei nur wiederholen, den Gegenstand in einen Cyklus von Stücken abzutheilen, ein Rath, den sich Schiller zu Herzen nahm.

In solchem Fleiße neigte sich unserm Freunde das Jahr 1797 zu Ende. Kleinere Arbeiten, Lectüre, Theoretisiren über die Kunst, besonders über das Epos und Drama, beschäftigten und erheiterten seine freien Stunden. Im

letzten Monate des Jahres bekam er einen so „bösen Anfall von Cholera", daß seine Frau einmal die wöchentliche Correspondenz führte, und er das Dichten einige Zeit ganz aufgeben mußte. Dann, als er sich allmälig erholte, setzte ihm die schlimme Witterung so sehr zu, daß es ihm schwer fiel, sein Gemüth elastisch zu erhalten. Keine dieser immer wiederkehrenden Störungen und Leiden konnte ihm eine Klage oder ein Wort des Unwillens entlocken. Er schien nur gegen das empfindlich zu seyn, was ihm Widriges von den Menschen, nicht gegen das, was ihm Hartes vom Schicksale kam.

Das neue Jahr 1798 begann Schiller mit dem gegen Goethe ausgesprochenen Wunsche: „Möchte auch mir die Freude in diesem Jahre beschеert seyn, das Beste aus meiner Natur in einem Werke zu sublimiren, wie Sie es mit der Ihrigen im vorigen Jahre gethan!" Und schon in den nächsten Tagen konnte er Nachricht vom Fortgange des Werkes geben, und seine Zufriedenheit mit sich selbst ausdrücken. „Ich finde augenscheinlich," schreibt er, „daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, was die Frucht unseres Umganges ist; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objectiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjectiven Gränzen so weit aus einander zu rücken." Dafür rühmte aber auch Goethe dem Freunde, was er ihm verdanke: „Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher

Objecte diente, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt; Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu seyn ich so gut als aufgehört hatte." Welch' eine Freude, die zwei größten Dichter unserer Nation das Muster der schönsten thätigen Freundschaft aufstellen zu sehen! Keine Gelegenheit zur Aufmunterung, zu einem Worte der Theilnahme, zu einem Glückwunsche ward versäumt. O der glückliche Schiller, glücklich bei all' seinen Leiden! Wer möchte nicht Schiller's Armuth, Krankheit, sein einsames und kurzes Leben gern hinnehmen, wenn ihm zugleich eine ähnliche, ihm entsprechende Anregung zu Theil würde, ein Himmelslicht für seine innigste Neigung, ohne welches überall Alles in Nacht liegt und in Kälte starrt!

Ueber dem wachsenden Eifer für Wallenstein wurden die Horen in ihrem jetzigen „weiblichen Zeitalter" schlecht bedacht. Am 26. Januar 1798 benachrichtigte er seinen Freund, daß er das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene förmlich unterschrieben habe. Cotta habe für den Jahrgang 1797 nur eben seine Kosten wieder herausbekommen, und er selbst sehe keine Möglichkeit, die Monatsschrift fortzusetzen, weil es durchaus an zuverlässigen Mitarbeitern fehle; auch habe er bei der Redaction ohne eigentlichen Geldgewinn nur ewige Sorgen und kleinliche

Geschäfte gehabt. Das Erscheinen des zwölften Stücks des letzten Jahrgangs (1797) verzögerte sich daher auch bis zum März 1798. Um das Blatt mit einem gewissen Eclat aufhören zu lassen, hatte Schiller den Einfall, in dieses Stück „einen tollen politisch-religiösen Aufsatz," wenn er nur eines solchen habhaft werden könnte, einzurücken, welcher ein Verbot der Horen veranlassen sollte. Aber etwas der Art war nicht in Goethe's Geschmack. Er antwortete ihm nicht einmal darauf.

Damit nun aber bei der Einförmigkeit seines anstrengenden poetischen Geschäftes einige Mannichfaltigkeit in Schiller's inneres Leben käme, wurde seine Theilnahme für Goethe's optische Forschungen in Anspruch genommen. Hier leistete Schiller seinem Freunde denselben Vortheil, den er ihm auch im Poetischen gewährte. Wie er in dem Letztern ihm, nach Goethe's eigenen Worten, als ein wahrer Prophet seine eigenen Träume erzählte und auslegte, so brachte er im Naturwissenschaftlichen zu Goethe's unendlich fester Anschauung der äußeren Dinge sein höheres, philosophisches Bewußtseyn hinzu. Er nützte ihm durch methodische und theoretische Winke. So setzte er eine weitläufige Instruction auf, wie Goethe die optischen Erscheinungen nach den Kategorien durchnehmen und bestimmen könnte — eine Aufgabe, die ihm dieser freilich viel zu rhapsodistisch und tumultuarisch lös'te. Aber auch im Einzelnen leistete er Beistand. Er war es, wie Goethe selbst erzählt, welcher ihm den lange aufhaltenden Zweifel, worauf denn eigentlich

das wunderliche Schwanken beruhe, daß gewiſſe Menſchen die Farben verwechſeln, dahin entſchied, daß ihnen die Erkenntniß des Blauen fehle. Am Ende ſeiner Farbenlehre gedenkt Goethe rühmend des lebhaften, fördernden Antheils ſeines Freundes an ſeinen chromatiſchen Beſchäftigungen. „Durch die große Natürlichkeit ſeines Genies," ſagt er, „ergriff Schiller nicht nur ſchnell die Hauptpuncte, worauf es ankam, ſondern, wenn ich manchmal auf meinem beſchaulichen Wege zögerte, nöthigte er mich durch ſeine reflectirende Kraft, vorwärts zu eilen, und riß mich gleichſam an das Ziel, wohin ich ſtrebte."

Auf keine ſo wohlthätige Weiſe zog ihn dann wieder ſeine Kränklichkeit von ſeiner poetiſchen Arbeit ab. Sein äußeres Leben iſt leider! die Geſchichte ſeiner Krankheit. Schon im Januar bekam er eine Verſchleimung des Halſes, der ſich Fieber beigeſellte, weil ihn jenes Uebel gerade in einem erhöhten Zuſtande der Reizbarkeit überkam, in welchen er durch ſeine Arbeit verſetzt war. Dieſes neue Leiden war um ſo läſtiger, da es ihm den Kopf einnahm, was ſonſt ſeine Krämpfe nicht thaten; als ihn aber das Leiden verlaſſen hatte, wollte ſich die Luſt und Laune zur Arbeit nicht einſtellen. „Und was das Schlimmſte iſt, ſo habe ich mich ſo gewöhnt, daß ich, wenn ich nicht ganz bei meiner Arbeit bin, gar nicht dabei ſeyn kann." Er mußte ſich Allem, was er that, ſelbſt dem Briefſchreiben mit voller Seele hingeben. Sonſt war er aber von der Stimmung bei weitem nicht ſo abhängig, als Goethe, welcher

mehr eine dunkle Naturkraft in sich walten ließ, während Schiller durch eine bewußte Willenskraft sich selbst bestimmte. Als endlich Neigung und Lust wieder zurückgekehrt waren, brachte ihm die nasse Witterung im Februar auch wieder Katarrh, Schnupfen, Krämpfe, so daß er, um sein Gemüth frisch zu erhalten, an sein poetisches Werk nicht einmal denken durfte. Bis gegen Ende Februar war ihm der Kopf eingenommen. „Jetzt, um acht Uhr Abends, werde ich zum Mittagessen gerufen," schreibt er ein Mal; und ein anderes Mal: „Heute Mittag, als ich vom Bette aufstand." Erst im März wagte er sich einmal in die freie Luft; aber nachdem er vierzehn Tage erträglich wohl gewesen, ergriff ihn das Uebel von Neuem, und machte ihn unfähig zu geistiger Anstrengung. Er überschlug die Zeit seines Uebelbefindens im Durchschnitt und fand, daß er nur ein Drittheil des Jahres thätig seyn könne. „Nur zehn Wochen ununterbrochene Gesundheit," sagte er, „und mein Wallenstein soll fertig seyn!" Immer von Neuem nahm er sich vor, einmal auf einen Tag nach Weimar zu fahren, um die aufgestellten Kunstschätze des alten Meyer zu sehen; aber Goethe kam in der zweiten Hälfte des März nach Jena, ohne daß er die kurze Fahrt gemacht hatte. Iffland besuchte Weimar, wo er vom 24. April an sechs Vorstellungen gab, aber Schiller konnte den alten Kunstgenossen nicht spielen sehen. Nach einer abermaligen vierzehntägigen Krankheit im April band ihn sein fortdauernder Husten an's Haus, es fehlte ihm gänzlich an Stimmung

für irgend einen Geistesgenuß, und er sagt wieder, er müsse sich hüten, sich an ästhetische Dinge auch nur zu erinnern. Er mußte sich von dem hohen Genusse und der reichen Belehrung, die Iffland gewährte, und von den musicalischen Festen, die Goethe in seinem Hause veranstaltete, erzählen lassen, und fand darin einigen Trost, daß er sich jetzt nicht zerstreuen dürfe. In den ersten Tagen des Mai bezog er wieder sein ländliches Eigenthum. Goethe rettete sich von Zeit zu Zeit aus dem Geräusche der Gesellschaft und den zerstreuenden Geschäften in die Einsamkeit des alten Schlosses zu Jena, und zu den weisen Abendunterhaltungen des unschätzbaren Freundes. Schiller machte seinem einförmigen Leben eine kleine Zerstreuung; er ließ sich damals in seinem Garten jenes hohe Häuschen bauen, über welches wir an einer andern Stelle berichtet haben. Doch machte ihm der Bau mehr Unruhe und Last, als er vermuthet hatte.

In den langen und trüben Tagen und Wochen, welche der thätigste der Menschen durch Krankheit verlieren mußte, labte er sich an Homer und las Reisebeschreibungen, zu denen er immer gern zurückkehrte, weil sie ihm die unmittelbare Anschauung der Welt und des Lebens ersetzten und sich zugleich an seine culturhistorischen Ideen anknüpften. Bei dieser Lectüre kam er auf den Gedanken, daß ein Weltumsegler, wie Cook oder Le Vaillant, sich gut zum Helden eines modernen Epos eignen müßte. Goethe antwortete, er würde sich an einen solchen Stoff nie wagen, weil ihm die Anschauung desselben fehle; überdieß seyen für

ein Epos dieser Art in der Odyssee die interessantesten Motive schon weggenommen. Aber Schiller's Phantasie, die sogar das Abstracte zu versinnlichen verstand, wußte auch das mittelbar Empfangene wieder in das Unmittelbare zu restituiren. Wie wenig er auch von der Erde gesehen hatte, so würde es ihm ohne Zweifel doch gelungen seyn, uns fremde Welttheile und die Zustände ihrer Bewohner in lebensfrischen Gemälden vorzuführen. Er ließ sich daher durch Goethe nicht abhalten, seinem schönen Plane weiter nachzuhangen. Und so entwickelte sich, höchst wahrscheinlich um diese Zeit, in ihm die Idee eines erdbeschreibenden Schauspiels, eines Seedramas,[1]) in welches er einen ungeheuren Reichthum von Anschauungen hineinzuarbeiten gedachte. Was uns davon erhalten ist, besteht aus unausgebildeten, unzusammenhängenden Ideen. Den Grundgedanken gibt er selbst in folgenden Worten an: „Die Aufgabe ist ein Drama, worin alle interessanten Motive der Seereisen, außereuropäischen Zustände und Sitten, der damit verknüpften Schicksale und Zustände geschickt verknüpft werden. Aufzufinden ist also ein punctum saliens, aus dem alle sich entwickeln, um welches sich alle natürlich verknüpfen lassen, ein Punct also, wo sich Europa, Indien, Handel und Seefahrten, Schiff und Land, Wildheit und Cultur, Kunst und Natur u. s. w. darstellen läßt. Auch die Schiffsdisciplin und Schiffs-

[1]) S. meine Supplem. zu Schillers W., III, 235 ff.

regierung, der Charakter des Seemanns, des Kaufmanns, des Abenteurers, des Pflanzers, des Indianers, des Kreolen müssen bestimmt und lebhaft erscheinen." Man sieht, aus diesem Schauspiele wäre ein kosmographisches Drama geworden, wie Don Carlos ein kosmopolitisches ist, oder ein großes culturhistorisches Bühnengemälde, wie wir im folgenden Capitel mehrere lyrische Stücke kennen lernen werden. Auch erinnert man sich dabei jener epischen Entwürfe der zweiten Periode, in denen Schiller Gustav Adolph und Friedrich den Großen zu den Centralsonnen seines weltgeschichtlichen Ideensystems machen wollte.

Im Verlaufe dieses Sommers erweckte eine Schrift von Humboldt eine große Theilnahme und veranlaßte einen regen Ideenverkehr mit Goethe. Humboldt hatte seine Schrift über Goethe's Hermann und Dorothea von Paris, wohin er mit seiner Familie gegangen war, im Manuscripte an Schiller geschickt, damit dieser sie revidiren und dann zum Drucke befördern möchte. Goethe kam nach Jena herüber, und sie lasen das Werk mit einander. Schiller's Schreiben über dasselbe an Humboldt [1]) ist deßwegen besonders wichtig, weil es uns seines Verfassers veränderte Stellung zu philosophischen Untersuchungen überhaupt angibt. Schiller erkennt es an, daß noch kein dichterisches Product zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch beurtheilt

[1]) Briefwechsel mit Humboldt, S. 431 ff.

worden sey; aber er betrachtet die Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philosophie, als für die Kunst, es sey überhaupt die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler Etwas zu sagen habe; der Künstler brauche mehr empirische und specielle Formeln, die eben deßwegen für den Philosophen zu eng und unrein seyen. Schiller bekennt dann, daß er sich jetzt die Wissenschaft und Kunst in größerer Entfernung denke, als vor einigen Jahren. Seine Thätigkeit habe sich jetzt der Ausübung zugewendet; er erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert werde, und sey in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, Alles was er selbst und Andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. Sogar auf das Beurtheilen dehne er seinen Unglauben an die Unzulänglichkeit der Theorie aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gebe, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben die Einbildungskraft selbst.

Bald ergab sich für Schiller ein neuer Gegenstand des Interesses. Goethe, der seit der Rückkehr aus der Schweiz zu keiner erfreulichen Thätigkeit kommen konnte, hatte, nach längerem Schwanken von einer Arbeit zur andern, den Entschluß gefaßt, mit seinem Freunde Meyer eine periodische Zeitschrift herauszugeben, worin Beide ihre Ideen und Erfahrungen über Kunst niederlegen wollten. Die Propyläen erschienen bei Cotta, nachdem die Horen

eingegangen waren. Schiller wurde von Goethe wiederholt zu thätiger Theilnahme eingeladen, und nahm sich auch vor, wenn er mit seinem Wallenstein fertig wäre, irgend einen Aufsatz zu schreiben. Er suchte sich der bildenden Kunst, wie auch den Naturwissenschaften, um so mehr zu nähern, da er sich von Philosophie und Geschichte einstweilen losgesagt hatte, und der Dichter doch ein positives Object zu bedürfen scheint, an dem er sich erfrische und stärke. Indeß waren es nur vorübergehende Beschäftigungen, gute Vorsätze, die nicht ausgeführt wurden, jenem Plane ähnlich, im Alter noch Griechisch zu lernen. Für den Augenblick aber konnte er unmöglich Etwas zu den Propyläen liefern, da er wieder mit dem Almanach für 1799 zu schaffen hatte, den jedoch glücklicherweise Goethe, Schlegel, Matthisson u. A. so reichlich ausstatteten, daß sein Antheil dießmal nicht so groß zu seyn brauchte, als in früheren Jahren.

Durch solche Abhaltungen wurde die Vollendung des Wallenstein von einer Frist zur andern verschoben. Zum Glücke erfreute sich Schiller im Sommer 1798 einer ziemlich, oder wie er sagt, recht guten Gesundheit. Für seinen Garten, den er Anfangs Mai bezog, hatte er sich die Liebesscenen zurückgelegt, welche einer besonders heitern und einer lyrischen Stimmung bedurften, wie sie das Frühjahr zu geben pflegte. Im August war das Werk so weit gediehen, daß er Goethe'n die zwei letzten Acte der Piccolomini vorlesen konnte. Unterdeß war, um den neuen Schloßbau in Weimar zu fördern, der Baumeister

Thouret von Stuttgart berufen worden, der nun auch einen Plan machte, wie das alte Theaterlocal besser benutzt und eingerichtet werden könnte. Als dieser Umbau beinahe vollendet war, lag der Gedanke nahe, das neue Theater durch ein Stück des Wallenstein'schen Werkes einzuweihen. Schiller kam im September auf acht Tage nach Weimar; und da er nun Alles, was er bisher fertig gebracht hatte, vorlas, forderten ihn Goethe und Meyer dringend auf, von seinen früheren Gedanken, das Drama ohne bestimmte Theaterrücksichten auszuarbeiten, abzugehen, und das Stück für die Bühne gerecht zu machen. Schiller ging auf diesen Plan ein und entschloß sich, das Vorspiel Wallenstein's Lager zu jenem Zwecke zuerst zu vollenden. Er hatte dieses Expositionsstück schon im Mai 1797 wenigstens zum Theile geschrieben. Jetzt kam es darauf an, demselben die selbstständige Existenz eines eigenen kleinen Ganzen zu verschaffen, welches für sich eingeführt werden könnte. Es mußte ihm daher, als einem eigenen Charakter- und Sittengemälde, mehr Vollständigkeit und Reichthum gegeben, es mußten noch einige Figuren hinzugesetzt und einige der schon vorhandenen ausführlicher entwickelt werden. So schob er jetzt seinen Capuziner ein, der den Croaten predigt, „denn gerade dieser Charakterzug der Zeit und des Platzes habe noch gefehlt." Goethe schickte zu dem Ende eine Schrift des Abraham a Sancta Clara, daß diese ihn zur Capuzinerpredigt begeistern möchte. Bei der kurz anberaumten Frist

— denn die Vorstellung sollte in einigen Tagen schon stattfinden — und unter mancherlei Zerstreuungen konnte das würdige Vorbild in einigen Stellen nur fast wörtlich benutzt werden. [1]) Doch sollte das nur für den nächsten Gebrauch seyn, und er wollte nachher aus diesem „Prachtstück" noch das Mögliche zu machen versuchen. „Denn dieser Pater Abraham," schreibt er, „ist ein prächtiges Original, vor dem man Respect bekommen muß, und es ist eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Geschmeidigkeit *nach* oder gar *zuvor* zu thun."

Goethe hatte das Vorspiel schon in Händen, die Schauspieler übten ihre Rollen ein, aber Schiller konnte nicht müde werden zu verändern, zu verbessern, so daß der Freund, der Alles ordnete und die Proben leitete, seine liebe Noth hatte. Botenfrauen, Expresse gingen zwischen Jena und Weimar hin und her, und auch das Geringfügige wurde mit diplomatischer Genauigkeit verhandelt. Goethe machte Schiller's Angelegenheit ganz zu der seinigen und ließ sich keine Mühe verdrießen, um das

[1]) Der Dichter schöpfte aus der Schrift: „Reimb dich, oder ich Liß dich" und namentlich aus einem Tractate in derselben: „Auff! auff ihr Christen! das ist: Eine bewegliche Anfrischung der Christlichen Waffen wider den türkischen Blut-Egel." Eine genaue Nachweisung der imitirten Stellen s. in des Herausgebers „Archiv für den deutschen Unterricht" (Jahrgang 1844, Hft. II, S. 62 ff.

Werk zur möglichſten poetiſchen und theatraliſchen Vollendung zu führen. Doch hat er, ein paar von ihm hineingeſchriebene Verſe abgerechnet, [1]) ſeiner eigenen Verſicherung nach, keinen poſitiven Antheil an dem Gedichte, wenn gleich eine große Einwirkung auf daſſelbe nicht abgeläugnet werden kann.

Mittlerweile wurde auch noch der Prolog gedichtet, mit welchem die Bühne wieder eröffnet und die Wallenſtein'ſchen Stücke und das Lager insbeſondere eingeführt werden ſollten. Der Plan dazu ſcheint gemeinſchaftlich gemacht worden zu ſeyn, und jeder der Dichter ſollte vermuthlich ſein Contingent geben. Doch arbeitete ihn Schiller allein aus, zur beſondern Zufriedenheit Goethe's. „Ich habe eine große Freude daran," ſchrieb dieſer mit ungewöhnlichem Affect, „und danke Ihnen tauſendmal!" Aber auch hier hatte Schiller nachträgliche Verbeſſerungen zu ſchicken, und der Prolog ward wieder ein Gegenſtand des literariſchen Briefwechſels.

---

1) Goethe erinnerte ſich ſpäter nur der zwei Verſe:

Ein Hauptmann, den ein Andrer erſtach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Er habe gern motivirt wiſſen wollen, wie der Bauer zu den falſchen Würfeln gekommen ſey, woran Schiller nach ſeiner kühnen Art nicht gedacht. Auch dichtete Goethe ein Anfangslied, welches Schiller um ein paar Strophen vermehrte, das aber im ſpätern Texte ganz wegblieb (ſ. meine Supplem. zu Schiller's W. III, S. 215 ff.)

Am 12. October fand endlich die Hauptaufführung statt. Schiller kam Tags vorher in Weimar an, um Abends der Hauptprobe beizuwohnen. Er war hoch erfreut und gerührt. Die wirkliche Vorstellung befriedigte jede Erwartung. Die neue eigenthümliche Dichtung und das neue schöne Local vereinigten sich, um die Einbildungskraft der Zuhörer in eine höhere Stimmung zu versetzen: sie sahen und fühlten sich an der Schwelle einer neuen Aera der Kunst Thalia's und der dramatischen Dichtung, wie sie der Prolog rühmt und verspricht. Der Schauspieler Vohs trug diesen in dem Costüme vor, worin er später als Max Piccolomini auftrat; die Schauspieler recitirten die Reime so gut, als wenn sie nie etwas Anderes gethan hätten; besonders erntete Genast als Capuziner und Leißring als erster Jäger viel Lob ein. Schiller's Freude war um so schöner, weil sich im Hinblicke auf seine noch übrigen Wallenstein'schen Stücke die reichste Hoffnung mit ihr verknüpfte.

Innig beglückt und lebhaft angeregt, kehrte er, von Goethe begleitet, nach seinem stillen Musensitze im einsamen Garten zurück. Die Ausarbeitung der Piccolomini für das Theater war nun sein erster Gedanke, sein heißester Wunsch.

Schon bei der theatergerechten Bearbeitung des Vorspiels hatten sich in Schiller allerlei Ideen entwickelt, die er den folgenden Stücken noch wollte zu Statten kommen lassen. Es konnte nicht anders seyn, als daß die Umfor-

mung eines Theils auch auf die übrigen einwirken mußte. Als er sich aber jetzt, in der zweiten Hälfte des Octobers, an dies Werk machte, wie sehr fand er sich da in seiner Erwartung getäuscht! „Die Umsetzung meines Textes," schrieb er, „in eine angemessene, deutliche und mundrechte Theatersprache ist eine sehr aufhaltende Arbeit, wobei das Schlimmste noch ist, daß man über der lebhaften und nothwendigen Vorstellung der Wirklichkeit, des Personals und aller übrigen Bedingungen den poetischen Sinn abstumpft." Er wünschte herzlich über dieses kaum merkbar vorrückende, verdrießliche Geschäft hinweg zu seyn. Uebrigens fand er doch, daß dieser deutliche Theaterzweck ihn auch zu einigen wesentlichen Zusätzen und Veränderungen veranlaßte, welche dem Ganzen zuträglich waren. Nachdem er endlich mit der eigentlichen dramatischen Handlung fertig zu seyn meinte, legte er nochmals Hand an die der Liebe gewidmeten Scenen und schickte alles Uebrige an Goethe, damit es ihm aus den Augen käme und er desto ungestörter jenen Scenen nachhängen könne.

Nach Beendigung dieser Liebesepisode fühlte er sich noch durch ein eigenes Bedenken beunruhigt. Es kam darauf an, den Abfall des Wallenstein einzuleiten und einen muthvollen Glauben an das Glück seiner Unternehmung in dem Helden zu erwecken. Nach dem ersten Entwurfe sollte dies dadurch geschehen, daß die Constellation glücklich befunden wurde, und das Speculum astrologicum sollte in dem astrologischen Zimmer vor den Augen des

Zuschauers gemacht werden. Dieses Mittel fand aber jetzt Schiller ohne dramatisches Interesse, trocken, leer und wegen der technischen Ausdrücke unverständlich. Er erdachte daher ein anderes Motiv, welches mit den Chronodistichen und den Teufelsversen in eine Gattung gehört, indem das günstige Orakel aus fünf verschlungenen oder im Kreise gestellten Buchstaben geholt werden sollte. Doch wußte er nicht sicher, ob diese „neue Fratze" einen tragischen Gehalt habe, und nicht bloß als lächerlich auffalle. Er fragte Goethe'n um Rath. Dieser fand die neue Scene gut behandelt, aber es schien ihm mit Schiller'n zwischen dem abgeschmackten Motiv und der ernsten Würde der Tragödie ein nicht aufzuhebender Bruch übrig zu bleiben. Er konnte sich nicht entscheiden, ob das astrologische Zimmer oder dieser fünffache Buchstabe den Vorzug verdiene, und bat sich Bedenkzeit aus. Nach vielfältiger Ueberlegung erklärte er sich endlich für jenes frühere astrologische Motiv. Denn das zweite Mittel mit den Lettern könne aus seiner abgeschmackten und pedantischen Verwandtschaft nicht losgemacht werden, und dieses Buchstabenwesen lasse sich auch auf dem Theater nicht anschaulich machen. Das astrologische Motiv dagegen empfehle sich durch einen tiefern Grund: der astrologische Aberglaube rühre aus dem dunkeln Gefühle eines ungeheuern Weltganzen. Die Erfahrung spreche dafür, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation und Anderes haben, man brauche nur stufenweise immer aufwärts zu steigen, und

es lasse sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhöre. Es liege daher der menschlichen Natur nahe und sey ganz leidlich und läßlich, diese Einwirkung auch auf das Sittliche, auf Glück und Unglück auszudehnen.

Mit den Worten: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund“ — bewillkommnete Schiller diese höchst bedeutungsvolle Ansicht. Ein böser Genius habe über ihm gewaltet, daß er das astrologische Motiv im Wallenstein nie recht ernsthaft habe anfassen wollen, da doch eigentlich seine Natur die Sache lieber von der ernsthaften, als leichten Seite nehme. Jetzt wolle er aber noch etwas Bedeutendes für diese Materie thun. So entstand denn die erste Scene des ersten Actes von Wallenstein's Tod nach der jetzigen Eintheilung und auch noch andere bedeutende Stellen wurden eingeschoben, wodurch er den Glauben an die Sterne gleichsam in das Total der Menschennatur hineinzuarbeiten sich bemühte.

Schiller war nun auf dem Standpuncte, diesen Aberglauben, der ihm Anfangs zuwider gewesen war, mit Neigung symbolisch nach seinen Ideen zu behandeln. Goethe und Schiller hatten hier einmal die Rollen gewechselt, und jener antwortete dem dankbaren Freunde sehr treffend: „Es freut mich, daß ich Ihnen Etwas habe wieder erstatten können von der Art, in der ich Ihnen so Manches schuldig geworden bin.“

Leider fiel die Vollendung des Werkes in die schlimmen Tage des Winters. Schiller konnte gewöhnlich nur

eine Nacht über die andere schlafen, bekam einen kopfbetäubenden Schnupfen, und würde ohne seine geübte Willenskraft das Werk haben ganz zur Seite legen müssen. Schon der traurige Anblick des Himmels und der Erde drückte ihm die Seele nieder. Die Revision der letzten Acte für den Theaterzweck fand er erstaunlich penibel und zeitraubend.

Unterdessen waren mit den Theaterdirectionen zu Hamburg, Frankfurt und Berlin Unterhandlungen angeknüpft, und ihnen das Drama für einen bestimmten Preis angeboten worden. Denn allerdings war dieser pecuniäre Vortheil, auf den Schiller in seiner Lage sehen mußte, auch eine Rücksicht, warum er sein Werk für die Bühne umarbeitete. Jetzt aber drängte Iffland, damals Theaterdirector in Berlin, und gab seinen Verlust, wenn er das versprochene Stück, auf welches er sich verlassen habe, nicht zur bestimmten Frist in den Händen hätte, auf viertausend Thaler an. Schiller nahm seine ganze Willenskraft zusammen, eine recht glückliche Stimmung und eine wohlausgeschlafene Nacht unterstützten ihn eines Tages, er stellte drei Copisten zugleich an, und brachte am 24. December die Piccolomini wirklich zu Stande, daß er sie an demselben Tage noch an Iffland abschicken konnte. Mit erleichtertem Herzen setzte er sich sogleich hin, um Goethe'n Nachricht über „dieses neueste Ereigniß in seinem Hause" zu geben. „So ist aber auch schwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden," setzte

er hinzu, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden."

Nun drängte aber auch Goethe, und forderte für die festgesetzte Vorstellung die Rollen, denn er müsse endlich auch, wie Iffland, den Director spielen, auf den sich zuletzt alle Schwierigkeiten der Ausführung häuften. Als nun aber Schiller zum ersten Male das Ganze nach der bereits verkürzten Theaterausgabe hinter einander vorlas, und mit dem dritten Acte schon die dritte Stunde zu Ende ging, da erschrack er so, daß er sich abermals hinsetzte und wieder etwa vierhundert Verse auswarf; und dennoch spielte das Schauspiel noch vier Stunden lang. An Iffland wurden diese neuesten Verkürzungen nachgeschickt, ohne daß er sie für die erste Vorstellung noch benutzt hätte.

Am 4. Januar 1799 fuhr Schiller mit seiner Familie nach Weimar, um die Vorbereitungen zur Aufführung des Dramas selbst treffen zu helfen. Es war hohe Zeit, da es zum Geburtstage der Herzogin am 30. Januar schon gegeben werden sollte: ein Aderlaß, welchen Schiller seit seinen hitzigen Brustfiebern in den Jahren 1791 und 1792 zu dieser Zeit immer zu gebrauchen pflegte, hatte ihn noch einige Tage zurückgehalten. Er fand in dem Schlosse ein niedliches und bequemes Logis bereitet, welches ihm Goethe einrichten und mit allen Bedürfnissen hatte versehen lassen. Da die Schauspieler nicht an ein rhythmisches Declamiren reimloser Verse gewöhnt waren, so ergaben sich bei den Proben viele Schwierigkeiten. Für die Costüme und

Decorationen sorgten Goethe und Meyer. In freien Stunden arbeitete er sogleich an dem dritten Stücke: weil die Handlung bestimmt sey, und in ihr lebhafte Affecte herrschen, hoffte er einen raschern Fortgang. Schlaflosigkeit und Kränklichkeit verhinderten ihn, manchen Proben beizuwohnen, in welchen Fällen dann Goethe seine Stelle versah. Dessen Bemühungen waren erstaunlich. Endlich war der große, lange vorbereitete Tag angebrochen. Fremde aus der Nachbarschaft, besonders von Jena, strömten schon frühe am Tage in Weimar zusammen, das Theater war gedrängt voll. Schröder von Hamburg war vergebens eingeladen worden, die Rolle des Wallenstein zu übernehmen; er hatte Anfangs sich selbst angeboten, nachher aber den Antrag abgelehnt. Wie sehr hatte es der Dichter gewünscht, daß Schröder sein Schauspiel verherrliche! Indeß faßte Graff den Charakter des Wallenstein gut auf. Vohs spielte den Max, und Mlle. Jagemann Wallenstein's „starkes Mädchen" musterhaft. Die Rolle der Herzogin hatten die beiden Freunde einer ganz jungen Schauspielerin gegeben, die nachher, als Madame Wolf, eine Zierde der Weimarschen, später der königlichen Bühne zu Berlin wurde. Manche Schauspieler ließen mehr oder weniger zu wünschen übrig, und man tadelte besonders auch die Länge des Stückes, so wie sich die Meisten überhaupt nicht in dieses neue großartige Genre finden konnten und ihm weder zu Lob noch Tadel recht gewachsen waren.

Die zweite Vorstellung am zweiten Februar glückte

indeſſen ſchon viel beſſer, als die erſte und fand allgemeinern Beifall. Auch in Leipzig wurden beide Stücke jetzt ſchon auf die Bühne gebracht. Der gefeierte Dichter ward zur herzoglichen Tafel geladen, und kehrte etwa in der Mitte Februar mit ſeiner Familie und Goethe, der ihn begleitete, nach Jena zurück. Dieſer arbeitete hier, den Berlinern zuvoreilend, wieder eine Beurtheilung der Aufführung und des Stückes ſelbſt für ein öffentliches Blatt aus. Als Schiller endlich nach zwei Monaten wieder allein war, fühlte er ſeinen Zuſtand durch das theatraliſche Weſen, den öftern Umgang mit der Welt, und endlich durch das anhaltende Zuſammenſeyn mit dem Freunde um Vieles verändert, und er meinte, wenn er nur erſt der Wallenſteinſchen Maſſe ganz los wäre, werde er ein ganz neuer Menſch ſeyn.

Am 7. März (1799) konnte der Tragiker die zwei erſten Acte (nach der jetzigen veränderten Eintheilung Act 3 und einen Theil von Act 4) von Wallenſtein's Tod abſenden. Goethe fand ſie vortrefflich, von einer ganz entſchiedenen Wirkung. „Wenn man die Piccolomini beſchaut und Antheil nimmt, ſo wird man hier unwiderſtehlich fortgeriſſen.“ In beſchleunigter Bewegung rückte nun die Arbeit vorwärts; Schiller's Wohlbefinden ſeit ſeiner Rückkehr von Weimar und Goethe's Beifall kamen trefflich zu Statten. Am 17. März konnte er endlich auch die letzten Acte an Goethe ſchicken. „Wenn Sie davon urtheilen, daß es nun wirklich eine Tragödie iſt, daß die Hauptforderungen der

Erfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verſtandes und der Tragödie befriedigt, die Schickſale aufgelöſ't und die Einheit der Hauptempfindung erhalten ſey, ſo will ich höchlich zufrieden ſeyn." Goethe kam nach einigen Tagen ſelbſt, um ſeinen Freund noch für einige Wochen mit ſich nach Weimar zurückzunehmen. Am 20. April wurde hier Wallenſtein's Tod zum erſten Male aufgeführt. In demſelben Sommer wohnten der König von Preußen und ſeine Gemahlin einer wiederholten Vorſtellung des Dramas in Weimar bei. Schiller wurde der Königin Luiſe vorgeſtellt und erzählte nachher, wie geiſt- und gefühlvoll ſie in den Sinn ſeiner Dichtungen eingegangen ſey. Gedruckt erſchien das Werk erſt im folgenden Jahre bei Cotta. Der Abſatz war der großartigen Aufregung entſprechend, welche durch daſſelbe hervorgebracht wurde. 3500 Exemplare waren bald vergriffen, ungeachtet das Exemplar zwei Reichsthaler koſtete; im Jahre 1801 erſchien die zweite, 1802 die dritte Auflage, trotz verſchiedener Nachdrücke. Eine ſolche fortdauernde Wirkſamkeit wär des Jahre langen Fleißes des Genius werth. Ein edler kriegeriſcher Geiſt ergoß ſich, von dem herrlichen Werke ausgehend, durch die begeiſterte Jugend, und in dem rein menſchlich gehaltenen Bilde des heimathlichen Lebens lernte der Deutſche endlich die längſt verſchollene Liebe zum Vaterlande wieder ahnen.

Fünftes Capitel.

Charakteristik der Wallenstein'schen Stücke. Culturhistorische Gedichte.

Der Cyklus der Wallenstein'schen Stücke ist mehrfach hinsichtlich seiner äußern Form mit einer antiken Trilogie verglichen worden. Wir wissen aber schon, daß der Dichter hierin nicht die Alten nachahmen wollte, sondern daß ihn die Masse des sich anhäufenden Stoffes zwang, sein Werk endlich in drei Schauspiele zu sondern. Von diesen drei Abtheilungen sind also die beiden ersten nur einleitend. Doch kann das Vorspiel eher, als die Piccolomini, für ein selbstständiges scenisches Bild angesehen werden. Die Handlung der beiden folgenden Stücke ist auch ohne Wallenstein's Lager vollkommen verständlich. Erst mit den Piccolomini tritt der höhere Kothurn ein; in Wallenstein's Lager werden wir in einer niedrigen Gesellschaft festgehalten. Daher ist das Vorspiel von den beiden Stücken der tragischen Handlung in Sprache, Versmaß und Haltung gänzlich verschieden, und erfreut sich in dieser Entfernung eines eigenthümlichen innern Lebens. Es bedarf der folgenden Stücke nicht, um vollkommen zu genügen. Die Piccolomini und Wallenstein's Tod machen den Personen und der Handlung nach nur ein Drama aus. Die Trennung in zwei Stücke ist nur abgezwungen, woher sich auch die von der frühern verschiedene jetzige Abgränzung beider Schauspiele erklärt.

Bilden nun gleich die Piccolomini kein auf ſich ruhendes, abgeſchloſſenes Drama, ſo herrſcht doch in allen drei Stücken eine veränderte, ſich ſteigernde Stimmung: Heiterkeit, Laune und Scherz in Wallenſtein's Lager; ruhige gemäßigte Umſicht, muthiges Unternehmen, der zarte Friede der beglückten, hoffenden Liebe, obgleich auf ſchwarzem Grunde, im zweiten Stücke; endlich Furcht und Schrecken und herzzerreißende Schauer, wenigſtens vom dritten Aufzuge an (womit urſprünglich das letzte Stück anhub) in Wallenſtein's Tod. Das erſte Stück hüpft leicht geſchürzt dahin; das zweite dehnt ſich ruhig und langſam in eine breite Fläche aus: das dritte hat einen reißenden, jähen Sturz in engem Bette.

Ueber Wallenſtein's Lager ſchreibt der Verfaſſer im Briefwechſel mit Goethe[1]), das ganze Verdienſt dieſer Dichtung könne bloß Lebhaftigkeit ſeyn. Aber gerade, weil ſie nur dieſes Verdienſt haben ſollte, iſt ſie ſo vortrefflich geworden. Der Dichter wollte einmal mit ſeinem Werke nichts Anderes, als das Werk ſelbſt; darum erreichte er in dieſer Gattung das Höchſte. Das Stück iſt an keinen höhern Zweck, an kein ſonſtiges Intereſſe ſeines Urhebers gebunden; ſo weht uns denn aus ihm zur rechten Erquickung der freie Geiſt der Poeſie an.

An einer andern Stelle jenes Briefwechſels ſagt Schiller von Shakſpeare, er habe in ſeinem Julius Cäſar das

---

[1]) Th. 4, S. 309.

gemeine Volk mit einer ungemeinen Großheit behandelt; der Stoff habe ihn bei der Darstellung des Volkscharakters gezwungen, mehr ein poetisches Abstractum vor Augen zu haben; mit einem kühnen Griffe nehme Shakspeare aus der bedeutungsvollen Menge und Masse ein paar Figuren oder vielmehr ein paar Stimmen heraus, und lasse sie für das ganze Volk gelten, und das gelten sie wirklich, so glücklich habe er sie gewählt. Man kann dasselbe mit vollem Rechte von den Figuren in Wallenstein's Lager behaupten, ja der Dichter ist offenbar in der Wahl und Zeichnung seiner Personen, bewußt oder unbewußt, von dieser Bemerkung über den englischen Dramatiker ausgegangen. Der Kroate, welcher sich in seiner Dummheit übertölpeln läßt und „das Sprüchel des Pfäffleins" gläubig anhört, repräsentirt den niedrigsten Haufen des Heeres, der wie das blöde Vieh zur Schlachtbank geführt wird. Von einem solchen Volke ist dann Isolani, der roheste und leichtsinnigste aller Generale Wallenstein's, der würdige Anführer. Der erste Jäger, „der lange Peter aus Itzehoe, und sein Camerad" — „des Friedländers wilde Jagd" — vertreten die große Masse der Abenteurer und Glücksritter im Wallenstein'schen Heere, und vergegenwärtigen also im Allgemeinen das wilde, wüste, unstäte Kriegshandwerk der damaligen Zeit. Daher ist dieser Stimmführer des Allgemeinen auch der Hauptsänger im Reiterliede am Ende des Stücks. Der Arkebusier, welcher dem betrügerischen Bauern das Wort spricht, weil er doch „auch ein Mensch sey, so

zu sagen," der den Gehorsam gegen den Kaiser schon gefährdet glaubt und die Marketenderin nach seiner Zeche fragt, als die Anderen eine auch nur gemeinschaftliche Abrede wegen einer Bittschrift treffen wollten, und von dem der Jäger sagt: „das denkt wie ein Seifensieder" — dieser Arkebusier gehört ja dem Tiefenbach'schen Regimente an, von welchem Octavio bezeugt: „Dieß Regiment ist treu," und er spielt ganz die Rolle seines schwerfälligen und einfältigen, aber ehrlichen „deutschen Herrn." Gerade so, wie von diesem Deutschen der erste Cuirassier spricht: „Schad' um die Leut'! Sie sind sonst wack're Brüder," urtheilt Isolani (Wallenstein's Tod, Act 2, Scene 5) von ihren Anführern: „Es sind nicht eben schlechte Männer." Den Gegensatz zu ihm bildet der Trompeter, und ist durch seine unbedingte Hingabe an Wallenstein die Stimme der Terzky'schen Regimenter:

„Aber wir halten ihn aufrecht, wir."

Sein Landsmann, der breitstylige Pedant, welcher den feinen Griff und den rechten Ton „von des Feldherrn Person gelernt hat," der „urkundlich" dessen Worte herzusagen weiß, der gravitätisch einen Recruten einweiht:

„Sieht Er! das hat Er wohl erwogen!
Einen neuen Menschen hat Er angezogen:"

Dieses „Befehlsbuch," welches weiter als Andere sieht — der unvergleichliche Wachtmeister ist offenbar eine Caricatur

von Wallenstein selbst. Er ist eine so individuell gezeichnete Gestalt, wie sich nicht manche mehr findet in sämmtlichen Werken Schiller's. Er ahmt seinen General nach, wie Don Quixote die alte Ritterzeit. Dann charakterisirt der Dragoner durch einen einzigen Vers: „Der Irländer folgt des Glückes Stern," nicht allein sich selbst, sondern auch die Unzuverlässigkeit des Buttler'schen Regiments. Der erste Cuirassier endlich ist aus dem Pappenheim'schen Regimente, welches der jüngere Piccolomini befehligt, und hiermit ist Alles gesagt. Er stellt die noble, edle Seite des damaligen Kriegslebens dar. Der Geist des Max spricht aus ihm. Ungeachtet er seine Aeltern nicht nennen kann, ist er ein Adeliger unter den Gemeinen. Gleich sein erstes Auftreten mit den Worten „Friede! Was gibt's mit dem Bauern da?" und wie er den Scharfschützen schilt, daß er sich so wegwerfen und blamiren konnte, mit einem Bauern sein Glück zu probiren, kündigt sein geistiges Uebergewicht und stolzes Ehrgefühl an, und diesen Charakter führt er auf eine herrliche Weise durch.

So sind die Figuren des Stücks die Stimmführer ihrer Regimenter und die Vorbilder ihrer Führer. Aber auch ihre Nationen charakterisiren einige Soldaten. Der zweite Scharfschütze sagt: „Der Tyroler dienet nur dem Landesherrn." Der ebenfalls treue zweite Arkebusier ist aus der Schweiz, dem Vaterlande der Treue; der leichtsinnige erste Scharfschütze, der den Kroaten prellt, und dagegen sich im Spiele vom Bauern betrügen läßt, ist ein Lothringer:

„Der Lothringer geht mit der großen Fluth,
Wo der leichte Sinn ist und lustiger Muth."

Die Bezüge liegen vor, aber sie sind nirgends begriffsmäßig ausgeprägt. Von einer Absichtlichkeit ist nirgends eine Spur.

Wie verschieden aber die Soldaten sich auch charakterisiren, so vereinigen sich doch alle in der vollsten Anhänglichkeit an Wallenstein und in dem förmlichen Beschlusse, ihn nicht zu verlassen, welcher nur in dem stumpfen Blödsinne der Kroaten und der ängstlichen Treue der ehrlichen Deutschen eine Gränze findet. Dieser Beschluß, eine Bittschrift zum Unterzeichnen in Umlauf zu bringen und einzureichen, daß die Regimenter nicht getrennt werden, ist auch die Handlung, in welcher sich die bunten Gespräche, Vorfälle, Scenen und die mancherlei Personen des Stücks vereinigen. Eine solche Willensäußerung kann in der Sphäre, in welcher sich das Gemälde hält, füglich als die That gelten, und man möchte überhaupt in einem Drama, in welchem die Ansichten und Gesinnungen, das Trachten und Streben der Menschen so lebendig vor die Augen gemalt sind, die Handlung nicht vermissen. Denn diese hat ja doch eigentlich keinen andern Zweck, als den, welchen der Dichter hier auch ohne Handlung im engsten und äußern Sinne des Wortes so vortrefflich erreichte. Mit dieser ernsten Angelegenheit sammelt sich das Zerstreute zur Einheit, steigert sich die Darstellung zum Wichtigen und Großen. Schiller's Natur trug Alles zum Hohen empor, wie wir es schon

früher gesehen haben, daß seine lyrische und epische Poesie einen vorherrschend erhabenen Charakter hat. So entwickelt in dem letzten Auftritte der erste Cuiraſſier, der Wallone, eine so hohe Denkweise, wie sie mit dem gemeinen Kriegshandwerke nur immer verträglich ist. Wallenstein's Lager ist ein abgeschlossenes Bild, und daher möchte ihm, obgleich es noch einen höhern Zweck außer sich hat, der Name einer selbstständigen Dichtung nicht verweigert werden können.

Wie der dem Schreibpulte entlaufene Jäger seinen Dienst wechselte, so erfahren wir es auch von dem ersten Cuiraſſier, daß er in der ganzen Welt sein Glück versuchte; und von der Marketenderin hören wir mit Vergnügen, wie sie der rauhe Kriegsbesen gefegt und geschüttelt von Ort zu Ort." Die Gustel aus Blasewitz ist eine heitere Reminiscenz Schiller's an seinen anmuthigen Aufenthalt an dem Elbufer zu Loschwitz. Unter diesem Namen war nämlich die hübsche Gastwirthstochter des, seiner Wohnung geradeüber, auf dem jenseitigen Ufer recht einladend gelegenen Dörfchens Blasewitz in der Gegend bekannt. Es heirathete das artige Mädchen späterhin ein angesehener und sehr geachteter Mann in Dresden, wo sie noch jetzt, als hochbejahrte Wittwe lebt. Man sieht es, daß Schiller, wenn auch scherzhafter Weise, nun die Gewohnheit Goethe's nachahmte, Personen aus seiner Bekanntschaft in die Dichtung zu bringen, mußte sich doch später sogar Goethe abconterfeien lassen! Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß

dem Dichter zur Schilderung dieſes Soldatenlebens ſein Aufenthalt in der Carlsſchule zu Hülfe kam.

Das Lager machte gleichſam eine iſolirte Welt aus, wie ſie Schiller in dem Johanniterorden auf Malta gefunden zu haben glaubte. Damit aber auch die Bezüge nach Außen anſchaulich würden, iſt ein ruinirter Bauer eingeführt, der ſich nun auf's Betrügen legt; dann erſcheint ein Bürgersſohn als Recrut, den der jammernde Vater vergebens bei ihm zu bleiben bittet, und endlich der Capuziner. Sie ſind Repräſentanten des Bauern-, Bürger- und geiſtlichen Standes.

Ueberall im Stücke ſind Nachrichten und Winke gegeben, welche uns mit Wallenſtein und den hauptſächlichſten anderen Anführern, mit dem Zuſtande des Heeres, den Verhältniſſen der Zeit vorläufig bekannt machen. Aber nichts iſt geſucht und herbeigezogen; das Gedicht entwickelt ſich, wie eine Naturbegebenheit, von ſelbſt; jede Perſon ſcheint nur um ihrer ſelbſt willen da zu ſeyn, jedes Wort nur in ſich zu gelten, und doch iſt jedes Einzelne nur ein Beitrag für das Ganze, und Alles zeigt gleichſam ſymboliſch auf einen größern Hintergrund hin. Die Darſtellung ſetzt eine außerordentliche Anſchauung und die ſicherſte Kenntniß der Zeit voraus, und gewährt ſie uns. Da im Stücke eine Steigerung ſtattfindet, vom Gemeinen und Unbedeutenden bis zur höchſten Auffaſſung des Kriegerlebens, die ſich dramatiſch in den Worten des herrlichen Wallonen und lyriſch in dem Reiterliede entfaltet, ſo ſcheidet der Zuhörer

wirklich mit einer erweiterten Ansicht und gehobenen Stimmung. Aber ungeachtet das Gedicht in das Ideale auslauft, bleibt doch die Behandlung durchweg real. Von Sentimentalität hat die Dichtung durchaus keine Spur. Alles ist kräftig, heiter, leicht, originell. Das Drama schließt sich hinsichtlich seiner objectiven Gestaltung an die besten Balladen an, ja es hat vielleicht am meisten plastische Form von Allem, was Schiller geschrieben hat. Man kann nicht müde werden, das Gedicht immer wieder von Neuem zu lesen und zu genießen. Es steht in makelloser Schöne vor uns, wie ein vollkommenes Naturproduct, und übertrifft in seiner Art die beiden nachfolgenden Stücke. Die Kritik sieht ihr Unvermögen nicht besser ein, als einem solchen Meisterwerke gegenüber. Das Grundmotiv des Ganzen ist die Hingebung an Wallenstein. Sein Geist beseelt die Personen und das Stück selbst, und die Verehrung des Feldherrn läßt die Beschlußnahme hervortreten, in welcher man sich zuletzt vereinigt.

Indem wir nun zu der Betrachtung der beiden anderen Wallenstein'schen Stücke übergehen, haben wir zunächst das ideelle Princip nachzuweisen, welches Schiller für seine neue dramatische Schöpfung wählte.

Schiller's frühere Tragödien gehören sämmtlich dem modernen Genre an, welches den Menschen im Streite mit den gewohnheitsmäßigen Formen der Gesellschaft darstellt, während in der antiken Tragödie der Mensch im Kampfe mit dem Schicksale, d. h. mit der religiös vorgestellten

Naturnothwendigkeit erscheint. Und wie die Schauspiele der ersten Periode, so schloß auch seine Historiographie den Begriff des Schicksals aus, indem sie die Weltgeschichte als das reine Resultat des Kampfes der Naturkräfte mit der Freiheit auffaßt. Eben so ist in seinen philosophischen Abhandlungen von dem Schicksale kaum die Rede, so nahe er auch bei der Analyse der Begriffe Freiheit, Erhabenheit, Würde an dieser Vorstellung vorbeistreifte. Nur in einer Stelle, im Aufsatze über die tragische Kunst, spricht er eigens über das Schicksale, aber zugleich gegen dessen Wiedereinführung in das Drama, „weil eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal immer demüthigend und kränkend für freie, sich selbst bestimmende Wesen sey." Erst im Balladenjahre 1797 begegnen wir plötzlich Dichtungen, wie der Taucher und der Ring des Polykrates, worin die antike Idee des Schicksals hervortritt; und auf eben diese Idee gründete Schiller den gleichzeitig verfaßten Wallenstein.

Wie kam Schiller zu einer Idee, die ursprünglich seinem Gedankensysteme so fremd war? Offenbar wurde sie ihm durch das Studium der Griechen zugeführt und durch Humboldt noch mehr in ihm ausgebildet. Sie schloß sich aber an den tiefgefühlten Gegensatz an zwischen dem, was der Mensch durch eigene Kraft vermag, und dem, was ihm durch das Glück zu Theil wird, welcher Conflict zwischen menschlicher Selbstthätigkeit und Glück in so vielen seiner Gedichte lebt.

Es würde uns hier zu weit führen, den Aufbau der

ganzen Tragödie auf der Schicksalsidee im Einzelnen zu zeigen. In dem größern Werke ist ausführlich nachgewiesen, wie diese Idee in alle Theile des Dramas hineinwuchert, und zur Organisirung des ganzen Kunstwerkes mitgewirkt hat. „Des Schicksals eiserne Gewalt," sagt Süvern, „fürchterlich den Mann umstrickend, der sie zuerst gereizt, auf die zurückfallend, welche ihr dienten, und zermalmend Alles, was sich ihnen näherte, ist das Thema des Wallenstein!"

Es erhebt sich nun sogleich der Zweifel, ob dieses Alles umschließende und erdrückende Schicksal sich auch zu diesem dramatischen Gegenstande eigne.

Das Schicksal soll in der Tragödie das Sterbliche im Menschen nur deßwegen angreifen und zerstören, um das Göttliche in ihm sichtbar hervor treten zu lassen. Im Wallenstein aber bereitet das Schicksal nur eine allgemeine Niederlage, die uns einen trostlosen, entmuthigenden Anblick darbietet. Wir werden nur gerührt und erschüttert, aber nicht wieder erhoben und beruhigt. Wozu die außerordentliche Maschinerie, wenn nichts als eine gewöhnliche Wirkung erreicht wird? Freilich hat die Tragödie durch diese über alles Menschliche triumphirende Allmacht des Verhängnisses das Gepräge des religiös Erhabenen; aber die jedem Schicksale überlegene, wenn auch sinnlich zusammenbrechende Charaktergröße leuchtet uns aus der grausenden Verwüstung nicht versöhnend entgegen, und so scheint das tragische Fatum seinen Endzweck verfehlt zu haben. Dieses Unbefriedigende und Niederschlagende des Werks hat

Schwern in seiner Schrift über Schiller's Wallenstein durch einen Vergleich mit der attischen Tragödie lichtvoll und ausführlich dargethan, und Tieck ist ihm in dem, was Jener über den schwachen Ausgang des großen Werkes sagt, beigetreten.

Den Grund dieses Mangels haben wir nicht sowohl, mit Goethe, in pathologischen Einflüssen, [1]) als vielmehr in dem Stoffe der Dichtung und dem Innern des Dichters zu suchen. Wir wissen, wie Schiller, dem Goethe'schen Style nachfolgend, zu dem realistischen Wallenstein geführt wurde, wie er aber auch gleichzeitig auf Veranlassung der Griechen und Humboldt's sich die Schicksalsidee zu eigen machte. So kam es ganz natürlich, daß er ein Sujet und ein Princip verband, welche einander durchaus widerstreitend sind; und indem er sich der neuen anziehenden Grundidee mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit seines Geistes bemächtigte, trug er ihr Alles zu, und der Held verlor in dem Grade, als das Schicksal gewann. Hierzu trat noch, daß die heroische Stimmung seiner Seele, welche in seiner Jugend so colossale Gestalten getrieben hatte, längst durch das humane Lebenselement gemildert worden, und ihm zum Theile gewichen war. Die humanen Gemüthsstimmungen neigten ihrer Natur nach mehr zum Rührenden, als zum Erhabenen hin. Wir haben schon

---

[1]) Goethe's W., Bd. 45, S. 155 f.

früher[1]) getadelt, daß er dem Rührenden zu viel einräumte, und so finden wir auf eine überraschende Weise, wodurch uns die strenge Consequenz in Schiller's Geistesleben aufs Neue bestätigt wird, den in seiner Lehre gerügten Fehler hier in der Ausübung wieder.

Hiernach müssen wir das Schicksal, so bedeutungsvolle, reiche und tiefe Bezüge ihm auch der Dichter abgewonnen hat, doch als dem Drama angekünstelt und zum Hauptcharakter nicht recht passend ansehen. Dringen wir aber noch tiefer in das Stück ein, so sehen wir die Handlung zugleich von einem zweiten Princip ausgehen und abhangen, und das Schicksal erscheint uns für die Anlage des Ganzen überflüssig und für dessen klare Auffassung sogar störend.

Was Schiller selbst als einen Hauptübelstand bei seinem Don Carlos erkannte, daß er sich mit dem Stücke zu lange getragen, das fand beim Wallenstein in gleichem Maße statt. Seit 1790 hegte und pflegte er diese dramatische Idee, und spätestens seit 1792 schrieb er, immer wieder zu ihr zurückkehrend, wenigstens einzelne Auftritte. Nothwendig nahm also auch Wallenstein Theil an Schiller's rastlos fortschreitender Bildung, aber die erste Conception mußte bestimmend oder doch höchst einflußreich auf die spätere Vollendung seyn. Wäre in der Zeit (1792), wo Schiller, wie wir oben hörten, das antike Schicksal

---

[1]) S. Th. 2, S. 213.

mit der neuern Tragödie für unverträglich hielt, unsir Drama vollendet worden, so hätte es sich ganz auf dem Princip aufgerichtet, welches damals noch in Schiller's Seele vorherrschte. Der Wallenstein des Dramas wäre mit seinem dreißigjährigen Kriege unter denselben kosmopolitischen Gesichtspunct gestellt worden. Aber seit 1793 zogen sich seine Freiheitsideen allmälig ganz in's Sittliche zurück, und seine politischen Ansichten nahmen eine bedeutende Umbiegung; und jetzt war es, wo ihm die Schicksalsidee willkommen kam, durch welche er sein Drama von der Reihe der früheren losriß, und auf ein neues Bett verpflanzte. Indeß war es nur ein künstliches und gewaltsames Verpflanzen, denn gekeimt und seine Grundgestalt getrieben hatte das Drama doch einmal auf gleichem Boden mit den vier ersten Schauspielen, und dieser ursprüngliche Typus konnte durch das Schicksal nicht mehr verborgen werden, so wie es sich mit ihm auch nicht vereinigen wollte.

Das vorliegende Grundmotiv des Werkes war, der geschichtlichen Ueberlieferung gemäß, Auflehnung eines durch geistige Kraft und äußere Stellung übermächtigen Mannes gegen die gesellschaftliche Ordnung und sein hierdurch herbeigeführter Untergang. Darnach wurzelte Wallenstein, wie Don Carlos, ganz im Natürlichen und in menschlichen Verhältnissen, und das Stück konnte sich ohne Einfluß des mythischen Schicksals durchaus als moderne Tragödie vollenden. Zwei gewaltige besondere Motive fand der Dichter geschichtlich vor: Ehrgeiz und Rachsucht. Bei

diesen konnte er aber nicht stehen bleiben. Nachdem einmal im Don Carlos die begründend politische Gedankenbewegung eingeschlagen war, konnte nicht mehr auf den bloß negirenden Standpunct des Fiesco hinabgestiegen werden: unsere Tragödie mußte in ihrer ersten Anlage den Don Carlos fortsetzen. Wallenstein vereinigt eine von Rachsucht gegeißelte Ehrbegierde mit kosmopolitischen, philanthropischen Ideen, und sollte ursprünglich als der unglückliche Begründer einer neuen Ordnung der Dinge und nicht als ein Verbrecher dargestellt werden, den der Rache Strahl für seine Unthat trifft (Act 1, am Schlusse).

Verfolgt man aus diesem Gesichtspuncte das dramatische Werk bis in's Detail hinein, wie dieß in der größern Schrift über Schiller geschieht,[1]) so treten ganze Partieen desselben in ein neues, helles Licht. Man erkennt dann deutlich, daß der Gegensatz zwischen dem Vernünftigen und dem historisch Gegebenen, das Fundament aller Jugenddramen und geschichtlichen Schriften Schiller's, auch den Wallenstein durchdringt, daß der jugendliche, phantastische Marquis Posa in dem Helden Wallenstein gleichsam eine männliche und historische Figur gefunden. Wie sehr auch der Dichter uns zu überreden sucht, daß überall die Hand des geheimnißvollen Schicksals geschäftig sey, unverkennbar folgt doch im Verlaufe der Handlung eigentlich Alles dem Naturgange — die Menschen, die Umstände, der Zufall thun

1) Th. 4, S. 34 ff.

Alles. Ja, das zweite, das politiſche Princip tritt ſo ſtark aus der ganzen Tragödie hervor, daß ein Studium derſelben erforderlich iſt, um zu erkennen, der Dichter habe ſie unter die Grundidee des Schickſals ſtellen wollen.

Warum hat nun Schiller den urſprünglichen Grundtypus in die Form des Fatums gegoſſen? Weßwegen ſank ihm das moderne tragiſche Princip ſo ſehr an Anſehen, daß er, Humboldt folgend, das antike Schickſal in ſeine Dichtung aufnahm? Was verleidete ihm ſeinen ſchon eingeſchlagenen Weg, daß er in eine unbetretene Straße ausbog?

Nichts Anderes veränderte ſeinen dramatiſchen Standpunct, als ſeine veränderte ſittlich-politiſche Ueberzeugung. Als der Dichter im Jahre 1796 ſeine Beſchäftigung mit dem Stücke, nach längerer Unterbrechung, wieder aufnahm, ſtand er auf einem andern politiſchen Boden. Mancherlei hatte dazu beigetragen, ſeinen Blick von den ſtaatlichen Ereigniſſen abzulenken, zumal die Wendung, welche die franzöſiſche Revolution nahm. Und ſo war ihm das Sittlich-Schöne der Centralpunct geworden, von dem ihm allein jede beſſere Form des politiſchen und religiöſen Lebens auszugehen ſchien. Nachdem er in einem ſchönen Familien- und Freundeskreiſe zu einem ruhigen Ebenmaße und Genuſſe der Kräfte ſeines Geiſtes und Herzens gelangt war, überſah oder ertrug er die mißfälligen, barbariſchen Formen des Staats und der Kirche, gegen die er früher angeſtürmt hatte, und fügte ſich, ſeinem himmliſchen

Berufe lebend, mit gefaßter, wenn auch trauernder Seele in das Unabänderliche. Dieser Zug nach Innen aus einer Welt, in welcher er sich Zeitlebens als einen Fremdling fühlte, wurde durch seine Kränklichkeit vermehrt. Als dem praktischen Riesengeiste die äußere Welt verkümmert oder abgeschnitten war, suchte er im edeln Bunde mit wenigen Gleichstrebenden, in der innern Welt denkend und dichtend, seinem Thätigkeitstriebe zu genügen. War er früher ein Prophet der Freiheit gewesen, so ward er jetzt, wenn gleich noch immer im Interesse der Freiheit, ein veredelnder Bildner der Gefühle und des Charakters. Auf diesem neuen Standpuncte verband sich nun den Ideen der Freiheit ein neuer Chor von Tugenden, von welchen in den Dichtungen der ersten Periode kaum eine Spur zu finden. Ja, er legte jetzt unwillkürlich einen besondern Accent auf diese conservativen Tugenden der Gesetzlichkeit, Ordnung und treuen Pflichterfüllung, gleichsam als wollte er den Eindruck, den seine früheren Poesieen hervorgebracht, paralysiren.

Innerhalb dieser neuen sittlichen Weltbetrachtung vollendete Schiller die Dichtung, ohne jedoch die frühere kosmopolitische Gestalt ganz aufzugeben. Nach dem ursprünglichen Plane nahm er noch Partei für seinen Helden, so wie er auch im Don Carlos auf der Seite Posa's und seines Freundes stand. Jetzt aber, im Interesse der gesetzmäßigen Ordnung der Gesellschaft, und in der Ueberzeugung, daß man kein Ideal politischer Glückseligkeit

durch ein Unrecht realisiren dürfe, konnte er die Unternehmung seines Helden nicht mehr loben, ja er mußte sie verdammen. Es kam nun darauf an, Wallenstein's verwerfliche That so zu motiviren, daß sie nicht verabscheuungswürdig schien; und diesen großen Dienst, seine Helden moralisch besser zu machen, leistete dem Dichter hauptsächlich das Schicksal. Deßwegen sagt er im Prologe von seiner Dichtung, sie wälze die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zu. Was hat eigentlich, könnte man einwenden, der Dichter seinen Helden von seiner Schuld zu erleichtern? Auch der Schuldbeladene, wenn er mit Kraft nach einem hohen Ziele strebt, ist ein Gegenstand der Kunst. Aber Schiller's Poesie ist einmal von sittlichen Interessen und Rücksichten bewegt und eingenommen.

So sehen wir denn in unserm Drama nicht bloß ein doppeltes Princip, sondern auch eine zwiefache politische Grundansicht möglichst vereinigt. Das Werk gleicht einem Gebäude, welches nach vielen Jahren nach einem andern Grundplane fortgesetzt und vollendet wurde, als es ursprünglich angelegt war, so daß von dem schon Aufgeführten auch Manches wieder eingerissen werden mußte. Manche Bausteine, die hierdurch ausfielen, konnten dann von dem erständigen Baumeister von Neuem benutzt werden.

Nach dieser Betrachtung der Grundtriebe und der Grundestalt unserer Dichtung wäre zunächst von der Liebespisode des Max und der Thekla zu sprechen.

Zwei Ideen, von denen sich in Schiller's früheren Werken kaum eine Spur findet, das Schicksal und die Tugenden der Treue, sind im Wallenstein zu einem ganzen Reiche poetischer Ansichten und Gestalten ausgebildet. Dagegen spielt, was ihn früher vorzugsweise bewegte, das Freiheitsprincip, hier eine nur untergeordnete Rolle. Zum Ersatze aber, wie wenn er sein Werk mit der weichen Seite seiner Seele um so fester hätte verbinden wollen, als er ihre heroische Seite wenig hervorkehrte, hat er den ganzen ruhigen und tiefen Ideenstrom der Humanität seines Herzens in die Episode hineingeleitet, und in ihr einen Kreis von Ueberzeugungen und Anschauungen zum vollsten, schönsten Ausdrucke gebracht, welche sich in früheren Schriften nur beiläufig und einzeln finden.

Die Liebe von Max und Thekla ist gewissermaßen ein in sich geschlossenes Ganzes, welches durch sein ruhiges Bestehen in sich und seine Freiheit von allen äußeren Zwecken einen Gegensatz gegen die übrige Handlung macht, die ein unruhiges, planvolles Streben nach einem Zwecke ist. Die ganze Verwerflichkeit jener düster verworrenen Plane, sagt Tieck, spiegle sich in dieser reinen Liebe und wahren Natur. Max und Thekla stellen in ihrem reinen Kreise die edle, schöne Menschlichkeit selbst dar, wie sie ein Bestandtheil des innern Wesens unsers Dichters war. Was uns an den Liebenden entzückt — es ist Schiller's eigene Denkweise, Gesinnung und Natur.

Ich habe von den Kinderjahren Schiller's an die goldenen

Fäden dieses rein menschlichen Triebes, dieser sich immer edler und reicher entwickelnden Gefühls- und Gemüthswelt, durch seine Lebensschicksale und seine mannichfaltigen Schriften verfolgt, und wir sind jetzt an der Stelle angelangt, wo alles dieß zusammengreift, und sich zu einem ätherischen Bilde läutert. Wie Schiller in dem Don Carlos sein Freiheitsprincip ausbeutete und in glänzenden Gestalten und erhabenen Bildern auseinanderwarf, so hat er in dem nächstfolgenden Drama, im Wallenstein, alle Schätze seines Herzens in eine eigene Episode zusammengestellt, indem sich nun auch sein zweites, sein humanes Lebenselement Genüge thun mußte.

Wollen wir den Gehalt dieser Episode, der in der größern Schrift im Einzelnen nachgewiesen ist,[1]) mit wenigen Worten aussprechen, so ist hier die vollendete Menschlichkeit dargestellt, wie diese, erhaben über die Vermittelungen der Wissenschaft, in den reinen Gefühlen, lauteren Trieben, schönen Neigungen, edlen Kräften des Herzens sich himmlisch entfaltet. Wie das Princip der Tragödie das Schicksal ist, so ist das Herz die Grundidee dieses kleinern Gedichtes im Gedichte. Zwischen diesen Polen schwebt und bewegt sich die ganze Handlung. Freilich erstreckt sich das Schicksal — und hiedurch ist es besonders aus seiner rechtmäßigen antiken Gränze hinausgetrieben — auch über dieses innere Gebiet. Thekla wird durch

1) Th. 4, S. 45 ff.

einen innern Schicksalsdrang (Piccolomini Act 3, Sc. 9) in's Verderben gelockt. Allein ihre Abschiedsworte (Act. 3, Sc. 21) erkennen das Uebergewicht des Herzens über das Schicksal an:

Wie Du Dir selbst getreu bist, bist Du's mir;
Uns trennt das Schicksal, unsre Herzen bleiben einig.

Gewiß ihrem Gehalte nach gehört diese Episode zu dem Herrlichsten, was je ein in die Seelenschönheit Eingeweihter veröffentlicht hat. Wie ein anderer Tantalus hat Schiller die Geheimnisse der seligen Götter den Menschen verrathen. Ein gewisser Kreis von Lieblings- und Lebensüberzeugungen tritt hier reiner und zusammenhängender als früher hervor. Diese unglückliche Liebe hat schon tausend Herzen glücklich gemacht. Immer von Neuem beleben sich Max und Thekla zum Liebes- und Herzensideal für jedes nachwachsende Geschlecht.

Aber vom dramaturgischen Standpuncte aus werden wir über diese Episode weder an und für sich, noch in ihrem Verhältnisse zum Ganzen ein günstiges Urtheil fällen können. „Das überwiegend menschliche Interesse," welches Schiller an ihr nahm, ließ die freie, objective Gestaltung nicht aufkommen. Nicht nur die Liebesgeschichte und beide Charaktere, sondern auch ihre Zeichnung ist ideal, sentimental. Hätte der Dichter diesen Theil mehr in die Haupthandlung verflochten, und ihn mit dem Geiste der Zeit in größere Uebereinstimmung gebracht, so hätte derselbe zwar das allgemein menschliche Interesse zum Theil

eingebüßt, aber Alles wäre wahrer und poetischer geworden. Jetzt aber sind diese Scenen und Gestalten ein Gemälde ohne Schatten. Die Episode ist mehr lyrisch, als dramatisch, weßwegen sie Süvern mit dem antiken Chore vergleicht. Wie entzückend der sittliche Adel in diesem Gemälde auch seyn mag, so hat Schiller doch seine Lieblingsansichten zu markirt und gleichsam zu theoretisch vorgetragen. Wenn die Herrlichkeit des Herzens in seiner schönen, naiven Unmittelbarkeit gezeichnet werden sollte, so kam Alles darauf an, dasselbe als in bestimmter Wirksamkeit darzustellen. Max und Thekla sprechen von diesem Herzen offenbar allzu häufig, und vernichten die Unmittelbarkeit der Gefühle, auf die sie sich immer berufen, durch das reflectirte Bewußtseyn, welches sie von ihnen haben. Sie verkündigen und preisen selbst die Tugenden und Seelenstimmungen, von denen sie erfüllt sind.

Der junge Piccolomini erscheint wie eine Wundergestalt in einer fremden Welt. Woher hat er seine ideal-menschliche Bildung, er, der doch in des Lagers lärmendem Gewühle aufgewachsen, „das ihm die Jugend stahl, das Herz ihm öde ließ und unerquickt den Geist“ (Piccolom. 1, 4)? Wie kann sich unter der Pflege eines so klug berechnenden Vaters ein so ganz entgegengesetzter Charakter im Sohne hervorthun, besonders da dieser den Vater hochachtete? Offenbar wollte der Dichter diese schöne Menschlichkeit durch Wallenstein selbst motiviren. Dieser liebte ihn, hatte ihn getragen und gehalten von

Kindesbeinen an (Act. 3, Sc. 18). Allein es ist doch ungleich schwerer, seine reine Idealität durch Wallenstein's schöne reale Natur zu erklären, als des Carlos Seelenentfaltung aus seinem Freunde Posa. Wenn man sich diese ganz allgemein gehaltenen Vorzüge des Herzens von dem jungen Grafen wegdenkt, so bleibt uns wenig mehr von ihm übrig, als die von Isolani (Piccolom. 1, 1) erwähnte Tapferkeit, denn sein selbst gesuchter Tod erscheint uns doch nur als die verhängnißvolle Verzweiflung seines Herzens.

Noch unbestimmter als Max ist Thekla gezeichnet. Sie ist in der That ein Musikstück, eine Herzenshymne, die Stimme eines unsichtbaren Engels. Nicht leicht hat Schiller eine zweite Figur auf die Bühne gebracht, die so wesenlos wäre, als gerade diese reinste, himmlische Seele. In den drei Scenen, wo sie allein ist, singt und sagt sie eigentlich immer dasselbe. Ihre Schattengestalt ist durch ihr undramatisches Ende nur noch unbestimmter geworden. Sie endet eigentlich nicht, sondern sie verliert sich.

So möchte nach Allem die durch ihren rein menschlichen Gehalt Alles überstrahlende Episode ihrer Kunstform nach gerade der schwächste Theil der Tragödie seyn. Sie scheint beinahe nach der Theorie gebildet, daß das Schöne Schein und das Reich der Ideale ein Reich der Schatten sey.

Die Betrachtung des Max und der Thekla hat uns unvermerkt zu den Charakteren der Tragödie hinübergeführt. Zu diesen schwebenden Figuren möchte ich

nur noch die Herzogin rechnen; alle anderen können dann *stehende* heißen, und gehören der objectiven Gattung an. Denn die Herzogin ist eine Gestalt ohne irgend einen festen Umriß. Sie ist nichts als eine kränkelnde Empfindung. Dagegen ist die Gräfin Terzky ein intriguantes, ehrgeiziges, ja hochherziges Weib, eine Dame des achtzehnten Jahrhunderts. Ihrem religiösen Zeitalter gehört sie nicht an. Sie lacht über Wallenstein's astrologischen Thurm, und als ihr Max erzählen will, er sey in der Kirche gewesen, muß er ihren „Spott" befürchten (Piccolomini 3, 3). Längst in politischen Händeln bewandert, entscheidet sie des Herzogs Entschluß zur Empörung, zeigt sich muthig im Unglücke, und endigt groß.

Wie dieses männliche Weib, so gehören auch alle Männer der Tragödie, außer Max, der objectiven Darstellung an. Vortrefflich und nach Shakspeare'scher Art durch einige Meisterstriche ist der deutsche Tiefenbach gezeichnet; ebenfalls gut der rohe, verschuldete Kroat Isolani; dagegen Terzky schwach, daß ich zweifle, ob ihn Schiller auch nur als Gattung sich bestimmt gedacht habe. Sein immerwährender Begleiter, der schlechte Illo, hat mehr innern Bestand. Gustav Wrangel ist mehr Gattung als Individuum; er stellt den gesunden, ehrenfesten Charakter der schwedischen Armee symbolisch dar. Es ist oft die Bemerkung gemacht worden, daß Schiller *die* Charaktere am besten zeichne, die seinem eigenen Charakter am fernsten stünden; er konnte hierbei die dem Dichter so

unentbehrliche Unbefangenheit am leichtesten behaupten. In diese Classe gehört aber nicht Questenberg; Schiller durfte nur die nüchterne, kalte, besonnene Seite seiner eigenen Natur hervorkehren, und er hatte die Grundlage dieser Gestalt. Buttler's wiederholten Versicherungen, daß ihn das Schicksal zu Wallenstein's Mörder mache, können wir unmöglich Glauben schenken. Wir können seine Worte nicht vergessen, in die gegen Octavio seine rachsüchtige Wuth ausbricht (Act 2, Sc. 6). Wer ein so deutliches Bewußtseyn vom Willen des Schicksals hat, wie Buttler, hat diesen hierdurch in seinen eigenen Willen und das Schicksal in einen Act der Freiheit verwandelt. Dem Charakter des Octavio fehlt leider eine vollkommene Uebereinstimmung mit sich selbst. Man sieht deutlich des Dichters Absicht, das Gehässige des Verhältnisses, in welches sich dieser Mann aus Diensteifer zu seinem Freunde gestellt hatte, möglichst zu mildern, damit diese ganze Tugendgattung der Pflichttreue und des Gehorsams nicht durch den verdunkelt werde, der sie hauptsächlich vertritt.

Die Auffassung von Wallenstein's Charakter endlich scheint durch das Bild des historischen Wallenstein erschwert worden zu seyn. Der Wallenstein des Dramas ist offenbar nach dem allgemeinen Charakterbilde des Realisten am Ende der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung ausgeführt, und, wie in der Zeichnung dieses Realisten, so ließ sich Schiller auch in der Bildung des

dramatiſchen Wallenſtein durch die Anſchauung der Perſönlichkeit Goethe's leiten.

Daß Wallenſtein ein Realiſt iſt, ſagt er (nach der Weiſe von Schiller's dramatiſchen Geſchöpfen) ſelbſt (Act 2, Sc. 2): „Mich ſchuf aus gröberm Stoffe die Natur u. ſ. w.“ Sein ganzes Streben, alle ſeine Plane haben eine reale Tendenz. Daß er aber im würdigen Sinne und in der ganzen Fülle des Begriffs der Realiſt iſt, welcher in der angeführten Abhandlung ſkizzirt wird, läßt ſich öfters mit den nämlichen Ausdrücken dieſer Abhandlung nachweiſen. Der Realiſt beſitzt, dieſer zufolge, einen nüchternen Beobachtungsgeiſt — daher kennt Wallenſtein ſeine Menſchen ſo gut, und weiß ſie wohl zu gebrauchen (Piccolom. 1, 4 und Wallenſtein's Tod 4, 8). In ſeinem Handeln zeigt der Realiſt eine reſignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht unter die blinde Nöthigung) der Natur, eine Ergebung alſo in das, was ſeyn muß; mit Freiheit des Geiſtes umfaßt und befolgt er das Geſetz der Natur, wie ſich der Idealiſt (und dieſer iſt in unſerm Drama Max) durch das Geſetz der Vernunft beſtimmen läßt. So ſehen wir den Herzog freiwillig ſich dem Schickſale ergeben, und dieſe Freiheit des Geiſtes überall behaupten in Wort und That. Die Antriebe des Realiſten, heißt es in der Abhandlung, ſind im ſtrengen Sinne zwar weder frei genug, weil ſie nicht aus dem bloßen Willen entſpringen, noch moraliſch genug, weil ſie nicht auf das Geſetz gerichtet ſind; aber als Reſultate der allgemeinen Naturnothwendigkeit

sind sie auch eben so wenig blinde und materialistische Antriebe. So ist auch Wallenstein weder ganz sittlich rein, noch ganz verwerflich. Ferner kann der Realist bei allen Vorzügen doch auf absolute Größe und Würde in einem besondern Falle keine Ansprüche machen; einen Charakter von Hoheit und Würde sucht man in seinen einzelnen Handlungen vergebens; oder, wie es an einer andern Stelle heißt, er büßt die Mängel seiner Lebensmaximen mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts von diesem Opfer. Ganz so ist es mit Wallenstein, der kein eigentlich erhabener Charakter ist, noch seyn sollte. Des Realisten Moralität liegt in keiner einzelnen That, sondern in der Summe seines ganzen Lebens, während der Idealist (Schiller oder Max) den Charakter der Selbstständigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung legt. Wer sieht hierin nicht wieder unsern Helden, den nur die Summe Alles dessen, was er spricht, handelt oder duldet, zu dem macht, was er uns ist? Keine große einzelne That vollbringt er! Daher schreibt jene Abhandlung dem Realisten eine Ruhe und Gleichförmigkeit zu. Ist dieß nicht wieder ein Hauptmerkmal unseres Helden? Nie verliert er seine klare, beinahe heitere, stets gleichmäßige Fassung. Weiter heißt es, der Realist frage immer, wozu eine Sache gut sey, und wisse nicht viel von dem, was seinen Zweck und Werth in sich habe, — „denn was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er ist im Besitze, die Erde

iſt ſein, und es iſt Licht in ſeinem Verſtande und Zufriedenheit wohnt in ſeiner Bruſt.“ Paſſen dieſe Züge nicht wieder ganz auf unſern Helden, welcher ſeine Wurzeln nur recht tief und weit in die Erde treiben und ausbreiten, und nicht, wie etwa ein Fauſt, durch ſeine ſchwarzen Künſte den Wiſſensdurſt ſtillen, ſondern einen äußern Lebensplan realiſiren will? Endlich wird behauptet, der wahre Realiſt erweiſe ſich als Menſchenfreund, ohne einen ſehr hohen Begriff von den Menſchen und der Menſchheit zu haben; er ſey in der Beurtheilung Anderer billiger, als der Idealiſt, da er Jegliches mehr in ſeiner Begränzung beurtheile. So läßt auch Wallenſtein die Menſchen in ſeiner Umgebung gewähren, wie Goethe es nennt („Liebt oder haßt einander, wie ihr wollt u. ſ. w.“), und beurtheilt ſie auf's Humanſte. Damit verknüpft ſich eine höchſt geſunde, klare, ſichere Einſicht in alle weltlichen Dinge; und die ſchlichte Natürlichkeit des Charakters erſtreckt ſich ſogar auf die Sprache. Wie wunderbar einfach, ungeſucht und natürlich ſpricht Wallenſtein! Wo hätte der Dichter des Don Carlos im Ausdrucke die Natur ſelbſt gefunden, wenn er nicht in Goethe's Perſönlichkeit und Werken lebendige Muſter vor ſich gehabt hätte?

Schiller veredelte ſeinen Goethe'ſchen Realiſten, ſo ſehr er konnte. Wallenſtein iſt, gegen die Geſchichte, offen und gerade in Wort und That, und hintergeht vor ſeinem Abfall wiſſentlich Niemanden, als die Schweden. Sein gekränkter Ehrgeiz iſt durch edlere Motive gemildert, und wir

hören den guten Gordon gern kurz vor seiner Ermordung (Act 4, Sc. 8) seine Tugenden aufzählen. Dieser so reichen, selbstständigen und harmonischen Natur seines Helden gibt der Dichter dadurch sogar einen *idealen* Anstrich, daß er ihn in die Geheimnisse des Himmels und des Schicksals dringen läßt, und einen idealen Jüngling zu seinem Lieblinge macht. Aber auch an Wallenstein bewährt sich *der* Satz der angeführten Abhandlung, daß sich der Realist unausbleiblich in einen verderblichen Irrthum stürze, wenn er sich mit seinem Wissen aus dem Erfahrungsmäßigen in's Unbedingte erheben wolle. Und was den zweiten, *praktisch* idealen Zug, seine Liebe zu Max, angeht, so hat sich hier, wie ich glaube, der Dichter vergriffen. Goethe konnte Schiller lieben (und liebte ihn vielleicht mehr, als er von ihm wieder geliebt ward), weil ihre Freundschaft eine feste Basis an ihrem gemeinschaftlichen Streben hatte. Aber Max nahm dem Wallenstein gegenüber eine viel zu unselbstständige Stellung ein, war zu sehr Kind in allen realen Dingen, als daß er Wallenstein's *Freund* heißen konnte, wie ihn sogar Illo nennt.

In dieses humane, edle Lebensbild des wahren Realisten, wie er dasselbe in Goethe's Persönlichkeit auffaßte, trug nun der Dichter aus der Geschichte, oder vielmehr aus seiner Bearbeitung des dreißigjährigen Krieges die Züge auf, die ihm damit übereinstimmend schienen. Einiges aus der Geschichte Geschöpfte will jedoch nicht recht passen, z. B. was Max (Act 3, Sc. 18) über Wallenstein's Kälte

und Herzlosigkeit sagt, womit er „gleichgültig das Glück der Seinen in den Staub trete.“ Aehnlich spricht Thekla „von dem furchtbar ungeheuern Daseyn“ ihres Vaters, und auch, was die zerknickte Herzogin (Act 3, Sc. 1) jammert, gilt mehr von dem historischen Wallenstein. Da wir aber von diesen heterogenen Momenten nur sprechen hören, so schaden sie nicht sehr, und ich trage kein Bedenken, den Charakter Wallenstein's für den gelungensten und am meisten individuell gestalteten zu erklären, den Schiller gezeichnet hat.

Auch sein Aeußeres ist hinlänglich angedeutet. Thekla sagt, ihr Vater habe nicht gealtert, blühend stehe er jetzt vor ihren Augen. Ueber das braune Scheitelhaar des Fünfzigjährigen ist die Zeit machtlos hingegangen — und er durfte eigentlich nicht zu den Cuirassieren sprechen: „Seht nach diesem greisen Haupte!“ Seine Gestalt ist, wie Max sagt, gastlich und hoheitblickend, seine Züge rein und edel. Kurz, der Dichter dachte sich das Aeußere ungefähr so, wie Goethe im Jahre 1797 ausgesehen haben mochte.

So viel genüge über das großartige Kunstwerk, von dem Goethe im Jahre 1808 sagte: „Es ist mit diesem Stücke, wie mit einem ausgelegenen Weine: je älter sie werden, desto mehr Geschmack gewinnt man an ihnen. Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter, und sogar für einen großen zu halten, wiewohl die neuesten Imperatoren und Dictatoren gesagt haben, er sey keiner.“

Der Erörterung des Wallenstein lassen wir die Betrachtung eines Cyklus von Gedichten folgen, unter denen dasjenige, mit welchem Schiller den Gipfel in dieser Gattung von Poesieen erstieg, das Lied von der Glocke, in demselben Jahre mit Wallenstein beendigt wurde. Ihrem Charakter nach schließen sich diese Gedichte an die zwei Hauptgedichte der philosophisch-geschichtlichen Periode, die Götter Griechenlands und die Künstler, an; sie haben, wie diese, einen culturhistorischen Charakter. Wie die Philosophie der Mittelpunct seines denkenden Bewußtseyns, auch nach seiner Rückkehr zur Poesie, blieb, so war ihm die philosophische Seite der Geschichte, auch nachdem diese selbst aufgehört hatte, sein Studium zu seyn, zeitlebens Bedürfniß, um so mehr, da sie seine abstracten Ideen gleichsam substanzirte. Seine Dichtung hatte schon durch sich selbst einen gewaltigen Zug in's Große und Weite; nun aber war dieser Naturdrang noch durch ein vieljähriges Studium der Geschichte verstärkt worden. Kein Wunder also, daß, wie er früher die Poesie in die Metaphysik hinein verfolgte, so er jetzt ihr den Entwickelungsgang und die Schicksale der Menschheit als Ziel vorsetzte.

In der Gesammtentwickelung der lyrischen und epischen Kunstpoesie nimmt die culturhistorische und universelle Dichtung die letzte und höchste Stelle ein. Die Dichtweisen, die sich aus dem Seelenprocesse Schiller's allmälig abgliederten, sind die ideelle Poesie, die Epigramme, eine mehr oder weniger objective Gattung der Lyrik, die Balladen,

und endlich die Culturgedichte, welche letzteren die Vortheile aller anderen Arten vereinigen. Denn, um des Epigrammenspiels nicht weiter zu erwähnen, mußte Schiller's plastischem Talente die Ideenpoesie bald zu kahl und unfruchtbar, die Balladenpoesie aber seinem philosophischen Geiste zu enge erscheinen, während sein Einsiedlerleben der reinen lyrischen Muse nur wenige Stoffe darbot. Wenn aber an die Stelle des particulären Balladenstoffs ein universalgeschichtlicher oder allgemein menschlicher Gegenstand trat, so besaß er hierin ja eine eben so umfassende als inhaltreiche Masse, welche mit einem Schlage seine Vernunft und seine Phantasie erfüllte. Das weite, reale Menschenleben selbst, sowohl der Vergangenheit als Gegenwart, wie er es zu einer philosophischen Weltbetrachtung denkend und fühlend verarbeitet hatte, ward das Feld seiner Dichtung.

Zunächst sind hier einige Epigramme nachzuholen, die früher absichtlich für diese Stelle ausgeschieden worden sind. Der Gegenstand des Epigramms „die Johanniter", ist die universalhistorische Würdigung der Maltheserritter, welche in der Vorrede zur Geschichte dieses Ordens von Vertot ausführlich dargelegt ist,[1]) und auch in dem Kampfe mit dem Drachen hervortritt. Diese Distichen sind beinahe nur eine metrische Bearbeitung einer Stelle jener Vorrede;[2])

1) S. Th. 2, S. 112 f.
2) Schiller's W. (Octavausgabe), Bd. 11, S. 371.

doch ist in den letzten Zeilen der Grundgedanke sehr treffend auf das Christenthum überhaupt angewandt:

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

Ebenfalls eine culturhistorische Anschauung bildet den Kern des Epigramms „der Kaufmann," das den Werth des Handels für die Gesittung sehr prägnant bezeichnet. In den Versen „Karthago" wird die Bedeutung dieser Stadt für die Menschenbildung, im Gegensatze zu Tyrus und Rom, einem allgemein geschichtlichen Urtheile unterworfen. So enthält auch „das Thor" einen culturhistorischen Doppelgedanken, der in einzelnen Stellen des Eleusischen Festes, des Liedes von der Glocke und des Spaziergangs wieder anklingt.

Unter den hier eben erwähnten größeren culturhistorischen Gedichten ist „der Spaziergang", oder, wie die erste Ueberschrift, in den Horen, hieß, die „Elegie", schon 1795 im August und September entstanden. Das Gedicht beginnt mit einem lieblichen Landschaftsgemälde, voll abwechselnder Bilder, die aber durch die gemeinsame Beziehung auf den lustwandelnden Dichter Einheit gewinnen. Unter den Gegenständen, die ihn umgeben, zeigt sich ihm noch keine Spur vom Daseyn der Menschen; nur leblose Naturgegenstände und friedliche Geschöpfe umringen ihn. Dann tritt der Wanderer in einen dichten Wald ein, der die Seele zu ernster Betrachtung vorbereitet. Kaum sieht

er sich dem Glanze des Tages zurückgegeben, da eröffnet sich ihm eine eben so weite und romantische Aussicht, als die frühere begränzt und lieblich war. Wurde vorher sein Gemüth durch das Schöne sanft berührt, so wird es jetzt durch das Erhabene mächtig ergriffen. Nun geht aber die Landschaftsmalerei in eine Zeichnung der Werke des Menschen über, womit der Lustwandelnde die Gegend geschmückt sieht, und hieran reiht sich von selbst die Darstellung und das Lob des Landlebens. Der Dichter preis't die Landleute in demselben Gefühle glücklich, worin er auch seinen poetischen Segen über „das Kind in der Wiege" und „den spielenden Knaben" in den bekannten Epigrammen ausspricht; sie sind noch innig vereint mit der Natur und gehorchen fast bewußtlos, wie sie, einer innern Nothwendigkeit. Dieser Betrachtung nachhangend, ist er, ohne auf die Umgebung zu achten, fortgeschritten. Da sieht er, plötzlich aufblickend, sich in einer Gegend von ganz anderem Charakter. Eben war der Mensch noch verschmolzen mit der Natur, — jetzt macht er, von ihr geschieden, selbstständig sein eigenthümliches Daseyn geltend; er trennt, wählt, ordnet, und drückt so der Natur das Gepräge seines Geistes auf. Besonders deutlich zeigt sich der Mensch als ihr Herrscher durch die fernher leuchtenden Kuppeln einer Stadt, womit er eine Wildniß belebt hat. Dieß führt den Dichter zu einer ausführlichen Schilderung des Stadtlebens hinüber. Zuerst wird es im Allgemeinen, im Gegensatze zum Landleben, skizzirt; dann werden die Staaten

erhaltenden Tugenden vorgeführt: die Gerechtigkeit und der Heldenmuth, welcher den Frieden erringt. Im Frieden gedeihen die Gewerbe, erblühet der Handel, mehrt sich der Wohlstand; im Wohlstande aber „wachsen die Künste der Lust", die schönen Künste, und an diese reihen sich die Wissenschaften. Hiermit tritt die Schilderung, wobei der Dichter bisher das hellenische Leben vor Augen hatte, in die neuere Zeit. Mit einem Blicke auf die französische Revolution [1]) geht Schiller zu einem andern Abschnitte, der Ausartung der Cultur, über. Der Mensch will jetzt nicht mehr bloß dadurch seinen Geist gegen die Natur geltend machen, daß er ihre Producte zu seinen Bedürfnissen benutzt, ihre Stoffe ästhetisch umbildet und ihre Gesetze wissenschaftlich erforscht; er will sich nun auch als moralische Person über die Natur erheben, will an die Stelle „des Staates der Noth und der Natur," wie es in den Briefen über die ästhetische Erziehung heißt, den Staat der Vernunft und Freiheit treten lassen. Der Versuch mißlingt, weil weder seine Sittlichkeit hinreichend stark, noch seine menschliche Natur veredelt genug ist; und so schweift er in Gräuel und Verbrechen aus, bis die Menschheit, von ihrem Elende getrieben, die hohl gewordene Staatsform vernichtet und „die verlorene Natur in der Asche der Stadt sucht." In diese Betrachtungen über die Entartung der Menschheit versunken, ist der Wanderer, des Weges achtlos, weiter

[1]) S. dagegen Biehoff's Commentar V, S. 62 u. f.

gegangen, da ſieht er ſich auf einmal, wie aus einem Traume erwachend, in wilder Gebirgslandſchaft, die ſeinem letzten Geſichte der zerſtörten Menſchheit ähnlich iſt; aber ſich ſchnell beſinnend, und das Unähnliche hervorhebend, ſagt er: bin ich wirklich allein? Er iſt ja wieder in den Armen, an dem Herzen der Natur; und ſo liegt es in der Natur der Sache, daß er am Schluſſe der Elegie die ewige Unveränderlichkeit der Natur mit dem ewigen Wechſel der menſchlichen Zuſtände, den er ſich ſo eben vergegenwärtigt hat, in Contraſt ſtellte. Indem ſo das Gedicht mit einem ſeelenvollen Lobe der Natur endigt, kehrt es zu ſeinem Anfange zurück, und die durch die Entartung der Civiliſation hervorgerufene Gefühlserregung dient nur dazu, die Huldigung um ſo wärmer und inniger zu machen.

Schiller's damalige Freunde, Goethe, Herder, Humboldt, Körner, vereinigten ſich mit ihm ſelbſt in der Anſicht, daß der Spaziergang unter ſeinen bis dahin entſtandenen Gedichten das vollendetſte ſey. In der That iſt nicht bloß auf das Einzelne, auf Ausdruck, Wohllaut und Versbau, eine bewunderungswürdige Sorgfalt verwandt, ſondern noch mehr muß man über die ſinnliche Lebendigkeit erſtaunen, in welche der Plan und die Grundidee der Elegie gleichſam aufgehen und umgeſetzt ſind.

Das nächſte Culturgedicht, ein Erzeugniß des Jahres 1798, iſt das eleuſiſche Feſt. „Es war lange,“ verſichert Humboldt, „ein Lieblingsgedanke Schiller's, die erſte Geſittung Attika's durch fremde Einwanderungen epiſch

zu behandeln. Das eleusische Fest ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Planes getreten." Es erschien im Musenalmanach für das Jahr 1799 unter dem Titel: „Bürgerlied." Seiner Form nach will das Gedicht als eine Festhymne für die Eleusinien gelten, die bekanntlich in Eleusis der Göttin Demeter oder Ceres, als Stifterin des bürgerlichen Vereins und der daraus hervorgegangenen Cultur, gefeiert wurden. Das versammelte, festfeiernde Volk eröffnet den Gesang mit der ersten Strophe, ein engerer Chor oder ein Einzelner schildert dann den frühesten, rohen Zustand des Menschen auf der Stufe des Jagd- und Nomadenlebens, und dessen Uebergang zur Humanität durch den Ackerbau; in der vierzehnten Strophe fällt das Volk wieder ein; hierauf stellt der Chor oder ein Einzelner die Ausbildung des ganzen geselligen Lebens auf der gewonnenen Grundlage dar, und am Schlusse kehrt die Anfangsstrophe als allgemeiner Volksgesang mit geringen Abänderungen zurück, so daß das Gedicht im Ganzen eine vollkommen symmetrische Gestalt hat.

Den Bau des bürgerlichen Lebens führen die symbolisch behandelten Götter auf. Die Hauptgestalt, Ceres, die in der ersten Abtheilung allein auf dem Schauplatze erscheint, tritt in der zweiten Abtheilung, nachdem eine ganze Reihe von Göttern in verschiedenen Functionen aufgetreten ist, noch einmal hervor und spricht den Grundgedanken des Gedichtes aus, in der Strophe:

Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott u. s. w.

Dieser religiöse Volksgesang, welcher eine dreifache Entwickelungsstufe des Menschengeschlechts, den Jäger- und Nomadenstand, den Ackerbau und das Stadtleben annimmt, ergänzt gleichsam durch die erste Stufe den Spaziergang; wogegen der Spaziergang das eleusische Fest dadurch gewissermaßen fortsetzt, daß er auch den Verfall des städtischen Lebens darstellt und die Rückkehr des Menschen zur Natur andeutet.

Dagegen ist das Gedicht *die vier Weltalter*, welches wir, obgleich es erst 1802 gedichtet ist, hierher ziehen müssen, ein culturhistorisches Bild des Entwickelungsganges der *europäischen* Menschheit insbesondere (das asiatische Geschlecht wird hier, wie in den Künstlern, ignorirt). Vier Weltalter werden den zum Mahle versammelten Gästen von einem Sänger vorgeführt. Die vier ersten Strophen bilden die Einleitung. Zuerst wird die edle Lust des Gesanges in Gegensatz zum sinnlichen Genusse gestellt, und dann im Allgemeinen die Poesie ihrem Inhalte nach geschildert. Diese, durch ihre homerischen Ausdrücke und Bilder unvergleichlich schönen Strophen sagen im Munde Schiller's nichts Anderes, als: Der Dichter schöpfe seine Gebilde aus einem universalhistorischen Bewußtseyn, und wie er einen gemeinen und engen Gegenstand zum Edeln zu erheben und zum Idealen zu erweitern vermöge, so ziehe er die Weltgeschichte und das ganze Menschenleben

in ein übersichtliches poetisches Gemälde zusammen. Dann werden das Saturnische, das heroische Alter, die Zeit der griechischen Kunstblüthe und das Mittelalter an uns, dem „fünften Menschenalter“ vorübergeführt. Besonders tief ist die veränderte Richtung, in welche das Christenthum die Menschheit lenkte, durch den Vers bezeichnet: „Und der Mensch griff denkend in seine Brust.“ Das dritte Zeitalter hat übrigens Schiller in den Göttern Griechenlands eigens behandelt. So greifen alle diese culturhistorischen Gedichte in einander.

Durch das letzte Gedicht dieser Gattung, das Lied von der Glocke, sind wir in's Jahr 1799 versetzt, wo wir später die biographische Darstellung wieder aufzunehmen haben.

Langsam, wie der Wallenstein, reifte diese herrliche Dichtung in Schiller's Geiste zur Vollendung. Nach dem Zeugnisse der Frau von Wolzogen [1]) reicht sie bis in's Jahr 1788, zu seinem damaligen Aufenthalte in Rudolstadt, zurück, wo er an einer Glockengießerei vor der Stadt eine Anschauung des Geschäftes gewann. Im Jahre 1797 faßte er den Stoff ernstlich an; aber auch jetzt noch ließ ihn Mangel an Stimmung und Zeit das Werk nicht vollenden, und im folgenden verhinderte wieder der Wallenstein, den köstlichen Schatz ganz an den Tag zu heben. So blieb die Vollendung des Gedichts dem Jahre 1799 vorbehalten.

1) Schiller's Leben, Th. 2, S. 181 f.

Zu den nöthigen technologiſchen Vorſtudien benutzte er Krünitzens Encyklopädie, woraus er auch das Motto Vivos voco etc. entnahm.

Wir haben in dieſem Gedichte zunächſt die Arbeitsſprüche des Meiſters, die ſich auf die Verrichtungen des Glockengießens beziehen, von den Betrachtungen und einzelnen Lebensbildern zu unterſcheiden, welche er an dieſe Verrichtungen knüpft. Im Ganzen betrachtet, zerfällt aber das Kunſtwerk in zwei große Hauptpartien, ein Gemälde des häuslichen, und ein Gegenbild des öffentlichen Lebens; ihnen geht eine einleitende Betrachtung voran, und den Schluß des Ganzen bildet eine Skizzirung der religiöſen Beſtimmung der Glocke. Von den eilf Arbeitsſprüchen gehören der Einleitung zwei, und eben ſo viele der Schlußbetrachtung an; auf die zwei Hauptpartien, das Haus und den Staat, kommen je drei, und der eilfte Meiſterſpruch: „In die Erd' iſt's aufgenommen u. ſ. w.“ liegt vermittelnd zwiſchen den beiden großen Abtheilungen des Gedichtes. Die kunſtvolle Geſtaltung deſſelben liegt aber beſonders auch in der Weiſe, wie die verſchiedenen Theile zu einem Ganzen verbunden ſind. Jedes der einzelnen Bilder in den beiden großen Kreiſen des menſchlichen Daſeyns knüpft ſich nicht allein an die vorausgehende Verrichtung des Guſſes, ſondern ſchließt ſich auch an die frühere Schilderung an, und ſtellt zugleich nur ein ſolches Lebensereigniß dar, welches durch die Glocke gefeiert oder verkündet wird, ſo daß jedes dieſer

Lebensbilder dreifach bezogen ist. Und wie die beiden vielumfassenden Hauptsphären enge theils mit der einführenden, theils mit der abschließenden allgemeinen Betrachtung zusammenhängen, so sind sie mit einander selbst auf das kunstreichste verknüpft.

Eigentlich hat das Gedicht zwei Motive: das Läuten der Glocke ist das Motiv der Betrachtungen, und ihr Guß das Motiv der Arbeitssprüche. Aber jene Schilderungen bilden nur den Hintergrund und gleichsam die Fortsetzung dieser scenisch vor unseren Augen sich entwickelnden Handlung. Wenn das Feuer der Phantasie und die Wärme des Herzens, womit jene menschlichen Zustände geschildert sind, dem Glockenliede ein *lyrisches* Gepräge geben, so hat es dadurch, daß Alles, was der Meister sagt, aus dem, was wir ihn thun sehen, entnommen ist, eine *dramatische* Anschaulichkeit. Aber der dramatische Vordergrund ist nicht, wie in den Balladen, Bestandtheil der Idee des Ganzen, sondern nur ein Mittel für sie.

Das Lied von der Glocke bezeichnet den Höhenpunct von Schiller's universellen Gedichten; es faßt alle wesentlichen Verhältnisse des Menschenlebens zusammen. In der ersten Abtheilung wird die Kindheit im Fluge geschildert, die Jugendliebe seelenvoll ausgemalt. Daran reiht sich das Bild der Verehelichung und weiterhin das des häuslichen Lebens der Gatten, welches in dem Wirken und Erwerben des Vaters und in dem Walten und Bewahren der Mutter contrastirend geschildert ist. Der stolzen Sicherheit

und Selbſtüberhebung des Vaters folgt das Verderben auf dem Fuße. Eine Feuersbrunſt, die uns ſchon durch die freien, die Sache metriſch malenden Verſe und den Klang der Sylben meiſterhaft verſinnlicht wird, zerſtört ihm Haus und Habe; und dieſem Bilde tritt dann in ſanft rührender Melodie die zweite Unglücksſcene im Tode der Gattin gegenüber. In der andern Abtheilung greift die Dichtung ihrem Inhalte nach in den Spaziergang, deſſen Doppelbild des friedlich geordneten und des revolutionären bürgerlichen Lebens ſie im Weſentlichen aufnimmt, nur daß ſie lyriſch ſagt, was dort epiſch dargeſtellt iſt. So ſtellt das herrliche Gedicht das ganze menſchliche Daſeyn in ſeinen wichtigſten Momenten dar, und durchläuft zugleich, nach Humboldt's Ausdrucke, die Tonleiter aller menſchlichen Empfindungen. Es iſt eine lyriſche Univerſaldichtung.

Ueberhaupt iſt Schiller's Dichtung vorzugsweiſe eine Univerſalpoeſie, ſo wie Andere Perſonen-, Familien-, oder Volksdichter ſind. Wie er in ſeine Dramen den Gehalt der Weltgeſchichte legte, ſo ſtrebte auch ſeine lyriſche und epiſche Poeſie, die ganze Menſchheit zu umfaſſen. Und wie wir früher in ihm ein vorzügliches Talent zur Univerſalgeſchichte anerkannten, ſo war er zu dieſer Univerſaldichtung, deren Schöpfer er iſt, wie geboren, und durch ſeine Lage und ſeine Studien auf ſie hingewieſen. In dieſer Gattung ſchlugen alle eigenthümlichen Anlagen ſeines Geiſtes zuſammen, begegneten ſich der Hiſtoriker, der

Philosoph und der Poet, und offenbart sich der allgemeine Charakter seines Dichtens von der vortheilhaftesten Seite.

Sechstes Capitel.

Entscheidung für Maria Stuart. Lebensbezüge. Der letzte Musenalmanach. Geburt einer Tochter und Krankheit seiner Frau. Schema der Maltheser. Uebergang nach Weimar. Dortige Lebensbezüge und Verhältnisse zu Zeitgenossen. Gesundheitszustand.

Die Wallenstein'sche Masse war endlich überwunden, Schiller's Geistesrichtung war durch dieses Werk für die noch übrigen Jahre seines Lebens bestimmt. Die Poesie hatte ein entschiedenes Uebergewicht über die Philosophie und Geschichte gewonnen, die seinem dramatischen Genie dienen mußten.

Jede gelungene Arbeit spornte aber seinen Geist zu neuer Thätigkeit. Er befand sich, wie er an Goethe schreibt, nach der Vollendung seines Werks, bei der nunmehrigen Freiheit schlimmer, als bei der bisherigen Sklaverei; es sey ihm, als hänge er bestimmungslos im leeren Raume, und zugleich, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß er jemals wieder etwas hervorbringen könnte. Abwechselnd eine längere Pause in der Production zu machen und sich ganz auf Studiren, Lesen, Empfangen zu beschränken, wie es z. B. Lessing that, war ihm unmöglich; nur wenn

er selbstthätig war, lebte er. Er entschied sich für einen alten, dramatischen Plan, für Maria Stuart.

Sobald er von Weimar, wo er die Piccolomini und Wallenstein's Tod zum ersten Mal aufführen sah, nach Jena zurückgekehrt war, fing er, wie aus seinem, von der Schiller'schen Familie mir mitgetheilten täglichen Notizenbuche hervorgeht, sogleich den andern Tag, am 26. April 1799, die Geschichte der Maria Stuart sorgfältig zu studiren an, und setzte dieses Studium auch in seinem Gartenhause fort, welches er am 10. Mai wieder bezog. Ehe er das Schema für das ganze Stück entworfen hatte und über alle Puncte mit sich einig war, begann er mit Lust und Freude, wie er schreibt, am 4. Juni die Arbeit.

Unterdeß war der Verkehr mit Goethe wieder lebhaft; die Freunde besuchten sich abwechselnd in Weimar und in Jena. Goethe'n beschäftigten, außer seiner Achilleis, noch immer die Propyläen, durch deren Theilnahme in Schiller der Sinn für bildende Kunst mehr entwickelt wurde. In dieser Zeitschrift erschien damals des Herausgebers allerliebste Kunstnovelle „der Sammler und die Seinigen", eine köstliche Frucht gemeinschaftlicher Ideen, welche die Freunde im Gespräche über den abgehandelten Gegenstand austauschten und entwickelten. „Wie viel Antheil Sie an dem Inhalte und der Gestalt des Sammlers haben," schreibt Goethe seinem Freunde, „wissen Sie selbst." Es erscheinen auch nicht allein, wie Frau von Wolzogen richtig bemerkt, Schiller's Ansichten in den Aussprüchen des Philosophen,

der darin auftritt, ſondern es läßt ſich auch leicht nachweiſen, wie eigentlich das Ganze auf Schiller'ſchen Grundideen beruhe [1]).

Seit ſeiner Rückkehr von der Schweizerreiſe konnte Goethe lange Zeit hindurch ungeachtet aller Vorſätze und Anfänge nicht mehr zum Produciren kommen; er kehrte immer wieder zum Theoretiſiren zurück, in der Poeſie, in der bildenden Kunſt und in den Naturwiſſenſchaften. Wir tragen kein Bedenken, dieſes theoretiſche Uebergewicht, in welches ſich Goethe ſo ſchlecht zu finden wußte, auf die tiefgreifende Wirkung des Schiller'ſchen Geiſtes zurückzuführen. Schiller und Goethe tauſchten ihre Naturen gegen einander aus. Wie jener durch Goethe für immer zur Poeſie zurückgeführt wurde, wandte ſich dieſer durch Schiller auf einige Zeit zur Reflexion. An den Sammler ſollte ſich eine verwandte Darſtellung über den nützlichen und ſchädlichen Einfluß des Dilettantismus auf alle Künſte anſchließen. Das Schema hierzu ward von jedem der beiden Kunſtfreunde beſonders ausgearbeitet. Goethe's Entwurf iſt ausgeführter, reicher an Thatſachen und treffenden Bemerkungen, wogegen ſich Schiller's kurze tabellariſche Ueberſicht [2]) durch begriffsmäßige Beſtimmtheit entſchieden auszeichnet. So trat auch in dieſer Kleinigkeit die Differenz beider Naturen entſchieden hervor.

---

[1]) S. meine größere Schrift, Th. 4, S. 115.

[2]) S. meine Supplem. zu Schiller's W. IV, 572 ff.

Diese theoretischen Unterhaltungen stärkten Schiller und erfrischten ihn bei seiner Hauptarbeit. Er las in Erholungsstunden Mancherlei, was ihm Zufall und Neigung in die Hände gaben: Stücke von Corneille, an denen er sehr viel zu tadeln fand, eine Lebensbeschreibung des Christ. Thomasius, welcher Mann ihn sehr interessirte, Lessing's Dramaturgie, die ihn höchlich erfreute; auch labte er sich wieder am Aeschylus. Manche kleinere gesellschaftliche Genüsse brachten Abwechselung in das einförmige Leben. Mit Schelling und Niethammer wurde noch immer wöchentlich ein Abend bei einer l'Hombre-Partie zugebracht — „zur Schande der Philosophie sey es gesagt," fügte er selbst hinzu; „denn es ist wahrlich schlimm, daß man nichts Gescheidteres mit einander zu thun hat." Um diese Zeit erfreute ihn ein Besuch seiner Schwester Reinwald von Meiningen, die mit ihrem Gatten kam; auch seine ehemalige Freundin von Mannheim her, Frau von la Roche, die damals bei ihrem Jugendanbeter Wieland in Osmannstädt war, drohte ihn heimzusuchen, schickte aber zum Glück, weil sie die sogenannte Schnecke auf der Straße von Weimar nach Jena fürchtete, nur ihre beiden Enkelinnen. Schiller zählte sie zu den „nivellirenden Naturen, die das Gemeine herauf- und das Vorzügliche herunterziehen und das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genusse anrichten," gestand indeß ihrer Unterhaltung „interessante Stellen" zu.

Fehlte es dem Leben Schiller's an Anregung von außen,

so gab ihm der Weimar'sche Freund immer Kunde von der Welt. Am 17. Mai war Wallenstein's Lager zum ersten Male in Berlin gegeben worden. Der König und die Königin waren bei der Aufführung nicht zugegen; sie wollten das Stück bei einem Besuche in Weimar zuerst auf der dortigen Bühne sehen. Goethe leitete die Proben und traf die sorgfältigsten Vorbereitungen zu einer würdigen Darstellung. Schiller kam in den Tagen der Anwesenheit des Königspaares, Anfangs Juli, selbst nach Weimar, und erfreute sich der wiederholten Anerkennung einer der gebildetsten und edelsten Frauen des Vaterlandes. Auch in Lauchstädt wurden bald darauf die Wallenstein'schen Stücke gegeben. Die pecuniären Bedingungen, die der Eigenthümer hierbei machte — denn damals war Wallenstein noch keinem Verleger verkauft — wurden ihm erfüllt. Er dankte bald darauf Goethe'n für den Geldstrom, den er in seine Besitzungen geleitet habe. „Der Geist des alten Feldherrn," schreibt er, „führt sich nun als ein würdiges Gespenst auf: er hilft Schätze heben." Nicht lange nachher brachte ihm sein dramatisches Werk auch ein prächtiges Geschenk von Silberarbeit von Seiten der regierenden Herzogin in's Haus. „Die Poeten," bemerkt er hierbei, „sollten nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden; es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gaben und den Gaben des Glückes: beide fallen vom Himmel."

Unterdessen rückte das dramatische Geschäft langsam aber gründlich vorwärts. Um sich die englischen Zustände und

die Geschichte recht zu veranschaulichen, wurden vorerst historische Schriften gelesen. Nach den Notizen in Schiller's Tagebuche ward am 4. Juni mit der Ausarbeitung der Maria der Anfang gemacht, am 25. Juli war der erste, am 25. August der zweite Act vollendet. Nachdem er die Zusammenkunft der Königinnen im dritten Acte gedichtet hatte, ließ er am 3. September eine kleine Pause eintreten, um eine kleine Reise zu seiner Schwiegermutter nach Rudolstadt zu machen, und zugleich um sich wieder in eine lyrische Stimmung zu Gunsten des Almanachs für 1800 zu setzen. Mit diesem machte es sich der Herausgeber dießmal bequemer als sonst. Fräulein von Imhof hatte ein episches Gedicht in sechs Gesängen, die Schwestern von Lesbos, geliefert, welches mit einigen Beiträgen von Matthisson, Kosegarten, Gries u. A. dem Bedürfnisse größtentheils genügte. Schiller gedachte wenigstens etwas beizusteuern, weil er besorgte, Cotta möge auch an dem Almanach, wie damals an den Propyläen, einen Verlust erleiden. Er kam auf den Gedanken einer neuen Art Xenien für Freunde und würdige Zeitgenossen. Der Wechsel des Jahrhunderts schien ihm keine unschickliche Veranlassung zu seyn, allen denen, mit denen man gewandelt und sich gefördert habe, und auch allen persönlich Unbekannten, deren Einfluß man auf eine nützliche Art empfunden, ein Denkmal zu setzen. „Freilich," fügt er bei, „vestigia terrent. Das Tadeln ist immer ein dankbarerer Stoff, als das Loben, das wiedergefundene Paradies ist nicht so gerathen, als das verlorene, und Dante's Himmel ist auch

langweiliger, als seine Hölle. Außerdem ist der Termin gar zu kurz für einen so lobenswerthen Vorsatz.“ Endlich kehrte er zu dem lange gehegten Plane des Liedes von der Glocke zurück, das wir schon oben, seinem Inhalte und Kunstwerthe nach, besprochen haben. Nur in Betracht dieses Gedichtes, außer welchem Schiller noch die Erwartung und den Spruch des Confucius vom Raume zum letzten Jahrgange (1800) des Musenalmanachs lieferte, kann man sagen, daß dieser kein so dünnes Ende nahm, als die Horen. Von Goethe enthält er nichts. Wir können aber dem ungünstigen Urtheile, welches Goethe bei Eckermann über die Herausgabe der Horen und Musenalmanache fällt, unmöglich beitreten. Er und Schiller, behauptete er, hätten an diesen periodischen Schriften nur ihre Zeit verschwendet; sie hätten sich dabei von der Welt mißbrauchen lassen, und das Unternehmen sey für sie selbst ganz ohne Folge gewesen. Allein wir verdanken ohne Zweifel diesen Zeitschriften manchen trefflichen Aufsatz, manches unsterbliche Gedicht, wodurch die Welt und die Verfasser selbst viel gewannen. Richtiger urtheilt Goethe hierüber an einer andern Stelle:[1]) „Hätte es nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Balladen und

[1]) Briefe an Chr. F. Schultz. S. Rhein. Museum für Philologie, Jahrg. 4, Heft 3.

Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegieen wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im Allgemeinen, wie im Besondern, wäre gar Manches anders geblieben." Was hier Goethe von sich sagt, gilt in viel höherem Grade von Schiller, welchem seine besten ästhetischen Aufsätze und schönsten kleineren Gedichte von diesen Zeitschriften abgezwungen wurden. Außerdem waren die Horen und Almanache unstreitig das äußere Band zwischen Goethe und Schiller, nicht nur die Einleitung ihrer Bekanntschaft, sondern auch der Grund und Boden, auf dem sie ihre Freundschaft unterhielten.

Am 13. September kehrte Schiller von Rudolstadt, nach einem Aufenthalte von acht Tagen, nach Jena zurück; und nachdem die Familie am 5. September vom Gartenhause wieder in die Stadt gezogen war, wurde unserem Freunde am 11. October sein drittes Kind geboren. Die Schwiegermutter stellte alsbald sich ein, und die kleine Caroline Henriette Louise ward am 15. October getauft. Pathen waren die chère mère, die von Gleichen'schen Ehegatten und Goethe. Die Wöchnerin befand sich in der ersten Zeit nach Umständen wohl; auch mit der Kleinen hatte es einen guten Fortgang, und sie versprach eine fromme, ruhige Bürgerin des Hauses zu werden. Aber die Wöchnerin verschlimmerte sich, ihre Zufälle gingen in ein förmliches Nervenfieber über, sie phantasirte, der Schlaf verließ sie. Am 23. October schrieb Schiller in sein Tagebuch: „An

diesem Tage ist Lolo sehr krank geworden." Er schwebte in großer Besorgniß, denn das Schlimmste konnte eintreten, obgleich der treffliche Arzt Starke noch Trost einsprach. Ihre Phantasieen gingen ihm durch's Herz und unterhielten eine ewige Unruhe. Die Kranke wollte Niemand um sich leiden, als ihn und ihre Mutter, welche durch ihren ruhigen und besonnenen Beistand in diesen leidenvollen Tagen dem Gatten eine große Stütze war. Auch die Freundin Griesbach war mit ihrer Hülfe nahe. Schiller's Gesundheit hielt sich, obgleich der Bekümmerte abwechselnd sechs Nächte durchwachte. Das Fieber legte sich nach dem einundzwanzigsten Tage, aber die Besinnung stellte sich noch nicht ein; es zeigte sich eine große Schwäche des Kopfes und oft völlige Geistesverwirrung. Kalte Umschläge wurden auf den Kopf gelegt, so daß die Kranke doch wieder auf Augenblicke die Ihrigen erkannte. Dieser Zustand erhielt sich eine geraume Zeit. Der Schlaf stellte sich nachher wieder ein, aber sie sprach mehrere Tage lang keine Sylbe, schien ihren Mann und ihre Mutter kaum zu erkennen, und nahm beinahe nichts zu sich. Eine hartnäckige Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Abwesenheit des Geistes war es was Schiller'n am meisten ängstigte. Als er endlich wegen ihres Lebens nicht mehr in Sorge zu seyn brauchte, und die Besinnung allmälig wiederkehrte, ging er mit seiner Schwiegermutter einen halben Tag nach Weimar; der immerwährende quälende Anblick und die Nachtwachen hatten den besorgten Gatten niedergedrückt, er bedurfte einer

Veränderung und Erholung. Die Kranke wurde unterdeſſen der zuverläſſigen Pflege der Frau Griesbach überlaſſen. Seinen älteſten Sohn Carl nahm er mit, und ließ ihn bei Goethe zurück. Dieſer kam nachher ſelbſt nach Jena, um durch ſeine Gegenwart des Freundes Gedanken abzuleiten und aufzurichten. Erſt am 21. November konnte Schiller in ſein Notizenbuch ſchreiben: „An dieſem Tage iſt Lolo um Vieles beſſer geweſen und hat einen Brief geſchrieben.“ Beinahe ſechs Wochen dauerte es, bis ſie wieder zur Geneſung aus der ſchmerzvollen und beängſtigenden Krankheit zurückkehrte.

In dieſer Zeit war an geiſtige Beſchäftigung nicht zu denken; doch fand Schiller in den erſten Tagen nach der Niederkunft ſeiner Frau einige Mußeſtunden, um eine kleinere Arbeit auszuführen. Der Herzog von Weimar, deſſen Gewogenheit und Theilnahme ihn fortwährend erfreute, wünſchte den Plan zu ſeiner Maltheſer-Tragödie zu ſehen. Schiller arbeitete jetzt für ihn das Schema dieſer Tragödie in's Reine; es iſt wahrſcheinlich derſelbe Entwurf, der ſich in der Sammlung ſeiner Werke findet. Es iſt ſehr zu bedauern, daß Schiller den Plan nicht ausgeführt hat. So viel man nach dem uns Erhaltenen urtheilen kann, würde er uns eine Aeſchyleiſche Tragödie geliefert haben, welche an Erhabenheit beinahe alle ſeine anderen Tragödieen übertroffen hätte. Die Scenen, in denen ſich der Großmeiſter und St. Prieſt dem Tode weihen und auch die übrigen Ordensglieder mit ihrem Heldenſinne

erfüllen, St. Priest's Leichnam auf die Bühne gebracht wird, und der Vater die hohe Bestimmung seines verklärten Sohnes preis't — enthalten den erhabensten Heroismus, und mußten zur Darstellung dessen drängen, wodurch der Mensch dem Geschicke überlegen ist. Das Schicksal wird hier, besser als durch Redensarten, durch die furchtbare Türkenmacht im Hintergrunde repräsentirt, welche die Insel umgürtet hat, und die kleine Schaar der Ritter zu erdrücken droht, und die um so schrecklicher erscheint, da wir sie nicht unmittelbar vor uns spielen sehen, sondern von ihren Verwüstungen nur aus dem Munde derer hören, welchen diese ebenfalls bevorstehen. Das Grandiose der Bestürmung des Forts St. Elmo, welche eigentlich der Stoff der Tragödie ist, wird durch die Befürchtungen und Entschlüsse der nicht unmittelbar theilnehmenden Ritter gesteigert. Es ist eine doppelte Handlung, eine auf und eine zweite hinter der Scene, die mit einander in Wechselwirkung stehen. Dabei ist der Plan ganz einfach und natürlich, wodurch sich der Entwurf dieses Stücks zu seinem Vortheile von der Braut von Messina unterscheidet, deren Composition an sehr schwachen Fäden hängt. Dem Chore ist in den Maltheſern eine freiere, selbstständigere Stellung angewiesen, als in jenem Schauspiele: er vertritt den reinen, guten Geist des Ordens. Kurz, in dem Schema liegen nur Keime des Gedeihlichen.

Gegen Ende Novembers 1799 genas Schiller's Gattin von ihrer schweren Krankheit, und schon am 3. December

hielt die Schiller'sche Familie ihren Ueberzug von Jena nach Weimar.

Mit dem Gedanken, Jena gegen Weimar zu vertauschen, hatte sich unser Freund seit Jahren getragen. Schon im Herbste 1795 spricht Humboldt in einem Briefe an ihn davon, daß der Aufenthalt in einer größern Stadt ihm mehr Stoff von Außen zuführen, und ihm eine frohere, mannichfaltigere Existenz gewähren würde; denn er lebe doch meistentheils in einer wahren Einsamkeit. Humboldt räth ihm daher, seinen früher einmal lebhaft ergriffenen Plan wieder hervorzusuchen — nämlich nach Weimar zu ziehen. Bis dahin ging noch manches Jahr hin. Es wurde ihm 1798 die Würde eines Professor ordinarius zu Theil, von welcher er nur wünschte, daß sie ihn möchte wärmer halten; denn etwas Reelles war nicht damit verknüpft. Daß er aber jetzt einen Schwager und eine Schwägerin in Weimar hatte, war ein neuer Reiz, der besonders für seine Frau sehr anlockend seyn mußte. Goethe rieth ihm, er solle sich nach einem Quartier für den Winter in Weimar umsehen; aber ein solches ließ sich, da die Wohnungen in der Residenz überhaupt selten und theuer waren, doppelt schwer finden. Als er den Wallenstein vollendet hatte, erwachte die alte Idee mit neuer Stärke, und selbst der allgemeine Beifall schwellte und erweiterte seine Wünsche. Gerade im Sommer 1799 war Goethe durch Geschäfte und Störungen gehindert, daß er eine Zeit lang gar nicht nach Jena kommen konnte, und es wandelte den einsamen Dichter oft

eine große Sehnsucht nach Gedankentausch mit einem gleichgestimmten Geiste an. „Es wird meiner Existenz einen ganz andern Schwung geben," schrieb er an Goethe, „wenn wir wieder zusammen sind, denn Sie wissen mich immer nach Außen zu treiben; wenn ich allein bin, versinke ich in mich selbst." Was sollte er auch noch in Jena weilen, wo ihn kein Geschäft band, wo man mit den Philosophen selbst nur Karten spielen konnte?

Bei der Ausarbeitung seiner Maria Stuart fühlte er das Bedürfniß theatralischer Anschauungen besonders lebhaft. „Ich werde mich schlechterdings entschließen müssen, die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Die ökonomischen Mittel zur Realisirung dieser Sache sollen mich zunächst beschäftigen." Goethe versprach das Seinige zu thun, um dieses löbliche Vorhaben zu erleichtern. Die größten Schwierigkeiten machte die Wohnung. Auf einen Vorschlag Goethe's, daß er selbst, von seiner Familie getrennt, in einem Quartier im herzoglichen Schlosse wohnen möchte, wollte er nicht eingehen. Er werde es immer vorziehen, antwortete er, wenn es sich machen lasse, mit seiner Familie zusammen zu wohnen. Es traf sich endlich, daß er das Logis miethen konnte, worin bisher seine alte Freundin, Frau von Kalb, gewohnt hatte.

„Sobald Sie wegen ihres Quartiers einig sind," schrieb Goethe, „wollen wir für Holz sorgen, ein Artikel an den man in Zeiten denken muß." Es war Schiller's schon vor fünf Jahren eine Zulage versprochen worden

und ſein Herzog war ihm immer huldreich geweſen; Schiller wandte ſich jetzt an ihn in einem noch erhaltenen Briefe. Das einfache, wahrhaftige Schreiben drückte ganz den ehrenfeſten Charakter eines Biedermannes aus, der ſich ſeinem gütigen Fürſten mit vollem Vertrauen nahen darf. Wie hätte ſein rechter Sinn auch die rechte Sprache verfehlen können? Schiller's Bitte war übrigens auch dadurch motivirt, daß der Herzog in dem verfloſſenen Jahre den Wunſch zu erkennen gegeben hatte, er möchte öfter nach Weimar kommen und länger dort bleiben; auch hoffte Schiller durch ſeine Gegenwart dem Theater nützen zu können, wozu er ſich gegen Goethe von ganzem Herzen erbot. Dieſem war, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, das Kunſtſtück nie gelungen, mit ſeinem Anordnen und Befehlen ein äſthetiſches Anregen und Beleben zu verbinden. „Der Herzog beſtimmte Schiller'n," ſo erzählt Goethe bei Eckermann, „damals einen Gehalt von jährlich tauſend Thalern und erbot ſich, ihm das Doppelte zu geben, im Falle er durch Krankheit verhindert ſeyn ſollte zu arbeiten. Schiller lehnte dieſes letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. Ich habe das Talent, ſagte er, und muß mir ſelber helfen können. Nun aber bei ſeiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren mußte er, der Exiſtenz wegen, jährlich zwei Stücke ſchreiben, und um dieſes zu vollbringen, trieb er ſich, auch an ſolchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; ſein Talent ſollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote ſtehen."

Diese Angaben sind freilich nicht ganz richtig; denn aus einem Briefe Schiller's an seine Mutter am 9. October 1799 [1]) erhellt, daß ihm bei seinem Weggehen von Jena nur vierhundert Thaler jährlichen Gehalts zugesichert waren. „Wir stehen uns jetzt doch," schreibt er, „mit dem, was uns meine Schwiegermutter jährlich gibt, auf etwas über tausend Reichsgulden; dies nehme ich ein, ohne etwas dafür zu thun, und eintausend vierhundert Gulden, die ich noch außerdem brauche, habe ich noch alle Jahre durch meine Bücher verdient." So glaubte er denn seine Uebersiedelung nach Weimar wagen zu dürfen. Für seine eben genesene Gattin war es ein dringendes Bedürfniß, den schmerzlichen Erinnerungen ihrer Krankheit zu entfliehen, um in einer neuen Umgebung die gewohnte Heiterkeit wieder zu gewinnen. Was Schiller selbst erwartete, darüber drückt er sich gegen Goethe so aus: „Zwar verberge ich mir nicht, daß sich von dem Einflusse der dortigen Societät eben nicht viel Ersprießliches erwarten läßt, aber der Umgang mit Ihnen, einige Berührungen mit Meyer, das Theater und eine gewisse Lebenswirklichkeit, welche die übrige Menschenmenge mir vor Augen bringen muß, werden gut auf mich und meine Beschäftigung wirken."

Die innigste Liebe und Verehrung folgte Schiller und seiner Frau von Jena nach. Schon den andern Tag nach dem Ueberzuge schrieb Frau Griesbach, in deren Hause die

[1]) S. meine größere Schrift, Th. 4, S. 131.

Schiller'sche Familie gewohnt hatte: „Unmöglich kann ich bis Sonnabend warten, bis ich erfahre, wie Sie sich alle befinden, wie Ihnen nach der großen Arbeit und Unruhe die Reise bekommen ist? wie die Veränderung auf die Frau Hofräthin gewirkt hat? und wie es den kleinen Schätzchen auf der Reise ging? Ich bitte Sie, lieber theurer Freund, mir diese Fragen durch irgend Jemand beantworten zu lassen. Ich war so gewohnt, mit Ihnen zu leben, daß mir jedesmal die Thränen in die Augen kommen, wenn Eins von uns fragt: Wie mag es jetzt bei Schiller's gehen? Daß ich Sie alle nicht sehe, darüber bin ich ruhig — denn Sie leben in meinem Herzen, und ich weiß, daß auch Sie und die Ihrigen uns nicht vergessen. Nur das ängstigt mich, daß ich nicht weiß, wie Sie sich alle befinden."

In Weimar wurden Schiller's äußere Lebensverhältnisse bald anmuthiger, mannichfaltiger und fördernder, als sie in Jena hatten seyn können. „Die Nähe des Theaters," sagt Frau von Wolzogen, „und seine Einwirkung auf dasselbe erhielten ihn in einer ihm zusagenden äußeren Thätigkeit."

Erweiterte sich seine Wirksamkeit durch seinen Verband mit dem Theater, so kann man sagen, daß sich in Weimar auch sein Familienkreis ausdehnte durch die Wiedervereinigung mit Schwager und Schwägerin, die hier lebten. Es war hier nicht, was freilich auch schon seinen großen Werth hat, ein bloßes Zusammenrücken zweier

Haushaltungen zu Dienst und Gegendienst und zu gewöhnlicher verwandtschaftlicher Geselligkeit. In Caroline von Wolzogen fand Schiller ja seine geistesverwandte Freundin von Rudolstadt her, und in seinem Schwager einen alten Akademiefreund wieder. Wilhelm von Wolzogen erheiterte und belebte die ernste Thätigkeit und das zurückgezogene Leben des Dichters durch seine vielseitige Weltansicht. Schiller, erzählt seine Biographin, nahm Theil an dem Geschäftskreise des Landes, an den Reisen und politischen Verhandlungen, die Wolzogen übertragen waren. Dieser dagegen flüchtete sich gern aus dem Unmuthe, den verdrießliche Dienstgeschäfte erzeugen, zu dem einsamen Weisen; und in den originellsten Einfällen machte sich die innere Freiheit Luft. Schiller freute sich der Wirkung seiner Poesie auf eine so klare Vorstellungskraft und ein durch das Leben erprobtes Gemüth, und er pflegte zu sagen: „Wenn es bei dem durchdringt, so ist es gewiß tüchtig.“ — „So hatten wir,“ beschließt Caroline von Wolzogen, „in innerer Geistes- und Herzensfülle ein Paradies der Unschuldswelt um uns hervorgezaubert, in dem allein der lebendige Schöpfungsquell lauter rinnt. Nichts Feindseliges war um uns her, keine kleinliche Kritik drängte sich in unsern Kreis; in vertrauter Freundschaft lebten wir geborgen vor lästigem Andrange, bei vernünftiger Einrichtung sicher, und sahen unsere Kinder um uns aufblühen.“

Schiller's Weltansicht erweiterte und individualisirte sich durch mannichfachere Beziehungen zu Menschen und Ständen

immer mehr. Herzog Carl August war auf einen Dichter stolz, welchen schon vor Jahren zuerst öffentlich anerkannt und die Zeit her mit seiner Huld immer begleitet zu haben, er sich rühmen konnte, auf einen Dichter, für den sich jetzt die Stimme der Nation entschieden hatte. In welchem nahen freundschaftlichen Verhältnisse Schiller mit dem Herzoge stand, sieht man aus des Letztern Briefen an den Dichter, welche im Weimarsalbum zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst mitgetheilt worden sind. Als Schiller den Entschluß gefaßt hatte, seinen Wohnort nach Weimar zu verlegen, schrieb ihm sein gütiger Fürst am 11. November 1799: „Der von Ihnen gefaßte Vorsatz, diesen Winter, und vielleicht auch die folgenden hier zuzubringen, ist mir so angenehm und erwünscht, daß ich gern beitrage, Ihnen diesen Aufenthalt zu erleichtern; zweihundert Thaler gebe ich Ihnen von Michaelis dieses Jahres an Zulage. Ihre Gegenwart wird unseren gesellschaftlichen Verhältnissen von Nutzen seyn, und Ihre Arbeiten können vielleicht Ihnen erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen schenken, und sie durch die Mittheilung der noch im Werden seyenden Stücke beehren wollen. Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, indem man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sich isolirt. Mir besonders ist die Hoffnung sehr schätzbar, Sie oft zu sehen, und Ihnen mündlich die Hochachtung und Freundschaft wiederholt versichern zu können, die ich für Sie hege.“ Er zog ihn nicht selten in

den Kreis seines Umgangs, wo der Dichter der vollen Freiheit genoß, die er am wenigsten von allen Menschen entbehren konnte. Frau von Wolzogen erzählt: „Wenn sich der Herzog mit seinem eigenthümlichen, dem Genius manchmal widerstreitenden Geschmack der Dichtungswelt näherte, war die Berührung nur leise und lös'te sich gewöhnlich in heitern Scherz auf. In solchen Gesprächen, worin Realismus und Idealismus sich kreuzten, war er sehr geistvoll und witzig. Als Weltmann sprach er oft über poetische Ansichten ab; aber in der That störte er durchaus nicht die Freiheit, in welcher allein der Genius schaffend sich regen kann, und unter seinem Schutze tanzten die Musen in ihrem eigenen Rhythmus ungestört dahin."

Die edle, hochsinnige Gemahlin des Herzogs hegte eine innige Anneigung zu Schiller's Werken, und ihr Verhältniß zu ihm war wahrhaft, freundschaftlich. Schiller mußte ihr manche seiner Gedichte schon vor dem Drucke mittheilen. Selbst mehrere seiner ästhetischen Abhandlungen, z. B. über Anmuth und Würde, hatte sie mit Vergnügen gelesen. Als er sich mit dem Plane trug, nach Weimar zu ziehen, bestärkte sie ihn in diesem Vorsatze durch folgende Zeilen vom 21. October 1799: „Die gewisse Hoffnung, Sie, Herr Hofrath, bald auf immer hier zu sehen, macht mir viel Freude, und wird durch die angenehme Aussicht eines nähern Umganges mit Ihnen, wozu Sie mir Hoffnung geben, noch erhöht. Es freut den Herzog, daß Sie in Zukunft ihm den Plan zu Ihren Theaterstücken mittheilen

wollen, und ich zweifle nicht, daß die Maltheſer ihm noch gefallen werden, da das Ganze ſo viel Schönes und Eigenes haben wird. Was mich anbetrifft, ſo würde ich es ungemein bedauern, wenn Sie das ſchöne Unternehmen aufgeben wollten. Ich bin über die gütige Art, womit Sie das kleine Geſchenk, welches Ihre Frau Gemahlin von mir erhalten, aufnahmen, ungemein gerührt, und wünſche, daß es Sie bisweilen an Diejenige erinnern möge, die Ihnen beiden mit vieler Freundſchaft und Theilnahme zugethan iſt: Luiſe von Weimar." — Unter mehreren anmuthigen, jugendlichen Geſtalten des Hofes fühlte ſich Schiller beſonders durch die Liebenswürdigkeit ihrer herrlichen Tochter, der Prinzeſſin Caroline, erfreut, welche im Jahre 1816 als Erbgroßherzogin von Mecklenburg in der Blüthe ihrer Jahre ſtarb.

Es iſt aber natürlich, daß ſich unſer Dichter, dem es zuwider war, ſich Zwang aufzulegen, obwohl er die Umgangsformen mit Großen von der Carlsſchule her ſehr gut kannte und ſogar mit einer ängſtlichen Genauigkeit beobachtete, am wohlſten in dem Kreiſe fühlte, den die Herzogin Mutter Amalia um ſich gebildet hatte. Hier erinnerte nichts an Standesunterſchiede, die ihn in der Converſation zurückhaltend machten. Die Fürſtin ſelbſt hatte den Muth, ſich über die eingeführte Convenienz und das, was man in gewiſſen Kreiſen der höhern Geſellſchaft für ſchicklich hält, wegzuſetzen, und der gebildete Geiſt konnte hier in eigenthümlicher Hülle frei, friſch und heiter erſcheinen.

Mit Wieland, dem gefeierten Gesellschafter und warmen Verehrer der Herzogin, blieb Schiller immer befreundet. Freilich stand er jetzt, wo er sich zur Vollendung seiner Poesie erhoben hatte, und eines solchen Ruhms und des Beifalls der Besten genoß, Wielanden ganz anders gegenüber, als vor eilf Jahren, während seines ersten Aufenthalts in Weimar. Die Differenz beider Naturen war unterdeß durch Schiller's nicht ganz billigende Aeußerung über Wieland's Poesie [1]) und bei Gelegenheit der Xenien klar hervorgetreten. Aber den Menschen mußte Schiller in Wieland immer achten und lieben, und so blieben beide Männer durch ein offenes, redliches Vertrauen einander befreundet, um so mehr, als Wieland immer bereitwillig Schiller's höhern Genius anerkannte und sich ihm untergeordnet zu haben scheint.

Von Herder'n dagegen entfernte sich Schiller, wie Goethe, mit den Jahren. Gerade die Horen, welche, da Herder in der ersten Zeit ein fleißiger Mitarbeiter war, ein Bindungsmittel hätten seyn können, dienten dazu, beide Männer aus einander zu rücken. Von der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung sagte zwar Herder alles Gute, erklärte sich aber mit manchen Urtheilen über Schriftsteller nicht einverstanden. Er schließt seinen Brief hierüber an Schiller mit den Worten: „Da die Abhandlung noch nicht gedruckt ist, darf ich bitten, daß Sie mich

[1]) Schiller's Werke (Octavausg.), B. 12, S. 275.

aus der Zahl der Dichter weglaſſen? Ich gehöre wirklich mit meinen Armſeligkeiten nicht hinein; und es iſt deſſen Probe genug, daß Sie durch Citation der zerſtreuten Blätter, wie durch ein Eingangsbillet, mir dahin den Weg erſt verſchaffen mußten. Bei Balde bin ich bloß Ueberſetzer, nicht Dichter. — Alſo auch um der Horen ſelbſt willen, bitte ich, laſſen Sie meinen Namen weg. Ich bin kein Dichter." Eine gereizte Stimmung iſt in dieſen Zeilen, wie in früheren, nicht zu verkennen. Wirklich thut jetzt dieſer Aufſatz, wie er uns gedruckt vorliegt, Herder's mit keiner Sylbe Erwähnung, obwohl er ſonſt alle, nur einigermaßen bedeutende deutſche Dichter kurz charakteriſirt. Auch wurden Herder'n die Horen durch einen heftigen Ausfall von Fr. Aug. Wolf gegen ſeine Abhandlung „Homer, ein Günſtling der Zeit," [1]) verleidet, worin er ihn eines abſichtlichen Plünderns verdächtigte. Länger blieb er dem Muſenalmanach treu, den er mit den trefflichſten Gedichten ausſtattete; aber als die Xenien erſchienen, ließ er es die Monatsſchrift entgelten, und ſprach ein ſehr derbes Wort über ſie aus.

Herder konnte in ſeiner amtlichen Stellung ſeinem Genius nicht freien Lauf laſſen. Das Beſte, ſagte er, was ich ſchreibe, iſt, was ich ausſtreiche. Er verbitterte ſich das letzte Decennium ſeines Lebens dadurch, daß er ſeine großen Zeitgenoſſen nicht anerkennen wollte, ſo daß Goethe ſagte:

---

[1]) Horen 1795, St. 9.

„Ich möchte nicht in seiner Haut stecken.“ Er that sich Gewalt an und überredete Andere, daß er von dem nichts wisse, was er doch täglich sehen und hören mußte, und kam in Widerspruch mit sich selbst, indem er sich gegen fremde Ueberlegenheit sträubte. Sein Gegensatz zu Schiller spricht sich schon in Beider Styl aus. Man braucht sich nur den streng gehaltenen und festumschlossenen Styl Schiller's und zugleich die nachlässig leichte und oft zerfließende Schreibart Herder's zu vergegenwärtigen, um den großen Abstand beider Naturen gleichsam im Bilde zu schauen. Schiller beherrschte und erschöpfte Alles durch seinen tiefen Verstand, Herder umfaßte und sammelte Alles durch seine glückliche Phantasie.

Am stärksten aber kam dieser Gegensatz bei Gelegenheit der Kantischen Philosophie zur Sprache. Schon am 28. October 1794 schreibt Schiller: „Herder kann mir, wie es scheint, meinen Kantischen Glauben nicht verzeihen.“ Als Herder sogar gegen den Königsberger Philosophen die Feder meinte ergreifen zu müssen, und einige Sendschreiben erließ, da äußerte sich Schiller im stärksten Tone: „Die Schrift hat mich angeekelt; ich kann's nicht läugnen, sie zeigt einen gegen lautere Ueberzeugung verstockten Sinn, eine incorrigible Gemüthsverhärtung, Blindheit wenigstens, wenn keine vorsätzliche Verblendung u. s. w.“ Beim Erscheinen endlich der Herder'schen Metakritik meinte Schiller, man könne bei dieser Komödie, die bunt und lärmend genug werde, als ruhiger Zuschauer seinen Platz nehmen,

— und das Buch könne nicht allgemein genug bekannt werden.

Aus gleicher Quelle mit dieſem Widerwillen gegen Herder's Metakritik und deſſen ganze Art zu philoſophiren, floß auch Schiller's Gleichgültigkeit gegen die Syſteme, welche Schelling und Fichte nach Kant aufſtellten. Mit Schelling, ſo lange dieſer in Jena lebte, ſtand er in freundſchaftlichem Verhältniſſe, und einige an Schiller gerichtete Briefe ſprechen Dankbarkeit und Vertrauen aus — ſeiner Philoſophie aber konnte der kritiſche Denker ſo wenig beipflichten, als es ihm unmöglich war, ſich in zurückgelegte Bahnen zu verſetzen. Auf dieſem ſchnell verlaſſenen Standpuncte war ja die „Theoſophie des Julius" entſtanden, durch welche Schiller die Grundideen der Schelling'ſchen Lehre vorausnahm, und deren Unhaltbarkeit er im letzten Briefe des Raphael an Julius hinlänglich nachgewieſen hatte.

Noch weniger, als mit Herder, entſtand mit Jean Paul Friedrich Richter ein Verhältniß, der ſich damals in Weimar niedergelaſſen hatte und bis zum Frühjahre 1800 hier lebte. Als Jüngling hätte ſich Schiller mit einem ſo hoch begeiſterten, rein fühlenden, reich ausgeſtatteten Geiſte ohne Zweifel innig befreundet; jetzt aber ſtieß ihn die Regelloſigkeit ſeiner Werke ab. Wie hätte der disciplinirteſte unter den Dichtern, der die Schönheit ganz in der vollendeten Form ſuchte, an den Producten der ſittlich trunkenen genialen Ungebundenheit auch des herrlichſten Menſchen

Gefallen finden können? Er hätte das Resultat seiner ästhetischen Studien und so vieler Verhandlungen mit Goethe aufgeben, ja sich selbst vernichten müssen! Uebrigens wußte er sein Gutes zu schätzen. Goethe hatte ihm 1795 den Hesperus zugeschickt. Schiller antwortete: „Das ist ein prächtiger Patron, dieser Hesperus, den Sie mir neulich schickten. Er gehört ganz zu dem Tragelaphengeschlechte, ist aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune, und hat manchmal einen recht tollen Einfall, so daß er eine lustige Lectüre für die langen Nächte ist. Er gefällt mir noch besser, als die Lebensläufe." Im folgenden Jahre besuchte Richter, nach einem längern Aufenthalte in Weimar, unsern Freund. Er berichtet selbst über diesen Besuch: „Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremden zurückspringen. Er erwartete mich aber, nach einem Briefe von Goethe. Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer, schneidender Kräfte — aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich, als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig, und setzte mich durch seinen Antrag auf der Stelle zu einem Collaborator der Horen um, und wollte mir einen Naturalisationsact in Jena einreden." Und welchen Eindruck machte er selbst dagegen auf den Andern? „Ich habe," äußert sich Schiller gegen Goethe, „ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie Einer, der aus dem Monde gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur

nicht mit dem Organe, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur einmal und kann also noch wenig von ihm sagen." Es war das Jahr des Xenienalmanachs, worin Jean Paul um so eher bedacht wurde, da er sich in Bezug auf Goethe in einem Briefe an Knebel die „arrogante" Aeußerung erlaubt hatte, man bedürfe in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäus, als eines Properz. Hiermit war die Trennung öffentlich ausgesprochen, der Krieg erklärt. Als er im Herbste 1798 in Weimar seine Wohnung aufgeschlagen hatte, schloß er sich ganz an den vereinzelt stehenden Herder an, welcher in seinem bittern Unmuthe Jean Paul's reichen, überströmenden Dichtergeist, sein für Tugend schlagendes Herz weit über die gemüthlosen, nur formgerechten Producte jener Anderen stellte: „denn er bringe wieder neues, frisches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst." Ist es zu verwundern, daß auch Richter für einen solchen warmen Verehrer Partei nahm? Es dünkte ihm schön, sich für den geliebten Mann aufzuopfern. Als er endlich Herder's Metakritik in der Handschrift verbesserte und mit Anmerkungen versah, hatte er es mit Schiller ganz und für immer verdorben, und seiner geschieht von der Zeit an in den Briefen nirgends mehr Erwähnung.

Indem ich hier von Mißverhältnissen spreche, wie sie in dem selbstständigen Entgegentreten der bedeutendsten Menschen am leichtesten sich bilden können, sey mir erlaubt, noch über die eigene Stellung Schiller's zu den beiden

Schlegel ein paar Worte zu sagen, ehe ich zu seinem engsten Lebenskreise in Weimar zurückkehre. Beim Beginne der Horen und des Musenalmanachs trat er mit den talentvollen, vielfach gebildeten und aufstrebenden Brüdern, besonders mit dem jüngern, in ein freundschaftliches literarisches Verhältniß. August Wilhelm Schlegel stattete die Horen, so wie die ersten vier Musenalmanache mit schätzbaren Beiträgen aus. Er übernahm es, über die Poesieen der Horen für die allgemeine Literaturzeitung Recensionen zu liefern. Schlegel's noch vorhandene Briefe aus dieser Zeit sprechen eine ungeheuchelte Verehrung aus. Sehr feine und treffende Urtheile, die er über Schiller's damalige und frühere Gedichte fällte, Urtheile, die zum Theil mit dessen eigenen Ansichten auf's Genaueste zusammentrafen, mußten ihm den trefflichen jungen Mann sehr werth machen. Auch ist keine Frage, daß Schiller durch sein Beispiel, so wie durch Theilnahme, Anregung und Lehre auf Schlegel's Bildung und literarische Laufbahn den entschiedensten Einfluß hatte. Als die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung erschienen war, welche für die Kritik und Poesie der beiden Schlegel und ihrer Anhänger gesetzgebend wurde, äußerte sich A. W. Schlegel darüber in einem Briefe so einsichtsvoll und beifällig, daß Schiller ihn in seiner Nähe zu haben wünschte. Zuvorkommend fragte er bei Schlegel an, ob er nicht etwa Jena zu seinem Aufenthalte wählen könnte, welche Einladung lange gehegten Wünschen begegnete. „Wie

sehr ich mich," schrieb Schlegel, „auf eine Wallfahrt in diesen Theil von Sachsen freue, der schon seit beträchtlicher Zeit, und seit Kurzem mehr, als jemals zuvor, ein Mittelpunct deutscher Bildung ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Ihr Beifall ist mir bei meinen Unternehmungen die günstigste Vorbedeutung." Schiller meinte, er würde durch Vorlesungen im Fache der alten Literatur in Jena sein Glück machen, und so sehen wir A. W. Schlegel seit 1796 mehrere Jahre in Jena sich aufhalten.

Von dieser Zeit an traten manche Mißhelligkeiten ein, die Verschiedenheiten im Charakter und in der Geistesrichtung beider Männer stellten sich schärfer hervor, und ein Mißverhältniß, welches bald zwischen Schiller und dem jüngern Bruder, Friedrich Schlegel, entstand, trennte sie noch mehr. Auch Friedrich Schlegel scheint Anfangs unserm Schiller sehr zugethan gewesen zu seyn. In noch vorhandenen Briefen bringt er ihm für die Belehrungen, die er aus seinen ästhetischen Abhandlungen erhalten, den wärmsten Dank, und sagt, die Philosophie der Kunst sey durch Schiller in wenigen Monaten um viele Jahre älter geworden, er habe um die Wiederherstellung der Kunst einen zweifachen Lorbeer verdient. Aber Schiller war ihm bald entschieden abgeneigt, namentlich seitdem er sich ungünstig über den Musenalmanach von 1796 geäußert, wofür Schiller seine Gallomanie im nächsten Almanach in einer Reihe von Xenien geißelte. Friedrich Schlegel rächte sich durch eine bittere Recension der Horen, und da Schiller

seinen Bruder, wie es scheint, im Verdacht hatte, jene Beurtheilung mit verfaßt, oder doch vor ihrer Veröffentlichung um sie gewußt zu haben, so kündigte er ihm jedes fernere Verhältniß auf. Das Nähere dieses Zerwürfnisses ist nicht bekannt, aber es hat sich noch ein Brief erhalten, worin August Wilhelm und seine Gattin ihre Unschuld an dem Schritte des Bruders betheuern und ihr tiefes Bedauern ausdrücken, daß August Wilhelm Schlegel in Gefahr stehe, ein Glück einzubüßen, welches ihm so nahe am Herzen liege.

Eine mündliche Verständigung scheint wieder ein leidliches Verhältniß hergestellt zu haben, denn August Wilhelm blieb ein rüstiger Mitarbeiter der Horen und des Musenalmanachs. Aber in dem Briefwechsel mit Goethe spricht sich seit jenem Bruche mit Fr. Schlegel eine Abneigung gegen beide Brüder aus, welche zunahm, je mehr sie von der strengen classischen Form zu Gunsten der romantischen Dichtung abwichen. Denn sie bildeten die Grundunterscheidung der naiven und sentimentalischen Dichtung ganz anders aus, als sie ihr Urheber im Sinne hatte. Während Goethe immer milder, oder soll ich sagen billiger? von dem Brüderpaare urtheilte, rügte Schiller in seinen Briefen „die vielen egoistischen und widerwärtigen Ingredienzien", womit die Tugend eines gewissen Ernstes und eines tiefern Eindringens in die Sachen, die man allerdings beiden Schlegel, besonders aber dem jüngern, nicht absprechen könne, gemischt sey, sprach von der „Dürre, Trockenheit

und sachlosen Wortstrenge" ihrer ästhetischen Urtheile; ja er kam endlich, wie Goethe bei Eckermann sagt, bis zu dem nicht zu verantwortenden Ausspruche, daß ihm Kotzebue lieber sey, als diese Kritiker, weil der doch etwas hervorbringe. Vielleicht war es auch ihre immer ausschließender werdende Vergötterung Goethe's und jener Satz (den er ganz auf sich deuten konnte und der den Stab über seine Dichtweise brach), daß das wahre Hervorbringen in Künsten ganz bewußtlos sey, was Schiller erbitterte. Es kam das leichte, bisweilen aber doch auch etwas oberflächliche Talent und der große Umfang des historischen und sprachlichen Wissens beider Brüder dazu, welches aber mit weniger scharf zersetzendem und tief eindringendem Urtheile, ja bei Fr. Schlegel mit einer gewissen verworrenen Trübheit des Geistes verbunden war, — was alles zusammen ihr Wesen dem seinigen heterogen machte. Solche Differenzen konnten eine entschiedene Antipathie hervorrufen, da sie sich noch tiefer in die Charaktere hinabsenkten. Während die Schlegel Schiller's moralischen Enthusiasmus und die sittlich-philosophische Höhe seiner Muse als Bornirtheit belächeln konnten, mochten ihm manche Momente ihres freiern oder ungebundenen Lebens als Libertinage und Frivolität zuwider seyn. Aber es erleidet keinen Zweifel, daß der ältere Bruder einen Theil der Abneigung tragen mußte, welche eigentlich nur dem jüngern galt.

Nach solchen Zerwürfnissen ist es doppelt angenehm,

über freundliche Beziehungen zu sprechen, die von Jena aus fortbestanden, oder sich in Weimar enger knüpften.

Unter den Frauengestalten zog ihn besonders Amalia von Imhof, die Verfasserin der Schwestern von Lesbos, an, die auch von Goethe ausgezeichnet wurde. Auch mit Frau von Stein und Charlotte von Kalb, mit welcher er schon von Mannheim her befreundet war, lebte er jetzt wieder an Einem Orte zusammen. Letztere war eine von den Frauen, welche für Schiller's Bildung von entschiedenem Gewichte waren, und wenn sie ihm auch jetzt nicht mehr so viel seyn konnte, als in Mannheim, so stand er ihr doch fortwährend nahe, wie aus ihren vielen Briefen an ihn hervorgeht. Geistreich, ideenvoll, vielseitig gebildet, in ihrer kühnen Seelenstärke beinahe ihrem Geschlechte entwachsen und durch kein Herkommen beschränkt, zugleich voll glühender Empfindung und von nüchternem, scharfem Blicke in's Leben — so war dieses Weib, wohl eine der merkwürdigsten Frauen Deutschlands, die mit den in neuester Zeit in der Literatur berühmt gewordenen alle außerordentlichen Eigenschaften gemein hat, ohne, bei soliderer Cultur des Verstandes, ihre krankhafte Ueberspannung zu theilen. Man kennt diese Frau durch die begeisterte Schwärmerei, mit der sie sich eine Zeit lang an Jean Paul anschloß, den sie sogar heirathen und sich von ihrem Manne scheiden lassen wollte, und durch ihre hinreißenden Briefe an den geistesverwandten, sittlich zärtlichern Dichter. Auch in den Briefen an Schiller zeigt sie sich als ein

großherziges, denkendes, seltenes Weib, welches sich für Philosophie eben so sehr, als für Dichtkunst interessirte. Ihre Schilderungen der gesellschaftlichen Zustände sind fein und schlagend, wir treffen überall auf wahre Bemerkungen und häufig auf „ewige Geistesworte, mit warmem Herzblute geschrieben," treu malt sich in ihren Worten ihr Seelenleben, und ihre tiefen Leiden erschüttern unser Herz. Das Leben dieser Freundin Schiller's verdiente in hohem Grade charakterisirt und eine Auswahl ihrer Briefe bekannt gemacht zu werden.

Unter den ausgezeichneten Männern Weimars war der geheime Rath von Voigt einer von denen, mit welchen Schiller fortwährend in nahem Verhältnisse blieb. Dieser treffliche Mann nahm auch an den trockensten Berufsarbeiten ein reges Interesse, wenn er davon einigen Nutzen und Dienst für seine Mitbürger hoffen konnte. Er erleichterte sich die Last des Actenwesens und hielt sich bei dem Mechanismus der Geschäfte den Geist elastisch durch das freie Spiel der Dichtkunst. Als er beim Herzoge die Zusicherung erwirkt hatte, daß Schiller's Gehalt im Nothfalle verdoppelt werden sollte, benachrichtigte er ihn hiervon mit den Worten: „Es ist mir eine besondere Freude, durch meine geringen Dienste zur Erfüllung Ihrer Wünsche beigetragen zu haben, in der eigennützigen Ueberzeugung, daß Sie nunmehr Ihren Freunden und unserer literarischen Republik in Jena ferner angehören werden, und daß Sie mich Ihrerseits ferner des Namens Ihres Freundes

würdig halten, den ich mir so gern gebe." Ein so herzlich eingeleitetes und von Schiller sorgfältig unterhaltenes Verhältniß knüpfte sich noch fester, als die Schiller'sche Familie sich nun in Weimar niedergelassen; und der edle, durch seine amtliche Stellung und Verbindung mit dem Hofe höchst einflußreiche Mann leistete Schiller und seinem Schwager Wolzogen wesentliche Freundschaftsdienste.

Demselben Kreise der Gesellschaft gehörte auch Friedrich von Einsiedel an, der als Geheimer Rath und Oberhofmeister in Weimar lebte, und sich unter anderen poetischen Schriften besonders durch seine Bearbeitung der Brüder des Terenz für das Theater bekannt gemacht hat. Thätiger Eifer für Poesie und Schauspielkunst, die er auch theoretisch zu ergründen suchte, hielten ihn in Verbindung mit Schiller, und Frau von Wolzogen schildert ihn als einen heitern, kenntnißreichen Mann von kindlich naivem Sinne, gutmüthigem Humor und vollkommener Sicherheit im Umgange. Ob aber Schiller mit Knebel, dem frühern Erzieher des Prinzen Constantin, häufigen Umgang hatte, möchte ich bezweifeln. Uebrigens erschienen die von Knebel übersetzten Elegieen des Properz ursprünglich zerstreut in den Horen.

Eine eigene Stellung hatte Schiller zu dem Oberconsistorialrath und Gymnasialdirector Böttiger. Er mochte ihn eigentlich nicht und zürnte ihm einmal höchlich wegen der unbesonnenen Verwendung eines Manuscripts; aber er konnte den gelehrten, mit Allem bekannten Mann auch

nicht entbehren, und seine sich unterordnende und anschmiegende Dienstbarkeit war nicht leicht abzuweisen. Schiller holte sich öfters, z. B. als er seinen Ibykus dichtete und beim Entwurfe des Warbeck, über historische Dinge Rath bei ihm, und mochte sich auch wohl seiner höchst feinen Kunsturtheile erfreuen. Freilich übereilte Böttiger sich auch bisweilen in seinen Aussprüchen, wie z. B., als er den Octavio Piccolomini in einer Recension einen „Buben" nannte, was er auf Schiller's Verweis reuig zurücknahm.

Wie Goethe Schiller'n von Böttiger, der ihm zuwider war, abzog, so befreundete er ihn mit dem Maler Meyer, auf welchen jener bekanntlich außerordentlich viel hielt. Meyer scheint sich Schiller'n durch einen anspruchslosen, ehrlichen und ernsten Sinn achtbar gemacht zu haben. Er war ihm, wie in noch höherm Grade Goethe'n, dadurch von unschätzbarem Vortheile, daß er ihn in Verbindung mit der bildenden Kunst und ihren Erzeugnissen setzte, und ihm Gelegenheit gab, seine Natur nach dieser Seite hin auszudehnen. Er war häufig als der dritte mit ihm und Goethe zusammen. Von eigentlicher idealer Bildung und höherer intellectueller Cultur scheint indeß nicht viel in Meyer gewesen zu seyn, was mit Schiller hätte correspondiren können.

So trat Schiller in Weimar in einen bunten Kreis von Persönlichkeiten und Beziehungen ein. Aber wie zu seinem Geschäfte, so kehrte er von allen Menschen, die bewundernd, verehrend, liebend, oder auch oft neugierig

seinen Umgang, seinen Anblick suchten, zu Goethe zurück. Goethe's gewaltige Persönlichkeit und unbestechliches Kunsturtheil wogen ihm alles Andere auf, so wie Goethe selbst den beglückenden Genuß seines Genius am leichtesten bei Schiller fand, und sich in seiner Unterhaltung am willigsten die strenge Seele löst'te. Nur das Erzeugniß hielt er für tüchtig, welches die Probe vor dem kernfesten Verstande und der gediegensten Natur bestanden hatte. An der Rührung empfindsamer Seelen und dem wohlfeilen Beifalle der Menge war ihm wenig gelegen. Die Journalkritik berührte ihn kaum mehr, seit er des überwältigenden Eindrucks seiner Dichtung auf die besten der Zeitgenossen gewiß war. Manche Journale, wie z. B. das von Merkel, wurden von den Freunden nie eines Blickes gewürdigt.

Seine Gesundheit war noch immer wenig befestigt. In dem ersten Winter, den er in Weimar zubrachte, ließ er sich häufig in einer Sänfte austragen, um sich der Kälte weniger auszusetzen. Gegen das Frühjahr scheint er diese Vorsichtsmaßregel unterlassen zu haben. Da verfiel er aber in ein Katarrhalfieber, welches seine Arbeiten auf einige Zeit gänzlich unterbrach, und ihm selbst sogar lebensgefährlich schien. Gegen Ende März schreibt er: „Leider habe ich die schöne Luft nur vom Fenster aus genossen, aber auch so mich daran gelabt." Er wagte sich dann wieder zum Hause hinaus; aber „die gewaltsame

Wirkung der Luft erschreckte ihn", und das Treppensteigen griff ihn sehr an.

Schiller's Hauptarbeit bis in die Mitte des Jahres 1800 war mit einer kurzen Unterbrechung, während welcher er den Macbeth dem deutschen Theater gerecht machte, Maria Stuart, mit deren Betrachtung sich das nächste Capitel beschäftigen wird.

Siebentes Capitel.

Maria Stuart. Gleichzeitige lyrische Gedichte.

Maria Stuart, wie wir bereits wissen, am 4. Juni 1799 begonnen, wurde nach mehrfacher Unterbrechung erst ein Jahr später auf dem herzoglichen Schlosse Ettersburg, welches einsam auf einer waldumringten Anhöhe liegt, vollendet. Schiller pflegte, wenn er durch Besuch gestört wurde, im Scherze zu sagen, er wünschte, daß ein Potentat ihm Gefährliches zutraute, und ihn auf einige Zeit in eine Bergfeste mit schöner Aussicht einsperrte, ihm aber nichts abgehen und ihn auch auf den Wällen herum spazieren ließe. Da sollten Werke so recht aus Einem Gusse entstehen! Während er in seinem glücklichen Asyle mit dem letzten Acte beschäftigt war, hatten die Proben der ersten in Weimar schon begonnen. Das Stück wurde hier am 14. Juni 1800, unmittelbar vor der Abreise der

Gesellschaft nach Lauchstädt, gegeben, und am 3. Juli erschien es zu Lauchstädt auf der Bühne. Die Sensation, die es hier machte, war beispiellos. „Den Cassirer", heißt es darüber in einem Briefe des Schauspielers H. Becker, „hat man gar nicht zur Casse kommen lassen. Nachmittags um halb drei Uhr hatte man schon alle Billets aus seiner Wohnung abgeholt. Die Wuth der Menschen zu dem kleinen Hause war so groß, daß wir die Musici aus dem Orchester auf die Bühne placirten, und dieses mit Zuschauern vollpfropften. Sie boten einander selbst für ein Billet, welches acht Groschen kostete, drei Thaler." Dagegen wird uns versichert, daß das Weimar'sche Publicum die Tragödie zuerst mit getheiltem Beifalle aufgenommen habe. Idealische Gestalten, wie Max und Thekla, seyen vermißt worden; auch habe Mancher an dem Zanke der Königinnen und noch mehr an der Abendmahlscene Anstoß genommen. Bei der zweiten Aufführung in Weimar, im nächsten Herbste, wurde alles Störende beseitigt, und überhaupt Mancherlei geändert und abgekürzt.

Diese Tragödie streckt ihre Wurzeln durch eine Reihe von Jahren, bis zur Jugend Schiller's. Als ihn 1783 im einsamen Bauerbach die ersten Phantasieen des Glockenlieds umschwebten, faßte er auch zuerst den Gedanken, das unglückliche Schicksal der schottischen Königin dramatisch zu bearbeiten. Mehr, als eine Lebensperiode hindurch, lag die Idee verborgen in der Seele des Dichters, bis sie sich endlich in demselben Jahre entfaltete, wo auch das

Gebilde der Glocke an den Tag trat. Nach Beendigung des Wallenstein, als Schiller im Mißbehagen über die ungewohnte Ruhe sich rasch nach einem neuen Werke umsah, boten sich ihm zwei alte Plane dar, die Maltheser und Maria Stuart. Ohne Zweifel würde er die noch vor Kurzem wieder aufgenommenen Maltheser vorgezogen haben, wenn er hier nicht wieder auf Militairisches und Kriegerisches gestoßen wäre. Aber sein Herz sehnte sich nach einem rein menschlichen Gegenstande, worin er die zarten Empfindungen der Humanität voll aussprechen konnte, wie im Wallenstein das Hochgefühl der Freiheit vorwaltet. Wie konnte er bei einer solchen Gemüthsverfassung an einem Stücke Gefallen finden, in welchem kein einziges Weib spielt? Dieß bestimmte ihn für Maria Stuart. Am 19. März 1799 schrieb er an Goethe: „Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem bloß menschlichen und leidenschaftlichen Stoffe, denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für jetzt herzlich satt.“ Von einem selbst erfundenen, „frei phantasirten“ Gegenstande hielt ihn Goethe oder eine bessere Ueberlegung auch dießmal noch zurück; aber sein neues Stück von dem Boden der Freiheit und der Geschichte auf den Grund des Herzens und der Leidenschaft zu verpflanzen, daran konnte ihn nichts hindern.

Aus diesem Gesichtspuncte muß der Charakter der Maria aufgefaßt werden, deren Person und Schicksale

beinahe den ganzen Inhalt des Trauerspiels erschöpfen. Es wird uns ein höchst liebenswürdiges Weib vorgeführt, welches die Verirrungen ihres Herzens durch Leiden und Tod abbüßt. Diesem Hauptzwecke muß jedes andere historische Verhältniß weichen oder dienen. Daher ist auch die Schiller'sche Maria nicht als Mutter gemalt (ihres Sohnes wird nur einmal beiläufig in Act 1, Sc. 7 erwähnt), und kann es nicht seyn — sie wäre um den tiefsten Schmerz, aber auch um einen großen Trost reicher, und die Welt ihrer Gedanken und Empfindungen wäre wesentlich verändert. Aber auch als Königin hat sie uns der Dichter eigentlich nicht zeichnen wollen — ja er hat sie als bloßes Weib in Gegensatz zu einer Königin überhaupt gestellt, welches die Elisabeth ist. Berührt sie das Schicksal ihres Volks? Entwirft sie irgend einen Plan für das Wohl ihres Reichs? Von ihren letzten Segenswünschen ist ihr Vaterland ebensowohl als ihr Sohn ausgeschlossen. Ihr königlicher Stand ist ihr nur eine Vertheidigungswaffe gegen Elisabeth, und ihrer königlichen Würde gedenkt sie nur, um sich an derselben gleichsam symbolisch ihre hohe Weiblichkeit auszusprechen (z. B. Act 5, Sc. 6: „Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt").

Die Maria der Geschichte stieg, fünfundvierzig Jahre alt, mit ergrauten Haaren, früh gealtert, aller Schönheit entblößt, vom Krankenlager auf's Blutgerüste, die der Tragödie strahlt im vollsten Jugendglanze. Leicester liebt sie, Mortimer ist für sie entzündet, auch Parry, Babington

und „die Unzähligen, die ihren Tod in gleichem Wagstück fanden", hatten nach Schiller zunächst nur aus Schwärmerei für die schönste aller Frauen eine Staatsumwälzung versucht. Wie eine Ate des ewigen Kriegs, sagt Burleigh, habe sie mit der Liebesfackel das Reich entzündet. So hat Schiller in der Maria die volle weibliche Anmuth darstellen wollen, deren Zauber noch durch Leiden erhöht wird.

Schiller's Maria Stuart ist im umfassenden Sinne des Wortes Mensch, Weib: sie ist es auch durch ihre Fehler und Vergehungen. Haß und Rachegedanken toben in ihrem Busen, und ihr eitel hoffendes Herz ist bis zu dem Gange nach dem Schaffot von irdischer Liebe erfüllt. Nach der Theorie des Aristoteles hat Schiller gute und schlimme Eigenschaften in dem Charakter seiner Heldin gemischt, und darin, wie mir däucht, sehr weise gehandelt. Litte und stürbe Maria ganz unschuldig, so wäre unsere tiefste Empfindung empört, und die Alles erdrückende Last des Mitleids ließe kein freies ästhetisches Wohlgefallen aufkommen; litte und stürbe sie ganz schuldig, so wäre unsere Theilnahme an ihrem Schicksale sehr geschwächt, und unser Mitgefühl auf das kleinste Maß herabgesetzt. Der Dichter verknüpfte Schuld und Unschuld mit einander, und schärfte so von der einen Seite das Mitleid, indem er es von der andern Seite mäßigte. An dem Verbrechen, dessentwegen sie sterben muß, an der Verschwörung des Babington, hat die Schiller'sche Maria (freilich abweichend

von der historischen) keinen Theil; sie büßt aber durch ihre Kerkerleiden und den ungerechten Urtheilsspruch die Vergehungen ihrer früheren Jahre. Durch die fromme Ergebung, womit sie ihre Leiden erträgt und dem Tode entgegengeht, verwandelt sie gleichsam ihre nothwendigen Leiden in Wirkungen ihres freien Willens, und erwirbt sich so unsere Achtung.

Dem leichtsinnigen, menschlich fehlenden, aber auch menschlich bereuenden, hochherzigen, anmuthigen und schönen Weibe stellte der Dichter in Elisabeth die egoistisch berechnende Königin entgegen. Klugheit, Glück und guten Ruf hat diese vor jener voraus, in allem Andern steht sie ihr nach. Die reine Weiblichkeit genügt ihr nicht, sie setzt ihren Stolz darein, regiert zu haben, wie ein Mann, wie ein König (Act 2, Sc. 2), während Maria „sich nur befliß, ein Weib zu seyn" (Act 2, Sc. 9). Aber indem sie dennoch ihre weiblichen Neigungen ihren strengen Regentenpflichten vorzieht, wird sie zur Unnatur. Indeß weiß sie sich den Schein der Herzenseigenschaften zu geben, welche ihr fehlen, weßhalb Schiller sie in einem Briefe an Goethe seine „königliche Heuchlerin" nennt.

Die Rolle des Duldens ist der Maria, die des Handelns der Elisabeth zugetheilt. So mancherlei äußere, politische Motive nun auch Schiller verbunden hat, welche die englische Königin zur Bestätigung des Todesurtheils über Maria zu bestimmen scheinen, so ist doch der eigentlich entscheidende Beweggrund ihrer Handlung, den uns ein

Selbstgespräch (in Act. 4, Sc. 10) enthüllt, ein innerer, persönlicher. Sie muß die Rechtsansprüche der Maria, die sie zittern machen, als begründet anerkennen, weil sie selbst nicht aus einer rechtmäßigen Ehe entsprossen sey, und will durch die Vertilgung der Stuart den Zweifel an ihrer fürstlichen Geburt vertilgen. Wie hätte aber die Elisabeth der Geschichte je Ursache gehabt, ihr gutes Recht auf den Thron und ihre eheliche Geburt zu bezweifeln! So verkleinert der Dichter den Charakter der historischen Elisabeth, indem er sie ihrem weltgeschichtlichen Standpuncte entrückt, und sie, welche doch allein die Rolle einer Regentin spielt, wie ein ganz gewöhnliches Weib handeln läßt.

Ueberhaupt hat hier Schiller so viel Historisches verrückt und übergangen, und so Vieles hinzugedichtet, daß diese Tragödie von der Geschichte beinahe eben so sehr abweicht, als Don Carlos. Er opferte aber all dieses Thatsächliche auf, um das Trauerspiel in seinem Sinne zu Stande zu bringen. Der Geschichte mußte Gewalt angethan werden, wenn ein Weltdrama sich in ein leidenschaftliches Personenstück verwandeln sollte. Daher werden auch alle die gegen unsere Tragödie eingenommen seyn, welche mit den geschichtlichen Verhältnissen bekannt sind, während diejenigen an ihr großes Wohlgefallen finden, welche keine geschichtlichen Erinnerungen mitbringen.

Wie Maria gegen Elisabeth, so ist Leicester gegen Mortimer, und Burleigh gegen Shrewsbury und Paulet

in Contrast gestellt. Leicester ist ein vollendeter Höfling, in welchem mehrere Züge des Alba im Don Carlos wiederkehren. Der Vortheil führt ihn, und alle Künste und Mittel stehen ihm zu Gebote, seine ehrgeizigen Zwecke zu erlangen, nur zuletzt macht die menschliche Natur ihr besseres Recht gegen ihn geltend. Mit einer ähnlichen Verachtung, wie sie Don Carlos dem Alba entgegenträgt, sieht Mortimer auf diesen Leicester herab. Er bemitleidet, bespöttelt ihn, selbst nicht im Tode mag er seinen Bund (Act 4, Sc. 4)! Mortimer's Charakter ruht ganz auf zwei Elementen, auf Religionsfanatismus und sinnlicher Liebesgluth, und offenbar hat Schiller in ihm den tiefgrübelnden nordischen Prinzen im Geisterseher mit einigen Modificationen auf die Bühne gebracht, so wie auch die beiden Frauen, für welche sie schwärmen, die schöne Griechin und Maria, so nahe zusammenrücken, daß sie nur Eine Person in verschiedener Lage zu seyn scheinen. Es beweis't aber mehr, als Aües, den Fortschritt Schiller's in seiner ästhetischen Bildung, daß es ihm möglich war, vermittelst der Figur des Mortimer eine ihm widerstrebende Religionsform mit einer augenscheinlichen poetischen Vorliebe zu schildern, wenn er gleich dieß nur durch eine Illusion erreichte, indem er bei Darstellung des katholischen Cultus eigentlich den antik heidnischen im Sinne hatte oder wenigstens als leitende Idee gebrauchte. Mortimer ist der tiefste und mächtigste Charakter des Stücks. Aus seinem Munde allein hören wir einige philosophische

Sätze, während sonst unsere Tragödie (ganz ungleich dem Wallenstein) von Metaphysik beinahe keine Spur zeigt. Ueber den Charakter des Burleigh und seiner beiden Gegengestalten, Shrewsbury und Paulet, genügt Weniges. Daß Burleigh auf die Vollstreckung des Todesurtheils dringt, würde ihn uns in dem Falle, daß er aus objectiven Staatsgründen handelte, als einen achtungswerthen Mann darstellen. Aber überall blickt eine kleinliche Leidenschaftlichkeit durch, die eines Staatsmannes eben so unwürdig, als dem Leser unerklärlich ist. Er hat gar keinen Grund, die unglückliche Gefangene persönlich zu hassen. Shrewsbury ist der ehrliche Graf Lerma im Don Carlos, und Paulet's harte Rechtlichkeit erscheint im letzten Acte durch den Tod seines Neffen erweicht.

Die Organisation des ganzen Trauerspiels muß als eine meisterhafte bezeichnet werden. Der Plan ist einfach, der Gang gerade. Die einzelnen Theile fügen sich nicht nur ungezwungen, sondern auch anschaulich an einander. Zum Theil kam dieß daher, daß Schiller dieses Stück sogleich für das Theater ausarbeitete; denn die Rücksicht auf das Theater leistete ihm denselben Dienst, den er sonst von einem historischen Stoffe erwartete: sie beschränkte ihn. Alles ist hier einfacher, klarer, mehr künstlerisch behandelt, und für die Phantasie zugerichtet, als in früheren Dramen. Schiller sagt, er habe seinen Stoff nach der Euripideischen Methode behandelt, welche in der vollständigsten Darstellung des Zustandes bestehe. Diese

durchgeführte Schilderung hat seinem Werke offenbar die Dichtheit und das Kernhafte gegeben, welches die objective Darstellung begründet, die er in dieser Tragödie nicht verließ, ungeachtet er von der Geschichte so sehr abwich. Nur ist die Zeichnung hier, den Hauptpersonen und dem Grundmotive des Ganzen gemäß, zarter, feiner, inniger, gefühlvoller. Es sollten ja die Zustände eines leidenden Weibes vorgeführt werden. Ungeachtet aber die Darstellung so lichtvoll ist, so enthält doch das Trauerspiel Einiges, was den harmonischen Eindruck stört, worüber wir indeß den weiter forschenden Leser auf unser größeres Werk [1]) verweisen müssen.

Endlich hätten wir uns noch über das Grundmotiv der ganzen Dichtung näher zu verständigen, und die Stellung der Maria Stuart zu früheren Stücken genauer anzugeben.

Man würde irre gehen, wenn man den ebenen, geraden Weg der Schiller'schen Jugenddramen, wie er im ersten Theile dieser Schrift nachgewiesen ist, auch in der Folge der Tragödien aus dieser dritten Periode aufsuchen wollte. Was dort aus einem unbewußten Triebe hervorging, mußte nach einem einfachen Gesetze ablaufen; aber die besonnene Kunst, mit welcher Schiller im dritten Zeitraume dichtete, verfolgt im Anfange verschlungenere Wege, bis sie endlich, nach manchen Abbiegungen, die schönste Bahn findet, auf

[1]) Th. 4, S. 273 ff.

welcher sie, gleichsam als eine zweite, erhöhte Natur, unverrückt fortwandelt. Die Grundmotive zu der ersten Serie der Tragödien bot allein die dunkel schaffende Natur in der Brust des Dichters dar; jetzt aber schwebt er mit wacher Selbstbestimmung über der Hauptidee und der ganzen Behandlung. Wie sollten beide Processe, jener einfache und dieser zusammengesetzte, unter ein Gesetz fallen?

Schiller's Jugenddramen gingen alle von seinen Freiheitsideen aus, denen sich die starren Gesellschaftsformen verhängnißvoll entgegenstellten. Im Wallenstein versuchte er, das antike Schicksal zur Grundlage des Ganzen zu machen, wurde aber durch die Natur des Stoffes und die frühere Anlage des Stückes gezwungen, als zweites Princip die bestehende Welteinrichtung, gegen die Wallenstein kämpft, eingreifen zu lassen. Auf keiner dieser Hauptideen ruht nun unsere Tragödie, aber beide sind in den Hintergrund gestellt und verkündigen sich aus der Ferne, mit dem Unterschiede jedoch, daß eigentlich die großen weltgeschichtlichen Formen den Horizont begränzen und erfüllen, und die Schicksalsideen nur als seltene symbolische Figuren vorüberwandeln. So hat der Dichter hier weder das eine noch das andere Princip aus den Händen gelassen, aber er hat keines als leitende Idee gebraucht. Maria Stuart ist das Exemplar eines neuen Genre, so wie auch die folgenden Stücke uns neue dramatische Gattungen repräsentiren. Diese Tragödie ist ein pathetisches Charakter- und Situationsstück auf ungeheurem Grunde,

an welches kein anderes Schiller'sches Drama als Maßstab angelegt werden darf.

Es handelt sich hier nicht darum, eine neue Ordnung zu bauen, wie im Don Carlos, eine neue Dynastie zu gründen, wie im Wallenstein. Maria wollte früher England mit Schottland vereinigen (Act 1, Sc. 7), aber im Drama will sie es nicht mehr. Und auch die Erhaltung bestehender Staats- und Religionsformen ist in der Schiller'schen Darstellung nicht die Hauptsache. Elisabeth, wird, wie wir bereits andeuteten, in ihrer Handlungsweise nicht durch ein politisches, sondern durch ein persönliches Interesse geführt. An die Erhaltung ihrer politischen Schöpfung appellirt sie im Ernste nirgends, und von der Religion ist sie so wenig, als die Gräfin Terzky im Wallenstein, auch nur berührt.

Die schottische Königin selbst ist der Gipfel der Tragödie. Sie ist der höchste Impuls der handelnden Personen. Um diese Sonne bewegt sich in entgegengesetzten Bahnen, in Zuneigung und Abneigung, alles Andere; und nur einige Nebenpersonen blicken weiter zu dem Allgemeinen und Ganzen hinauf. Das Grundmotiv ist mit der Heldin des Stücks eins, und es gibt in dieser Tragödie nichts Höheres und soll nichts Höheres geben, als ihre Person. Hätte der Dichter, wie etwa im Don Carlos, die Hauptabsicht gehabt, allgemeine Ideen durchzuführen, so hätte er das Gesammtinteresse, welches er in seiner Maria vereinigen und persönlich halten wollte,

getheilt und geschwächt. Ja er fürchtete, scheint es, den tiefen und dauernden Antheil, den er für den Charakter, die Leiden und das Schicksal dieser Frau gewinnen wollte, auch dadurch zu beeinträchtigen, wenn er die Elisabeth von großen und welthistorischen Ideen begeistert und geführt seyn ließ. Aber er glaubte die Einheit des Interesses, welches gleichmäßig durch eine ganze Dichtung geführt werden muß, aufzuheben, wenn er dem persönlichen ein gleich starkes, ideales Interesse beifügte. Deßwegen rückte er alles Ideale, Mächtige, Welthistorische in den Hintergrund, und machte es zur Nebensache, um seine neue, interessante Aufgabe rein lösen zu können. Geschichtlich treten Katholicismus und Protestantismus, die leidenschaftliche Gemüthsart des Mittelalters, und die geregelte Gesittung der neuern Zeit, entgegengesetzte Ansprüche zweier Dynastieen, und endlich feindliche Richtungen ganzer Völker in dem Leben der unglücklichen Maria zusammen, und sie fällt in dem furchtbaren Conflicte solcher ungeheuren Systeme. Aber so weit und großartig hat unser Schiller dießmal seine Aufgabe nicht fassen können, sonst wäre er aus dem Genre getreten, in welchem er dichtete. Es galt nicht darum, die Weltprincipien in den Personen zu charakterisiren, sondern die Personen auf dem Grunde der Weltprincipien. Das Schauspiel berührt zwar allenthalben ungeheure Gegensätze, aber es ist nicht nach ihnen angelegt, und weltgeschichtliche Ideen werden uns wohl in Erinnerung gebracht, aber nicht eigens dargestellt. Und

so ist auch auf gleiche Weise das Verhängnißvolle in den Hintergrund gelegt. Es ist hier kein selbstständiges Fatum, welches obwaltet und obsiegt, sondern etwas Schicksalmäßiges in der Handlung selbst, etwa wie in den Räubern, was in den Worten der Personen oder durch die Motivirung der Sache hie und da auftaucht, die Seele mit Schauer erfüllt, und dann wieder in den Abgrund verschwindet. Im fünften Acte, wo das Geistliche vorherrscht, treten die Schicksalsmächte, als mit der christlichen Vorstellungsweise unvereinbar, ganz zurück.

Dieses ist die eigenthümliche Gestalt unserer Tragödie. Alle früheren Schauspiele gehen von Schiller's Freiheitstriebe aus, dieses ist offenbar an die sanfteren, feineren Regungen seines Gemüths geknüpft. Die schöne Menschlichkeit, welche Schiller in jener Episode des Wallenstein nur ideal behandelt hatte, arbeitete er jetzt zu einem feststehenden Charakter und zum Hauptinhalte eines ganzen Dramas aus. Alle bisherigen Dramen Schiller's haben mehr oder weniger einen thätigen Charakter, die Helden verfolgen bedeutende Zwecke. Maria's Bedeutung liegt nicht in dem, was sie thut, sondern in dem, was sie ist — in ihrer Ergebung und ruhigen Hoheit.

Der Hauptvorzug unseres Schauspiels beruht in einer meisterhaften Zeichnung des Zustandes der Maria, welcher sich uns in einer kunstmäßig angelegten Reihe von pathetischen Situationen darlegt. Das Drama durchläuft in den Gemüthszuständen der Maria das ganze System

der menſchlichen Empfindungen und Affecte bis zur religiöſen Erhebung, und ſtellt das menſchliche Herz in dem weiteſten Umfange ſeiner Regungen ſo wahr, innig und zart dar, daß in dieſer Hinſicht mit unſerm Stücke kein früheres verglichen werden kann. In den beiden erſten Acten, wo ſich die Handlung erſt vorbereitet, werden uns die inneren ſo wie die äußeren Zuſtände und das Verhältniß der Königinnen zu einander mehr in ihrer Ruhe dargeſtellt; aber vom dritten Aufzuge an bis zum Ende, beinahe in allen Scenen, welch' ein Reichthum, welch' ein Wechſel, welch' ein Widerſtreit der Gefühle und Leidenſchaften! Durch dieſe detaillirte, genaue und reine Schilderung der Gemüthswelt iſt es dem Dichter auch gelungen, in der Perſon der Maria einen der beſten weiblichen Charaktere auf das Theater zu bringen, die er überhaupt gezeichnet hat. Während die früheren Schiller'ſchen Frauen beinahe alle über ſich und ihre Lage reflectiren und in allgemeine Betrachtungen aufgehen, iſt bei Maria Stuart Alles unmittelbare weibliche Natur in der reinſten Klarheit. Ihre Grundſätze leben in ihren Gefühlen, ſie iſt ſich ihrer ſelbſt ſicher und gewiß, ohne allgemeines Bewußtſeyn; ihre Urtheile entfernen ſich nie vom beſtimmten Falle, vom individuellen Zuſtande — ſo wie überhaupt aus der Tragödie alles Raiſonnement ausgeſchieden iſt. Außerdem hat Schiller dieſem Charakter dadurch eine natürliche Weſenheit gegeben, daß er ihn aus einem Gemiſche ſehr verſchiedenartiger Eigenſchaften bildete. Schuld und

Unschuld, Demuth und Stolz, Verstand und Reizbarkeit, Kraft und Hingabe, die höchste weibliche Anmuth und weibliche Schwächen und Leichtsinn sind mit anderen Eigenschaften zu einem wahren Bilde verbunden. Zuletzt gewinnt das Edle in ihr durch den Gebrauch sinnlicher Symbole ganz die Oberhand, und sie geht mit männlicher Fassung, ja mit Heldenmuth dem Tode entgegen, so daß der letzte Act wirklich zu einem rührend feierlichen, hoch tragischen Pathos aufsteigt.

Was die stylistische Form betrifft, so sind Ausdruck und Verse wunderbar rein, klar und schön Auch diese Tragödie bereichert Grammatik und Wörterbuch. Der Ausdruck ist gehobener und vornehmer als im Wallenstein, ohne Beeinträchtigung seines natürlichen Wuchses. Im Wallenstein hat der Realismus des Helden und seiner Umgebung, und die realistische Basis des Ganzen auch die Sprache realistisch gemacht. In der Maria Stuart befinden wir uns, wie im Don Carlos, an einem königlichen Hofe, und wir hören im Kreise edler Frauen eine fein gebildete Gesellschaft.

An die Betrachtung dieser Tragödie reihen wir noch im vorliegenden Capitel eine kurze Besprechung einiger kleineren Gedichte, welche dem Entstehungsjahre der Maria Stuart angehören.

Das erste derselben: „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte," soll den Zweck, den sein Freund bei der Bearbeitung des

Mahomet hatte, gegen leicht möglichen Mißverstand und gegen Uebelwollende rechtfertigen. Wir hören darin das Publicum sich verwundernd fragen, wie Goethe, welcher schon als Jüngling durch seinen Götz von Berlichingen das deutsche Drama von dem falschen Regelzwange der Franzosen befreite, jetzt auf der Mittagshöhe seiner Meisterschaft die fremde, veraltete Kunst wieder auf die vaterländische Bühne zurückbringe? Dieser Meinung stimmt in der zweiten und den beiden folgenden Strophen der Dichter darin bei, daß der deutsche Genius, den besseren Mustern der Griechen und Briten folgend, sich eine eigenthümliche einheimische Kunst geschaffen habe. An dem Hofe eines Despoten, wie Ludwig XIV., könne die Kunst das Edle nicht gestalten, denn sie gedeihe nur in der Freiheit; unter dem Drucke jener willkürlichen Formen könne und dürfe sie „die Menschen in ihrer Wahrheit nicht zeichnen." Es könne also Goethe's Absicht nicht seyn, Unmögliches anstrebend, „uns zurückzuführen zu den Tagen charakterloser Minderjährigkeit." Die fünfte Stanze schildert dann mit einigen Meisterzügen die neuere deutsche Tragödie im Gegensatze gegen die altfranzösische. Die Bühne hat sich „über des Bürgerlebens engen Kreis" zu einer Welt erweitert; sie hat sich von dem declamatorischen Wortgepränge der Franzosen gereinigt; sie hat die „angebetete Decenz" derselben verbannt, so daß der Held in seiner vollen Menschheit erscheinen kann,

Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Dagegen schildert er von der sechsten Stanze an, einlenkend, was zu Gunsten der französischen Tragiker gesagt werden kann. Zuerst soll nicht die bloße rohe, sondern es soll die idealisirte Natur auf der Bühne erscheinen — wie es ja Schiller's feste Ueberzeugung war, man müsse durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung vom Theater der Kunst Luft und Licht verschaffen. Das Zweite ist dann, daß keine phantastische, verwirrende Regellosigkeit, sondern eine kunstvolle Behandlung in dem Schauspiele herrsche. In beiden Vorzügen, in der Idealisirung der rohen Natur und in der Festhaltung einer strengen Kunstform, welche auch die prosaische Darstellung ausschließt, sollen uns die Franzosen Führer zum Bessern werden. In der letzten Strophe, wo schließlich ihre Vorzüge und Mängel gegen einander abgewogen werden, liegt der Hauptinhalt des Ganzen. — Das Gedicht ist ein Seitenstück zum Prologe des Wallenstein. In beiden ist der Ausdruck gleich rein und gewählt, die Anlage auf ähnliche Weise kunstvoll und der Gehalt bedeutend; aber der Gegenstand des Wallenstein'schen Prologs ist anziehender und poetischer.

Das zweite jener kleineren Gedichte: „Die deutsche Muse" ist ganz aus dem vorhergehenden geschöpft, besonders aus der zweiten und dritten Stanze. Unbeschützt, sagt es, ja unbeachtet blühte die vaterländische Dichtung eigenthümlich und um so kräftiger und seelenvoller empor, da der von seinen Großen verlassene Deutsche nur in seinem Herzen den begeisternden Antrieb finden konnte und

die größte Selbstthätigkeit aufbieten mußte. Diese innige Seelen- und Herzensfülle der deutschen Poesie spottet denn auch des Regelnzwanges; keine willkürliche Hofconvenienz ist für sie Gesetz. — Wir sehen, es ist, als ob der Dichter einen für die Franzosen allzu günstigen Eindruck des vorher besprochenen Prologs zum Mahomet habe schwächen wollen.

Jede Vorliebe für die Franzosen wehrt er endlich auch in den Strophen „die Antiken zu Paris" ab, worin sich seine Entrüstung über die Wegschleppung der Kunstschätze aus Italien nach Paris ausspricht. Dieses Gedicht fordert die warme Begeisterung des Herzens für den wahren Kunstgenuß eben so, wie die beiden vorhergehenden für die Hervorbringung der Kunstwerke. Alle diese didaktischen Gedichte, wie auch die hieher gehörigen: Das Mädchen von Orleans und Wilhelm Tell, die wir später noch zu nennen haben, beziehen sich auf einen bestimmten Fall, sind durch eine Gelegenheit entstanden, während die Künstler und alle Producte der Ideendichtung ganz aus allgemeinen Gedanken herausgearbeitet sind. Nachdem sich Schiller einmal durch die Xenien dem wirklichen Leben angeschlossen hatte, und so zu einer concretern Poesie geführt worden war, hielt er sich fortwährend in dieser Bahn, ohne je wieder zu jener ersten Classe zurückzukehren.

Achtes Capitel.

Verdienste um das Theater. Bearbeitung von Shakspeare's Macbeth. Persönliches Verhältniß zu Goethe im Allgemeinen. Dichten und Aufführen der Jungfrau von Orleans. Tischgespräche. Lebensvorfälle bis zum Jahre 1802.

Schiller war nun wieder, wie in seiner Jugend zu Mannheim, an einem Theater, und in einem schönern, einflußreichern Verhältnisse zu demselben, als er es je sich hätte träumen lassen. So sehr günstig hatten sein Genius und sein beharrlicher Wille sich die äußeren Verhältnisse gestaltet; und er konnte auch in dieser Beziehung mit einigem Rechte sagen, daß der Idealist sich die Dinge forme und nicht von ihnen geformt werde. [1]) Schiller und Goethe theilten sich in die Direction des Theaters, und indem sie ihre Wirksamkeit gegenseitig in freundlicher Uebereinstimmung ergänzten, wirkten sie mit beschränkten Mitteln Außerordentliches, und fingen an, in dem deutschen Athen eine dramatische Schule zu gründen, die aber nach dem frühen Tode Schiller's nur allzubald wieder zerfallen sollte. Wir müssen auf diese Jahre, wo beide Freunde der Weimar'schen Bühne vorstanden und weithin wirkten, als auf die Blüthenzeit der deutschen Schauspielkunst zurückschauen, und können es nicht genug beklagen, daß solche herrliche

[1]) Briefwechsel mit Humboldt, S. 485.

Bemühungen und vielverſprechende Anfänge uns jetzt, unter vielem Schlechten, Frivolen und Geringfügigen nur zerſtreute, zufällige Spuren einer würdigen und ächten Mimik hinterlaſſen haben.

Goethe geſteht ſelbſt, daß Schiller in den neunziger Jahren in ihm das damals erloſchene Intereſſe für das Theater wieder erweckte. [1]) Er war im Begriffe, ſich ganz der epiſchen Poeſie zuzuwenden, als ihn der Verkehr mit Schiller und deſſen Beiſpiel, ſo wie die Theilnahme an ſeinen Stücken, auf's Neue mit dem Theater befreundeten. Wie beide bisher, ſo lange Schiller noch in Jena lebte, ſich über die Dichtkunſt im Allgemeinen zu verſtändigen geſucht hatten, ſo klärten ſie ſich jetzt über das Theatraliſche auf, und wenn uns dieſe mündlichen Discuſſionen noch erhalten wären, würden wir ſie ohne Zweifel dem, was ſie brieflich über das Drama und Epos verhandelten, an die Seite ſtellen können. Unter Goethe's nachgelaſſenen Werken begegnen uns in den Abhandlungen über das Weimar'ſche Theater, über das deutſche Theater, über Shakſpeare u. ſ. w. manche Schiller'ſche Ideen, oder Goethe gibt uns über Schiller's Bemühungen und Verdienſte um das Theater intereſſante Aufſchlüſſe.

Schiller war ſchon ſeit der Aufführung ſeines Wallenſtein mit den Schauſpielern in ein freundliches Verhältniß getreten. Als er aber nun in Weimar lebte, trat Goethe

---

1) Eckermann's Geſpräche mit G. I, 253.

ihm einen Theil seiner Theaterdirection ab, so wie er auch seinen Freund Meier für Decorationen und Costüme zu Rathe zu ziehen pflegte. Es wurde Goethe'n schwer, eine anregende Belebung mit seinem Befehlen und Anordnen zu verbinden, und er war es zufrieden, daß er seine Wirksamkeit hauptsächlich einer kunstmäßigen äußern Darstellung zuwenden konnte. Schiller dagegen suchte vornehmlich dahin zu wirken, daß die Schauspieler ihre Rollen richtig auffaßten und sich in deren Geist durch Verständniß und Gefühl recht einlebten. Die Leseproben wurden meist in seinem oder Goethe's Hause gehalten, und es wurde auf sie die größte Sorgfalt verwandt. Denn alle Declamation und Mimik schien Goethe'n auf der Recitation zu beruhen, und da diese beim Vorlesen ganz allein zu beobachten und zu üben ist, so setzte man fest, daß Vorlesungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müssen. Besonders bemühten sie sich auch unabläßig, die damals sehr vernachläßigte, ja von den vaterländischen Bühnen fast verbannte rhythmische Declamation wieder in Aufnahme zu bringen. Der rohe Naturalismus sollte auch aus der Sprache und den Körperbewegungen des Schauspielers, wie aus der Dichtkunst, verdrängt werden, weßwegen es auch einer der vornehmsten Grundsätze blieb, daß der Schauspieler seine Individualität müsse verläugnen und unkenntlich machen lernen. Häufig leitete Schiller auch allein die Leseproben, zumal wenn seine eigenen Stücke aufgeführt wurden, und vertheilte die Rollen. Darin aber ergänzte

er Goethe'n besonders, daß er ermunternd und anregend auf die Schauspieler einwirkte, weil sie in ihm den gütigsten Menschen und einen theilnehmenden Freund verehrten. Es war ihm ein wahres Herzensbedürfniß, den Schauspielern, welche durch vorzügliches Spiel seine Stücke verherrlichten, seine Freude an den Tag zu legen, und sie durch sein Lob weiter zu fördern. Welch' ein Antrieb für das ganze Leben, von dem hochgefeierten Genius eine herzliche Anerkennung einzuernten! Er bat sie auch wohl zu Tisch und benahm sich gegen sie auf's Freundschaftlichste. Als sein Wallenstein gespielt wurde, brachte er ihnen erfreut selbst einige Flaschen Champagner unter seinem Mantel auf die Bühne. Auch Goethe'n wußte er wohl, wenn sie ihre Sachen gut gemacht hatten, ein freundliches Wort für sie zu entlocken, wie man aus dem Briefwechsel sieht. So entstand denn ein freies, wahrhaft förderndes Verhältniß. Er wirkte gedeihlich in einer Sphäre, wo sich der bloße kalte Befehl des Vorgesetzten immer ohnmächtig erweis't. Nur selten mußte er bei Verkehrtheiten einzelner reizbarer Subjecte Goethe'n mit einem Machtworte eintreten lassen, wofür er aber ein ander Mal wieder ein solches abzuhalten und vermittelnd einzutreten wußte. Indeß scheinen doch auf die Dauer seine Erwartungen von dem Wirken für's Theater nicht alle befriedigt worden zu seyn; und daß ihm bisweilen die Geduld ausging, konnte nicht ausbleiben. „Ich will mit dem Schauspielervolke nichts mehr zu thun haben," schreibt er einmal (1801) an Goethe; „denn durch

Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten; es gibt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe."

Seinem Dichterberufe näher lagen Bearbeitungen deutscher oder ausländischer Stücke für die Bühne, mit dergleichen er sich in verschiedenen Perioden seines Lebens getragen hatte. Goethe war ihm hierin durch seine Bearbeitungen des Mahomet (1799) und des Tankred (1800) von Voltaire vorangegangen. Der Plan, „eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könnte," war zu schön, als daß Schiller nicht hätte auf ihn eingehen sollen.

Was nun Schiller's eigene Stücke betraf, so mußten seine drei frühesten Tragödien, deren Vorstellung von der Jugend und der Menge noch immer heftig verlangt wurde, zwar auch manche Veränderung erleiden, und er ging mit sich selbst und mit Goethe zu Rathe, ob diese Stücke nicht einem mehr geläuterten Geschmacke angenähert werden könnten. Man fand dieß aber doch unausführbar, weil das Mißfällige an denselben zu innig mit Form und Gehalt verwachsen war, als daß es durch eine nur theilweise Umänderung hätte ausgeschieden werden können. Auch an seinem Wallenstein ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, „damit die Hauptmomente im Engern wirken möchten." Der Don Carlos aber, der schon früher für

die Bühne verkürzt worden war, wurde im März 1802 nochmals für das Theater bearbeitet.

Allein hierbei blieb Schiller nicht stehen. „Er hatte nicht lange," erzählt Goethe, „in so reifen Jahren einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger, die Umstände erwägender Geist, in's Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eigenen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne; und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinne und Geiste der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausruhestunden, die ihm von eigenen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereindenkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet und ein deutsches Theater herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den oft leichten Erzeugnissen des Tages einen festen, alterthümlichen Grund ohne große Anstrengung unterlegen zu können."

Der ganze Plan war für Schiller's kurzes Leben zu weit; aber mit Shakspeare's Macbeth wurde der

Anfang gemacht, und ſchon im Januar 1800 Hand an's Werk gelegt. Er arbeitete Anfangs nach den Ueberſetzungen von Eſchenburg und Wieland, lieh ſich aber ſpäter das Original und meinte, er hätte beſſer gethan, ſich gleich Anfangs daran zu halten, ſo wenig er auch das Engliſche verſtehe, weil der Geiſt des Gedankens unmittelbarer wirke, und er oft unnöthige Mühe gehabt habe, durch das ſchwerfällige Medium ſeiner beiden Vorgänger bis zum wahren Sinne hindurchzudringen. Goethe half ihm bei der Arbeit, und ſie konnte am 14. Mai 1800 zum erſten Male vorgeſtellt werden.

Unſere beiden Theaterdirectoren waren der Anſicht, daß die Shakſpeare'ſchen Stücke in ihrer urſprünglichen, bekanntlich für eine ganz verſchiedene, höchſt einfache Bretterwelt berechneten Geſtalt mit unſerer heutigen Bühneneinrichtung unverträglich ſeyen. Sollten dieſe Schauſpiele auf unſere Bühne gebracht werden, ſo müſſe man ſie, nach Schröder's Vorgange, unſerm Theaterbedürfniſſe gemäß, modificiren. Zugleich bringe unſere veränderte Denkweiſe noch die Forderung mit ſich, die Gattungen nach ihren komiſchen und tragiſchen Elementen zu ſondern. Demnach ſetzte nun Schiller, bei der Uebertragung des Macbeth, die in Jamben eingeſtreute Proſa ins Metriſche um, unterdrückte möglichſt alle gemeinen, trivialen Ausdrücke, als der Würde des Kothurns unangemeſſen, und gab in der Scene unmittelbar nach der ungeheuern That dem Pförtner, ſtatt des poſſenhaften Geſprächs, ein frommes Dankgebet

in den Mund. Um das Stück einer einfachern, faßlichern, unserer Bühne gemäßern Form anzunähern, wurden die fünfundzwanzig Ortsveränderungen des Originals auf fünfzehn reducirt; einige Scenen fielen ganz aus, z. B. die Ermordung von Macduff's Gattin und dessen Sohne, und wurden durch bloße Erzählung ersetzt.

Aus dem Bemühen, das romantische Schauspiel zu einer reinern Tragödie zu idealisiren, floß auch die Veredelung der Shakspeare'schen Hexen. Statt der pöbelhaften, häßlichen, eingeschrumpften Weiber dachte sich Schiller eumenidenartige Gestalten mit riesigen, schrecklichen Leibern, wie er auch ihre höllischen Gesinnungen an eine höhere Denkart und edlere Sprache band.

Ferner suchte er, seinem allgemeinern Zwecke gemäß, das Schauspiel der von ihm eingeführten Theatersprache so nahe zu bringen, als möglich. Daher weicht seine Bearbeitung von dem Originale an den meisten Stellen bedeutend ab, aber sie fällt in Sprache und Rhythmus angenehm in's Ohr und gleicht einem bekannten, inländischen Gewächse. Wie sonst, so bestand auch hier seine Redaction mehr darin, daß er ausließ oder zusammenzog, als daß er hinzusetzte oder erweiterte. Nur der größern Deutlichkeit wegen hat er Letzteres bisweilen gethan. Verfolgt man die Vergleichung in's Einzelne, so sieht man nicht ohne Verwunderung, wie viel allgemeiner und philosophischer die deutsche und speciell die Schiller'sche Sprache ist, als die Shakspeare'sche; und diese allgemeine Haltung

wird dadurch noch erhöht, daß Schiller, zum Theil durch seine Theorie verleitet, zum Theil durch seinen Theaterzweck genöthigt, manche wirklich bedeutsame concrete und lebendige Localbezüge übergeht, ohne sie durch ähnliche zu ersetzen. Hierdurch ist diese Bearbeitung, bei allen ihren Vorzügen, doch an vielen Stellen etwas leer und matt im Vergleiche mit dem Original; und weil das Wesen des Poetischen in dem Individuellen und in den Vorzügen liegt, die aus einer individuellen Gestaltung hervorgehen, so gebührt dem englischen Werke vor dem deutschen, jenes als bloßes Drama und nicht als Bühnenstück betrachtet, ein entschiedener poetischer Vorrang. Alles, was Schiller seiner Umarbeitung zukommen ließ, kann sie nicht für dieß Eine entschädigen.

Nachdem wir durch das einträchtige Zusammenwirken beider Dichter für das Theater ihren schon vor Jahren angeknüpften literarischen Bund sich immer enger und inniger haben schürzen sehen, scheint es angemessen, einen Augenblick zu verweilen, um dieses in seiner Art beispiellose Bündniß zweier Geistesheroen im Allgemeinen zu zeichnen.

Man könnte sagen, die Natur habe einen vollkommenen, einen Universalmenschen schaffen wollen, und da sie es nicht vermochte, habe sie in Goethe und Schiller die beiden Hälften jenes Ideals gebildet und sie im Leben so enge mit einander verbunden, daß Jeder mit dem Andern und durch den Andern wirken mußte. Erst als Schiller fünfunddreißig und Goethe fünfundvierzig Jahre alt war, wurden sie zusammengeführt, zu einer Zeit, als der uner-

mühlich strebende Schiller zum zweiten Male Dichter werden, und der kunstvollendete Goethe sich an Schiller's Begeisterung von Neuem erwärmen, und, von dem speculativen Zeitgeiste angeregt, sich durch dessen philosophisches Bewußtseyn über seine Kunst wissenschaftlich orientiren wollte. Der Werth, ja die Möglichkeit des ganzen Verhältnisses lag darin, daß Jeder dem Andern Güter zubrachte, die ihm, vermöge seiner Natur und Stellung nothwendig abgingen, und daß sich so Jeder durch den Andern über dessen Sphäre erweiterte. Realismus und Idealismus, eine liebende Anschauung und ein scharfer Abstractionshang, eine freiwillig spendende Stimmung und eine außerordentliche Willenskraft, ein im Dunkeln wirkendes Genie und eine wache Besonnenheit, ein plastischer Gleichmuth und eine rege, menschliche Theilnahme, die freie Ruhe des objectiven Sinnes und die ernste Innigkeit der Subjectivität, ein weiter Weltblick und ein enges Einsiedlerleben, das heitere Wohlbehagen des Ueberflusses und die Seelentiefe des Unglücks und der Leiden, das Alles war es, was bei gleichem Lebenszwecke beide Männer zum Austausche brachten, wodurch Einer dem Andern, da beide die selbstständigsten Naturen waren, um so unentbehrlicher werden mußte, je näher sie sich kennen lernten.

Nicht absichtliche Veranstaltung, sondern zufällige Fügung hatte die Freundschaft eingeleitet, und sie setzte sich als eine Naturnothwendigkeit von selbst fort. Daher sagt Goethe in den Gesprächen mit Eckermann, es habe etwas

Dämonisches bei ihrer Bekanntschaft vorgewaltet. Sie war in dem Bedürfnisse ihrer Charaktere fest begründet, und konnte nur mit ihrem Streben nach Vollkommenheit erlahmen. Welchen Werth nicht bloß Schiller, sondern auch Goethe auf diese Freundschaft gelegt, davon finden sich zahlreiche Zeugnisse in Beider Briefwechsel. Es versteht sich indessen von selbst, daß ein in so vorgerückten Jahren zwischen ganz verschiedenartigen Männern angeknüpftes Verhältniß eine geringere Temperatur hatte, als eine Jugendfreundschaft, oder vielmehr, daß es von ganz anderer Art seyn mußte. Alle persönliche Theilnahme war eigentlich durch den Zweck vermittelt, dem diese Freundschaft diente, wobei es jedoch kaum zu bezweifeln ist, daß Goethe Schiller'n, nachdem er ihn einmal erfaßt hatte, mehr liebte, als ihn Schiller wieder zu lieben vermochte. Dem Manne des edelsten Herzens und des reinsten Strebens konnte eine innige Zuneigung von Niemanden, der ihn kannte, versagt werden; in Goethe dagegen, auf den die Welt und der Hof längst ungünstig gewirkt hatten, trat der Mensch nur so weit hervor, als der Dichter es zuließ.

Ungeachtet ihr Einfluß wechselseitig war, so wirkte doch Goethe ungleich mehr auf Schiller, obgleich dieser Allem, was Goethe unternahm und hervorgebracht hatte, einen weit größern Antheil zuwandte, in Alles, was von Goethe kam, tiefer und gründlicher einging. Ganz natürlich! Der jüngere Schiller wollte in eine neue Bahn eintreten, der vollendete Goethe sich nur in dem bestärken und aufklären,

was er besaß. Schiller's inniges Eindringen in Goethe's Dichtweise und Werke brachte ihm selbst mehr Gewinn, als dem Freunde. Es kam Schiller's Mittheilungstrieb und Goethe's Abgeschlossenheit dazu, was den Ertrag des Vereines für Beide so ungleich machte. Goethe empfing im Allgemeinen Erfrischung, und Befriedigung des theoretischen Triebes, der ihn damals beunruhigte, im Einzelnen eine Menge vortrefflicher Ansichten und Rathschläge, durch die Schiller Hervorgebrachtes verbesserte und sogar der Erfindung des Meisters vorauseilte. Auch gesteht er, daß Schiller seine Liebe zur Bühne und zum Drama wieder erweckt habe, und daß er ihm seine Achilleis und viele seiner Balladen verdanke. Daß der Verkehr mit Schiller es war, was ihn eine Zeit lang vom Dichterischen abzog und dem Theoretischen zuwandte, scheint ihm selbst nicht zum Bewußtseyn gekommen zu seyn.

Dagegen war Goethe's Einfluß auf Schiller wirklich ungeheuer, so wenig jener sich auch hingab, so selten er auf des Freundes Interessen und Arbeiten näher einging, und so wahr es seyn mag, was Böttiger erzählt: „Goethe kann es Niemanden, der als Schriftsteller ihn um Rath fragt, sagen, wie er es anfangen müsse, eine Sache zu bessern." Er wirkte unabsichtlich durch die Gegenwart seiner Persönlichkeit und die Macht seiner Werke, und Schiller, der sich in seinem Studirzimmer eine reife Menschenkenntniß und ein lebendiges Bild von Ländern erwerben konnte, besaß das eigene Talent, sich jedes Wort Goethe's zu einer

ausführlichen Mittheilung zu erweitern. Doch war Goethe's Einwirkung im Anfange ihrer Bekanntschaft am stärksten. Rücksichtlich seiner lyrischen Erzeugnisse ging zwar Schiller seinen früher nachgewiesenen eigenen Gang, und nur eine mäßige Anzahl dieser Gedichte erinnert bestimmt an Goethe's Styl, aber seine ersten Balladen und besonders sein Wallenstein sind so viel, als möglich, in Goethe's Geist und Art gedichtet, so daß der feinsinnige Wieland damals behauptete, im Wallenstein müsse Manches durchaus von Goethe's Hand seyn. Dieser Einfluß beschränkte sich aber nicht auf die Darstellung, sondern half allmälig auch seine ganze Lebensansicht, besonders seine politischen Ueberzeugungen modificiren. Er ließ manches Eigenthümliche zurück, lieh ihm keine Sprache mehr, oder gab ihm einen andern Ausdruck. Schiller ist daher in seiner dritten Periode zwar ungleich vollendeter und umfassender, aber origineller und einheitlicher erscheint er in der ersten. Es ist in der Regel, daß der Mensch an dem Letztern so viel einbüßt, als er am Erstern gewinnt, obgleich ein so selbstständiger Mann, wie Schiller, seine Originalität auch in allen Nachbildungen und Studien festhält.

Diese Unabhängigkeit behauptete er auch darin gegen Goethe, daß er sich nichts vergab. Es scheint, daß bei der antipodischen Entgegensetzung beider Naturen und der großen Reizbarkeit Schiller's das Verhältniß nicht so lange ungestört fortbestanden hätte, wenn Goethe weniger zurückhaltend und nachgiebig gewesen wäre. Er bezeugt selbst, daß

er ihm niemals widersprochen habe, sondern ihn sogar in seinen eigenen Angelegenheiten, z. B. in der Einrichtung des Egmont und der Iphigenie für das Theater, gewähren ließ. Schiller stand ihm als ein durchaus Ebenbürtiger zur Seite, und hatte in seiner unerschöpflichen Combinationsgabe, seinem eindringenden Scharfsinne und seiner überwiegenden rationellen Bildung Hülfsmittel genug, bei Meinungsverschiedenheiten seine Ansichten durchzufechten. Daß Goethe Minister war, kam nicht von fern in Frage. Er nahm sogar Manches stillschweigend hin, was sich Schiller nicht hätte gefallen lassen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß ihr Bund, der jeden Affect ausschloß und persönlichen Antheil nur mittelbar aufnahm, mehr ein Werk der Natur, als der Menschen war. Diese zeigte sich auch hier durch Abziehen und Anstoßen organisch wirksam, und was sie gegründet hatte, sollte auch nur durch sie zerstört werden. Wir werden diese Kunstfreundschaft noch durch die übrigen Lebensjahre Schiller's fortdauern sehen.

Als Schiller die Maria Stuart beendigt hatte, wandte er sich nach kurzer Frist wieder zu einem neuen Gegenstande. Es war die Jungfrau von Orleans, die er schon am 1. Juli 1800 begann, nachdem er im Dichten eine Pause von nicht ganz einem Monate gemacht hatte. Er studirte für dieses Sujet vorzüglich die Sammlung von 28 Handschriften über den Proceß der Johanna, welche del Averdy im dritten Bande der Notices et Extraits des Manuscripts de la

Bibliothèque du Roi zu Paris 1790 herausgegeben hatte. Die Anordnung des neuen Stücks kostete ihm viele Mühe und Zeit. Am 26. Juli klagt er in einem Briefe an Goethe, daß es sich nicht, wie er wünsche, in wenig große Massen fügen wolle, und daß er es in Absicht auf Zeit und Ort in zu viele Theile zerstückeln müsse. Doch hoffte er am Ende Juli Goethe'n das fertige Schema vorlegen zu können. Im August miethete er sich in Oberweimar ein; hier wollte er, von seiner Familie getrennt, in der Einsamkeit arbeiten, wie früher in Ettersburg. Aber zuerst ermattete die anhaltende Hitze Geist und Körper, dann ward er durch das Uebelbefinden seiner Frau nach der Stadt zurückgerufen, und endlich störte ihn der Tumult einer Hochzeit im gegenüber liegenden Hause. Erst nach längeren Vorbereitungen, im September, als er wieder nach Weimar zurückgekehrt war, berichtet er, „daß er nun förmlich beim Anfange angefangen habe!" Langsam, aber gründlich rückte die Arbeit vor. Er schreibt: „Bei der Armuth an Anschauungen und Erfahrungen von außen, die ich habe, kostet es mir jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand, den Stoff zu beleben. Dieser Stoff ist keiner von den leichten und liegt mir nicht nahe." Unausgesetzt blieb er an seinem Geschäfte, ohne sich Zerstreuungen zu erlauben. Kaum, daß er Goethe'n in Jena auf einen Tag besuchte. So kam er denn so weit, daß er am 11. Februar 1801 dem Freunde die ersten drei Acte vorlesen konnte. Im März flüchtete er sich mit dem unvollendeten Werke in

ſeinen einſamen Garten bei Jena; aber trotz des ſchönen Wetters wollte er doch mit dem Erfolge ſeiner Arbeit nicht zufrieden ſeyn. „Die Schwierigkeiten meines jetzigen Penſums," ſchreibt er, „ſpannen mir den Kopf noch zu ſehr an; dazu kommt die Furcht, nicht zur rechten Zeit fertig zu werden." Bald trat auch wieder ſchlimmeres Wetter ein, und der Einſiedler (denn Weib und Kind hatte er in Weimar zurückgelaſſen) wurde durch den unaufhörlichen Wind beläſtigt, dem er auch bei verſchloſſenen Zimmern nicht ausweichen konnte. Am 1. April kehrte er in die Stadt zurück; der vierte Act war die Ausbeute, die er mitbrachte. Am 16. endlich war das Werk vollendet, an welchem er alſo nicht volle neun Monate gearbeitet hatte. „Es iſt ſo brav, gut und ſchön," ſchrieb Goethe in ſeiner allgemeinen, kurz abfertigenden Art, „daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß." Auch dem Herzoge theilte er auf Verlangen das Manuſcript mit, und das Werk machte auch auf ihn unerwarteter Weiſe eine große Wirkung, er meinte aber, es könne nicht geſpielt werden. Dieſer Meinung war Schiller Anfangs auch; und weil er das Stück für ein bedeutendes Honorar an Unger in Berlin verkauft hatte, welcher es als Kalender zur Herbſtmeſſe zu bringen gedachte, nahm er ſich vor, es nicht auf die Bühne zu bringen. Es ſchreckte ihn überdieß, wie er ſich ausdrückt, auch die quälende Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zeitverluſt der Proben davon zurück, den Verluſt der Stimmung nicht einmal mitgerechnet. Dennoch ließ er

sich durch Goethe's Ermunterung vermögen, seine Johanna, während sie als niedlicher Kalender auf das J. 1802 ohne Angabe der Auftritte gedruckt wurde, auch für die Bühne einzurichten. Von den Theaterdirectionen zu Berlin, Leipzig, München, Hamburg trafen Briefe ein, worin das Stück verlangt wurde. Es ward noch in diesem Jahre in Leipzig gegeben; in Berlin kam es am Neujahrstage 1802 zur Einweihung des neuerbauten Schauspielhauses auf die Bühne, und noch in demselben Jahre zu Weimar. Iffland ließ es sich angelegen seyn, die Meisterwerke seines Jugendfreundes durch eine angemessene Aufführung zu verherrlichen. „Wenn Schiller seine Jungfrau von Orleans jetzt sehen will," schrieb Zelter an Goethe, „so muß er nach Berlin kommen. Die Pracht und der Aufwand unserer Darstellung dieses Stücks ist mehr als kaiserlich; der vierte Act desselben ist hier mit mehr denn achthundert Personen besetzt, und, Musik und alles Andere mit inbegriffen, von so eclatanter Wirkung, daß das Auditorium jedesmal in Extase davon geräth. Die Kathedrale mit der ganzen Decoration, welche in einem langen Säulengange besteht, durch den der Zug in die Kirche geht, ist im gothischen Styl." Schiller selbst war mit Recht der Ansicht, daß durch einen so außerordentlichen Aufwand in Scenerie und Costüm der Zuschauer vom Gehalt des Stücks abgezogen und für denselben unempfindlich gemacht werde.

Aus den Monaten Februar, März und April des Jahres 1801, worin die Jungfrau von Orleans vollendet

wurde, ist jene Schiller'sche Gesprächslese, welche uns Caroline von Wolzogen in der Biographie des Dichters aufbewahrt hat. Es hielt sich damals in Schiller's Hause die zwanzigjährige Tochter des Bruders seiner Schwiegermutter auf, Christiane von Wurmb, die in der Folge die Gattin des Gymnasialdirectors Abeken in Osnabrück wurde. Ohne hübsch zu seyn, zeichnete sie sich durch eine herrliche Stimme aus, deren weitere Ausbildung der nächste Zweck ihres Besuchs war. Dabei besaß sie ein gutes Urtheil und ein ernstes Interesse für edle Bildung, weßwegen Schiller einen besonders lebhaften Antheil an ihr nahm. Das sinnige Mädchen bemerkte sich in ihrem Tagebuche die inhaltsvollen Aussprüche, womit der unvergleichliche Mann auch die alltägliche Unterhaltung zu bereichern wußte, und machte in späterer Zeit der Familie mit einer Abschrift dieser köstlichen Gedächtnißblätter ein schönes, willkommenes Geschenk. Es mögen hier nur ein paar Proben aus der Sammlung folgen, die gewiß Jeder mit hohem Genusse bei Frau von Wolzogen nachlesen wird:

„Den 15. Februar, als ich mit Schiller allein Thee trank.

Die ganze Weisheit des Menschen sollte eigentlich darin bestehen, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benutzen, als wäre er der einzige, letzte. Es ist besser mit gutem Willen, etwas zu schnell thun, als unthätig bleiben.

Den 5. März, als ich ihm Kaffee einschenkte.

Billigkeit ist eine schöne, aber seltene Tugend. Oft fehlen die sanftesten Herzen am meisten dagegen. Weil sie mit Innigkeit und Treue an der leidenden Partei hängen, so flößt ihnen Alles, was dagegen ist, einen unwillkürlichen Widerwillen ein, und dieses ist ein Stein, an dem so oft die Menschheit scheitert.

Den 6. März, bei Tisch.

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sey der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie unendlich mehr Gutes würde geschehen, und wie viel glücklicher würden die Menschen seyn, wenn sie auf diesen Standpunct gekommen wären!

Den 18. März, als er mich in meiner Stube nähend fand.

Es ist ein eigen seltsam Ding um die gelehrten Frauen! Wenn sie einmal den ihnen angewiesenen Kreis verlassen, so durchfliegen sie mit schnellem, ahnendem Blicke unbegreiflich rasch die höheren Räume. Aber dann fehlt ihnen die starke, anhaltende Kraft des Mannes, der eiserne Muth, jedem Hindernisse ein ernstes Ueberwinden entgegenzusetzen, und fest und unaufhaltsam in jenen Regionen fortzuschreiten. Das schwächere Weib hat seinen ersten schönen Standpunct verloren, und wird entweder zur eitlen Thörin oder unglücklich.

Den 22. März, beim Souper.

Wie hoch könnte Kunst und Wissenschaft gestiegen seyn,

würde sie nicht oft durch Sklavenseelen um Gold und Gunst feil geboten!

Den 7. April.

Es ist ein ungeheures namenloses Gefühl, wenn das Innere seine eigene Kraft erkennt, wenn es klarer und immer klarer in ihm wird, und unser Geist sich fest und stark erhebt. In uns finden wir Alles, die Kraft strebt zum Himmel empor und findet um sich kein Ziel.

Den 8. April.

Es sind die kleineren, engen Gemüther, die so gern jeden verdienten Kummer mit dem Namen eines unerbittlichen Schicksals bezeichnen."

Goethe, dem der Director Abeken dieses Manuscript zu seinem Geburtstage durch Eckermann überreichen ließ, urtheilte darüber: „Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitze seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Theetische, wie er es im Staatsrathe gewesen seyn würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus, ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch seyn!" Und in einem Briefe an Zelter sagt er, daß ihn an dieser Unterhaltung besonders der Glaube rühre, dergleichen könne von einem Frauenzimmer aufgenommen und genutzt werden. „Und doch," fügt er hinzu, „ist es aufgenommen worden und hat genutzt, gerade wie im Evangelium: Es ging ein Sämann aus zu säen ꝛc."

Schon im Jahre 1800 beabsichtigte Schiller einen kleinen Ausflug nach Lauchstädt, wo er mit seinem Körner zusammenzutreffen gedachte. Dieser ward jedoch unerwartet verhindert zu reisen, was Schiller aber nicht unerwünscht kam, indem sich bei der drückenden Hitze im Juli wieder Schlaflosigkeit und Krämpfe einstellten. Als nun Goethe im Sommer 1801 in Pyrmont war, faßte Schiller den Entschluß, an die Ostsee zu reisen, um in Dobberan das Seebad zu versuchen. Warum dieß unterblieb, wissen wir nicht bestimmt anzugeben. Die Reise zog sich auf eine kleinere zu Körner nach Dresden zusammen. In seinem Notizenbuche finden sich die Stadien des Weges genau verzeichnet. Er verließ Weimar mit seiner Familie und Caroline von Wolzogen, deren Gatte damals in Rußland war, am 6. August, kam diesen Tag bis Naumburg, den andern erreichte er Leipzig, übernachtete am 8. in Oschatz und langte am 9. in Dresden an, von wo sich die Reisenden nach dem Körner'schen Weinberge in Loschwitz begaben, in welchem der Freund ihnen sein Wohnhaus eingeräumt hatte. Den kleinen Gartensaal, worin er einst seinen Don Carlos vollendete, sah Schiller mit Vergnügen wieder, und er verlebte hier zum letzten Male glückliche, genußreiche Tage. Alte Freunde und neue Bekannte, die schöne Natur und die Kunst, freundliche Jugenderinnerungen und frische poetische Ideen und Plane wechselten mit einander ab, ihm diesen Aufenthalt bei Dresden zu verschönern, und ihn zu erheitern und zu beleben. Bis zum 1. September verweilte

er in ländlicher Zurückgezogenheit und begab sich dann nach Dresden. Hier logirte er sich in die zweite Etage eines in der Pirnaischen Straße, nahe bei der Post gelegenen Hauses ein, wo ihn aber das unaufhörliche Geraffel der Wagen bisweilen höchst ungeduldig machte. Den Abend und müßige Tagesstunden brachte er in der Körner'schen Familie zu, wo sich die Hausfreunde einzufinden pflegten, unter denen Graf Geßler, früher preußischer Gesandter in Dresden, die Unterhaltung mit Schiller am meisten in Anspruch nahm.

Da gerade zu dieser Zeit der früher abgebrannte Flügel des Weimar'schen Schlosses wieder aufgebaut war, hatte der Herzog beschlossen, für den großen Saal vier Bilder aus dem Leben Bernhard's von Weimar malen zu lassen. Nun gedachte Schiller, diesen Helden durch ein Trauerspiel zu verewigen, und daher ging die Meinung des Herzogs dahin, daß diese Bilder zugleich Scenen aus dem Trauerspiele darstellen sollten. Zwei derselben waren Schiller's Landsmanne, dem Maler Hartmann in Dresden, vorläufig übertragen, und es war natürlich, daß der Künstler die Anwesenheit Schiller's benutzte, um sich hierüber mit ihm zu besprechen und zu berathen. Der Dichter entwickelte bei dieser Gelegenheit den Plan des Dramas,[1]) welches hiernach von dem historischen Verlaufe der Dinge nicht unbe-

[1]) S. die größere Schrift über Schiller, IV, 328 f.

deutend abgewichen seyn würde, fügte aber hinzu, er habe weil ihm eine solche Entfernung von der Geschichte doch zu bedenklich gewesen sey, den Gedanken vor der Hand aufgegeben, in der Hoffnung, daß ihm vielleicht noch eine glücklichere, der Geschichte angemessenere Idee beikommen werde. So wurde das Project hinausgeschoben und unterblieb, wie so viele andere; es erinnert an den eine Zeit lang gehegten, und dann gleichfalls aufgegebenen Vorsatz Goethe's, der Biograph des Weimarischen Helden zu werden.

Schiller besuchte während seines Aufenthalts bei und in Dresden die Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen, besonders die Gallerie, so wie die Ateliers der vorzüglichsten Künstler. Bekannte und Unbekannte drängten sich bei diesen Besuchen an ihn, um seine geistreichen Aeußerungen zu hören, und bewunderten seine Ideenfülle; manchen Kennern dagegen schienen seine Urtheile allzusehr in den Principien der Weimar'schen Kunstfreunde befangen zu seyn. Besonders interessirten und erfreuten ihn die plastischen Werke im Saale der Mengsischen Abgüsse. Unter Anderm beobachtete er den Torso des sogenannten Salbers im Antikensaale, die vollkommenste Arbeit in Marmor, die er noch je gesehen hatte, mit großem Antheile. Er war jetzt durch die Kunstgespräche mit Goethe und Meyer, und die Lectüre ihrer Abhandlungen in den Propyläen schon mehr vorbereitet und geschickt, als früher, sich bildlicher Kunstwerke zu bemächtigen. Anschauungen legten sich bestimmend und erweiternd seinem mitgebrachten Urtheile unter

und bereicherten ihn mit neuen Gefühlen und Ideen. Ungeachtet er sich noch im Jahre 1803 das Interesse und den Sinn für die bildende Kunst absprach, [1]) hatte er in ihr jedenfalls mehr Ausbildung, als in der Musik. Die Kunstanschauung liegt auch der ästhetischen Naturbetrachtung sehr nahe, welche bei ihm stets eine Lieblingserholung und wahre Herzensangelegenheit blieb, so selten er sie auch genoß.

In wehmüthiger Stimmung verließ Schiller mit den Seinigen am 15. September Dresden, als habe er eine Ahnung, daß er diesen Ort nicht wiedersehen werde. Die Körner'sche Familie begleitete die Rückreisenden über Hubertsburg und Hohenstädt, wo in den beiden nächstfolgenden Nächten verweilt wurde, nach Leipzig. Hier war es, wo er am 17. September zum ersten Male einer in den Hauptrollen sehr gelungenen Aufführung seiner Johanna beiwohnte, und zugleich in dem Enthusiasmus des Publicums der mächtigen Wirkung seines Genius inne wurde. Als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge gefallen war, brach die Begeisterung der Zuschauer in den allgemeinen Ruf aus: „Es lebe Friedrich Schiller!" und Pauken und Trompeten begleiteten den wiederholten Glückwunsch. Beim Ende des Stücks strömte Alles in Eile aus dem Schauspielhause, um den heraustretenden Dichter in der Nähe zu schauen, zu begrüßen, ihm zu danken. Wie nun Schiller erschien, traten die Versammelten aus einander, und ließen

1) Briefwechsel mit Humboldt, S. 449.

den Hochgefeierten in ehrfurchtsvoller Stille, mit entblößten Häuptern, durch ihre lange Reihe schreiten. Hie und da sah man einen Vater, eine Mutter ihre Kinder emporheben, und hörte sie die Worte flüstern: „Der ist es!“ Dieser freie Ausdruck der innersten Verehrung, der reinsten Volksgunst wurde ihm noch durch die Theilnahme seiner mitbeglückten Familie, seiner mitempfindenden Freunde erhöht und verklärt. So hatte ihn sein erhabener Glaube nicht getäuscht, da er sich in seiner Jugend, als armer, heimathloser Flüchtling, an das Herz des deutschen Volkes warf, und von seinem Fürsten an die Menschheit appellirte.

Schon den folgenden Tag reis'te Schiller von Leipzig ab, übernachtete in Weißenfels und traf am 20. September wieder in Weimar ein, wo Madame Unzelmann von Berlin angekommen war, um ihn durch ihre meisterhafte Gastrolle der Maria Stuart zu erfreuen.

Neuntes Capitel.

Jungfrau von Orleans.

Erinnern wir uns, durch welche Verhältnisse Schiller zur Schicksalsidee geführt wurde, so liegt es am Tage, wie er vom antik Religiösen im Wallenstein zum modern Religiösen in der Maria Stuart, und von dieser nun zum romantisch Religiösen in der Jungfrau von Orleans übergehen konnte. Es ist nur eine Grundbewegung und ein

inniger Zusammenhang, und dennoch macht jedes dieser Dramen ein eigenes Genre aus. Im Wallenstein herrscht die überirdische Macht als antikes Schicksal; in Maria Stuart lebt sie in dem Glauben der schottischen Königin und durch ihn; in der Johanna bringt sie als Gottheit wunderkräftig den Glauben an sich selbst hervor und handelt durch das prophetische Heldenmädchen. Im ersten und letzten sind Kräfte in Bewegung gesetzt, welche den Naturzusammenhang übersteigen; das erste Stück ist gewissermaßen eine Schicksalstragödie, das letzte eine Wundertragödie. In der Maria steigt alles Religiöse aus den Tiefen der menschlichen Seele hervor, ist durch den Glauben vermittelt; nur in der Ferne erklingen einige bedeutungsvolle Stimmen des Verhängnisses.

Betrachten wir die drei genannten Tragödien in Beziehung auf den Unterschied der antiken und der modernen Tragödie, so versteht es sich von selbst, daß die Maria Stuart im Wesentlichen ein modernes Drama ist, wenn gleich das particular Persönliche zu sehr überwiegt, und es sich nicht genugsam hervorstellt, daß die Königin im Conflict mit großen Völker- und Weltverhältnissen ihren Untergang findet. Aber auch in den beiden anderen Stücken brachte Schiller es nicht weiter, als zu einer Verbindung des antiken mit dem modernen Princip. Im Wallenstein behielt er, wie ich nachgewiesen habe, aus der frühern Anlage die neuere dramatische Grundidee neben dem alten Princip bei. Die Jungfrau von Orleans hat in so

fern einen antiken Gehalt, als in ihr das geheimnißvolle Walten einer überirdischen Macht in menschlichen Dingen veranschaulicht wird, und der göttliche Wille, wenn auch nur vorübergehend, in eine höchst tragische Collision mit den tiefsten menschlichen Empfindungen der Jungfrau tritt. Aber ihre Thaten selbst gehen auf einen großen volksthümlichen Gegenstand, und in so fern gehört die Tragödie offenbar der modernen Gattung an.

Alle drei Stücke sind aber, vom Standpuncte ihres Urhebers aus, nur verschiedenartige Versuche, für den tragischen Kothurn die reinste Form und den edelsten Gehalt zu gewinnen. Sein Zweck war, „dem Drama durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung Luft und Licht zu verschaffen." Es konnte ihm jetzt nicht mehr darum zu thun seyn, durch sententiöse Stellen, durch glänzende Partheien zu bestechen, durch das Feuer, womit seine Helden seine eigenen sittlich politischen Ueberzeugungen vortrugen, hinzureißen. Sein Augenmerk war überhaupt nicht mehr vorzugsweise auf den Inhalt gerichtet. Nachdem er seit seinem Don Carlos in der rhythmischen Sprache einen schönern Leib für seinen Dialog gefunden, war er unaufhörlich bemüht, auch durch andere Hülfsmittel die Großartigkeit der griechischen Tragödie auf unsere Bühne zurückzuführen und das Ideale symbolisch zu gestalten. Denn sowohl das Walten des antiken Schicksals, als die Frömmigkeit des gottergebenen Gemüths und die Entsündigung durch Beichte und Abendmahl, als endlich die Wunder der göttlichen

Weltregierung sind eigentlich in diesem Kunstgebrauche nur Andeutungen ewiger Ideen, Symbole unserer idealen Betrachtung der Dinge. Er schlug diese mehrfachen Wege aus einem und demselben Bestreben ein, um seinen Stücken in all' ihren Theilen eine idealpoetische Gestalt zu geben. Diesem Triebe genügte er in jedem folgenden Stücke in höherm Grade, und die Jungfrau von Orleans ist am meisten von der prosaischen Wirklichkeit entfernt. Während der Dichter im Wallenstein dieser Richtung nur in der Liebesepisode und in der Einführung der Schicksalsidee einen Ausdruck gab, in der Maria Stuart aber nichts dargestellt wurde, als die religiöse Versöhnung eines liebenswürdigen, seine früheren Vergehen büßenden Weibes, ist in unserer Tragödie ein gotterfüllter Charakter die Hauptperson.

In seinem Geisterseher hatte Schiller, im Sinne der Verstandesaufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, die Wunder als Werke des Wahns und Betrugs behandelt; in dieser Tragödie gibt er ihnen im Geiste des Glaubens der mittlern Zeit für Religion und Poesie ihre Rechte wieder. Das Geisterreich und die natürliche Welt, Himmel, Hölle und Erde, Dämonisches und Menschliches stehen hier in einer sichtbaren Verbindung; übernatürliche Wesen greifen unmittelbar in das Leben ein. Die Art, wie diese beiden Welten des Wunders und der Natur in einander verschmolzen sind, beweis't den großen Kunstverstand des Dichters. Wenn er einerseits durch eine kraftvolle Dar-

stellung der Wunder die gemeinen Gesetze der Physik gleichsam aufhebt, und über die wirkliche Erscheinungswelt hinaus der ahnenden Seele den Blick in ein Doppelreich erschließt, wo gute und böse Wesen geheimnißvoll weben und schalten: so weiß er dem Wunderbaren selbst dadurch Glauben zu verschaffen, daß er es überall nur auf einem gehörig zubereiteten Boden emporsprießen läßt, daß er die Uebergänge des Natürlichen und Uebernatürlichen verwischt, und daß er den Causalnexus, den er in dem Inhalte seiner Geschichte bisweilen überhüpft, in der Form seiner Darstellung mit desto strengerer Stätigkeit durchführt. Er hat hierdurch das Fabelhafte vor der Ausartung in das Phantastische bewahrt.

Mit eben diesem Kunstverstande hat Schiller's Genius aus der wunderbaren Erscheinung Johanna's eine leibhaftige tragische Gestalt zu schaffen gewußt. Eigentlich sind Posa, die Königin Elisabeth in Don Carlos, Max, Thekla größere Wunder, als das Wundermädchen von Orleans. Denn bei Jenen liegt das Wunderbare in ihrer innern Natur und erscheint als etwas Ungereimtes; bei dieser Gestalt liegt es in dem Verhältnisse zum Unsichtbaren, welches seinem Wesen nach unbegreiflich ist. Wie kamen jene Personen in ihrer Zeit und Umgebung zu ihrer idealen Weltauffassung, zu ihrer himmlischen Reinheit der Gesinnung? Dagegen ist der Charakter, wie das ganze Unternehmen Johanna's auf's Beste motivirt, und während fast alle früheren idealischen Figuren des Dichters durchaus subjectiv

und lyrisch gehalten sind, gelang ihm auf überraschende Weise, diesem der Wirklichkeit beinahe entrissenen Wesen eine feste Selbstständigkeit zu geben.

Der Vater der Jungfrau ist ein biederer, liebevoll gesinnter und nicht unedler Mann,[1]) der seine Tochter Louison ihrem armen Bewerber nicht verweigert. Aber als ungebildeter Mensch ist er von den düsteren Religionsvorstellungen seiner Zeit beherrscht, und als eine tiefgrübelnde melancholische Natur setzt er bei Anderen, selbst bei seiner Tochter, immer das Schlimmste voraus. Sein Glaube an böse Geister mußte sich in der edel organisirten Seele der Johanna zu einem höhern Offenbarungsglauben ausbilden. Die Schwärmerei der Zeit, die Mystik der katholischen Kirche, die Einsamkeit und die einfache Beschäftigung des Hirtenlebens nährten die Knospe, bis sie bei der wachsenden Noth Frankreichs sich zur Blüthe öffnete. Indem der Dichter seine Heldin, den geschichtlichen Nachrichten zuwider,

[1]) Hoffmeister verweis't in der größern Schrift hierbei und mehrmals beim Nächstfolgenden auf ein von mir ihm mitgetheiltes Manuscript. Es war der erste Entwurf meiner 1841 erschienenen Schrift: „Schiller's Jungfrau von Orleans, für Haus und Schule erläutert," bis zu S. 64 (Anfang des 2. Aufzugs). Zu großer Genugthuung gereichte es mir, daß Hoffmeister das Mitgetheilte, dem Inhalte nach, in seine Darstellung aufzunehmen für würdig erachtete. Auch im Weiterfolgenden, wo wir unabhängig von einander arbeiteten, fanden sich die Hauptergebnisse auf eine uns selbst überraschende Weise übereinstimmend. Anmerk. des Herausgebers.

als Schäferin darstellte, gewann er den Vortheil, ihre Empfindungs- und Denkweise psychologisch begründen zu können. Dann wird auch mit Nachdruck und wiederholt auf einen uralten Zauberbaum aufmerksam gemacht, damit man sehe, daß die Sagen, welche sich an denselben knüpften, ein Hauptmoment in der Erziehungsgeschichte der empfänglichen Johanna waren; und Dom-Remy, wo sie bisher gelebt, wird als ein Wallfahrtsort bezeichnet, der ihre Seele schon von Kindheit an mit religiösen Ahnungen und Vorstellungen füllen mußte.

In das abgelegene Dorf dringt jetzt die Kunde von dem Siegesglücke der Engländer, welche Frankreich den fremd geborenen Herrn aufzwingen wollen, „der das Volk nicht liebt.“ Der weise Dichter glaubte nämlich [1]) darin einen Zug der weiblichen Natur durchgeführt zu haben, daß Johanna, welche das Königreich als Abstractum gar nicht fassen konnte, sich immer nur den guten, liebenswürdigen König bei allen ihren Anstrengungen als letzten Zweck dachte. Der Prophet Posa konnte nur für ein Weltreich glühen; die Prophetin Johanna, wenn sie nicht die Schranken des Weibes, wenigstens ihrer Zeit, überschritt, vermochte nur die Wiederherstellung früherer Zustände zu beabsichtigen, und ihre Berufung nicht an die Idee des

[1]) S. Minerva für das Jahr 1812, S. 52 ff., worin Böttiger „handschriftliche Geständnisse“ des Dichters über unsere Tragödie mitgetheilt hat.

Staates, ſondern in kindlich patriarchaliſcher Weiſe nur an eine verehrte Perſon zu knüpfen. Man ſieht, daß es hierdurch dem Dichter von vorn herein geboten war, den König Carl VII. als einen volksfreundlichen, liebenswürdigen Menſchen zu ſchildern, und daß eine gewiſſe Verherrlichung des Königthums, die allen bisherigen Stücken Schiller's fremd iſt, ſich nothwendig an den Hauptcharakter der Tragödie knüpfte.

Dieſen populären König zu erhalten, fleht das Landmädchen in inbrünſtigem Gebete zur Mutter Gottes (Act 1, Sc. 10). Aber wie? hat dieſe denn nicht, als unbefleckte Magd, den Herrn geboren, und iſt ſie nicht ſelbſt zum Himmelsglanze erhöht worden? Die katholiſche Kirche nährt die Ueberzeugung, daß die reine Jungfräulichkeit jedes Herrliche auf Erden vollbringe. In dieſer andachtsvollen, erhöhten Stimmung erſcheint ihr unter dem Wunderbaume die Himmelskönigin und fordert ſie auf, den König zu Rheims zu krönen. So iſt dem Ueberſinnlichen der Weg auf's Beſte gebahnt, ehe es im Leben der Jungfrau wirkſam wird.

Jetzt iſt die Gotterfüllte ihres höhern Berufes gewiß, en ſie aber ſtill verſchloſſen im Herzen bewahrt, bis die Stunde der Entſcheidung ſchlägt. In einem Helme, der on einer Zigeunerin dem Landmanne Bertrand aufgerungen wird, empfängt ſie das erwartete Zeichen ihrer ſendung. Jetzt gibt ihr der Geiſt es ein, daß ſie das on den Feinden belagerte Orleans zu entſetzen habe;

unwiderstehlich fühlt sie sich von der Heimath fortgerissen, und in's Kriegsgewühl getrieben.

Dieses Alles stellt der Dichter im Prologe dar, der, weil er nicht allein Exposition ist, sondern zugleich die Handlung eröffnet, füglich als erster Act der Tragödie betrachtet werden kann. Schon in diesem Vorspiele stellt sich Johanna als eine höhere Natur dar, wie sie sich später bewährt. Was ihr der Vater vorwirft, daß sie vor Tagesanbruch und um Mitternacht ihr Lager verlasse und ganze Stunden unter dem Druidenbaume sinnend sitze, wird im Allgemeinen durch ihre spätere Erzählung vor dem Könige bestätigt. Um der innern Prophetenstimme Gehör zu geben sondert sie sich von den Hirtenmädchen des Thales ab, fühlt sie sich fremd im Vaterhause, obwohl sie den älteren Schwestern freudig dient, und in stillem Gehorsame die schwersten Pflichten übt. Noch tritt keine Spur von liebender Anhänglichkeit aus ihr hervor, und ihr Freier Raimond verehrt sie mehr, als er sie liebt; sie scheint ihm etwas Höheres zu bedeuten und aus anderen Zeiten zu stammen. So sehr hält das Dämonische die rein menschlichen Gefühle in ihr gebunden, und sie steht im Widerspruche mit ihrer Jugend, mit ihrer weiblichen Natur. Sie spricht im Prologe weder zu den Schwestern, noch zum Vater ein einziges Wort, und würde gegen sanftere Stimmungen ganz verschlossen erscheinen, wenn der Dichter dieser Kälte gegen Menschen nicht eine rührende Empfänglichkeit

gegen die Natur, die sich am Schlusse des Prologs ausspricht, beigemischt hätte.

Noch mehr, als durch ihr geheimnißvolles Schweigen im Prologe, hat der Dichter durch das zweifelhafte Licht, in welches er sie Anfangs stellt, die Aufmerksamkeit für dieses außerordentliche Wesen geschärft. Hier muß sogleich bemerkt werden, daß das Geisterreich, welches wunderbar in die natürliche Welt eingreift, ganz im Sinne des Mittelalters selbst in sich getheilt und getrennt ist, indem die Menschen theils durch gute Mächte des Himmels geführt, theils durch tückische Wesen der Hölle berückt werden. Unter welchem Einflusse steht nun die räthselhafte Jungfrau? Schon die Worte, womit der Vater ihr Thun und Treiben schildert („Bleib' nicht allein und grabe keine Wurzeln u. s. w.") erregen unsere Besorgniß. Denn wie kommt Thibaut auf diese ganz besonderen Anklagepuncte, wenn sie durchaus ungegründet sind? Schweigt die Angeklagte im Bewußtseyn ihrer Schuld? Dann macht uns auch die mystische Zaubereiche bedenklich, und einen gleich unheimlichen Eindruck verursacht jenes vom Dichter gewählte Zeichen, daß für Johanna die Stunde des Handelns geschlagen. Sollte sich, um ihr dieß Zeichen zu senden, der Himmel einer Zigeunerin, einer Person aus der Menschenclasse bedienen, woraus nach dem Volksglauben nicht selten die Hölle ihre Werkzeuge wählt? — Doch alle Zweifel verschwinden am Ende des Vorspiels vor den hochbegeisterten Worten der Jungfrau, und sie tritt hier aus dem zweideutigen Dunkel

in ihrer eigenthümlichen Gestalt, wie die Sonne aus dichtem Gewölke, hervor.

Wie sehr Johanna durch diese begeisterte Abschiedsrede die Erwartungen gespannt hat, so werden diese bei ihrem Wiedererscheinen im Hoflager des Königs doch übertroffen, da der Moment, in welchem, und die Art, wie sie in die Handlung eintritt, so höchst entscheidend und großartig sind. Der Connetable hat dem unkriegerischen Könige den Dienst aufgesagt, Carl's Casse ist erschöpft, Orleans auf dem Puncte sich zu übergeben, die besten Truppen, die Schotten, drohen abzuziehen, ein Parlamentsbeschluß hat den König und seine Nachkommen des Throns verlustig erklärt, der junge Heinrich VI. von England ist in St. Denis gekrönt, Philipp von Burgund und Carl's eigene Mutter haben sich zu dessen Untergange verschworen, der König selbst ist durch alles dieß so entmuthigt, daß er über die Loire zurückweichen will, und seine treusten Freunde sich von ihm lossagen. Da erscheint plötzlich, als alle irdische Hülfe verschwindet, die himmlische Rettung in Johanna. Sie kommt nicht, wie die historische Johanna, um Hülfe zu versprechen: sie hat bereits geholfen, als sie vor dem Dauphin erscheint; der Feind ist geschlagen! Und wie vor ihrer Ankunft durch die That, so bewahrheitet sich die Prophetin sogleich beim ersten Auftreten durch das Wort. Sie erkennt den nie gesehenen König unter seinen Hofleuten und offenbart ihm den Inhalt seiner geheimsten Gebete. Der Erzbischof ertheilt ihr, alle religiösen Bedenken hebend, gleichsam die

Weihe der Kirche. Seine eigenthümliche Function in der Tragödie ist es, den religiösen Standpunct zu symbolisiren, von dem wir das Ganze aufzufassen haben. Schnell ist der Jungfrau Alles ergeben, das Volk hinter der Scene hat sie als gottgesandte Retterin begrüßt, der König ist von ihrer göttlichen Sendung überzeugt, zwei Befehlshaber erbitten sie sich zur Oberanführerin des Heeres, die anwesenden Ritter geben durch Waffengeklirr ihren Beifall kund. Ein jetzt auftretender Herold vom „Grafen Salisbury" bietet vor der Bestürmung Orleans einen Vergleich an. Sie weis't ihn ab, offenbart ihm den Tod des Feldherrn, und eilt mit den Kriegern fort, um die belagerte Stadt zu retten. Im gehobensten, erwartungsvollsten Moment fällt der Vorhang.

Im Anfange des zweiten Actes sehen wir schon vollbracht, was Johanna am Schlusse des ersten versprach. Orleans ist entsetzt, die Engländer sind geschlagen. Sie sammeln sich in einem Lager, um den Kampf mit dem morgigen Tage zu erneuen. Aber ehe sie sich durch Schlummer erquickt haben, ist der Wall erstiegen, Johanna im Lager, und die Ueberfallenen suchen ihr Heil in wilder Flucht. Das Lager geht in Flammen auf, die Jungfrau tödtet den Walliser Montgomery und versöhnt den ihr entgegentretenden Herzog von Burgund.

Man hat die Episode mit Montgomery doppelt getadelt, einmal wegen ihres zu epischen Charakters, und zweitens, weil der Dichter, von der Geschichte abweichend, seine

Heldin vor unseren Augen Blut vergießen, und ihr frommes Gemüth bis zur Unmenschlichkeit und Mordlust entarten lasse. Auf den ersten Vorwurf kommen wir später zurück. Was den andern betrifft, so können wir uns die Johanna der Bühne nicht füglich anders denken, als kämpfend; das müßige Zuschauen würde ihren Heldencharakter aufheben. Auf dem Theater muß der Held das Schwert selbst führen. Wie Johanna's Vaterlandsliebe durchaus persönlich ist, so ist es auch ihr Haß gegen die Engländer; sie verfolgt jeden einzelnen Feind, und ihre religiös patriotische Begeisterung selbst steigert diesen Nationalhaß bis zu dem Grade, daß sie sich berufen wähnt, schonungslos jeden Engländer zu tödten, der ihr in die Hände fällt. Wohl steht nun die tragische Heldin nicht mehr so rein da, als die historische; selbst die Heilige sollte nicht fleckenlos seyn. Das ist aber die innere, sich immer mehr entwickelnde Grundidee in diesem dramatischen Epos, daß Johanna auf ihrer Propheten- und Heldenlaufbahn sogleich in einen ungeheuern Gegensatz mit sich selbst tritt. Nachdem sie einmal den engen Kreis ihrer Bestimmung überschritten, muß sie ihre weibliche, ihre menschliche Natur verläugnen, um ihren göttlichen Beruf zu erfüllen.

Dagegen ist sie in den nächsten Scenen ganz sie selbst, und der Dichter scheint absichtlich das, was sie wider Willen in höherm Auftrage thun zu müssen glaubte, und das, worin sie zugleich ihrem eigenen Herzen Gehör gibt, contrastirend in zwei Scenen neben einander gestellt zu

haben. Hier tritt sie als ein Friedensengel zwischen die Streitenden; an ihrer schönen Menschlichkeit schmilzt Burgund's Zorn, vor der Macht ihrer Ueberzeugung beugt sich sein herrischer Sinn, und mit sanft einschmeichelnder Ueberredung zieht sie ihn vollends herüber auf ihre reine Seite. Es ist das Kindliche ihres Wesens, was obsiegt („Ihre Rede ist wie eines Kindes"). Johanna ist ein großer politischer Charakter; aber in so fern sie ohne Bewußtseyn handelt, ist sie ganz Weib, Hirtin, Kind. Sie läßt sich unbewußt nur durch des Geistes Stimme führen, der ihr gebietet.

Die liebevolle, schöne Seite ihres Charakters, die hier nach und neben der furchtbar erhabenen hervortrat, legt der Dichter im nächsten Aufzuge sogleich weiter aus einander. Johanna, als Friedensgöttin, das Haupt mit einem Kranze geschmückt, vollendet die von ihr gestiftete Eintracht dadurch, daß sie den Herzog von Burgund bewegt, Du Chatel, dem Mörder seines Vaters, zu verzeihen. Dem Versöhnenden wird freudige Liebe und Neigung zu Theil. In dieser Stimmung bieten ihr zwei ruhmgekrönte Helden, Dunois und la Hire, ihre Hand an; aber weder dies, noch die Erhöhung in den Adelstand vermag sie zu irren; und als der König mit sanftem Zureden ihrem gotterfüllten Busen der Liebe süße Sehnsucht einflößen will, erhebt sie sich in ihrer ganzen Größe: „Dauphin, bist Du der göttlichen Erscheinung schon müde? u. s. w." Doch eben die Heftigkeit, womit sie die irdische Neigung zu einem Manne

wegstößt, beweis't, daß sie den Gefühlen nicht unzugänglich ist, zu denen ihre ganze Umgebung, selbst der Erzbischof, sie auffordert. Auf eine solche Gemüthsverfassung deuten auch die Worte hin:

Mich preßt, mich ängstigt diese Waffenstille,

und der Ausruf bei der Nachricht vom Uebergange des Feindes über die Marne:

Schlacht und Kampf!
Jetzt ist die Seele ihrer Banden frei!

So hat der Dichter die Scene, die da kommen soll, auf's Beste vorbereitet, und Johanna stürzt eben demselben Schicksale entgegen, dem sie aus den weichen Armen des Friedens entfliehen will.

Wir sind (Act 3, Sc. 6 ff.) zum zweiten Male auf's Schlachtfeld versetzt. Schon ist Talbot tödlich verwundet, die Schanze erstürmt, der Tag gehört den Franzosen. Johanna aber wird durch einen Geist, einen schwarzen Ritter, in eine öde Gegend vom Schlachtfelde weggelockt. Der Dichter hat nur leise angedeutet, wen wir uns unter diesem Ritter zu denken haben; er wollte den erhabenen Eindruck, den alles Unbestimmte und Geheimnißvolle erhöht, nicht durch eine zu klare Zeichnung schwächen. Talbot, kurz zuvor als Atheist gestorben, irrt, nach dem Kirchenglauben der Zeit, als ein verdammter Dämon auf der Erde umher, und erscheint hier, um jenes Wort factisch

zu widerlegen, daß vom Menschen nichts übrig bleibe, als eine Hand voll leichten Staubs. Der Geist führt die Jungfrau durch verstellte Flucht vom Schlachtfelde weg, und entreißt hierdurch viele Briten der Todesgefahr. Aber es ist noch ein anderer Zweck, welchen der tückische Dämon verfolgt. Er heißt die Heldin mitten in ihrem Siegeslaufe stille stehen; er warnt sie, nicht um sie zu retten, sondern um sie an sich selbst irre zu machen. Das verwirrende Phantom versinnlicht gleichsam ihren innern Zwiespalt; es gibt nur der schlimmen Ahnung ihres Herzens Sprache, und ist ein Vorbild des Unglücks, welches der eigene Prophetengeist ihr selbst weissagt. Die ganze Scene soll nichts als den Zuschauer mit ahnender Angst erfüllen; sie soll den nahen Fall Johanna's vorbereiten und einführen. Man kann nicht läugnen, daß dieser Geisterspuk durch zarte Fäden mit dem Ganzen verbunden ist, und etwas verloren da zu stehen scheint. Wenn das Räthsel nicht sogleich in der folgenden Scene Aufschluß erhielte, wäre es gewiß auch in einem romantischen Trauerspiele fehlerhaft. „Tödte, was sterblich ist," hatte der verschwindende Ritter zu ihr gesprochen. Wie sie nun aber Lionel, dem einzigen noch lebenden Heerführer der Feinde, ins Antlitz schaut, ist sie unfähig, auch das Sterbliche zu tödten. Sie verletzt ihr Gelübde; bei unveränderter Aufgabe ist sie selbst eine Verwandelte.

Diese Stelle, zu welcher von der Montgomery-Scene an Alles hindrängt, ist eigentlich der Punct, womit die

wahre Tragödie erst beginnt. Alles Frühere hatte darin, daß die Gottgesandte in ungetrübter Begeisterung ihrem hohen Ziele, mit Niederwerfung aller Hindernisse, triumphirend entgegeneilte, den vorherrschenden Charakter eines erhabenen Epos; wir betrachten ihre Siegeslaufbahn eher mit jeder andern Empfindung, als mit Furcht und Mitleid. Nur leise und allmälig sehen wir aus dem eigenen Herzen der Jungfrau ihrem göttlichen Berufe einen mächtigen Feind erwachsen, und in unserer Scene tritt auf einmal das Göttliche mit dem Menschlichen, das Heroische mit dem Weiblichen in einen furchtbar tragischen Gegensatz; zwei Welten stoßen feindlich auf einander. Dieser Gegensatz ist kein beliebiger, kein gemachter, sondern in der menschlichen Natur tief gegründet. Wir haben ihn durch unsere ganze Biographie in Schiller selbst unter dem Namen des Heroismus der Freiheit und der Humanität des Herzens kennen gelernt, und er stellte sich uns im Wallenstein durch den Kampf der Pflicht und der Liebe, in den sich Max mitten hinein geworfen sieht, trefflich dar.

Der menschlichste, weiblichste Trieb macht sich gerade in dem Augenblicke geltend, wo Johanna im Begriffe steht, auf vermeintliches göttliches Pflichtgebot, das Unweiblichste, Unmenschlichste zu thun — den überwundenen Feind zu erschlagen. Vortrefflich hat hier der Dichter zwei äußerste Enden an einander geknüpft. Da wo das Schrecklichste im Namen Gottes vollbracht werden sollte, macht die menschliche Natur, plötzlich mit Allgewalt erwachend, ihre ewigen

Rechte geltend, und ihr Herz bricht für den, welchen sie morden sollte, in erster glühender Liebe hervor. Nur wenn Johanna auf der äußersten Gränze des einen Gebietes stand, konnte sie plötzlich auf das andere hinüber gesetzt werden — wobei man jedoch auch erwägen wird, daß diese Seelenveränderung, wie früher angedeutet worden, schon innerlich vorbereitet war. Von jetzt an gehört Johanna unserer Gattung, gehört ihrem Geschlechte an. Ihr Panzer deckt nun ein fühlendes Herz. Wir leiden mit der Leidenden.

Der innere Widerstreit hat sogleich einen Gegensatz Johanna's mit der Außenwelt zur Folge — und beide hat uns der Dichter in dem rhetorisch-lyrischen Monologe zu Anfange des vierten Aufzugs so herrlich gemalt. Jetzt in Rheims am Ziele ihrer Wünsche ist nur *sie* nicht glücklich. Mitten unter einem huldigenden Volke fühlt sie sich in *einer* menschenleeren Oede. Auf der Mittagshöhe ihres Glückes sehnt sie sich nach ihrem niedern Stande zurück. Zwischen den Schauern des Gewissens und den jungen Gefühlen der Liebe und ihren beinahe lästernden Anklagen der Himmelskönigin schwankt die Unglücklich-Beglückte hin und her, und zwei Welten streiten sich um ihren Besitz. Der Contrast wird im Folgenden in anderer Weise fortgesponnen. Vor der von Gott Abgefallenen wirft sich die Sorel zu Füßen nieder, und sie hält die von der heftigsten Leidenschaft bewegte Jungfrau für unempfindlich. In der Sorel ruhigem, *einem* Gefühle ganz hingegebenem Gemüthe spiegelt sich Johanna's Seelenzerrissenheit. Von dem Liebesglücke

der Sorel, das sie in seinem ganzen Umfange zu fassen vermag, blickt sie mit Entsetzen in den eigenen Busen zurück, und mit Beben zu ihrer Fahne hinauf, die sie vor dem Könige tragen soll. In den nächsten Scenen trifft sie mit ihren Schwestern zusammen, die auch zum Krönungsfeste gekommen sind. Die glückliche, heitere, eitle Margot steht vor ihr, als sie, wie von Geistern gejagt, aus der Kirche stürzt; und die gefühlvolle, sinnige, ernstere und besorgtere Louison liegt an ihrem Herzen. Die Liebe zu Lionel hat ihre Seele jetzt auch der Schwesterliebe erschlossen; sie, die uns im Prologe noch streng und lieblos erschien, schmiegt sich jetzt an die traute Schwesterbrust, an welcher sie sich augenblicklich in ihrer Jugend Paradies zurück versetzt glaubt. Sie will mit den Schwestern entfliehen, als der König mit seinem Gefolge auftritt, und der sich erneuende Gegensatz zwischen dem, was sie sich fühlt, und dem, was man von ihr hält, seine höchste Spitze erreicht und sich erschöpft. Es erscheint ihr Vater, der, von Raimond begleitet, seinen Töchtern nach Rheims nachgezogen ist, und nun öffentlich seine Tochter, um ihre Seele zu retten, der Zauberei beschuldigt. Die Fragen, die er, Sorel, der Erzbischof und Dunois an sie stellen, sind freilich etwas spitzfindig und alle so allgemein gehalten, daß Johanna sie nicht schlechthin verneinen kann. Sie lassen sich sämmtlich sowohl auf die Teufelskunst, deren man sie beschuldigt, als auf ihren wirklichen Zustand beziehen. Ihr bewegungsloses Verstummen, diesen Fragen und

Beschuldigungen gegenüber, hat man einen der größten Züge des Stücks, ein erhabenes Stillschweigen genannt; und mit Recht. Denn sie nimmt freiwillig, weil der Himmel es will, die Last des schwärzesten Verbrechens auf sich, um eine kleine Schuld zu büßen. So steht sie demüthig in blinder Unterwerfung da, und widerlegt die gräßliche Anklage des Vaters und des Himmels durch kein Wort, keinen Blick, keine Bewegung der Hand. Als nun Alle, selbst Dunois, sie verlassen haben, tritt Raimond, ihr Bewerber vom Schäferstande her, zu ihr, und an seiner Hand eilt sie in die Verbannung, in den Ardennenwald.

Sie kommt nach dreitägigem Irren, bei wüthendem Sturme, in dem Walde zu Köhlerhütten, wo ihr, zur letzten Prüfung, der aus der Stadt heimkehrende Köhlerbube, „die Hexe von Orleans" erkennend, den Becher vom Munde reißt. Hier endlich löst die Büßerin vor dem treu gebliebenen Raimond ihr Stillschweigen. Sie erklärt dem erstaunten Begleiter, daß sie keineswegs mit dem Teufel im Bunde stehe, jedoch ohne ihre wirkliche Schuld zu nennen. Die Schuld einer Heiligen würde auch ein Raimond kaum verstanden haben. Diese Buße ist die dritte und letzte Phase ihrer Seelenentwickelung, und ihr Bild ist uns jetzt in vollem Glanze ganz entgegengekehrt, während wir in der ersten Phase nur das Dämonische, in der zweiten das Göttliche mit dem Menschlichen im Streite erblickten. Anfangs die unerprobte, jetzt die geprüfte Tugend, welche, nach Schiller's eigenem Ausspruche, allein

die canonisirende Palme erhält. Anfangs ein heiliges Streben in einem streng und kalt verschlossenen Herzen, jetzt das Pflichtgefühl in einem Busen, den Liebe und Theilnahme weihten, den Schmerz und Freude menschlich bewegten. Aus den Leiden der Verbannung, des Mangels, der Flucht geht ihre Seele neugeboren hervor, und der Orkan hat die Natur gereinigt und sie.

Seit dieser Weihe des Gefühls und der Leiden ist Johanna viel milder und liebenswürdiger geworden, und die eigenthümlichen Kräfte ihres Gemüths haben sich zugleich erhöht und gestärkt. Ihren Feinden überliefert und in schweren Banden gehalten, während ihr Volk geschlagen wird, kann sie nicht mehr eine vom Himmel Begnadigte in sich erblicken, so daß auch die nüchternste Verstandesaufklärung mit der Johanna, wie sie im fünften Acte dasteht, zufrieden seyn wird. Der Himmel hat sie in eine Laufbahn geführt, durch welche sie sich jetzt selbstständig hindurchkämpfen muß. Die Wunder — denn selbst die Kettenzerreißung kann nur als eine außerordentliche Handlung angesehen werden — und der Wunderglaube hören auf, und alles Große endigt in der Charaktergröße der Heldin. Die reinste, vollste Seelenentfaltung ist ihr am erreichten Ziele zu Theil geworden, und so ist sie reif und würdig, in ein höheres Daseyn empor zu steigen. Ihre Verklärung steht offenbar im Gegensatze zu Talbot's Tode.

Ueberblicken wir den Charakter im Allgemeinen, so kann es uns nicht entgehen, wie Schiller es veranstaltete,

um neben den Wunderwirkungen der Gottheit die Selbstständigkeit der Heldin zu behaupten. Einerseits nämlich tritt der Seelenadel Johanna's überall so glänzend hervor, daß wir ihn als die Ursache der göttlichen Berufung erkennen, und in derselben nichts als eine Sanction jenes Seelenadels sehen. Andererseits wird das, was die Himmelskönigin, mit dem, was ihre Dienerin erstrebt, als Eins dargestellt, und nachdem Johanna sich von der Gottheit entfernt hat, kehrt sie durch Reue, Selbstverläugnung und freiwillige Buße zum göttlichen Willen zurück, und steht nun im Schlußacte als durch sich selbst gereinigte, bestätigte und gerechtfertigte Prophetin und Kriegerin Gottes vor uns.

Der Hauptcharakter nimmt, wie im vorhergehenden Stücke, beinahe das ganze Feld der Tragödie ein. Ueber die Nebenfiguren ist zu dem beiläufig Bemerkten nur noch Einiges nachzutragen. Sie sind sämmtlich in Bezug auf den Hauptcharakter gewählt und ausgeführt, so daß alle Charaktere zusammen ein abgeschlossenes System darstellen. Unter diesen ist Johanna der einzige durch die Handlung sich entwickelnde Charakter, die übrigen sind stehende Figuren. In den früheren Dramen sind die Charaktere begriffsmäßig schroff und schneidend einander entgegengesetzt, nach den Rubriken des Guten und Bösen mit Liebe oder Abneigung durchgeführt, und selbst im Wallenstein fanden wir noch unverträgliche Charaktere, philosophisch ideale und historisch reale, neben einander. In der Maria Stuart

und unserm Stücke hat der Dichter diese Manier ganz verlassen. So steht mit der herrlichen Jungfrau die Sorel, welcher sich in der enggebundenen Sphäre ihres Geschlechtes alle weiblichen Blüthen reichlich entfaltet haben, in einem freundlichen Contrast. Johanna ist die höhere, umfassendere Natur, bei welcher das nur als ein Moment erscheint, worin Agnes einzig lebt, die aber die sanfte, liebebeglückte Freundin ganz versteht, und, was sie fühlt, mächtig ausspricht (Act 4, Sc. 2). Ueber den Charakter des Königs ist schon früher eine Andeutung gegeben. Durchweg liebenswürdig, nicht ohne persönlichen Muth, dem Freunde und der Geliebten treu, ist er zu gutmüthig, schwach und friedliebend, um den Krieg standhaft zu führen, und sucht „die rauh barbarische Wirklichkeit" durch süße Liebesträume zu vergessen, die der Dichter romantisch genug ausschmückt. Dann bewegen sich drei, sehr gut unterschiedene, wenn auch nicht individuell ausgemalte Anbeter um die Sonne der Tragödie: der muthige, ungestüme Dunois, der tapfere und bescheidene la Hire, und der schöne, edle Held Lionel. Alle verehren Johanna als eine Inspirirte, oder sind durch ihre hohe Persönlichkeit bezaubert. Ihr eigener Vater, Anfangs auch der Herzog von Burgund und Du Chatel halten sie nach der Volksmeinung für eine Zauberin, und nur der unbeugsame, felsenfeste Talbot und die unnatürliche Isabeau stehen vereinzelt, und verwerfen jeden höhern Einfluß des Himmels und der Hölle. Isabeau ist der alleinige extreme Charakter des Stücks; sie gleicht der dramatischen

Elisabeth, wenn sie auch den Schein des Guten nicht mehr achtet, und es ist, als habe der Dichter schildern wollen, wie das Weib entartet, welchem die Scham gebricht. Es ist sonst nicht abzusehen, warum er ihren Uebertritt zu den Engländern nicht besser motivirt hat, wozu ihm die Geschichte die Thatsachen hätte liefern können.

Das Romantische ist aber nicht allein in dem Kerne und in den Charakteren des Dramas, sondern auch in seiner ganzen Form ausgedrückt. Es ist der romantischen Tragödie eigen, daß sie freier von einem Orte zum andern wandert; und so finden wir auch in unserm Stücke nicht weniger als dreizehn Ortsveränderungen. Eben so dehnt sich die Zeit, die im Wallenstein und in der Maria Stuart eng zusammengezogen ist, hier weiter aus, und nur innerhalb der einzelnen Acte ist die Einheit der Zeit möglichst beobachtet. Aber auf diesem freien Spielraume hält sich die Tragödie dennoch in Schranken, und weiß sich durch sich selbst zu zügeln. Die Handlung ist in gewisse Stationen gegliedert, und man kann in Wahrheit sagen, daß der Schluß jedes Actes eine Epoche derselben ist. Ungeachtet Alles zum Ende hindrängt, so ist, nach dem epischen Style, dennoch jeder Aufzug ein selbstständiges Ganze, und jeder in theatralischer Hinsicht außerordentlich befriedigend abgeschlossen. Das Pathos steigert sich in der Sphäre jedes Actes am Schlusse auf's Höchste, jeder überragt den vorhergehenden, und das Ganze endigt sich majestätisch, wie die Apotheose des Herakles.

Was die Durchführung der Anlage betrifft, so trägt die Tragödie über alle früheren den Preis davon, und kann in dieser, wie in jeder andern Hinsicht, nicht genug bewundert werden. Die Handlung enthält keinen einzigen innern Widerspruch, ja keinen Mangel, wie wir deren in früheren Dramen manche rügen können. Nirgends eine Lücke, Alles gehörig motivirt; und der Dichter scheint es sich zur besondern Pflicht gemacht zu haben, dem Stücke die Glaubwürdigkeit, die ihm wegen seiner Wunder abgeht, durch eine höchst natürliche, klare und folgerechte Entwickelung zurückzugeben. Indem die Tragödie zugleich auf das Wesentliche der Sache eng zusammen gezogen ist, und doch Raum und Zeit in die Weite gegeben sind, hat sie zugleich einen einfach erhabenen und einen freien, kühnen Gang, ganz ihrem Inhalte entsprechend.

Die Scene mit Montgomery, die man der Tragödie zum Fehler angerechnet hat, darf nicht in dem Sinne Episode genannt werden, wie z. B. die Liebesgeschichte des Max und der Thekla. Bekanntlich hat Schiller diese Scene im Geiste der Homerischen Dichtung gebildet. Ihm schwebten Stellen der Iliade vor, wie jene, wo sich der Sohn des Priamus, Lykaon, vor Achilles niederwirft, und ihn um sein Leben fleht, dieser aber seinen eigenen Tod als Motiv seiner Unerbittlichkeit anführt (Ilias 21, 34 ff.); oder er dachte an den Tod des Antenoriden Iphidamas, der durch Agamemnon's Hand fällt, von seiner jungen Gattin getrennt, ehe er der Liebe Glück genossen (Il. 11,

221 ff.); oder an Adraſtos, welcher dem Menelaos die Kniee umſchlingt und großes Löſegeld verſpricht, wenn er ihn erhalten wolle (Il. 6, 37 ff.). Soll nun das Wort, daß Johanna verpflichtet ſey, alle Engländer in der Schlacht zu tödten, keine leere, unglaubliche Verſicherung ſeyn, ſo müſſen wir ſie daſſelbe erfüllen ſehen; und das ſehen wir hier. Zugleich malt ſich in der Unmännlichkeit des jungen Walliſers die verſteinernde Furcht des ganzen Heeres; und hiezu kommt noch, daß dieſes Gemälde, wo die Kriegerin dem fremden Gebote gehorchend mit ſich ſelbſt in Widerſpruch handelt, der gleich folgenden Verſöhnungsſcene contraſtirend entgegenſteht, wo Johanna ihrem eigenſten Herzen freudig Gehör geben, und ihr innerſtes Weſen entfalten darf. So iſt dieſe Scene in das Triebwerk des Ganzen trefflich eingefügt, und man kann nur die breite Ausführlichkeit tadeln, die mehr epiſch als dramatiſch iſt. Hierbei iſt indeß Folgendes zu erwägen. Während das alte Drama zwiſchen dem Epiſchen und Lyriſchen die ſtrenge, ſchöne Mitte hält, iſt das moderne durch ſich ſelbſt berechtigt, ſich ins Epiſche auszubreiten, weil es dieſer breitern Ausführung des Aeußerlichen durch tiefere Seelenenthüllung wieder das Gleichgewicht hält. Indem das moderne Drama einen größern Reichthum der Gemüthswelt aufnimmt, muß es nothwendig auch weiter in die äußere Welt einſchlagen, und ſich feſtwurzeln, um auf ſeinem Flecke zu bleiben, und nicht allzuſehr in die Innerlichkeit und ſomit aus ſeiner Gattung gezogen zu werden. Schiller's Johanna hat nun

wirklich, wie manche historische Stücke Shakspeare's, nicht allein in der Scene, wo der weibliche Achill den Montgomery erlegt, sondern von dem Prologe an einen epischen Charakter, und das dramatische Pathos macht sich erst von der unmittelbar folgenden Versöhnungsscene an in immer steigendem Grade geltend. In der Montgomery-Scene tritt das epische Element in seiner Spitze hervor, weßwegen sie der Dichter auch schon äußerlich durch die im Ganzen treffliche behandelte metrische Form der antiken Trimeter ausgezeichnet hat.

Nicht bloß durch das eben erwähnte Versmaß, auch durch Stanzen, die der neuern epischen Poesie angehören, und durch lyrische Metra, so wie durch den häufigen Gebrauch des Reims hat der Dichter das weite Terrain seiner Tragödie behauptet, und sie zugleich über die gemeine Naturwahrheit hinaus ins freie Reich des ästhetischen Scheins zu spielen gesucht, und es ist in diesem Stücke die höchste Freiheit im Rhythmus, Metrum und Reime, und die meiste Wechselbestimmung dieser Formen und des Inhalts. Die Jamben selbst sind fließender und reiner, als in Schiller's früheren Dramen, besonders sind die rhythmischen Einschnitte meist sehr schön beobachtet. Der erste Monolog Johanna's am Ende des Vorspiels ist in Ottaverime vorgetragen, und diese gereimten Strophen sind durch die Reimverse am Ende der Rede Thibaut's schön mit den vorhergehenden reimlosen Rhythmen vermittelt. Einen ähnlichen Wechsel finden wir im zweiten größern Monologe Johanna's, am

Anfange des vierten Aufzugs, wo die epischen Schilderungen in Ottaverime, die elegischen Gefühls- und Gedankenergüsse in lyrischen Strophen von kürzeren, meist trochäischen Zeilen ausgedrückt sind. Höchst vortrefflich ist hier, wie auch an sonstigen Stellen, der Gebrauch, den der Dichter von der Musik gemacht hat. Die Melodie hinter der Scene stimmt nicht allein mit den Gefühlen zusammen, in welche der Heroismus der Jungfrau hinschmilzt, sondern gibt denselben auch Nahrung. Die Sprache endlich hat in unserer Tragödie bei aller Klarheit und Natürlichkeit, dem Inhalte entsprechend, eine solche, hier und da durch biblische Anspielungen erhöhte Würde, Kraft und Bilderpracht, daß kein früheres Drama mit diesem verglichen werden kann, und dasselbe in dieser Hinsicht den geraden Gegensatz von Wallenstein bildet.

Schließlich noch ein Wort über das Gedicht das Mädchen von Orleans, worin uns Schiller den Geist ausgesprochen, in welchem er sein Drama schuf. Es hatte im Taschenbuche für Damen auf das Jahr 1802, wo es zuerst erschien, die Ueberschrift: Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans. Der ursprüngliche Titel zeigt uns seinen Inhalt bestimmt an, denn es wird in ihm durchweg die Jungfrau von Orleans der famosen Pucelle Voltaire's entgegengesetzt, so daß die Verse zu den antithetisch behandelten Stücken gehören, von denen früher gehandelt worden.

Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!

so verheißt Schiller seiner Johanna in diesem Gedichte; und wahrlich, der Dichter hat sich um die Jungfrau verdienter gemacht, als der Papst Calixtus III., der im Jahre 1456 ihren Proceß revidiren und sie für unschuldig erklären ließ. Der deutsche Sänger hat sie heilig gesprochen. In einem erhöhten, unverwelklichen Daseyn wandelt sie, wie der Heldenjüngling der Iliade, durch die sich ablösenden Geschlechter.

Zehntes Capitel.

Vielfache Thätigkeit: Herausgabe der kleineren prosaischen Schriften; Gedichtsammlung; neue Gedichte; Redaction von Schauspielen; Theilnahme an den Propyläen. Das Jahr 1802: Turandot, Räthsel; Gedichte; beabsichtigtes Schillerfest; Adelsverleihung; Wohnungsankauf; Tod der Mutter; Plan des Warbeck.

Schon im Jahre 1792 hatte Schiller, um dem Nachdrucke zuvorzukommen, den ersten Band seiner kleineren prosaischen Schriften herausgegeben, zu welchen 1800 bis 1802 noch drei folgende Bände hinzukamen. Die Redaction der hierin gesammelten Aufsätze beschränkte sich beinahe ganz darauf, daß Schiller Manches ausstrich, und das waren meist solche Stellen, worin philosophische Ideen in einer allzustrengen oder trockenen Schulform sich durchgeführt fanden, durch deren Ausscheidung er seinen Aufsätzen einen größern Kreis von Lesern zu gewinnen dachte. Allein diese Ausmerzung des streng Theoretischen bezeichnet auch

seinen eigenen Geistesstand. Auf seinem jetzigen Wege mußte ihm gerade das in seinen früheren Schriften als das Interessanteste erscheinen, worin sich sein eigener Entwickelungsgang charakteristisch offenbarte, worin ihm individuelle Züge seines Geistes und Herzens begegneten. Das ganz allgemein Gehaltene und schulmäßig Vorgetragene hat für den Dichter und Menschen, was Schiller aus dem Denker wieder geworden war, wenig Anziehendes. Sich selbst wollte er in diesen Aufsätzen dem Leser geben, die, wie wir wissen, in der That auch ganz aus ihm selbst hervorgegangen waren.

Eine andere Arbeit war die Herausgabe der kleineren Gedichte. Schon auf Michaelis 1799 hatte Schiller eine vermehrte Sammlung seiner Gedichte angekündigt, und fühlte sich jetzt zur Erfüllung dieses Versprechens um so mehr veranlaßt, weil in Jena von einem Unberufenen eine ziemlich vollständige Sammlung seiner Gedichte erschien, welche ungeachtet ihres fehlerhaften Druckes und schmutzigen Aeußern viele Käufer fand. Schiller besorgte diese erste Gesammtausgabe mit der größten Sorgfalt, indem er die aufzunehmenden Gedichte bedachtsam auswählte, gründlich verbesserte, und zum Theil umgestaltete, und durch einige neue vermehrte. Man kann sich von diesem schwierigen Redactionsgeschäfte und von Schiller's Reise einen Begriff machen, wenn man in die drei ersten Bände meiner Supplemente zu Schiller's Werken einen prüfenden Blick thun will. Beinahe an jedes Gedicht wurde die verbessernde

Hand gelegt, manche Productionen erfuhren so viele und so durchgreifende Veränderungen, daß sie als ganz neu gelten können; und es ist besonders interessant zu sehen, wie der Dichter sich bemühte, die Versuche einer ungebildeten Jugend seinen jetzigen strengen Forderungen anzunähern. Bei diesen mußte die Schwierigkeit der Verbesserung um so größer seyn, je weiter sein gegenwärtiger Standpunct von dem der ersten Periode entfernt war. Wurde allein die Form veredelt, so ward diese von ihrem Inhalte abgerissen; wurden Form und Inhalt umgeändert, so entstand eigentlich ein neues Gedicht, welches sich aber zu seinem Nachtheile unter der Idee eines überschrittenen Standpunctes hielt; bestanden endlich einzelne Veränderungen nicht allein in bloßen Weglassungen, so mußten sie meistens als etwas ganz Fremdartiges eintreten, indem sie nicht im Stande waren, einer wilden und rohen Production einen durchweg edeln Charakter zu geben. Bei dem tiefen Interesse, welches wir, über seine Werke hinaus, an Schiller selbst nehmen, möchten uns daher seine Jugendgedichte, wie sie im ersten Theile jener Supplemente zusammengestellt sind, anziehender und wichtiger erscheinen, als wie wir sie in der verkürzten oder umgegossenen Gestalt, in seinen Werken finden. Aber der Fleiß, welcher sofort Alles [illegible] sucht, was die Idee nicht befriedigt, ist a[illegible] wenn er vielleicht Unmögliches unterno[illegible]nglicheres geleistet hätte.

W[illegible] Verbesserung seiner Gedichte

mochten manche lyrische Klänge in ihm erwachen, und schon das Geschäft selbst befreundete ihn wieder mit der lyrischen Dichtung. So entstanden bereits im Jahre 1800 einige auf den Gegensatz der französischen und deutschen Kunst sich beziehende Gedichte, die wir schon früher betrachtet haben. Als sich nun mit 1800 das alte Jahrhundert schloß, entwarf er mit Goethe, Seckendorf u. A. einen Plan, das neue durch eine Reihe von Festlichkeiten würdig zu empfangen. Aber der Ernst der Zeit und die gedrückte Stimmung, welche damals herrschte, vereitelte die Ausführung desselben. Indeß finden wir das Interesse, welches Schiller an dem Säcularwechsel nahm, in dem Gedichte: „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" ausgedrückt. Es ist dieses ein elegisches Gedicht, in welchem der von Schiller oft ausgesprochene Gedanke, daß alles Hohe und Edle nicht außer uns, sondern nur in uns wohne, in rührender Klage an die größten Ereignisse angeknüpft ist. Von den übrigen Gedichten dieses Jahres (1801) ist des einen, „das Mädchen von Orleans", schon früher gedacht, und die anderen, „die Sehnsucht", und „Hero und Leander" lege ich mir für eine spätere Stelle zurück.

Für das Theater fuhr Schiller in Verbindung mit Goethe fort, in der oben bezeichneten Weise thätig zu seyn. Am 28. November wurde Nathan der Weise nach Schiller's Redaction auf die Bühne gebracht; auch Minna von Barnhelm und Emilia Galotti wurden in das Repertorium

aufgenommen, ungeachtet das letzte Stück Schiller'n eigentlich zuwider war. Klopstock's Hermannsschlacht beabsichtigte er 1803 für das Theater einzurichten; allein dieses Drama konnte Schiller's ideellen Anforderungen eben so wenig als seinem strengen Kunsturtheile genügen, und es wurde bald zur Seite gelegt. Den Egmont von Goethe hatte er schon früher, im Jahre 1796, bei Gelegenheit der Anwesenheit Iffland's in Weimar, für das Theater abgekürzt und eingerichtet. Goethe sagt, Schiller sey bei dieser Redaction grausam, aber mit einer solchen Consequenz verfahren, daß man nicht gewagt habe, von seiner Arbeit abzugehen. So tritt die Regentin in Schiller's Bearbeitung des Stückes gar nicht auf, über welche Veränderung Goethe sich noch nach vielen Jahren, in den Gesprächen mit Eckermann, ungünstig äußerte. Clärchens Erscheinung im fünften Acte, die auch, wie wir wissen, gar nicht im Sinne Schiller's war, wurden vom Verfasser und der Stimme des Publicums in Schutz genommen. In späterer Zeit wurde auf Goethe's Ersuchen auch Hand an die Iphigenia gelegt. Dieses „humane" Schauspiel schien an und für sich nicht zu lang für die Aufführung, und das, was den Gang der Handlung verzögerte, lag weniger in einzelnen Stellen, als in der allzu reflectirenden Haltung des Ganzen. Daher durfte und konnte wenig gestrichen werden. Außerdem wurden noch durch Schiller's Bemühung die Stella, die Launen des Verliebten, und die Mitschuldigen auf die Bühne gebracht. An der

Stella verkürzte er nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen in's Idyllische und Elegische überzugehen schien. Beim Götz von Berlichingen wirkte Schiller, obgleich er diese Bearbeitung nicht selbst übernehmen wollte, wenigstens treulich mit; er wußte durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzungen zu erleichtern, und war mit Rath und That vom Anfange der Arbeit bis zur Vollendung einwirkend.

Außer dieser mannichfachen Thätigkeit müssen wir noch Schiller's Theilnahme an den Propyläen erwähnen. Sein Versprechen thätiger Mitwirkung an denselben hatte er bisher, seiner poetischen Arbeiten wegen, nicht erfüllen können. Die Herausgeber dieser, der bildenden Kunst gewidmeten Zeitschrift wollten die Künstler auch praktisch fördern, und setzten daher seit 1799 einen Preis auf die beste Zeichnung eines jährlich von ihnen gewählten Gegenstandes. Für das Jahr 1800 wurde die Darstellung von Hektor's Abschied von Andromache oder die Ermordung des Rhesus und seiner Gesellen gefordert. Die Ausstellung der zahlreich eingelaufenen Concurrenzstücke fand im August statt. Goethe, Meyer und Schiller schrieben nun, in Beziehung auf die Preisaufgabe und die eingeschickten Preisstücke, einen Cyklus von Aufsätzen für die Propyläen; und zwar lieferte Goethe den einleitenden Aufsatz, Meyer ließ dann eine Beurtheilung der eingegangenen Stücke folgen, Schiller trat hierauf mit seiner „Epistel an den Herausgeber der Propyläen" auf, und Goethe

schloß diesen ganzen Kreis mit der Ankündigung zweier neuen Preisaufgaben und einer „flüchtigen Uebersicht über die Kunst in Deutschland." Schiller's Aufsatz kann nur aus dieser seiner ursprünglichen Stellung in den Propyläen vollkommen verstanden werden. Uns ist diese Epistel besonders deßwegen merkwürdig, weil sie das einzige Wort ist, welches er über die bildende Kunst hinterlassen hat. Eigentlich sollte sie etwas ganz Anderes werden; Schiller wollte „seine Empfindungen ausgießen" über die meisterhafte Zeichnung des Professor Stahl von Cassel, der in der Darstellung von Hektor's Abschied den Preis gewonnen hatte. Diese Arbeit wäre ganz speciell und subjectiver Art geworden, und hätte sich ihm auch durch ihren sentimentalen Charakter empfohlen, wie diese ganze Kunstaufgabe wahrscheinlich von Schiller herrührte, welcher schon als Jüngling bekanntlich sich Hektor's Abschied zum Gegenstande eines Gedichtes gemacht hatte. Er ließ sich aber, wahrscheinlich durch Goethe's Wunsch, bewegen, seinen Aufsatz vergleichend und beurtheilend über die Concurrenzstücke beider Preisaufgaben auszudehnen, so daß dann zuletzt bei Stahl's Darstellung kurz abgebrochen wird. Schiller zieht aus der Meyer'schen Recension allgemeine Resultate; er charakterisirt den Abschied des Hektor als ein Empfindungsgemälde, die Ermordung des Rhesus als ein Phantasiebild, und bezeichnet von diesem psychologischen, menschlichen Standpuncte aus die eigenthümlichen Vortheile und Gefahren beider Aufgaben. Indem er sich nun näher auf

eine Betrachtung der vorzüglichsten Zeichnungen einläßt, spricht er beinahe ausschließlich von der Erfindung, also nicht eigentlich von den Bildern selbst, sondern nur von den Gedanken der Bilder. Was er beiläufig von den Zeichnungen selbst sagt, betrifft wieder nicht deren künstlerische Ausführung, sondern die Wirkung auf den Betrachtenden. So hält er sich durchweg in der Sphäre des Geistigen, des allgemein Menschlichen, oder wenn man will, des Poetischen und Philosophischen. Alles Andere lag, wie er selbst sagt, außer seiner Competenz und Wissenschaft.

Die Propyläen hatten schon mit dem Jahre 1800, aus Mangel an Absatz, aufgehört, aber die Preisertheilungen liefen noch manches Jahr fort. Im letzten Stücke der Propyläen stellte man (in einer wahrscheinlich von Schiller selbst geschriebenen Ankündigung) eine dramatische Aufgabe: das beste Intriguenstück sollte eine Prämie von dreißig Ducaten erhalten. Aber es lief kein Lustspiel ein, das man hätte krönen dürfen.

Mit dem Beginne des Jahres 1802 müssen wir unsern Blick wieder auf das Weimar'sche Theater richten, welches zu immer größerer Vollkommenheit erhoben wurde. An den verschiedenartigsten Stücken übten sich die Schauspieler, erweiterte sich der Geschmack der Zuhörer. Wenn man schon früher durch die Brüder von Terenz, die am 24. October 1801, in der Bearbeitung von Einsiedel, in Masken auf die Bühne kamen, sich dem antiken Lustspiele

angenähert hatte, so versuchte man jetzt eine Annäherung an das griechische Trauerspiel, und ließ Schlegel's Ion aufführen. Man glaubte das Publicum dadurch am meisten zu ehren, daß man ihm Stücke vorführte, welche eine höhere Bildung voraussetzten, und nur denkend genossen werden könnten.

Die beiden Theaterdirectoren hatten bei ihren Bestrebungen das Total der Menschennatur vor Augen, und alle gebildeten Völker und Zeiten mußten ihre Schätze dem deutschen Theater, welches sie in Weimar gründen wollten, beisteuern. So brachte nun auch Schiller die Turandot von Gozzi auf die Bühne, die er schon in den letzten Monaten des Jahres 1801 metrisch zu bearbeiten begonnen hatte. Selbst Lustspiele zu schreiben, war seiner Gemüthsverfassung und Gewöhnung fremd, so wenig man ihm auch ein bedeutendes Talent für's Komische absprechen kann. „Zwar glaube ich mich," schreibt er, „derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und Humor ankommt, gewachsen; aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen." Was er nun nicht selbst erschaffen konnte, davon wollte er sich die Vortheile nachbildend aneignen, und so entstanden einige Uebersetzungen von Lustspielen, deren erste die Turandot ist. Schiller fühlte sich getrieben, alle Gebiete des Dramas schaffend oder nachbildend zu

durchlaufen, um sich endlich auf das geeignetste zurückzuziehen und zu beschränken.

Bisher hatte man Stücke auf die Bühne gebracht, welche die streng gesonderte Gattung rein darstellten, so daß sie auf den Zuschauer einen fröhlichen oder einen ernsten, immer aber einen einfachen Eindruck machten. Jetzt griffen die Directoren des Theaters, indem sie sich von den Engländern und Franzosen auch einmal zu den Italienern wandten, zu dem Dichter, welcher Ernst und Scherz in einander überspielen, und beide Bestandtheile durch ihren Gegensatz und eine phantastische, abenteuerliche Mährchen- und Feenwelt ausgleicht und gleichsam aufhebt. Dem Zuschauer sollte die Ueberzeugung beigebracht werden, daß, wie Goethe sagt, das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sey, über das er erhoben stehen müsse, ohne deßhalb weniger Genuß daran zu finden." Das Theater sollte nicht bloß eine sittliche Bildungsanstalt seyn, wie Schiller es in Mannheim gewollt, sondern vornehmlich eine Schule der ästhetischen Cultur, welche neben der moralischen Schätzung und dem logischen Begriffe ihre eigenthümliche Sphäre und Würde behauptet. Die Freunde mutheten daher dem deutschen Publicum ein Stück zu, welchem man, weil es willkürlich und phantastisch ist, und in die sittliche Rührung immer mit lustigen Späßen spielt, schlechterdings nicht durch die groben und vulgären Instrumente des logischen Begriffs und der moralischen Schätzung beikommen kann. So nimmt also die Turandot

in dem Systeme der Schiller'schen Bestrebungen ihre bestimmte gute Stelle ein.

Schiller's Uebertragung dieses Stückes ist mehr eine freie Bearbeitung als eine Uebersetzung zu nennen. Gozzi hat die Reden der komischen Figuren Pantalon, Tartaglia, Truffaldin, Brighella nicht ausgeführt, indem er dieß den Improvisatoren der vortrefflichen Truppe Sacchi in Venedig überließ. Solche Scenen mußten also von Schiller nach bloßen Andeutungen neu gedichtet werden. So ist z. B. Act 2, Sc. 1 (welche wie Act 2, Sc. 1 der Piccolomini beginnt: „Greift an! Macht, daß ein Ende wird! u. s. w.) ganz Schiller's Werk. Muß man den großen Fleiß rühmen, den er auf diese komischen Scenen verwandt hat, so ist dagegen nicht zu billigen, daß er, von Gozzi abgehend, den Männerhaß der Prinzessin durch einen rationellen Grund motivirte:

„Ich sehe durch ganz Asien das Weib,
Erniedrigt und zum Sklavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
An diesem Männervolke ꝛc.

Dergleichen ernste Gründe, wie manches andere würdige Wort, welches der deutsche Dichter die Princessin sagen läßt, entrücken ihren Abscheu dem Phantastischen und Willkürlichen, in welchem Elemente er allein Reize für uns hat. Ueberhaupt hat sich unter Schiller's Händen das Schauspiel ernster und tiefer gestaltet, als er es von Gozzi empfing. Er blieb hierin seinem Charakter getreu,

daß er Alles mehr in das Bedeutsame hineinarbeitete, als eine heitere, moralisch indifferente Laune vorwalten ließ. Einen schlagenden Beleg hiezu liefert der Schluß des Stückes. Gozzi läßt die Princessin zum Parterre hintreten, und sagen, man möge ihre Uebelthaten vergessen, sie sey ja doch auch in sich gegangen, und zum Zeichen, daß man mit dieser Besserung zufrieden sey, möge man ein wenig in die Hände klatschen. Und Schiller? Er läßt den Prinzen (Kalaf) in das Blatt, „welches das Ende seines Unglücks enthält", einen Blick werfen, und eine Zeitlang in sprachloser Rührung stehen, bis er ausruft:

Götter des Himmels! Mein Entzücken ist
Droben bei euch — die Lippe ist versiegelt.

Hierauf eine stumme, bewegte, rührende Gruppe, und der Vorhang fällt!

Das Stück wurde in Weimar am 30. Januar 1802 zum ersten Male dargestellt. Aber das Publicum fand sich nach der Jungfrau von Orleans bei diesem gemischten Genre sehr getäuscht, und hatte bei der Aufführung Langeweile. Die zweite Repräsentation, versichert Goethe, sey besser gelungen, ohne daß es geglückt sey, alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Der begriffsmäßig trockene und sittliche ernste Sinn der Deutschen hatte für ein solch geistreiches Spiel kein Organ.

Wie Schiller das Nationelle der Komödie möglichst in das allgemein Menschliche hinüber zu spielen suchte, so

band er sich auch nicht an die von Gozzi gegebenen, für das italienische Theater berechneten Räthsel. Wie unerquicklich wäre auch z. B. für deutsche Zuschauer ein Räthsel gewesen, dessen Lösungswort „der adriatische Löwe" war! Er erdachte also andere, ja er ließ, um dem Schauspiele noch einen besonderen Reiz zu geben, bei jeder folgenden Vorstellung die eben so erfindungsreiche, als grausame Princessin immer mit neuen Aufgaben gerüstet erscheinen. So entstand jene Räthseldichtung, deren wir schon früher gedacht haben. Von den vierzehn Räthseln, die Schiller zu diesem Zwecke gedichtet, sind nur dreizehn in die Gedichtsammlung aufgenommen worden. Das hier fehlende:

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühen ꝛc.

(Turandot, Act 2, Sc. 4) mag Schiller deßwegen verworfen haben, weil das, was hier vom Baume gesagt wird, nicht vom Jahre, sondern nur von Tag und Nacht gilt. Die Auflösungen der anderen sind, der Reihe nach, wie sie in der Gedichtsammlung stehen: Der Regenbogen, das Auge, das vom Monde angeführte Sternenheer, die Erde mit dem darüber sich erhebenden Himmelsgewölbe, Tag und Nacht, das Auge, die chinesische Mauer, der Blitz, die sechs Hauptfarben, der Pflug, der Funke, der Schatten der Sonnenuhr (in den vier ersten

Versen; das Uebrige paßt nur auf die Sonne), das Schiff.[1])

Schiller's Vorgang in diesem Genre ist gewissermaßen als gesetzgebend zu betrachten. Aus den von ihm gegebenen Beispielen läßt sich das schöne Räthsel der Phantasie dem gemeinen des bloßen Witzes gegenüber charakterisiren. Ist der Gegenstand des gewöhnlichen Räthsels gleichgültig, ja oft unwürdig und verächtlich, so muß er beim poetischen Räthsel immer allgemein bedeutend, beziehungsreich, groß und allbekannt seyn. Sollen Kunstobjecte gewählt werden, so müssen sie sich wenigstens durch ihre Wichtigkeit auszeichnen. Auch hat Schiller bloß nach sichtbaren Dingen gegriffen, und es liegt allen diesen Räthseln eine großartige, tiefsinnige, Weltanschauung zu Grunde. Ist nun bei den Verstandesräthseln die Einkleidung möglichst geheimnißvoll und das Verworrene hier recht an seinem Orte, so wird beim poetischen Räthsel der Verstand zwar ebenfalls gereizt, aber dasselbe ist auch schon ohne seine Auflösung ein liebliches Bild, welches, auch noch unenthüllt, Ohr, Einbildung und Gefühl anmuthig unterhält. Ja, das Phantasie-Räthsel macht einen um so reineren ästhetischen Eindruck, je mehr es auf die kleine Ehre einer unentwirrbaren Verwickelung verzichtet,

[1]) Drei dieser vierzehn Räthsel beantwortet der Prinz Kalaf metrisch im Schauspiele; von drei anderen sind metrische Auflösungen, die ebenfalls Schiller zum Verfasser haben, in meinen Supplementen (Th. 3, S. 364 f.) mitgetheilt.

je unbefangener es sein Geheimniß selbst zu verrathen scheint. Denn sein Zweck liegt gar nicht darin, wie bei jenen kahlen und trockenen Spielen des Witzes, den Verstand möglichst zu verwirren und zu quälen, sondern uns den Gegenstand selbst, wenn wir ihn errathen haben, durch seine geist- und phantasiereiche anonyme Darstellung interessanter, lieber, achtbarer, bewunderungswürdiger zu machen. In allen Schiller'schen Räthseln ist ein würdiger Ernst und ein herzliches Interesse an der Sache gleichsam die Seele dieser schöngestalteten Wesen. Goethe äußerte über sie, daß sie den „schönen Fehler hätten, entzückte Anschauungen des Gegenstandes zu seyn, so daß man auf sie beinahe eine neue Dichtungsart gründen könnte."

Schon im vorigen Winter hatten sich gleichgesinnte Menschen an Schiller und Goethe angeschlossen, welche wöchentlich in Goethe's Hause auf dem Plane am Frauenthore zu einem Piknik zusammenkamen und einen der geistreichsten Cirkel in der kleinen Residenz bildeten. Außer Schiller, Goethe und Meyer zählte dieser Abendcirkel meist nur weibliche Mitglieder. Die Hofmarschallin von Einsiedel, Frau von Schiller, Frau von Wolzogen, Amalie von Imhof gereichten ihm zur besondern Zierde. Aus dieser Zusammensetzung läßt sich entnehmen, daß in dem feinen, geselligen Vereine die zarte Anmuth weiblicher Sitten eben so sehr herrschte, als die Vorzüge des Geistes. Wie sich nun die Poesie in Alles erheiternd und veredelnd einmischte, so entstanden durch diese Gesellschaft mehrere

schätzbare Lieder, welche Körner und Zelter in Musik setzten. Als der Erbprinz von Weimar nach Paris reis'te, wurde ihm in diesem geschlossenen Kreise befreundeter Menschen ein Lebewohl gesagt. Goethe kam von Jena herüber und brachte sein Tischlied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie," dessen dritte Strophe auf die Abreise zu deuten ist; Schiller hatte zu dem feierlichen Abend des 22. Februar 1802 sein Lied: „An den Erbprinzen von Weimar," gedichtet. Herzlichkeit, vaterländische und sittliche Gesinnung drücken sich auf eine rührende Weise in diesen Strophen aus. Des ebenfalls für diesen Kreis verfaßten Gedichtes „die vier Weltalter" und der beiden symbolischen Punschlieder ist schon früher gedacht worden; und so bleibt uns nur noch ein Wort über „die Gunst des Augenblickes" und das Lied „An die Freunde" zu sagen übrig. Das erstere, welches durch seinen Anfang („Und so finden wir uns wieder") gleichsam an frühere Verhältnisse anknüpft, ist recht aus der Tiefe der Denk- und Empfindungsweise unseres Dichters geschöpft. Als Hauptgedanke tritt dieser hervor: Ohne den begeisternden Moment, ohne den zündenden Funken, der vom Himmel zuckt, keine Freude, kein Glück, nichts Göttliches, nichts Schönes auf Erden; und wie das Glück dem Blitze im Entstehen gleicht, so auch im Schwinden. Das andere Gedicht, das Lied „An die Freunde" stellt die Weimarischen Verhältnisse in das Licht einer idealen Weltauffassung. In jeder Strophe werden theils diese

Verhältniſſe mit beſſeren Zuſtänden verglichen, theils werden die letzteren ſelbſt wieder durch das Ideale gemeſſen, ſo daß ſie als Nichtiges oder Unbedeutendes erſcheinen. Der letzte Gegenſatz iſt auch immer in der äußern Form ſcharf und regelmäßig durchgeführt. Weil dieſes Gedicht auf beſonderen, gegebenen Verhältniſſen ruht, kann es nicht zu der abſtracten Ideendichtung gerechnet werden. Uebrigens ſind die Hauptideen dieſer beiden nicht neu; ſie gehen mindeſtens bis zu den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen zurück.

Die Sehnſucht nach ſchöneren Zeiten und glücklicheren Zonen, die ſich in dem Liede „An die Freunde“ beruhigt darſtellt, ſtrömt der Dichter in einer in demſelben Jahre geſchriebenen elegiſchen Epiſtel „An Freund Kaaz in Subjaco“ [1]) in freier, wortreicher Fülle aus. Man kann ſie nicht ohne Rührung leſen. In vertrauter Unterhaltung offenbart der Dichter, ſich ſelbſt erleichternd, die tiefe Sehnſucht, die durch alle ſeine Gedichte weht, und die ihn zeitlebens beherrſchte. Es iſt eine unmittelbare Friſche und Lebendigkeit in den Verſen, wie wir ſie in dem für den Druck Geſchriebenen kaum finden, und ſelbſt die kleinen Unebenheiten und Nachläſſigkeiten im Ausdrucke erhöhen den Reiz dieſer traulichen Geſtändniſſe.

Das Kränzchen, für welches die obigen Lieder gedichtet wurden, erhielt noch in dieſem Jahre durch ein

---

1) S. meine Supplemente Th. 3, S. 358 ff.

beabsichtigtes Schillerfest einen gefährlichen Stoß, der sogar eine Erkältung zwischen Goethe und Schiller hätte veranlassen können.

Es konnte nicht fehlen, daß damals die Bewunderung und Liebe des Publicums vorzüglich Schiller'n zugewandt waren. Sein Genius erzeugte, nie versiegend, die herrlichsten Meisterwerke, während Goethe damals am poetischen Himmel ein untergehender Stern zu seyn schien. Da drängten sich denn aus allen Ländern Menschen an den Gefeierten, so daß er, um nicht sein Leben an die Bewunderung zu verlieren, sich schwer zugänglich machen mußte. Auch in Weimar, wo man sich überdieß noch durch die liebenswürdige Persönlichkeit des Dichters begeistert fühlte, war eine Anzahl von Verehrern, bei denen es nur eines Anlasses bedurfte, um ihre Liebe und ihren Dank öffentlich an den Tag treten zu lassen. Als Chorführer dieser Schillerfreunde warf sich Kotzebue auf, der, vor Kurzem aus Liefland nach seiner Geburtsstadt Weimar zurückgekehrt, durch sein angenehm einschmeichelndes und charakterlos zudringliches Wesen, so wie durch seine gesellschaftlichen und sonstigen Talente, sich eine gewisse Bedeutung in der dortigen Societät erworben hatte.

Kotzebue's Begeisterung für Schiller erhielt durch sein Mißverhältniß mit Goethe noch einen besondern Nachdruck und Nebenzweck. Er fühlte sich durch Goethe beleidigt, weil dieser seine Stücke (z. B. die Kleinstädter) oft verstümmelt auf die Bühne brachte, ohne mit ihm, dem

Verfasser, auch nur die geringste Rücksprache zu nehmen. Solche Abkürzungen seiner Schauspiele mochte Kotzebue um so übler nehmen, da die Stücke der verhaßten Schlegel, Jon und Alarkos, unverkümmert und mit der größten Sorgfalt gegeben wurden. Noch empfindlicher fand er sich aber durch Zurücksetzung seiner Person verletzt. Er wünschte nämlich, in jenen Abendcirkel aufgenommen zu werden, und ein Hoffräulein, welches sich für ihn interessirte, wußte auch andere Mitglieder zu seinen Gunsten zu stimmen. Goethe aber, welcher das heraufziehende Ungewitter schon von ferne beschwören wollte, setzte durch, daß in den Statuten der Gesellschaft ein neuer Zusatz beliebt wurde, demzufolge es ohne allgemeine Zustimmung aller Mitglieder nicht erlaubt seyn sollte, einen Fremden oder Einheimischen in die Gesellschaft mitzubringen. Kotzebue sah ein, daß dieses neue Gesetz ihm gelte, und wurde dadurch um so mehr verletzt, da bald auch ein Bonmot Goethe's ihm zu Ohren kam, welches den eiteln Mann auf's höchste reizte. Goethe hatte scherzend gesagt, es helfe Kotzebue'n zu nichts, an dem weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen zu seyn, wenn er sich nicht auch bei dem geistlichen Hofe daselbst Zutritt zu verschaffen wisse.

Aus Groll faßte er nun den Plan, diesen geistlichen Hof zu sprengen, und er gedachte hiezu den allgemeinen Enthusiasmus für Schiller zu benutzen, indem er diesen als Oberhaupt der deutschen Poesie förmlich krönen wollte. Es galt, den bescheidenen Dichter durch einen öffentlichen

Act auszuzeichnen, und den Lorbeerkranz von Goethe's alterndem Stirne auf sein jüngeres, vielgeliebtes Haupt zu bringen. Diese Verherrlichung sollte am 5. März im neuen Weimar'schen Stadthause vor sich gehen. Man hatte sich zu dem Ende eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen ausgedacht. Scenen aus den Haupttragödien Schiller's sollten vorangehen, und, im Costüme der handelnden Personen gesprochen, dem Ganzen nicht nur zur Einleitung dienen, sondern auch die Gemüther auf die Haupthandlung vorbereiten.

Die Gräfin von Einsiedel, Goethe's Dame in dem Abendcirkel, übernahm die Rolle der Jungfrau von Orleans; Fräulein von Imhof konnte sich dem Antrage, die schottische Königin darzustellen, nicht entziehen; Sophie Mereau, Schiller's Freundin, wollte Theile der Glocke vortragen, und in anderer Art sollten die übrigen Theilnehmenden beschäftigt werden. Kotzebue selbst wollte zuerst als Vater Thibaut, und sodann als Meister in der Glocke erscheinen. In der letztern Rolle lag es ihm besonders ob, die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit seinem Hammer mächtig entzwei zu schlagen. Wenn die Form zersprang, sollte auf überraschende Weise Schiller's Büste zum Vorschein kommen, und in diesem Augenblicke der Dichter selbst von zarten Händen gekrönt werden.

Die ganze Weimarische Societät war in Aufregung. In den ersten Häusern herrschte die größte Thätigkeit: man

war mit dem Costüm, mit dem Einlernen der Rollen eifrig beschäftigt. Der gefällige Wieland hatte zugesagt, sich beim Feste einzufinden. Auch Schiller wurde auf das Verbindlichste angegangen, sagte jedoch einige Tage zuvor in Goethe's Hause: „Ich werde mich wohl krank schreiben." Goethe erwiederte damals kein Wort. Schiller war in einer mißlichen Lage, und es war ihm nicht wohl bei der Sache. Er sah das Verfängliche der Rolle, die man ihn spielen lassen wollte, wohl ein; und von der andern Seite nahm er Anstand, sich der Huldigung so vieler werthen Menschen zu entziehen. Die besonnenen Freunde Schiller's und Goethe's waren in Besorgniß, und hielten zu ihrem Leidwesen eine Spannung zwischen beiden ausgezeichneten Geistern für unvermeidlich.

Die Vorbereitungen zum Feste waren so weit gediehen, daß man zu einer brieflichen Verhandlung mit den Vorstehern der Bibliothek über Schiller's Büste schritt, die dort aufbewahrt stand, und die man ausersehen hatte, aus der zerschlagenen Glocke hervorzutreten. Doch welch ein Schrecken! — die Büste wurde verweigert, weil man noch nie eine Gypsbüste von einem Feste unbeschädigt zurück erhalten habe. Aber ein noch schlimmerer Schlag erwartete die Gemüther. Als man sich den Tag vor der Aufführung an den Bürgermeister Schulze wandte, und ihn höflichst um die Schlüssel zum Saale des neuen Stadthauses ersuchte, ertheilte dieser im Namen des Magistrats die Antwort: das Aufschlagen des dramatischen Gerüstes in dem

Saale ſey ſchlechterdings nicht zuläſſig, dieſer ſey erſt ganz friſch eingerichtet und decorirt, man könne ihn daher zu einem ſolchen tumultuariſchen Beginnen nicht einräumen. Alle Gegenvorſtellungen, Bitten, ſogar Anerbietungen des Schadenerſatzes waren erfolglos. Der Bürgermeiſter blieb unbeweglich, und als er bald nachher den Rathstitel erhielt, ſagte Frau von Wolzogen, auf das Schlußwort von Wallenſtein's Tod anſpielend: „Billig hätte man unter ſein Diplom Rath Piccolomini ſchreiben ſollen.“

Der Vorfall brachte eine große Störung zunächſt in der höhern Societät hervor, und die Zuckungen und Erſchütterungen erſtreckten ſich von hier aus ſchnell durch alle Stufen der Geſellſchaft in der kleinen Reſidenz. Schiller war ſeinen Verehrern geſtiegen, man erſetzte ihm die Ehre, die man ihm öffentlich hatte erweiſen wollen, jetzt innerlich durch die Geſinnung; Goethe aber war nicht beliebter geworden. Beide ſtrebten indeß in gewohnter Weiſe mit einander weiter, als ob nichts vorgefallen wäre. Schiller konnte ſogar ſcherzend ſchreiben: „Der fünfte März iſt mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäſar der fünfzehnte.“

Im September dieſes Jahres (1802) war es, wo Schiller in den Adelſtand erhoben wurde, und man könnte dieſe Standeserhöhung mit der beabſichtigten Feſtlichkeit in Verbindung bringen. Vielleicht hatten ſelbſt die, welche eine öffentliche Gemüths- und Volkshuldigung von ihm abwehrten, ſich jetzt für dieſe legitime Anerkennung verwandt.

Der Herzog, der hierbei noch den besondern Wunsch hatte, daß Schiller und seine Gattin bei jeder Gelegenheit am Hofe erscheinen könnten, beauftragte den Geheimerath von Voigt, bei dem Wiener Hofe um die Standeserhöhung Schiller's einzukommen; und dieser machte in seinem Gesuche geltend, daß Schiller's historische Schriften in der gelehrten Welt mit Beifall aufgenommen worden seyen, und daß besonders seine Gedichte dem Geiste der deutschen Sprache und dem deutschen Patriotismus einen neuen Schwung gegeben. Schiller, dem diese Personalien vor ihrer Absendung von Voigt mitgetheilt wurden, erwiederte am 18. Juli 1802: „Auf's Schönste danke ich Ihnen, verehrtester Freund, für das brillante diplomatische Testimonium, das Sie mir ertheilen. Es ist freilich keine kleine Aufgabe, aus meinem Lebenslaufe etwas herauszubringen, was sich zu einem Verdienste um Kaiser und Reich qualificirte, und Sie haben es vortrefflich gemacht, sich zuletzt an dem Aste der deutschen Sprache festzuhalten."

Einen Auszug aus dem Adelsdiplom, d. d. Wien, 7. September 1802, welches Friedrich Cast in seinem historisch-genealogischen Adelsbuche des Königreichs Württemberg veröffentlicht hat, lassen wir hier, als ein interessantes Gegenstück zu dem früher mitgetheilten Bürgerdiplome, folgen:

„Wir Franz der Andere, von Gottes Gnaden u. s. w. u. s. w. — Wann uns nun allerunterthänigst vorgetragen worden ist, daß der rühmlichst bekannte Gelehrte und

Schriftsteller Johann Christoph Friedrich Schiller von ehrsamen deutschen Vorältern abstamme, wie denn sein Vater als Officier in herzoglich Württembergischen Diensten angestellt war, auch im siebenjährigen Kriege unter den deutschen Reichstruppen gefochten hat und als Oberstwachtmeister gestorben ist, er selbst aber in der Militairakademie zu Stuttgart seine wissenschaftliche Bildung erhalten, und, als er zum ordentlichen Lehrer auf der Akademie zu Jena berufen worden, mit allgemeinem und seltsamem Beifalle Vorlesungen, besonders über die Geschichte, gehalten habe; ferner, daß seine historischen sowohl, als die in den Umfang der schönen Wissenschaften gehörigen Schriften in der gelehrten Welt mit gleichem ungetheilten Wohlwollen aufgenommen worden seyen, und unter diesen besonders seine vortrefflichen Gedichte selbst dem Geiste der deutschen Sprache einen neuen Schwung gegeben hätten; auch im Auslande würden seine Talente hochgeschätzt, so daß er von mehreren ausländischen Gelehrten-Gesellschaften als Ehrenmitglied aufgenommen worden sey, seit einigen Jahren aber als herzoglich sächsischer Hofrath und mit einer Gattin aus gutem adeligen Hause verehelicht, sich in der Residenz Seiner des Herzogs zu Sachsen-Weimar Liebden aufhalte, es auch der lebhafte Wunsch Seiner Liebden sey, daß gedachter Hofrath sowohl wegen dessen in ganz Deutschland und im Auslande anerkannten ausgezeichneten Rufes, als auch sonst in verschiedenen auf die Gesellschaft, in welcher derselbe lebe, sich beziehenden Rücksichten, noch eine

besondere Ehrenauszeichnung genieße; Wir daher gnädig geruhen möchten, denselben sammt seinen ehelichen Nachkommen in des heil. röm. Reichs Adelstand mildest zu erheben, welche Gnade er lebenslang mit tiefschuldigstem Danke verehren werde, welches derselbe auch wohl thun kann, mag und soll:

So haben wir demnach in gnädigster Rücksicht auf die ehrerbietigsten Wünsche Seiner des Herzogs zu Sachsen-Weimar Liebden, wie auch auf oben angeführte ausgezeichnete seltene Verdienste, mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rathe und rechtem Wissen, ihm, Johann Christoph Friedrich Schiller, die kaiserliche Gnade gethan, und ihn sammt seinen ehelichen Leibeserben und derselben Erbeserben beiderlei Geschlechts, in gerader Linie absteigenden Stammes, in des heil. röm. Reichs Adelstand erhoben, eingesetzt und gewürdigt, auch der Schaar, Gesell- und Gemeinschaft anderer adeliger Personen dergestalt zugeeignet, zugefüget und verglichen, als ob sie von ihren vier Ahnen, väterlicher und mütterlicher Seits, in solchem Stande hergekommen und geboren wären. Thun das, erheben, setzen und würdigen sie in des heil. röm. Reichs Adelstand aus römisch-kaiserlicher Machtvollkommenheit, meinen, setzen und wollen u. s. w. u. s. w.“

So war also der Dichter des Posa, der Bürger der französischen Republik, ein deutscher Edelmann geworden! In den Augen der Welt blieb er derselbe, der er gewesen war; und wie er selbst über diese Würde urtheilte und

empfand, darüber iſt uns zum Glück eine Stelle aufbewahrt, welche Alles ſagt. „Sie werden wohl“, ſchreibt er an W. von Humboldt, „gelacht haben, da Sie von unſerer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unſerm Herzoge, und da er geſchehen iſt, ſo kann ich es mir um der Lolo und der Kinder willen auch gefallen laſſen.“

Die freundliche Aufnahme, welche Schiller von allen Seiten in Weimar erfuhr, erregten den Wunſch in ihm, ſich hier durch Ankauf eines Hauſes ganz einheimiſch zu machen. So brachte er denn das Haus eines mit ihm befreundeten Engländers (Melliſh, der die Maria Stuart überſetzt hat) käuflich an ſich. Es war, obſchon klein, doch für ſeinen Hausſtand geräumig genug, neu, bequem und freundlich auf der mit Baumreihen bepflanzten Esplanade gelegen. Die obere Etage bezog er allein. Seine Zimmer hatten die Morgen- und Mittagsſonne. Ein carmoiſinſeidener Vorhang war vor dem Fenſter angebracht, wo ſein Arbeitsſtuhl ſtand. Der röthliche Schein, pflegte er zu ſagen, belebe ſeine productive Stimmung. Dagegen machte er ſich, durch Griesbach's Vermittlung, von ſeinem kleinen Beſitzthume in Jena wieder los, welches ihm längſt läſtig geworden war.

Dieſe feſtere Anſiedlung in Weimar ſollte ihm indeß vorerſt nur Unruhe und Noth machen. Als die Unannehmlichkeiten des Umzugs überſtanden waren, fing der ſinnbetäubende Lärm erſt recht an, „denn oben und unten ward gehämmert, und der Fußboden zitterte, ganz buchſtäblich

genommen, unter Schiller's Füßen." Erſt im Auguſt wurde das Haus von Arbeitsleuten leer.

Aber es kam noch ein beſonderes Ereigniß dazu, welches ihm die erſte Zeit ſeiner Wohnungsveränderung trübte und ihn mit Schmerz erfüllte. Er erhielt die Nachricht von dem ſchweren Krankenlager und bald von dem Tode ſeiner Mutter. Ihre Tochter Luiſe, verheirathete Frankh, hatte die Erkrankte in Stuttgart abgeholt, um ſie im Pfarrhauſe zu Cleverſulzbach ſelbſt pflegen zu können. Hier blieb ſie, ungeachtet Schiller ſeinen Akademiefreund, den Arzt von Hoven, ermächtigt hatte, ſie nach Ludwigsburg zu bringen, indem er ſich erbot, alles zu ihrer Verpflegung Nöthige mit Vergnügen zu beſtreiten. „Deine ſo große Liebe und Sorgfalt für mich," ſchrieb ſie in ihrem letzten Briefe an Schiller, „wird Gott mit tauſendfachem Segen lohnen. Ach, ſo gibt es keinen Sohn in der Welt mehr!" Sie litt Monate lang die heftigſten Schmerzen. Mit Thränen dankte ſie Gott, daß er ihr ſolche gute Kinder gegeben. Zwei Tage vor ihrem Hinſcheiden ließ ſie ſich das Medaillonbild ihres Sohnes geben und drückte es an ihr Herz. Sie ſprach von ihm mit der innigſten Rührung und dem frömmſten Dankgefühle. Bei der Mauer des Friedhofes im einſamen Dörfchen, das nicht weit von Weinsbergs Weibertreue liegt, iſt der Hügel, unter welchem die Mutter des Dichters ruht. Der Platz war ſo gewählt, daß ihn die fromme Tochter von der Pfarre aus ſehen konnte. Ein Pflaumenbaum breitet jetzt

seine schützenden Aeste über diesen Hügel aus, und der gegenwärtige Pfarrer des Ortes, Eduard Mörike, ein jüngerer schwäbischer Dichter, ließ ein altes steinernes Kreuz, das vor Zeiten auf dem Grabe einer Predigerfrau stand, auf die heilige Stätte setzen, mit der Alles sagenden Inschrift: „Schiller's Mutter."

Auf den Sohn machten die traurigen Nachrichten aus Schwaben den tiefsten Eindruck. Was ihm aus der Ferne zu thun möglich war, davon versäumte er nichts. Er überzeugte sich, daß die Mutter nirgends so gut aufgehoben sey, als bei der sorgenden Schwester, und damit die außerordentlichen Ausgaben mit Gemächlichkeit bestritten werden könnten, hatte er die Mutter mit den nöthigen Mitteln versorgt. Er verlangte ausführlichen Bericht über ihren Zustand, über die letzten Stunden ihres Lebens. „Es tröstet und beruhigt mich, mich mit ihr zu beschäftigen, und mir das Bild der theuren Mutter lebendig zu erhalten." Er wünschte, statt alles Andern, von ihren Effecten wo möglich etwas, das ihm ein bleibendes Andenken an die Verewigte seyn könnte, und war dem Schwager sehr verpflichtet, daß er ihm aus dem Nachlasse ihren Ring bestimmte. „Es ist das Wertheste, was für mich hätte ausgewählt werden können," schrieb er, „und es soll mir ein heiliges Vermächtniß seyn." Die Mutter war an demselben Tage, am 29. April, gestorben, an welchem er sein neues Haus bezog. „Ich bin nicht wenig erschrocken," schreibt er, „als ich dieses aus dem Briefe des lieben Schwagers

erſah, und es iſt immer eine ſonderbar traurige Verkettung des Schickſals." Mit einer wehmüthigen Vorahnung verknüpft, trat um dieſe Zeit die zarte, innige Seite ſeines Weſens ganz hervor. In Allem, was er damals dichtete, lebte ein durch Trauer verklärtes Gemüth.

Wir kehren von dieſen tiefen Seelenleiden wieder zu Schiller's Schaffen und Geſtalten, von ſeinem Herzen zu ſeinem Genius zurück.

Noch als Schiller an Maria Stuart dichtete, hatte er einen neuen dramatiſchen Stoff gefunden. Schon in einem Briefe an Goethe,[1]) vom 20. Auguſt 1799, meldet er, daß er in der Geſchichte des Betrügers Warbeck, der ſich unter Heinrich VII. von England für einen der Prinzen Eduard's V. ausgab, auf die Spur einer neuen möglichen Tragödie gerathen ſey. Aus dem Briefe erhellt, daß er hier aus der Geſchichte nur die allgemeine Situation, die Zeit und die Perſonen zu nehmen, alles Uebrige aber poetiſch frei zu erfinden beabſichtigte, ein Gedanke, dem Goethe ſeinen Beifall gab. Aber Warbeck wurde durch die Jungfrau von Orleans verdrängt, und wir hören von jenem Plane nichts mehr, als nach Beendigung dieſes Trauerſpiels. Am 28. Juni 1801 berichtet Schiller: „Das Schauſpiel (Warbeck) fängt an ſich zu organiſiren, und in acht Tagen denke ich an die Ausführung zu gehen. Der

---

[1]) Der Brief iſt zuerſt in meinem größern Werke über Schiller (Th. 5, S. 54 f.) veröffentlicht worden.

Plan ist einfach, die Handlung rasch, und ich darf nicht besorgen, in's Breite getrieben zu werden." Demnach nahm er, wie sein Notizenbuch vermeldet, am 4. Juli den Plan ernsthaft auf, und kehrte von mancherlei Abhaltungen am 30. September abermals zu ihm zurück. In Schiller's Werken finden wir jetzt den vollständigen Plan und einige fragmentarische Scenen. Schon aus dem kahlen Schema läßt sich erkennen, daß dieses Schauspiel sehr reich an ergreifenden Situationen geworden wäre, und einen guten Zusammenhang und trefflichen Abschluß gehabt hätte. Das Anziehendste des Gegenstandes liegt aber offenbar darin, daß Warbeck eine bessere Rolle spielt, als er selbst weiß, und daß aus dem geheimnißvollen, tiefen Gefühle seiner guten Sache ihm eine Würde, ein Muth und ein Edelsinn zufließen, welche ihn weit über einen bloßen Betrüger hinausheben. Das wäre der bedeutsame, originelle Grundgedanke des Ganzen geworden. Hier würde das Stück seine Wurzeln in das dunkle Reich des Verhängnisses getrieben haben. Aber das Schicksal wäre hier nicht als etwas Verderbliches, sondern als ein dunkler gewaltiger Drang in der eigenen Brust dargestellt worden, welchem der Mensch ahnend, halbverstehend auch dann folgt, wenn er nicht das Rechte wählt. In diesem Falle fehlt er nur darin, daß er die Bestimmung, die ihm inwohnt, bloß einseitig aufgreift und falsch auslegt. Warbeck wußte, daß er ein Betrüger war — und dennoch konnte er sich nimmermehr für einen Betrüger halten; sein deutliches Verstandesbewußt-

seyn sprach anders, als sein tiefstes Gefühl, bis er endlich im Grunde Recht behielt, bis es ihm endlich offenbar wurde, daß er seither nicht eigentlich Andere, sondern nur sich selbst getäuscht hatte. In diesen Zwiespalt stellt der Dichter seinen Helden mitten hinein; und wenn er seine Arbeit vollendet hätte, würde er gewiß eine Reihe eigenthümlicher Töne aus der Tiefe der menschlichen Natur hervorgelockt haben.

Eilftes Capitel.

Die Braut von Messina. Zwei Lustspiele von Picard, übersetzt. Wahl und Ausarbeitung des Wilhelm Tell. Ausflug nach Lauchstädt. Johannes v. Müller, Gentz, Frau von Stael. Vollendung und Aufführung des Tell

Warbeck, von dem wir zuletzt sprachen, lag nicht ganz in der dramatischen Richtung, in welcher Schiller jetzt begriffen war; und dieß war der Hauptgrund, warum er diesen Plan einstweilen noch zurücklegte, bis später ein ähnliches Sujet, der Demetrius, an seine Stelle trat. Warbeck hätte doch eigentlich dem neuern dramatischen Genre angehört; das Hauptproblem wäre der Conflict mit gegebenen gesellschaftlichen Formen gewesen, und nur die psychologischen Räthsel und Seelenzerwürfnisse des Helden hätten an etwas Verhängnißvolles erinnert. Nun hatte aber Schiller seit dem Wallenstein darnach gestrebt, das

Fatum in die neuere Tragödie einzuführen, was wir ihn bisher in drei verschiedenen Gestalten versuchen sahen. Ehe er dieses ganze Gebiet verließ, um sich zur reinen modernen, zur historisch objectiven Gattung zurückzuwenden, war es ihm gleichsam geboten, auch noch ein reines antikes Stück zu schreiben. Diesen dramatischen Kreis mußte er erst geschlossen und ausgefüllt haben, ehe er in einen andern treten konnte. Daher entstand in ihm die Idee der Braut von Messina.

Nach vielfachen Störungen und Unterbrechungen hatte er am letzten Abende des Jahres 1802 die Freude, die Braut von Messina im Kreise der Seinigen vorlesen zu können. Er versprach, in Zukunft jeden Sylvester-Abend mit einer neuen Tragödie zu feiern. Wie er aber jedes Werk immer zur möglichsten Vollendung hinauftrieb, so verwandte er noch die ersten fünf Wochen des Jahres 1803 zu einer Ueberarbeitung des neuen Dramas. Am 4. Februar las er die Tragödie in ihrer verbesserten Form in einer gemischten Gesellschaft dem Herzoge von Meiningen vor, dessen Geburtstag hierdurch zugleich gefeiert wurde, und er „wurde durch eine recht schöne Theilnahme belohnt.“ Auch dem Herzoge von Weimar theilte er nun das Manuscript mit, und schickte Exemplare an die Theater zu Berlin, Hamburg und Leipzig. In Weimar kam die Braut von Messina schon am 19. März 1803 auf die Bühne. Goethe gab die Rolle der Isabella der Madame Wolf, welche durch dieselbe zuerst ihr großes Talent für die Tragödie

bekundete. Schiller verwandte besonders darauf viel Mühe, daß sogleich im Anfange beim Erscheinen beider Chöre ein kriegerischer, tactmäßiger Tritt zum Marsch, den das Orchester spielte, eine Art von antikem Kriegstanz, dargestellt, und daß dieses Verfahren durch das ganze Stück balletmäßig beobachtet wurde. Er war durch die Vorstellung sehr befriedigt, und als in der letzten Scene der todte Prinz hergetragen wurde, sagte er zu seiner Umgebung: „Dieß ist nun doch wirklich ein Trauerspiel.“ Am Schlusse des Stückes mußte der Dichter eine sonderbare Beifallsbezeugung erfahren. Ein junger Doctor der Philosophie rief ihm vom Balcon ein lautes Lebehoch zu. Schiller aber gab sein Mißfallen durch vernehmliches Zischen deutlich genug zu erkennen, und das Publicum stimmte mit ein. Der junge Gelehrte erhielt auch auf Anlaß des Hofes wegen dieser „verwünschten Acclamation“, wie Goethe es nannte, von der Policei einen Verweis; er suchte sich später öffentlich dadurch zu entschuldigen, daß er versicherte, er habe dieses Vivat auf Ersuchen der zahlreich anwesenden Jenenser Studenten gebracht. — Iffland zeigte dem Dichter den Empfang des Werkes mit den Worten an: „Die Braut von Messina ist eine erhabene Dichtung, die mein ganzes Wesen erschüttert hat. Es ist nicht für die Menge geschaffen, was Ihr Geist hat von sich ausgehen lassen; und wie ich diesen Geist empfinde, soll die Vorstellung zu Tage legen, unbekümmert, welche Gegenwirkung die Menge darbieten mag.“ Ueber die Vorstellung selbst berichtet er:

„Am 14. und 16. Juni ward die Braut von Messina mit Würde, Pracht und Bestimmtheit gegeben. Gegenfüßler? Etliche! — Totaleffect? Der höchste, tiefste, ehrwürdigste! Die Chöre wurden meisterhaft gesprochen, und senkten, wie ein Wetter, sich über das Land. Gott segne und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle!“

Indem Schiller in seiner zweiten dramatischen Laufbahn, aus Anlaß der Griechen und einer veränderten Lebensansicht, das Fatum und damit ein ideales Element in die Tragödie einführte, wollte er sie dadurch nicht allein an Gehalt bereichern, sondern vorzüglich in ihrer gesammten Kunstform veredeln. Unablässig sann und versuchte er, wie die Tragödie über das Natürliche, welches man auf Lessing's Autorität gemeinhin für die höchste Richtschnur der Dichtkunst ansah, zu einem selbstständigen Daseyn erhoben werden könnte, ohne sich in das trocken Verstandesmäßige oder in das Phantastische zu verirren. Zu dem Ende erfand und gebrauchte er ein Hülfsmittel nach und zu dem andern, wie schon die rhythmische Sprache als ein solches zu betrachten ist. Besonders aber sah er sich, zum Behufe dieser Reform, nach Symbolen um. Durch jene hohe Symbolik, welche er an Goethe's „natürlicher Tochter“ bewunderte, sollte der ganze Inhalt behandelt, alles Stoffartige vertilgt und Alles nur Glied eines idealen Ganzen werden, so daß Alles Kunst sey, und dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit ergreife. In diesem

Sinne schrieb er an Goethe schon am 29. December 1797, im Drama werde die gemeine Naturnachahmung am besten durch die Einführung symbolischer Behelfe verdrängt werden, die in allem dem, was nicht zur wahren Kunstwelt des Poeten gehöre, und also nicht dargestellt, sondern bloß bedeutet werden solle, die Stelle des Gegenstandes verträten. Solche symbolische Mittel sind aber offenbar im Wallenstein das Schicksal mit der Astrologie, in der Maria Stuart die katholische Religion, in der Jungfrau von Orleans die Wunder, in der Braut von Messina der Chor mit dem Schicksal. Von dem Chore urtheilt Humboldt ganz im Sinne des Dichters: „Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks."

Erwägt man die verschiedenen Mittel und Weisen, wie Schiller in diesen vier Tragödien uns das Ewige zur Anschauung bringt, so muß man seine unermüdliche Erfindungskraft bewundern. Dabei liegt am Tage, daß mit jedem folgenden Stücke diese Symbolik sich erweitert und bereichert, und die ideale Behandlung sich steigert, bis sie in der Braut von Messina die höchste Stufe ersteigt. Wie daher Schiller durch die vier Dramen der ersten Periode einen gewissen sittlich-politischen Gehalt ausmaß, so durchlief er jetzt in den vier ersten Tragödien der dritten Periode ein gewisses Gebiet von Kunstformen, und wenn er früher endlich bei einem kosmopolitischen Drama anlangte, so schloß er jetzt mit einem antiken.

In Betreff der Fabel bemerkt Schlegel, daß sie ganz aus zwei Hauptbestandtheilen zusammengesetzt sey, aus dem Bilde des Eteokles und Polynikes, die ungeachtet der Vermittlung ihrer Mutter um den Alleinbesitz des Thrones streiten, und aus den zwei durch Liebeseifersucht zum Brudermord getriebenen Brüdern in den Zwillingen von Klinger und im Julius von Tarent von Leisewitz. Wohl haben alle vier Stücke den Bruderhaß mit einander gemein, und in allen ist der jüngere Bruder der stürmische und gewaltsame; die drei neueren stimmen auch darin zusammen, daß die Brüder sich in der Liebe zu Einem Gegenstande begegnen. Aber von dieser ganz allgemeinen Aehnlichkeit des Stoffes abgesehen, die ebensowohl eine zufällige, als eine nachgeahmte seyn könnte, ist Schiller's Stück so neu und eigenthümlich in der Anlage, Charakterzeichnung, in der ganzen poetischen Fassung und Ausführung, daß man es mit jenen Schauspielen gar nicht vergleichen kann, oder, wenn man es mit ihnen zusammenstellt, nur den ungeheuren Abstand deutlich inne wird. Einen größern Einfluß, wenigstens auf die Composition der Fabel, möchte ich dem Könige Oedipus von Sophokles zuschreiben. Hören wir Schiller's eigenes Zeugniß: [1]) „Ich habe mich dieser Tage viel damit beschäftigt, einen Stoff aufzufinden, welcher von der Art des Oedipus rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verschaffte. Diese Vor-

[1]) Briefwechsel mit Goethe. Th. 3, S. 289 ff.

theile sind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist, und mithin jenseits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist, und die Furcht, daß etwas geschehen seyn möchte, das Gemüth ganz anders afficirt, als die Furcht, daß etwas geschehen möchte. Der Oedipus ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da, und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der kleinsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmoment geschehen, wenn die Begebenheiten auch noch so complicirt und von Umständen abhängig waren. Wie begünstigt das nicht den Poeten! Aber ich fürchte, der Oedipus ist seine eigene Gattung, und es gibt keine zweite Species davon; am allerwenigsten würde man aus weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenstück dazu auffinden können. Das Orakel hat einen Antheil an der Tragödie, der schlechterdings durch nichts Anderes zu ersetzen ist, und wollte man das Wesentliche der Fabel selbst, bei veränderten Personen und Zeiten, beibehalten, so würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar ist."

Nach diesem Muster, so weit es auf einen anderweitigen Stoff anwendbar war, ist die Braut von Messina ersonnen und gebildet. Den bei weitem größten Theil der Begebenheit, den Fluch des Ahnherrn, den doppelten Traum der Aeltern und dessen doppelte Auslegung durch den Arabet

und den Mönch, den Tod des Vaters, die Verbergung der Tochter durch die Mutter und ihr Zusammentreffen mit den Brüdern, hat der Dichter in die Vergangenheit vor die Tragödie gelegt und sich nur die ganz einfache Katastrophe des Ganzen zur Darstellung aufbehalten. Dann hat das Orakel, hier die Auslegungen der Träume, deren Widersprüche sich zuletzt in Einer Wahrheit begegnen, einen gleich großen Antheil an der Handlung, als an dem Könige Oedipus; und endlich ist, wie bei Sophokles, die ganze Tragödie gleichsam nichts, als das verhängnißvolle Hereinbrechen eines verschlungenen Geheimnisses, an welchem, dem dunkel schaltenden Schicksale wider ihren Willen dienend, alle Personen der Handlung, jede nach ihrer Stellung und Sinnesweise, Theil nehmen.

Auf das Schicksal haben wir nun zunächst unsere Aufmerksamkeit zu richten, da durch dasselbe die ganze Organisation der Tragödie und zum Theil die Charakteristik der Personen bedingt ist. Die Reihe der Trauerscenen, die uns hier vorgeführt werden, geht von einem unnatürlichen Hasse zweier Brüder, und dieser von einem gräßlichen Fluche des Stammvaters der Familie aus. Der Fluch selbst aber war durch einen Frevel hervorgerufen, und der Dichter stellt den Fall des Hauses als eine Strafe für eine begangene Missethat dar, er verwandelt das blinde Schicksal in eine rächende Nemesis. Das ist das Hochtragische im Laufe der Dinge, daß durch eines Einzigen Schuld ganze Geschlechter verderben. Es ist dieß die

altteſtamentliche Anſicht von einem ſtarken und eifernden Gotte, der die Sünden der Väter heimſucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Um aber die Schwere dieſes Verhängniſſes zu verringern, ſind die Perſonen, die es erfahren, mehr oder weniger ſtrafbar dargeſtellt. Die Brüder unterhalten durch ihre eigenen Vergehen das Verderben, dem ſie durch die Flüche ihres Ahnherrn geweiht ſind. Auch Beatrice iſt nicht rein von Schuld; die Vorwürfe, die ſie ſich in einem Monologe macht, daß ſie den Schleier jungfräulicher Zucht zerriſſen, daß ſie dem kühnen Entführer gefolgt, ſich wider den Willen des Geliebten in fremde Menſchenſchaaren gewagt, ſind nicht, wie man behauptet hat, eine leere Selbſtanklage, ein bloßes Spiel des Dichters. Nur Iſabella iſt, nach der bürgerlichen Moral, unſchuldig; wie ſie denn auch ſelbſt von ſich ſagt: „Alles dieß erleid' ich ſchuldlos!" Doch wie es eine tragiſche Größe gibt, gibt es nicht auch eine tragiſche Schuld? Und gehört nicht dazu der Verſuch, durch unnatürliche Verſtellung und kleinliche Liſt das Verhängniß zu umgehen? Auch hätte ſie nicht das Unwürdige von ihrem Gemahle ertragen ſollen. So kann alſo keine der Perſonen vor dem tragiſchen Gerichtshofe beſtehen; und dieß läßt die Herbheit des Schickſals, dem das neue Atridenhaus erliegt, einigermaßen gemildert erſcheinen.

Sonſt aber hat der Dichter in unſrer Tragödie dem Schickſale einen möglichſt weiten Spielraum gegeben. Jener erſchütternde Zug in den Mythen der Alten, daß dem

Unglücklichen sein Schicksal vorgedeutet wird, ohne daß er ihm zu entfliehen vermag, daß er im Kampfe mit ihm nur seiner eigenen Kurzsichtigkeit und Ohnmacht inne wird, und es nur durch eine freie Unterwerfung versöhnen kann, eben dieser Zug findet sich auch hier. Dazu hat Schiller, wie im Wallenstein, die überirdische Macht selbst in menschliche Motive verwebt. Vor Allem ist hier die Liebe durchaus Schicksalswerk. Don Manuel, Don Cäsar und Beatrice sprechen es selbst aus, daß sie ihre Liebe als etwas Verhängnißvolles empfinden, und auch Isabella steht in der Liebe ihrer Söhne „die unregierbar stärkere Götterhand, die ihres Hauses Schicksal dunkel spinne." Indem nun Schiller der sich verirrenden Geschlechtsliebe die dunkle Ahnung der Blutsverwandtschaft und das geheime Geschwistergefühl beigesellt, läßt er hier die Liebe ihre Wurzeln zugleich in die ewige Natur und in das ewige Schicksal schlagen, und gibt ihr dadurch etwas so Tiefes und Mächtiges, wie es sich sonst vielleicht nirgends bei ihm findet. Auch in andere menschliche Antriebe ist das Dämonische und Verhängnißvolle gemischt. Beatrice wird z. B. von kaltem Entsetzen ergriffen, als sie aus dem sichern Garten in die nahe Klosterkirche geht:

Denn mich trieb's mit mächt'gem Drang
Aus der Seele tiefsten Tiefen,
Nimmer konnt' ich widerstehn.

Und schon früher hat sie der Leichenfeier des Fürsten wider den Willen des Don Manuel beigewohnt, sie weiß selbst

nicht, durch „welch' bösen Sternes Macht" getrieben. So sind überall die überirdischen Impulse mit den menschlichen Motiven in Zusammenwirkung gebracht, und die letzteren verlaufen sich durch die ersteren ins Unergründliche. Aber auch schon durch die Natur der Fabel ist die Thätigkeit der Personen auf einen sehr kleinen Spielraum beschränkt. Das Schicksal beschließt Alles, vollführt Alles selbst durch die Gegenanstalten, die man macht, steht überall im Hintergrunde.

Hier hätten wir also, wenn irgendwo, „das große gigantische Schicksal, welches den Menschen zermalmt," aber dürfen wir, so fragt man mit Recht, auch hinzusetzen: „welches den Menschen erhebt?" Was hat hier der Dichter gethan, um das Vertrauen zur ewigen Geistesselbstständigkeit, welche über jedes Schicksal triumphirt, in uns anzufachen? Er hat uns selbst in der Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen gesagt, nach welchem Gesichtspuncte er dichtete. „Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer, es sind Gemälde der erhabensten Sittlichkeit, nur in einem gewaltsamen Zustande entworfen." Ein solches Gemälde bezweckte der Dichter durch die furchtbare Selbstverdammung und freiwillige Aufopferung des Don Cäsar am Schlusse der Tragödie aufzustellen. In der freiwilligen Abbüßung seiner Schuld durch den Tod sollte sich uns die Heiligkeit des Sittengesetzes und zugleich eine Geisteskraft leuchtend

offenbaren, an welcher das Schickſal ſcheitert: „der freie Tod nur bricht die Kette des Geſchicks.“ Dieſe Seelenſtärke konnte aber nur durch den Conflict mit natürlichen, menſchlichen Regungen, die ihn im Leben feſtzuhalten ſuchen, anſchaulich hervortreten, daher die kunſtvoll geordnete und vertheilte Reihe bittender Gegengründe, die zuerſt der Chor, dann die Mutter und zuletzt noch Beatrice dem Entſchluſſe Don Cäſar's entgegenſtellen. Zugleich hat der Dichter dieſe tragiſche Discuſſion ſehr weiſe benutzt, um des Helden erhabene Denkweiſe und die Beweggründe ſeines Handelns, die ſeine That allein adeln können, zu veranſchaulichen. Das Erhabene und Rührende iſt der feſte, freie Schritt, womit er zum Tode geht, die große Geſinnung, die ſiegende Kraft ſeiner Grundſätze, und nicht eigentlich die kahle Selbſttödtung an und für ſich. Endlich hat der Dichter in dieſen Scenen auch das Verſöhnende und Tröſtliche, welches im Gefolge von Cäſar's Opfertode iſt, ſchon vor dieſem möglichſt vor Augen geſtellt. Denn die alte Fabel der feindlichen Brüder ſollte hier freundlicher, als bei Euripides, gelöſ't werden; Don Manuel und Don Cäſar ſollen „verſöhnt auf ewig, in dem Hauſe des Todes friedlich zuſammen ruhen“, und der Mutter, wenn ſie ſich zu ihrem gemeinſchaftlichen Grabe flüchtet, als Götter, wie des Himmels Zwillinge dem Schiffer, mit Troſt nahe ſeyn und ihre Seele ſtärken.

Deſſen ungeachtet ſtimmen das Urtheil der Kritik und die Empfindung des unbefangenen Leſers darin überein,

daß es dem Dichter nicht recht gelungen sey, uns mit einem frohen Bewußtseyn unserer Freiheit zu entlassen. Die Tragödie erreicht ihr Ziel nicht. Es ist mehr Niederschlagendes, als Erhebendes in ihr. Da Schiller einmal eine vollkommene Schicksalstragödie dichten wollte, so warf sich, scheint es, seine ganze Geisteskraft auf diesen einen Punct, so daß er die Wirksamkeit des Fatums zu groß und drückend machte. Die menschliche Thätigkeit beschränkt sich auf die Selbstopferung des Don Cäsar, und diese ist nicht einmal, wie in meinem größern Werke im Einzelnen nachgewiesen worden,[1]) so rein aufgegriffen und so bestimmt durchgeführt, daß sie einen tiefen Eindruck des Erhabenen machen könnte.

In Betreff der Charakterzeichnung ist bemerkt worden, daß sie in keinem Schiller'schen Stücke so wenig durchgeführt sey, als in dieser Tragödie. „Die auftretenden Personen," sagt ein Recensent, „gleichen Gemälden von schöner Bildung ohne Physiognomie: Isabella ist die idealisirte Mütterlichkeit, Beatrice die idealisirte Jungfräulichkeit (?), und auf Don Manuel und Don Cäsar paßt Zug für Zug die Schilderung, welche Horaz von den Jünglingen im Allgemeinen macht." Das ist im Ganzen richtig, obgleich eine detaillirte Charakterschilderung Schiller's Sache und Stärke überhaupt nicht ist. Aber hier liegt der Grund in der dramatischen Gattung, mit welcher

[1]) Th. 5, S. 86 ff.

ihm eine tiefer gehende Charakteristik unvereinbar schien, und er verfuhr mit Bewußtseyn. „Es ist mir aufgefallen," schreibt er am 4. April 1797 an Goethe, „daß die Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen sind, wie ich sie in Shakspeare und auch in Ihren Stücken finde. So ist z. B. Ulysses im Ajax und im Philoktet offenbar nur das Ideal der listigen, über ihre Mittel nie verlegenen, engherzigen Klugheit; so ist Kreon im Oedipus und in der Antigone bloß die kalte Königswürde. Man kommt mit solchen Charakteren in der Tragödie offenbar viel besser aus, sie exponiren sich geschwinder, und ihre Züge sind permanenter und fester. Die Wahrheit leidet dadurch nichts, weil sie bloß logischen Wesen eben so entgegengesetzt sind, als bloßen Individuen." Und Goethe antwortet hierauf vortrefflich: „Sie haben ganz Recht, daß in den Gestalten der alten Dichtkunst, wie in der Bildhauerkunst, ein Abstractum erscheint, das seine Höhe nur durch das, was man Styl nennt, erreichen kann." Solche dramatische Skizzen wollte Schiller jetzt, wo er eine antike Tragödie dichtete, vorführen.

Fragt man, warum eine reichere und tiefer gehende Charakteristik mit der antiken Tragödie nicht gut verträglich, oder wenigstens ihr entbehrlich ist, so hat man den Grund in der reichen Lyrik ihres Chors zu suchen. Der Chor hebt alles irdische Thun und Leiden in eine höhere Ordnung der Dinge, die Erde in den Himmel.

Hierdurch bekommt die alte Tragödie eine Würde und Weihe und einen Gehalt, daß sie eines sonstigen Reichthums beinahe nicht mehr empfänglich ist. Eine feinere Charakternüancirung wäre Ueberladung. Die neuere Tragödie findet für den ihr mangelnden Chor den allein würdigen Ersatz in der Shakspeare'schen Seelenmalerei. Wo das Eine waltet, ist keine Stätte für das Andere. Die moderne Tragödie kann nicht mehr an ein Volk, welches die Menschheit zu vertreten vermöchte, nicht mehr an eine Götterversammlung appelliren. Das Christenthum und die neuere Cultur haben die äußere Welt verarmen lassen, aber sie haben eine innere Welt erschlossen, aus denen die himmlischen Mächte hervortreten, welche ein glücklicheres Geschlecht äußerlich schaute. Das Seelenleben war im Alterthume noch wenig gegliedert und trat nur in allgemeinen Zügen und Massen einfach hervor, so daß der Dichter die Stimme der Gottheit und eine höhere Weltordnung in sein Gemälde führte, um in diesem die Aussicht in's Unendliche zu eröffnen. Jetzt kann uns der Dichter in die Abgründe der eigenen Brust blicken lassen. Das Seelenleben der neuern Menschheit ist so fein gemischt, so tief, so reich, daß er die größte Mannichfaltigkeit von Gestalten aus demselben heraufbeschwören kann.

Die moderne Tragödie stellt den Menschen mehr *handelnd* dar, und da die Handlungen des Menschen Eigenthum sind, und aus seinen Affecten und Leidenschaften hervorgehen, so ist sie, wenn sie nicht flach seyn will, zu

einer Charakteristik des Menschen selbst genöthigt. Die alte Tragödie dagegen, welche den Menschen mehr in seinem Verhalten gegen das Schicksal, in seinem Leiden und Dulden auffaßt, ist natürlich veranlaßt, von dieser Abhängigkeit des Menschen, die sie veranschaulichen will, zu allgemeinen Betrachtungen über das Menschenloos, das Schicksal, die Macht der Götter überzugehen; und diese Betrachtungen bilden den Hauptinhalt der Chorgesänge. Daraus erhellt, daß der Chor auf's Tiefste in das Wesen der antiken Tragödie eingreift. Er ist das Organ der göttlichen Weltregierung; und hierin allein liegt seine vollgültige Bedeutung.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu Schiller's Aufsatz „Ueber den Gebrauch des Chors", den er seiner Dichtung vorausschickte, so müssen wir Humboldt's Ausspruche beistimmen, daß bisher Niemand die Bestimmung des Chors so rein aufgefaßt habe, als Schiller. Es fehlt seiner Abhandlung zu einem vollkommenen Abschlusse der Sache nichts, als die eben gegebene Zurückführung des Chors auf das Princip der antiken Tragödie, und eine ausführliche historische Erörterung des Ursprungs, der Ausbildung und des Verfalls des Chors. Letzteres lag indeß ganz außer seinem Zwecke, und auch um die Darlegung des eigentlichen Wesens des Chors war es ihm nicht so sehr zu thun, als vielmehr zu zeigen, was er für den hervorbringenden Künstler sey. In dieser Hinsicht ist der Chor die verkörperte und in die

Darstellung aufgenommene reinmenschliche Theilnahme des Dichters überhaupt, und, wie Humboldt sagt, ein sinnliches, lebendiges Organ, den Stoff zu intellectualisiren, für den neuern Dichter insbesondere. Diesen Hauptzweck, den ihm der Chor erfüllte, gliedert dann Schiller in seine besonderen Arten. Der Chor vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks, weil er die gemeine moderne Welt mit ihren unpoetischen Conventionen zur Wahrheit und Einfachheit der menschlichen Natur zurückführt; weil durch ihn die Ideen der Vernunft, die für sich eben so, wie das bloß Sinnliche, in einem Dichterwerke nur Stoff und rohes Element sind, sich mit der vollen Kraft der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit und mit der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik darstellen; weil er also das tragische Gedicht reinigt, indem er die Reflexion von der Handlung absondert; weil die lyrische Sprache des Chors verhältnißmäßig die ganze Sprache des Gedichts erhebt, und die sinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt verstärkt; und weil er endlich die erforderliche schöne, hohe Ruhe in das Kunstwerk bringt, welche einerseits dem Gemüthe des Zuschauers auch in der heftigsten Passion seine Freiheit erhält, und in welcher andererseits auch die handelnden Personen einen Anhalt finden, deren Besonnenheit und Würde durch die Dazwischenkunft des Chors motivirt wird. Diese Ideen sind mit der ganzen Pracht der Rede und dem Schmucke der Gleichnisse und Bilder vorgetragen, welcher einzig ihm zu Gebote stand, aber zugleich mit der strengsten

Wortangemeſſenheit auf's Deutlichſte aus der Sache entwickelt. So hat er in Würdigung des Chors wenig zu ſagen übrig gelaſſen, und er hat es nur darin verfehlt, daß er deſſen Werth unbedingt auch auf die neuere Tragödie ausdehnte, welche durch ihr Princip mit der alten in einem innern Gegenſatze ſteht, und deßwegen den Gebrauch des Chors ausſchließt.

Auf welche Weiſe hat nun Schiller in ſeine Tragödie den Chor eingeführt, und wie iſt ihm der Gebrauch deſſelben gelungen? Unläugbar beging unſer Dichter darin einen Mißgriff, daß er den Chor zugleich aus untergeordneten, dienenden und aus Partei nehmenden, mitwirkenden Perſonen beſtehen ließ. Da der Chor auf ſeiner niedrigen Stellung ſeinem eigenen Ehrgeize folgt, und an den Zwieſpalt der Brüder gebunden iſt, wie kann ſein Urtheil das unparteiiſche des Schickſals und der Weltregierung ſeyn? Die Stellung der Perſonen des Chors ſoll nicht einflußreich, aber ſie muß ſittlich erhaben und politiſch ſelbſtſtändig ſeyn, und wenn ſeine Glieder auch in Contraſt treten können, ſo dürfen ſie doch nie in eigentlichem feindlichen Zwieſpalt einander gegenüberſtehen. Zu dieſem Mißgriffe, wodurch er das Weſen des Chors verletzte, wurde Schiller, wie Humboldt vortrefflich erkannt hat, durch „die moderne Unart", Alles motiviren zu wollen, verleitet. Dem griechiſchen Zuſchauer verſtand ſich der Chor von ſelbſt, das Theater war nach ihm eingerichtet, die Tragödie würde ohne ihn keine Tragödie mehr geweſen ſeyn; er

war, nach Humboldt's treffendem Ausdrucke, „wie der Himmel in einer Landschaft.“ Vor dem deutschen Zuschauer glaubte Schiller diese neue, auffallende Erscheinung rechtfertigen zu müssen; und er konnte es nicht anders, als dadurch, daß er den Chor als dienendes Glied in die Begebenheit verflocht und ihn zu einem Gehülfen der handelnden Personen machte. Nun gehörte er zum Ganzen, und der Widerspruch, in den er durch diese Stellung mit seinem idealen Amte gerieth, konnte durch die Macht einer glänzenden Darstellung verwischt werden. Verwischt, aber nicht aufgehoben! Denn der Schiller'sche Chor hat einen Anstrich von jener charakterlosen Figur eines Vertrauten in der französischen Tragödie, deren Schiller in seiner Vorerinnerung erwähnt, und damit, setzt Humboldt hinzu, ist augenblicklich Alles verloren!

Die herrlichen Chorgesänge waren unserm Dichter Canäle, in die er seine lyrisch-betrachtende Ader lenkte. Seitdem er nur noch wenige besondere lyrische Darstellungen lieferte, haben seine Dramen selbst mehr Lyrik, und unter allen am meisten die Braut von Messina. Eine große Masse von Ideen und Gefühlen, die sich in ihm angehäuft hatte, fand hier in einem größern Kunstganzen einen Platz und Leib. Durch diese mit der größten Sorgfalt ausgearbeiteten, und mit erhabener Pracht vorgetragenen, das ganze Leben überblickenden, himmelan steigenden, Alles in eine Seele verwandelnden Hymnen und Betrachtungen theilt der Dichter seinem Werke einen Adel und

eine Größe mit, welche das Herz des Lesers mehr rührt und hebt, und seine Phantasie stärker ergreift, als die Handlung selbst. Die Art und Weise, wie Schiller den Chor sprechen läßt, ist eigentlich ganz der hohe Standpunct, von dem er selbst menschliches Leben und Schicksal, und die Welt anschaute; der betrachtende Chor ist Schiller. Schon, wo er fragend, rathend, hoffend, fürchtend, trauernd in den Specialitäten der Handlung weilt, drängen sich alle seine Worte möglichst zum Allgemeinen und Höhern; wo er sich aber ganz in diese Region erhebt, ist eine Ideenfülle, eine Kraft, Frische und Kühnheit der Darstellung und eine Kunst des Ausdrucks und des Versmaßes aufgeboten, daß diese Strophen zu dem Schönsten gehören, was Schiller gedichtet hat, und des gründlichsten Studiums würdig sind.

Alle diese Chorgesänge entwachsen natürlich und ungezwungen ihren jedesmaligen realen Veranlassungen, wie die edelsten Gewächse ihrem heimathlichen Boden. Doch sind die späteren Strophen enger und vielfacher mit der Handlung verflochten, als die des ersten Actes. Gegen das Ende des Stückes wächst aber die Handlung durch innere Gewalt so mächtig an, daß sie leider! den Chor überfluthet, und dieser seine bisherige Würde nicht mehr zu behaupten vermag.

Was endlich die Organisation unserer Tragödie betrifft, so läßt sich allerdings nicht läugnen, daß hier, wo

es wieder ein Sujet freier Erfindung zu behandeln galt, noch mehr, als in dem frei erfundenen Trauerspiele der ersten Periode, in Cabale und Liebe, Vieles an einem Härchen hängt, und uns Manches aufstößt, was sich nicht mit einander reimen läßt, oder was gegen die Natur ist. Wir müssen darüber den Leser an unser größeres Werk verweisen, wo das Bedeutendste hervorgehoben ist. Allein, wenn man von diesen einzelnen Mängeln absieht, so findet man das Schauspiel vortrefflich angelegt. Die Entfaltung und der Fortschritt der Handlung ist meisterhaft. Die außen liegenden Momente sind höchst kunstvoll an der schicklichsten Stelle in die Handlung gefügt; der Hintergrund enthüllt sich gleichsam systematisch. In die engste Begebenheit ist der reichste Ideengehalt aufgenommen. Zugleich hat die Form dieser Tragödie eine solche Strenge, daß sich in der Hinsicht kein Schiller'sches Stück mit ihr messen kann. Keine Person könnte entbehrt werden, jedes Moment der Handlung ist für das Ganze nothwendig. Nirgends ist etwas Ueberflüssiges, wie überhaupt solche frei erfundene Stoffe diesen Vorzug haben, daß sie leichter auf ihr reinstes Maß reducirt und in demselben festgehalten werden können, während es oft unmöglich ist, historische Stoffe von allen zufälligen Bestandtheilen zu reinigen und einer classischen Kunstform ganz angemessen zu machen. Die moderne Acteintheilung trennt ein Stück gleichsam in verschiedene kleinere Stücke. Hier aber geht Alles in Einem ununterbrochenen großen Zuge fort. Alles Vorhergehende greift

organiſch in das nächſt Folgende ein, jede Scene iſt zugleich bedingend und bedingt. Die ganze Handlung wird aber immer reißender und majeſtätiſcher; und Alles folgt Schlag auf Schlag, und würde oft ſich vernichtend in einander ſtürzen, wenn nicht der Chor betrachtend dazwiſchen träte.

Das Verſtändniß und der Genuß dieſer Tragödie erfordert eine höhere Cultur und einen weiten Geſichtskreis. Viele Leſer ſchlagen den materiellen Reiz der Begebenheit höher an, als die ideale Kunſtgeſtaltung. So mag es allerdings richtig ſeyn, daß dieſes erhabene „Mädchen aus der Fremde“ nicht in's Volk gedrungen iſt — und ſie wird noch lange nicht in's Volk dringen. Begreift doch die Kritik kaum die höheren Geſetze, die ihr der Genius dictirt hat!

Als Schiller ſeine Braut von Meſſina vollendet hatte, ruhte er im Jahre 1803 einige Zeit von eigener Production, und nur etliche Romanzen entſtanden damals, die wir ſpäter betrachten werden. Eine ähnliche kleine Pauſe hatte er nach der Vollendung ſeiner Johanna gemacht, wo er ſich an der Turandot ergötzte. Gleicherweiſe bearbeitete er jetzt im Frühjahre 1803, — wie es ſcheint, auf Veranlaſſung des Herzogs, — zwei franzöſiſche Luſtſpiele, welche beim Publicum damals viel Beifall fanden. Das erſte dieſer Stücke des geiſtreichen und fruchtbarſten franzöſiſchen Theaterdichters, Picard's, heißt im Originale: Médiocre et rampant, ou le moyen de parvenir. Schiller gab ihm den Titel: „Der Paraſit, oder die Kunſt, ſein

Glück zu machen." Auch die Namen der Personen sind zum Theil verändert; und während das Original in Alexandrinern ernster und gemessener einherschreitet, hat Schiller seiner Uebertragung ein bequemes, nachlässig prosaisches Gewand gegeben. Viele des Reims wegen gebrauchte Wendungen und Worte sind weggelassen, und noch bei weitem mehr ist erweitert und so verändert, daß es deutschen Schauspielern mundgerecht und unserer Sinnesweise angemessen ist. So haben wir denn hier keine Wortübersetzung, sondern nur eine Uebertragung des Sinnes und der Situationen. Nach dem Leitfaden des Originals läßt der deutsche Dichter seine Personen sprechen, was ihnen jedesmal angemessen scheint. Man kann nicht leicht freier mit dem Urterte schalten, als er es gethan. Die eingeflochtene Romanze: „An der Quelle saß der Knabe" ist ganz Schiller's Werk; sie hat mit der französischen Romanze nur die Stimmung gemein. — Das zweite Picard'sche Stück: „Der Neffe als Onkel", scheint erst später auf die Bühne gekommen zu seyn. Es heißt im Französischen in Bezug auf ein Stück von Regnard von ähnlichem Titel: Encore des Ménechmes. Es ist im Originale in Prosa geschrieben, und bei weitem wörtlicher übersetzt, als das vorhergehende Stück, ohne daß Schiller aus seinem freien, großsinnigen Uebersetzungsstyle getreten wäre.

Unterdessen hatte sich sein Geist wieder zu einer eigenen großen Production gesammelt, zum Wilhelm Tell, an den er im Sommer 1803 Hand anlegte. Die Idee ver-

dankte er Goethe'n. Als dieſer im Jahre 1797 zum dritten Male die kleinen Cantone in der Schweiz beſuchte, erweckte die claſſiſche Oertlichkeit in ihm den Plan, „die Fabel von Tell“ epiſch zu behandeln. Schiller, dem er den Gedanken brieflich mittheilte, ſuchte ihn darin zu beſtärken; der erſte Blick, den er auf den Gegenſtand warf, war entſcheidend für ſeine eigene ſpätere Behandlung deſſelben. „Aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes“, ſchrieb er an Goethe, „wird da alles geiſtreiche Leben hervorgehen. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht ſehr beſchränkt, und in dieſer Beſchränkung innig und intenſiv gerührt und beſchäftigt wird. Zugleich eröffnet ſich aus dieſem ſchönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewiſſe Weite des Menſchengeſchlechts, wie zwiſchen hohen Bergen eine Durchſicht in freie Fernen ſich aufthut.“ Aber Goethe's Plan wurde durch heterogene Beſchäftigungen hinausgeſchoben, durch die Achilleis verdrängt, und endlich ganz aufgegeben. Da bemächtigte ſich Schiller dieſer Idee. Die Art, wie er den ganzen Gegenſtand und den Charakter des Tell insbeſondere anſah, war mit Goethe's Auffaſſung nahe verwandt. Dieſer gedachte in ſeinem Tell „eine Art von Demos“ darzuſtellen, einen koloſſal kräftigen Laſtträger, der Waaren durch's Gebirge bringt, und ohne ſich viel um Herrſchaft und Knechtſchaft zu bekümmern, ſein Gewerbe forttreibt, dabei aber die unmittelbarſten perſönlichen Uebel abzuwehren fähig und entſchloſſen iſt. „Die älteren Schweizer und deren treue Repräſentanten, an Beſitzung,

Ehre, Leib und Ansehen verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruche treiben," indeß Tell und der Landvogt persönlich gegen einander zu stehen, und unmittelbar auf einander zu wirken hatten.

Für Schiller war dieser Gegenstand ein trefflicher Fund. Er paßte ganz in seine dramatische Entwickelung, und der Moment hätte seinen Genius nicht besser bedienen können. In den vorhergehenden Dramen hatte er jenen idealen Formtrieb, welcher ihn vom Wallenstein an einzig führte, jenes Trachten, dem Drama die kunstgemäßeste Gestalt zu geben, gleichsam ausgelebt. Zugleich hatte er in den drei Frauen-Tragödien einen gewissen humanen Gehalt seines Gemüths erschöpft. So kam es denn, daß er zugleich für immer von dem Streben, die antiken Hülfsmittel auf das neue Drama anzuwenden, abließ, und sich jetzt einem Freiheitsstoffe zukehrte. Denn seit er sich vorzüglich um die Form bemühte, wichen seine heroischen Lebensüberzeugungen der Menschenwürde und Freiheit, aus denen die Dramen der ersten Periode einzig entsprungen waren, zurück. Jetzt aber trat die Bedeutung des Inhalts wieder mehr hervor, und wenn er in der letzten Trias weiblicher Dramen besonders sein humanes Lebenselement enthüllt hatte, so griff er nun nach einem Stoffe, der seinen Seelenheroismus näher berührte. So wählte er den Tell, welcher zugleich mit dem Don Carlos und dem Wallenstein verwandt, und von beiden verschieden ist. Denn im Tell

verkündigen ſich uns die Ideen der Freiheit und der Menſchenrechte nicht, wie im Don Carlos, in natürlich lyriſchem Tone aus der Bruſt des Dichters, ſondern in kunſtmäßiger Faſſung aus dem Munde der Ueberlieferung ſelbſt, die ſo treu und gründlich veranſchaulicht iſt, als im Wallenſtein. Auch hatte er, wie ich nachgewieſen habe, vom Wallenſtein an durch die Schickſalsidee die Tragödie in das Gebiet des Religiöſen erhoben. Mit dem Tell ſtand er, wie in der erſten Periode, wieder auf ſittlich-politiſchem Boden, doch ohne ſubjective Befangenheit, ſondern mit einem freien, großen Blicke in die Welt und die menſchlichen Verhältniſſe, die er jetzt objectiv zu faſſen und darzuſtellen verſtand. Er band alſo wieder an den Don Carlos an, aber in verändertem Geiſte und mit ächtem Kunſtſinne.

Von äußeren Begegniſſen in dieſer Zeit läßt ſich wenig erzählen. Je fruchtbarer Schiller's Thätigkeit und je reicher ſein inneres Leben wurde, deſto ärmer blieb ſein äußeres. Ein Gedanke, die Heimath nochmals zu beſuchen, wovon er in einem Briefe an ſeine Schweſter Luiſe vom 7. Januar 1803 ſpricht, ging nicht in Erfüllung; die Parze durchſchnitt den Plan nur allzubald. Dafür kam aber in dem Sommer dieſes Jahres ein kleiner Ausflug nach Lauchſtädt zu Stande.

Die Weimar'ſche Truppe ſpielte hier während der Kurzeit, in dem neu erbauten geſchmackvollen und geräumigen Hauſe, unter großem Zulaufe aus der Umgegend. Unſerm Dichter gab die Anſicht eines neuen Publicums neue Blicke

in das theatralische Wesen. Er fühlte sich in dem bewegten geselligen Verkehre heiter gestimmt, und gewann auch ein größeres Vertrauen zu seiner Gesundheit, so daß er zu einem Manöver, welches preußische und sächsische Officiere zu ihrem Vergnügen veranstalteten, auf dem Wege nach Merseburg hinausritt. Er speis'te in dem großen Kursaale in Gesellschaft von etwa hundert Badegästen, die sich hier zusammenfanden. Vom Mittage bis zum Abende brachte er gewöhnlich unter den Menschen zu, die sich in den Anlagen und in dem kleinen Pavillon herumtrieben. Interessante Bekanntschaften machte er am Herzog Eugen von Württemberg, einigen Professoren von Halle u. A. Auf die Einladung Niemeyer's unternahm er eine Fahrt nach Halle, wo er sehr geehrt wurde, aber außer der Franke'schen Stiftungen sich nicht viel umsah, weil er sich etwas angegriffen fühlte. Die Liebe und Verehrung, womit die deutsche Jugend an ihm hing, konnte Schiller in Lauchstädt recht inne werden. Nach einem Balle in später Nacht wurde ihm von Studenten aus Halle und Leipzig eine Musik gebracht, und auch des andern Morgens, ehe er noch ganz ausgeschlafen hatte, wurde er mit Musik und Gesang begrüßt.

Hier erlebte Schiller auch am 11. Juni den eigenen Zufall, daß, während seine Braut von Messina gegeben wurde, ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und der Regen in dem leicht erbauten Schauspielhause so heftig schallten, daß man eine Stunde lang fast

kein Wort der Schauspieler verstand und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Dennoch wurde das Stück bis zu Ende gespielt, ungeachtet viele Zuschauer, besonders Frauenzimmer, aus dem gedrängt vollen Hause flohen. Lustig und fürchterlich zugleich, erzählt Schiller, war der Effect, als bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabelle im letzten Acte ausspricht, der Donner einfiel; und gerade bei den Worten des Chors:

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner schallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt!

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, so daß das Haus erzitterte und der Schauspieler Graff aus dem Stegreife eine Geste dabei machte, die das ganze Publicum ergriff.

Nach Weimar zurückgekehrt, warf Schiller sich mit aller Kraft auf seinen Tell. Weil er, nach seinem Ausdrucke, Wochen und Monate verschwendet, wollte er jetzt Tage und Stunden zu Rathe halten. Zu dem Ende flüchtete er sich bald wieder in die Einsamkeit nach Jena, wo er in Goethe's Zimmern wohnte. Nebenbei war er, mit Goethe, bemüht, Shakspeare's Julius Cäsar und Kaufmann von Venedig auf die Bühne zu bringen. Die Beschäftigung mit Julius Cäsar hob, wie er sich ausdrückte, sein eigenes Schifflein:

das Stück, sagte er, sey ihm für seinen Tell von unschätzbarem Werthe.

Der bedenkliche Zustand, in welchem damals die Universität Jena schwebte, ging auch ihm zu Herzen. Die vorzüglichsten Lehrer, wie Loder, Paulus, Hufeland, Schelling, folgten Berufungen nach anderen Akademieen. Schütz machte Anstalten, die berühmte Allgemeine Literaturzeitung mit sich nach Halle zu verpflanzen. Da suchte man nun das wichtige Institut dadurch an Ort und Stelle festzuhalten, daß man neben der Halle'schen eine zweite Jena'sche Literaturzeitung gründete. Die ausgezeichnetsten Männer wurden eingeladen, sich dem neuen Unternehmen anzuschließen. So schrieb Schiller umständlich an Fichte, und Goethe wandte sich an Zelter und Johannes v. Müller. Dieser erklärte sich, in einem Briefe aus Wien (vom 21. September 1803), mit Stolz und Begeisterung zur Theilnahme bereit; und da Goethe im Auftrage Schiller's über einige Puncte der Geschichte Tell's um Auskunft gebeten hatte, so sprach sich der Geschichtschreiber in jenem Briefe auf eine Weise aus, die unsern Dichter spornen mußte, sein Werk gründlich und treu historisch zu halten. Zugleich gibt sich in dem Briefe eine enthusiastische Hochachtung für Schiller kund; und in diesem Gefühle begegnete sich Johannes v. Müller mit einem sonst sehr divergirenden Geiste, mit Gentz, der ebenfalls am 21. September von Wien aus an Schiller schrieb: „Wenn es wahr ist, hochverehrter Freund, daß die Literaturzeitung künftig unter

Ihren und Goethe's Auſpicien fortgeſetzt wird, ſo kann ich Sie nicht ſchnell genug bitten, mich unter die Zahl Ihrer Mitarbeiter einzuſchreiben; an der alten nahm ich ſeit vielen Jahren keinen Theil mehr; aber von ſolchen Händen verjüngt — wen ſollte ſie nicht zur Thätigkeit einladen? Iſt das Gerücht unwahr, ſo betrachten Sie wenigſtens mein Anerbieten als einen Beweis meines aufrichtigen Verlangens, nach Allem zu greifen, was mich mit Ihnen verbinden kann."

Im December 1803 näherte ſich auch die Frau von Stael, welche bei ihrer Reiſe durch Deutſchland es beſonders auf Weimar abgeſehen hatte. Unſerm Dichter, wie Goethe'n, kam die geiſtreiche Franzöſin ſehr ungelegen. Letzterer war in Jena für die neue Literaturzeitung beſchäftigt, und erklärte ſich Anfangs auf's Entſchiedenſte, gar nicht nach Weimar zu gehen. Nur ein Brief des Herzogs konnte ihn bewegen, die „unerträgliche Laſt" ihrer intereſſanten Bekanntſchaft in Weimar zu übernehmen. Aber zum Unglück oder Glück kam er mit einem ſtarken Katarrh an, der, ohne eben gefährlich zu ſeyn, ihn einige Tage im Bette und Wochen lang im Hauſe hielt. Daher konnte er denn dieſe „merkwürdige, ſo ſehr verehrte Frau" erſt nur durch Billette, dann durch Zwiegeſpräche, ſpäter in den kleinſten Cirkeln genießen. Schiller lebte damals in der glücklichſten Geburtsperiode des Tell — und nun ſollte er ſich dem Geſellſchaftsſtrudel preisgeben! Der raſche und anſtrengende Wechſel von Productivität und einer ganz

heterogenen Societätszerstreuung ermüdete, erschöpfte ihn, brachte ihn endlich außer Fassung. Die geistreiche Frau bewirkte eine allgemeine Bewegung in der stockenden, einförmigen höhern Gesellschaft; und indem sie mit der größten Lebhaftigkeit und einem wahren Ideenhunger darauf ausging, sich das Leben und die Bildung der Deutschen klar zu machen, suchte sie doch gleichermaßen sich ebenfalls hervorzustellen, ja sogar auf Andere in ihrem Sinne einzuwirken. Daher hatte denn ihre Nähe etwas Unbequemes und Beläſtigendes, zumal da ihr aufgeregtes, leidenschaftliches Wesen mit dem ruhig betrachtenden deutschen Sinne in geradem Widerspruche stand. „Man muß sich bei der ungewöhnlichen Fertigkeit ihrer Zunge," sagt Schiller, „ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können." — In einer kleinen Gesellschaft, bei welcher Schiller zugegen war, declamirte sie einige Stellen der Phädra, und bekannte offenherzig ihre Betrübniß, als ihr nur ein mäßiger Beifall zu Theil ward. Wahrscheinlich war aber dieser Vortrag Veranlassung, daß Schiller nicht lange nachher die Phädra für das Theater bearbeitete.

Der Aufenthalt der berühmten Frau verzögerte sich bis in's nächste Jahr hinein. Sie schien es darauf angelegt zu haben, die Repräsentanten der deutschen Cultur ganz auszusaugen. Schiller wurde jetzt auch unwohl. Er bekam ein Uebel, welches ihn besonders am Gehen verhinderte, so daß er die Diners und Concerte der Madame Stael versäumen mußte. Als er in Erfahrung gebracht hatte,

daß sie noch drei Wochen bleiben wollte, schrieb er: „Trotz aller Ungeduld der Franzosen wird sie, fürchte ich, doch an ihrem eigenen Leibe die Erfahrung machen, daß wir Deutschen in Weimar auch ein veränderliches Volk sind, und daß man wissen muß, zur rechten Zeit zu gehen.“ Nach ihrer endlichen Abreise machte sich seine Freude in den Worten Luft: „Es ist mir nicht anders zu Muthe, als wenn ich eine große Krankheit überstanden hätte.“ Bei ihrer spätern Rückreise durch Weimar fand sie Schiller'n nicht mehr unter den Lebenden. Sie weinte heiße Thränen an seinem Grabe.

Mittlerweile wurde am Tell nach Kräften fleißig fortgearbeitet, und am 18. Februar 1804 konnte Schiller in seinen Kalender schreiben: „Den Tell geendigt.“ Er schickte am folgenden Tage das Werk an Goethe, der nach seiner lakonischen, trockenen Manier nur in zwei Zeilen antwortete: „Das Werk ist vortrefflich gerathen und hat mir einen schönen Abend verschafft.“

Nun wurde, da der Verfasser sein Drama noch vor Ostern auf den Bühne zu sehen wünschte, sogleich die Aufführung besprochen, welche sich der Kunstgenosse sehr angelegen seyn ließ. Am 17. März war die erste Vorstellung, welcher Schiller, nach Böttiger's Versicherung, seiner Kränklichkeit wegen nicht beiwohnen konnte. Am 19. März folgte schon die zweite. Die aufgebotene Mühe und Sorgfalt ward durch das Glück, welches das Werk durchaus machte, vollkommen gerechtfertigt und reichlich belohnt.

Die Frau von Stael war so lange in Weimar geblieben, daß sie eine dieser ersten meisterhaften Darstellungen noch sehen konnte, welcher zufällig auch Johannes v. Müller, auf der Durchreise nach Berlin begriffen, beiwohnte. Da geschah's, als die bekannte Stelle vorgetragen wurde:

> Es ist gewiß, bei Bruck fiel König Albrecht
> Durch Mörders Hand — ein glaubenswerther Mann,
> Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen —

daß die Augen aller Zuhörer sich auf Müller wandten, welcher neben Wieland in der fürstlichen Loge saß. Wieland fragte nachher die Frau von Stael, welche sich über die Langsamkeit der Deutschen im Eingreifen anspielender Stellen im Drama einige bittere Bemerkungen erlaubt hatte, ob sie nicht gesehen hätte, was heute vorgegangen sey, und er nannte diesen Auftritt eine Scene aus einem alten griechischen oder römischen Theater.

Iffland in Berlin erhielt, seinem dringenden Wunsche gemäß, das Stück, wie ehemals den Wallenstein, partieenweise, wie die einzelnen Acte fertig waren. Welchen Eindruck das Werk auf den alten Kunstkenner machte, möge man aus seiner Antwort auf die erste Sendung ersehen: „Ich habe gelesen, verschlungen, mein Knie gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt! — O bald, bald mehr!... Blätter, Zettel, was Sie geben können! Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch'

ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüthe und Allgewalt! Gott erhalte Sie, Amen.“ Als endlich, nach vielem Bitten und Harren, das Stück ganz in seinen Händen war, fand er in einigen Stellen politische Bedenklichkeiten, und da er, wie er sich ausdrückt, über diese verfänglichen Stellen nicht nachfragen könnte, indem ihm Alles überlassen sey, so schickte er mit seinen Aufträgen seinen Freund, den Secretär des Theaters, Pauli, ohne daß man den eigentlichen Zweck seiner Reise kannte, nach Weimar. Den nähern Inhalt und das Resultat seiner Conferenz mit Schiller wüßte ich nicht anzugeben. Vielleicht daß der Dichter Einiges strich und änderte, und was für den schnell vorübergehenden Gebrauch des Schauspielers anstößig gefunden wurde, wird er auch wohl für den Druck nicht haben stehen lassen. Das Schauspiel wurde in Berlin erst im Juli 1804, aber mit solchem Beifalle gegeben, daß es in acht Tagen dreimal wiederholt werden mußte.

Zwölftes Capitel.

Charakteristik des Wilhelm Tell. Die Romanzen des zweiten Lustrums.

In der Periode, womit sich dieser dritte Theil beschäftigt, sahen wir bisher unsers Dichters Kunst durch eine ganze Reihe wahrer und herrlicher Schöpfungen mit jedem

Schritte sich mehr und mehr von künstlichen Verwickelungen losmachen und unverkennbar dem reinsten und klarsten Style der einfachen, ruhigen Natur entgegengehen; und daß jene Kunst am Ende dieser Periode, eben als des Dichters Körper unter den ungeheueren Anstrengungen des Geistes zusammenbrach, im Begriffe stand, mit der schönsten Natur zusammenzufallen, kann uns Wilhelm Tell beweisen.

Schiller machte für diese Dichtung die gründlichsten Studien. Es ist nicht zu glauben, was Goethe bei Eckermann [1]) sagt, daß Schiller Alles, was in dem Stücke von Schweizerlocalität sey, aus seinen mündlichen Erzählungen über die Schweiz habe; vielmehr hat unser Dichter, wie der fleißig forschende Joachim Meyer nachgewiesen hat, wenigstens sechs Schriftsteller [2]) bei Ausarbeitung des Tell benutzt, unter denen der ausgezeichnete Chronist Tschudi seine Hauptquelle war. Sorgfältige und vielseitige Vorstudien waren aber auch bei diesem Werke unerläßlich. Denn der Dichter wollte uns nicht nur das alte Schweizervolk

---

1) Gespräche mit Goethe, Th. 1, S. 305.

2) Außer Tschudi noch Etterlin's Chronik, in der Ausgabe von Spreng, 1752; Stumpf's Allgem. Eidgenossenschafts-Chronik, Zürich 1548; Joh. v. Müller's Geschichten Schweiz. Eidgenossenschaft; Scheuchzer's Naturgeschichte d. Schweizerlandes, 2. Ausg., Zürich 1746, und Ebel's Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz, 1798 bis 1802.

in einem entscheidenden Geschichtsmomente vorführen, sondern er hatte es auch darauf abgesehen, uns die Natur des Schweizerlandes vor das Auge zu stellen. Der Schilderung der materiellen Naturgegenstände, mit welchen der natürliche Mensch innigst verknüpft und gleichsam Eins ist, widmet er hier mehr Sorgfalt, als in einem andern dramatischen Werke, und will diese Natur auch scenisch in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit und Herrlichkeit möglichst vergegenwärtigt wissen. Das Schweizerland und die ganze Oertlichkeit sind mit einer solchen Wahrheit, Treue und Lebendigkeit im Großen und Kleinen vor uns hingemalt, daß jeder Leser, wenn er es auch anders weiß, sich doch nicht von dem Gedanken losmachen kann, der Dichter müsse das Local mit eigenen Augen gesehen haben, und daß, wie Gustav Schwab sagt, Jeder, welcher dieses Stück früher, als er in der Schweiz war, gelesen hat, wenn er nun diese Gegenden sieht, sie schon einmal im verklärenden Traume geschaut zu haben meint. Gewiß, sonst nirgends hat Schiller jenes geniale Talent, aus Studium und Büchern die Natur selbst so wunderbar treu und doch verschönert wieder herzustellen, in dem Grade bewährt, als im Wilhelm Tell.

Da, wie schon aus dem Gesagten erhellt, die Vorzüge dieses Schauspiels zum großen Theile in einer sorgfältigen Ausführung des Einzelnen liegen, so kann nur eine specielle Analyse desselben nach Acten und Scenen, wie sie

in unserm größern Werke versucht worden,[1]) seinen vollen Werth an's Licht stellen. Indessen gebietet uns hier die Rücksicht auf den Umfang dieser Blätter, uns auf eine Betrachtung des Dramas aus allgemeinen Gesichtspuncten zu beschränken.

Fragen wir zuerst nach der, der Seele unsers Dichters inwohnenden Idee, die seinem Tell Form und Leben gab, so nennt er sie uns selbst in dem Aufsatze über naive und sentimentalische Dichtung, da, wo er die Idylle als die Darstellung unschuldiger, glücklicher Menschheit bezeichnet. Unser Drama stellt uns eine Hirtenwelt ursprünglicher Menschheit dar, welche einerseits durch den stammverwandten Adel abgeschlossen, andererseits durch einen länderssüchtigen Fürsten angefochten wird, und setzt ihre Unschuld überall mit den Uebeln der Cultur und ihren Aufstand mit der modernen Revolutionssucht in einen leisen Contrast. Aus dem Verhältnisse zu jener Ländersucht entsteht ein Conflict, wodurch der äußere Friede des Naturvolkes gestört wird, und die Idylle tragische Momente gewinnt. Wie dieses ächte Naturvolk durch die Kraft eines Einzelnen, unter der Mitwirkung Aller, bei gutem Glücke, sich von dem heterogenen Elemente reinigte, und zum erhöhten Genusse seines frühern unabhängigen Lebens zurückkehrte, das zeigt unsere Dichtung. Und von diesem Standpuncte muß Alles aufgefaßt und erklärt werden.

[1]) Th. 5, S. 157 bis 207.

In dem schon 1795 gedichteten Spaziergang legt uns Schiller vier Entwickelungsstufen der Menschheit dar, je nachdem der Mensch mit der Natur verschmolzen ist, oder sie beherrscht, ohne mit ihr in Zwiespalt zu seyn, oder sie gänzlich verläugnet, oder endlich mit Freiheit wieder zu ihr zurückkehrt. Den ersten Zustand hat Schiller in seinen Schweizer Landleuten dramatisch dargestellt; in diesem scharf umgränzten ursprünglichen Naturzustande, besonders im Gegensatze mit der dritten Entwickelungsstufe, wo der Mensch von der Natur abgeirrt ist, weilt und lebt diese dramatische Idylle. Darnach sind alle Züge gewählt, alle Farben aufgetragen, alle Gestalten gruppirt. Die Landleute sind, wie es in dem eben genannten Gedichte heißt, „noch nicht zur Freiheit erwacht," d. h. noch nicht zur sittlichen Selbstbestimmung aus Vernunftideen entwickelt, sondern thun im Ganzen instinctmäßig das Rechte. Sie wollen nur ihre althergebrachten Lebensgewöhnungen festhalten, aber vertheidigen durchaus nicht, im Sinne der neuern Volksaufstände, Ideen. Sie denken nicht daran, den Naturstaat in einen Vernunftstaat umzuwandeln," wornach der Sohn der Cultur trachtet; sie wollen im Gegentheile nur ihren Naturstand bewahren und gegen die fremde Unnatur sicher stellen. Dann sind die Berathschlagungen der Schweizer, wie aller naiven Völker, schwach und wenig wirksam. Der Moment, der Zufall thut Alles, und die Verabredung weicht den Umständen. Von den Bewegründen auf dem Rütli kommt doch nur die Ersteigung

des Roßberg, und zwar vor dem festgesetzten Termine, in Ausführung; die Einnahme des Sarner Schlosses hat der Dichter sehr weise dem Rudenz übertragen. Denn bei kindlichen Völkern geht Alles vom Einzelnen aus. Der Rath selbst besteht, wie bei Homer, den Melchthal ausgenommen, aus betagten Männern; aber die Landleute und ihre Oberhäupter gestehen die Unbedeutendheit ihrer Beschlüsse dadurch ein, daß sie einstimmig den Tell als den Retter anerkennen. Endlich mache ich noch darauf aufmerksam, daß es, ganz im Geiste kindlicher Menschen, nicht die Verletzung allgemeiner politischen Rechte, sondern die Kränkung von Privatrechten, die unmenschliche Behandlung von Individuen ist, was das Volk endlich empört. Daher hat Schiller nicht allein die geschichtlichen Unbilden gegen Einzelne, die Buhlerei des Wolfenschießen, die Bedrohung Stauffachers durch Geßler, die Blendung des alten Melchthal, die Grausamkeit gegen Tell beibehalten und in den Vordergrund gestellt, sondern sie auch durch selbsterdachte, die Vermögensberaubung des geblendeten Melchthal, die Entführung der Bertha, die Mißhandlung der Armgart, vermehrt. Diese Privatbeleidigungen drängen das Volk, auch über das Allgemeine nachzudenken, und rufen ihm die ererbten politischen Rechte ins Gedächtniß zurück. Daher stimmen auf dem Rütli Alle in den Grundsatz ein: „Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder.“ Die Vögte greifen die tiefste Wurzel, wodurch der Einzelne mit dem Ganzen zusammenhängt, die Familien, an, und so

empören ſie durch die menſchliche Natur endlich auch das ganze Volk gegen ſich.

Schiller's kosmopolitiſche, und man darf wohl ſagen, republicaniſche Denkart kehrte allerdings hier dichteriſch wieder zu den großen Ideen der Freiheit zurück, aber zu der Freiheit in einer andern Richtung und Form, als er dieſelbe in den drei erſten Dramen negirend und im Don Carlos conſtituirend ausgeſprochen hatte. Denn in all' dieſen Jugenddramen ſoll das Beſtehende umgeſtoßen, hier ſoll es erhalten werden. Die Freiheit hat hier alſo ein entgegengeſetztes Geſchäft. Es ſoll hier nicht, wie in den Räubern, eine verdorbene Welt zertrümmert, nicht, wie im Fiesco, die alte Staatsform abgeſchafft, nicht, wie in Cabale und Liebe, der bevorrechtete Stand des Adels bekämpft, nicht, wie im Don Carlos, ein neuer Zuſtand der Menſchheit begründet, und, wollen wir ſogleich weiter unterſcheiden, nicht, wie im Wallenſtein, ein Land ſeinem rechtmäßigen Beſitzer entriſſen, nicht, wie in Maria Stuart, eine unglückliche Königin durch ihre Nebenbuhlerin vernichtet, nicht, wie in der Johanna, eine alte Dynaſtie wieder eingeſetzt, und nicht endlich, wie in der Braut von Meſſina, ein verſchuldetes Geſchlecht durch das Schickſal geſtürzt werden; ſondern es ſoll ein angefochtener, harmloſer, beſtehender Zuſtand bleiben nach wie vor. Vom Politiſiren kommt daher bei dieſen Landleuten nichts vor. Sie gehen nicht vom Ideal aus, ſondern ihr Blick iſt ganz auf das wirklich Beſtehende beſchränkt. Ueber das individuelle

Bedürfniß, über die unmittelbare Stimme der menschlichen Natur werden sie zum Allgemeinen und Ganzen nur durch die Noth emporgehoben. Weil der Mensch im Staatsbürger, und nicht weil der Staatsbürger im Menschen verletzt ist, verbinden sich die Wohlgesinnten und widersetzen sich die Entschlossenen.

Unter den bezeichneten Gesichtspunct stellt Schiller selbst in den Wilhelm Tell überschriebenen Stanzen, womit er ein Exemplar seiner dramatischen Dichtung seinem Freunde, dem damaligen Kurfürsten Erzcanzler Dalberg, am 25. April 1804, übersandte, die Sache der Schweizer und sein Schauspiel. In der ersten Strophe wird der Parteien und Krieg erregende, und mit schamloser Frechheit die Religion und Sittlichkeit untergrabende Revolutionsgeist kurz geschildert; und in der zweiten macht das einen unwürdigen Zwang abwerfende fromme Hirtenvolk das Gegenbild, von dem besonders gerühmt wird, daß es selbst im Siege, obgleich voll gerechten Zorns, die Menschlichkeit noch geehrt habe — ein Zug, der sich im Schauspiele durchweg bestätigt findet.

Indessen ist doch auch das im Schauspiele ausgeprägt, daß die Freiheit, welche der kindliche Sohn des Gebirges will, mit derjenigen, welche der beunruhigte Zögling der Stadt verlangt, im Grunde eine und dieselbe ist. Ich erinnere nur an jene im Sinne der Weltfreiheit gesprochenen Worte Stauffacher's (Act 2, Scene 2):

Nein, eine Gränze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getroſten Muthes in den Himmel
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte ꝛc.

Einerſeits verlangte nämlich der naive Schweizercharakter eine Herabſtimmung des Idealen zum Tone ſchlichter Natürlichkeit, und dieſen Ton hat der Dichter herrlich getroffen. Andererſeits aber hat er ſeine eigene, immer zum Idealen emporſtrebende Natur eben ſo wenig verläugnen können, ſondern ſie in ſein Naturgemälde einfließen laſſen. Dieſe wunderbare Verſchmelzung des Charakteriſtiſchen heterogener Naturen, bemerkt ein Kritiker, iſt gleichſam die poetiſche Seele des Tell und etwas ganz Neues in unſerer Literatur. Hätte er dieſen eigenthümlichen Geiſt nur nicht auch noch *abgeſondert* in den Charakteren des Rudenz, der Bertha, der Hedwig, und zum Theil auch des Attinghauſen verkörpert!

Durch eine andere Grundeigenſchaft ſchließt ſich unſer Schauſpiel wieder eng an Schiller's frühere Stücke an, und ſteht im beſtimmten Gegenſatze mit allen anderen Tragödien der dritten Periode. Das Schweizergemälde ruht ganz und gar auf natürlich menſchlichem, und durchaus nicht auf dem religiöſen Boden des Schickſals oder der göttlichen Einwirkung. Keine überirdiſche Macht und kein göttlicher Weltplan, ſondern große Gedanken und Ueberzeugungen ſtehen im Hintergrunde, und durch die Prophezeiungen

Attinghausen's, die sein Erbe Rudenz nach seinem Hinscheiden sogleich symbolisch erfüllt, sind die Schicksale des Hirtenvolkes an die größten Ereignisse der Universalgeschichte angeknüpft. So ist eine weite Perspective gegeben, welche aber nicht über das Erdenleben hinausgeht. Aus dem Genre des antiken Schicksals und des christlich-religiösen Elements ist Schiller hier ganz herausgetreten, und hat, wie als Jüngling, im modernen Style gedichtet.

Die Landleute, die im Schauspiele auftreten, sind nur einzelne Stimmen des naiven Naturvolkes, dem sie angehören, alle anderen Personen vertreten besondere Richtungen, Alter, Massen, Stände. Der vollständigste, reinste Spiegel und Vertreter aber des ganzen Demos ist der Held, nach welchem das Stück seinen Namen hat. In ihm sind die eigenthümlichen Vorzüge des Volkes zusammt begriffen und zu einer festen Gestalt verbunden.

Goethe meldet ausdrücklich, daß Schiller, wie das ganze Sujet, so auch „den Hauptbegriff eines selbstständigen, von den übrigen Verschworenen unabhängigen Tell", wie er den Helden in seinem epischen Gedichte habe darstellen wollen, ihm verdanke, und es wäre wohl zu untersuchen, warum Schiller von dem ausdrücklichen Zeugnisse Tschudi's und Müller's, daß Tell einer der Verbündeten gewesen, abwich, und die Goethe'sche Idee annahm. Denn man meint, daß wenn Schiller, der Geschichte folgend, seinen Tell an den Berathungen auf dem Rütli hätte Antheil nehmen und ihn in ihrem Geiste hätte handeln lassen, ja

wenn er ihn zum Träger und Vollſtrecker des Befreiungsplanes gemacht hätte, das Ganze mehr Zuſammenhang und Einheit gewonnen haben würde, und Tell als der dramatiſche Held beſtimmter hervorgetreten wäre. Was bewog nun den Dichter, Alles in entgegengeſetzter Weiſe anzulegen?

Von allen Schweizern vergießt innerhalb der Handlung Tell allein Blut. Soll dieſe That zu rechtfertigen ſeyn (und als gerecht wollte ſie der Dichter darſtellen), ſo muß ſie, wie ſie im Gedichte bezeichnet wird, eine Nothwehr ſeyn. Rein als eine ſolche Nothwehr ſtellt ſie ſich aber erſt dann hervor, wenn Tell's Sache von dem Bunde getrennt daſteht. Hätte er mit den Patrioten Gemeinſchaft, ſo müßte es immer den Anſchein haben, als beſtrafte er den Unterdrücker des Landes, und als ſuchte er einen löblichen Zweck durch ein Verbrechen zu erreichen. Daß in ihm aber keine politiſchen Motive obwalteten, ließ ſich dramatiſch nur dadurch darthun, daß er iſolirt ſteht. Dann hat Schiller um dieſe iſolirte Stellung den ganzen Charakter ſeines Tell gleichſam herumgelegt. Tell ſteht iſolirt, weil er eine durchaus ſelbſtſtändige Natur iſt („der Starke iſt am mächtigſten allein"). Tell iſt ein Ganzes, in ſeinem Individuum liegt eine Gattung, daher ſchließt er ſich nicht an den Bund an. Auf dieſe abgeſonderte Stellung deutet auch Geßler's Wort:

> Man ſagte mir, daß Du ein Träumer ſeyſt
> Und Dich entfernſt von andrer Menſchen Weiſe.

Ist ferner das Berathen und Beschließen nicht die Sache und Stärke eines Naturvolkes, so kann Tell, in welchem sich dieses rein und treu abspiegeln soll, dem Bunde nicht angehören. Daher sagt er zu Stauffacher: „Doch was Ihr thut, laßt mich aus Eurem Rath!“ Der Dichter hat ihm, wie Weber richtig bemerkt, eine geniale Thatkraft verliehen, wie Goethe eine geniale Dichterkraft besaß, die ohne weitere Reflexion das Nächste, Nothwendigste auf das Vortrefflichste thut. „Wer zu viel bedenkt“, rechtfertigt er sich gegen sein Weib, das ihn so wenig versteht, „wird wenig leisten.“ Wenn der Blick eines Naturvolkes auf das Individuelle, einzeln Vorliegende gerichtet ist, und es nicht die Uebung und Richtung haben kann, das Ganze, das Allgemeine zu überschauen, und wenn es mehr im Handeln als im Denken lebt, hat Schiller den Repräsentanten dieser Menschengattung vortrefflich gezeichnet. Nur in rastlos sich erneuernder Thätigkeit genießt dieser Natursohn seines Lebens recht (Act 3, Sc. 1). Als Stauffacher ihn fragt: „So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen“, antwortet er sehr charakteristisch:

„Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
Und sollte seinen Freunden sich entziehn?“

Das Allgemeine kann er nicht überblicken, aber er achtet das Allgemeine in den Individuen. Da endlich die ganze Volksbewegung von Privatkränkungen ausgeht, so stellt Tell diesen Volkscharakter am reinsten dar, indem er beim

Persönlichen stehen bleibt. Nur der einzelnen Person springt er bereitwillig bei, ohne sich selbst hülfsbedürftig zu fühlen, und ungeachtet er in der Gesinnung von den Uebrigen nicht abweicht, beschränkt er doch seine Sorge auf die nächsten Naturverhältnisse, auf Weib und Kind. Daß die Freiheit nicht untergehen werde, diese Ueberzeugung ergibt sich ihm ungesucht aus dem Vertrauen auf sich selbst. Diesem Selbstgefühle ist eine lautere Frömmigkeit beigesellt, die sich beim Schlusse, bei der Gefangennehmung und bei seiner Errettung so schön ausspricht.

Man hat Tell's Unterwürfigkeit und Demuth gegen den Landvogt in Act 3, Sc. 3 als ein augenblickliches Heraustreten aus seiner geraden und freisinnigen Denkart [1]) getadelt. Aber der Dichter ist gewiß vielmehr zu loben, daß er hierin seinem Tschudi beinahe wörtlich folgte. Denn ein moderner Freiheitsheld, der aus bewußten Grundsätzen handelt, der seine Idee auch mit der Zunge verficht, der auch in dem höher Stehenden nur den gleich Berechtigten anerkennt, soll und kann der Schütze Tell nicht seyn. Trotz und Entschiedenheit, dem gebietenden Herrn gegenüber, ist dem Landmanne gar nicht eigen. Nur von der frommen Natur und der Gewohnheit des Gehorchens geleitet, zeigt er sich ängstlich, nachgiebig, ja unterwürfig, und erduldet und versucht das Aeußerste, ehe sich die Natur so sehr in ihm empört, daß er das Aeußerste

1) Schink's „dramatischer Genius Schiller's" S. 101.

vollbringt. Schiller hätte Tell's That nicht naturgemäßer motiviren und menſchlicher rechtfertigen können, als durch dieſe Selbſterniedrigung, durch welche Tell den Tyrannen begütigen will.

Aus Allem geht aber hervor, daß Tell nichts weniger als ein dramatiſcher Heros im prägnanten Sinne des Wortes iſt. Wie hätte der Dichter aus den Elementen eines naiven Hirten-, Jäger- und Fiſchervolkes bei treuer Zeichnung einen ſolchen erbauen können! Man verkennt ganz den Zweck des Dichters, wenn man in den Schweizern und ihrem Tell andere Menſchen ſucht, als geſunde, kräftige, fromme Landleute, denen ein unerträglicher Druck eine momentane Seelengröße abnöthigte. Das Gedicht iſt dem herrſchenden Geiſte nach eine dramatiſche Idylle; und auch da, wo die Perſonen in tragiſchen Conflict gerathen, verläugnet ſich dieſer Charakter nicht. Es beginnt in dieſem Geiſte und kehrt im fünften Acte ganz zu ihm zurück. Der erhabene dramatiſche Held wird durchaus als Zögling der Cultur begriffen und dargeſtellt; er handelt nach klar gedachten Zwecken, er beſtimmt *ſich* und die Umſtände, es iſt eine feſte Folge und Verbundenheit in dem, was er thut und leidet. In dieſer Hirtenwelt dagegen *mußte* dem Zufalle der weiteſte Spielraum geſtattet werden, *mußten* überall Noth und Bedürfniß die Anregung und den Ausſchlag geben. Sonſt wären die hier dargeſtellten Perſonen aus ihrer Sphäre geſtoßen worden.

Hieraus erhellt auch, warum der Dichter ſeinem Werke

gerade den Beinamen gegeben hat, welchen es führt. Um ein dramatiſches Gedicht zu heißen, wie Don Carlos und Wallenſtein, hat das Stück zu wenig Handlung; um den Namen Tragödie zu tragen, wie die Jungfrau von Orleans, fehlt es zu ſehr an Pathos und Erhabenheit der Charaktere; der Titel Trauerſpiel verträgt ſich nach dem herrſchenden Sprachgebrauche nicht mit einem erfreulichen Ausgange. Schiller wählte alſo für ſein mittleres Bühnengemälde die Bezeichnung Schauſpiel, welche ſich für die Räuber, die ſie noch theilen, ſchwerer vertheidigen laſſen möchte.

Daß ſchon durch den naiven Gegenſtand eine naive Behandlung geboten war, braucht kaum geſagt zu werden. Schiller verwirft ausdrücklich für die ländliche Idylle überhaupt, alſo auch für die in dramatiſcher Form, die ſentimentaliſche Behandlung. So ſtellt er uns denn hier ein an Dingen reiches, in jedem Betrachte treues, in allen ſeinen Geſtalten beſtimmt begränztes Gemälde auf, hinter welchem uns der Künſtler verſchwindet. Uebrigens iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß Schiller mit dem Sujet zugleich die Behandlung deſſelben von Goethe empfing. Auf dieſe Weiſe entſtanden die zwei am meiſten objectiv gehaltenen dramatiſchen Kunſtgebilde, die ſtrenge real-hiſtoriſche Form des Wallenſtein, und die liebliche, naiv-alterthümliche Geſtalt des Tell, unter Goethe'ſchem Einfluſſe. Rückſichtlich dieſer objectiven Behandlung iſt unſer Schauſpiel von allen Jugenddramen gänzlich unterſchieden, ja ihnen

entgegengesetzt. Es findet nur die oben nachgewiesene Verwandtschaft des Inhalts statt.

Aber nicht nur naiv ist die Kunstbildung des Tell, sondern auch zugleich durchweg symbolisch. Schiller bewunderte besonders an Goethe's natürlicher Tochter „die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und Alles nur Glied eines idealen Ganzen ist.“ Eine solche Symbolik führte er nun in seinem Tell in die innerste Natur selbst ein, während er in seiner Braut von Messina die Handlung durch besondere, dem Alterthume entlehnte Hülfsmittel zu symbolisiren gesucht hatte. Die Gesammthandlung und das Totalgemälde ist ein Symbol jenes oben bezeichneten ursprünglichen Zustandes, jener ersten Station der Geschichte der Menschheit, und alle Gestalten sind symbolisch. Tell ist der unmittelbarste und vollste Ausdruck dieses Naturzustandes, Fürst, Stauffacher und Melchthal sind der Greis, der Mann und der Jüngling in diesem Gebiete, Ruodi ist die redselige Masse, Stüssi das geringe Volk, und so finden wir den Jäger, den Hirten und die sonstigen Beschäftigungen und Stände vertreten. Gertrud und Hedwig repräsentiren die zwei Hauptgegensätze des Frauenlebens, den thatkräftigen Großsinn und das beschränkte Hausgefühl. Attinghausen stellt das untergehende alte Ritterthum dar, Rudenz ist Anfangs der zum Fürsten, dann der zum Volke sich neigende, also immer unselbstständige Schweizeradel, Bertha ist die vaterländisch gesinnte Edle nach Geburt

und Denkart, Geßler das Muſter des Tyrannen. Keine dieſer Figuren hat zufällige, individuelle Charakterzüge, ſondern jede führt, indem ſie doch zugleich als Einzelweſen leibhaft bleibt, nur das Geſchäft ihrer Gattung aus. So ergriff dieſe hohe Symbolik die Seelen der Dinge, und verwandelte dieſe Seelen ſelbſt wieder in Körper, die, wie Schiller ſagt, wahrer ſind, als alle Wirklichkeit, und realer, als alle Erfahrung.

An der Handlung des Stücks hat die Kritik meiſtens die Einheit vermißt. Die perſönlichen Geſchicke Tell's und die allgemeine Sache der Eidgenoſſen, ſagt man, laufen durch den größten Theil des Stücks neben einander her, ſtatt organiſch mit einander verbunden zu ſeyn. Die Handlung ſey durch ein doppeltes Intereſſe getrennt. Tell's Angelegenheit, welche die Aufmerkſamkeit vorzüglich auf ſich zieht, endige mit dem Tode Geßler's, und ſo ſey der Knoten gelöſ't, wo die Geſchichte der Befreiung durch den Bund erſt beginne. Dagegen bemerkt ſchon Frau von Stael ganz richtig, daß dieſe Einheit hier durch die Kunſt bedingt ſey, aus der Nation ſelbſt eine dramatiſche Perſon gemacht zu haben, wie ja auch Goethe in ſeinem Tell eine Art von Demos darzuſtellen beabſichtigte. Es iſt nicht das bloße Schickſal von Individuen, wie in der Maria Stuart, und nicht die Angelegenheit einer Familie, wie in der Braut von Meſſina, ſondern die Sache eines ganzen Volkes, was hier das Hauptintereſſe erregt, und wohin alles perſönliche Intereſſe zurückkehrt

und ſich ſammelt. Während Schiller ſonſt überall die Fürſten, die Edlen voranſtellte, und das Volk in den Hintergrund zurückdrängte, weiſ't er hier umgekehrt den Landleuten den Mittelpunct des Ganzen an, und die Edlen runden nur als Einfaſſung das Gemälde ab. Sonſt überall bewegen wir uns in höheren Kreiſen der Geſellſchaft, hier ſind wir mitten unter einem harmloſen Naturvolke. Um dieſes dreht ſich Alles, ihm iſt die Hauptrolle übertragen. Dieſer Demos iſt die Einheit des Stückes, wie er ſich am eigenthümlichſten und unmittelbarſten im Tell, und ſchon particulärer und künſtlicher in den Genoſſen des Bundes repräſentirt. Tell und die Verbündeten gehen von gleichen Beweggründen aus, nur über die Mittel denken ſie Anfangs verſchieden, bis Tell die Lücke ausfüllt, welche ihm die Rütli-Berathungen offen ließen. Es iſt ganz falſch, Tell's Sache als eine perſönliche der Sache der Verbündeten als einer allgemeinen entgegenzuſetzen; beide erheben ſich nur, weil ſie an ihren nächſten perſönlichen Gütern und Rechten verletzt ſind. Auch bedingen ſich Tell's That und der Bund gegenſeitig: ohne jene verfehlte der Bund die Hauptſache, ohne dieſen wäre Tell's That nicht bis zum Ende geführt. Alle dieſe Männer ſind nur verſchiedene Organe des ſich befreienden Volkskörpers, von deſſen Seele ſie ſämmtlich regiert werden. Wäre Tell, „um der Haupthebel des Stückes zu ſeyn, von vorn herein mehr als der thatbewußte, auf ein beſtimmtes Ziel hinſtrebende Held deſſelben dargeſtellt“ worden, ſo wäre nicht nur

dieſer Charakter, ſondern auch die Form der Menſchheit aufgehoben, welche uns hier veranſchaulicht wird.

Eine andere Ausſtellung der Kritik betrifft die Einführung des Johannes Parricida, und gegen dieſe läßt ſich der Dichter weniger vertheidigen. Hat er gleich dieſer Scene alle Schönheiten abgewonnen, die möglicher Weiſe in ihr lagen, ſo verlor er doch einmal durch die Einführung des Johann von Schwaben einen Vortheil, welcher der Dichtung ſehr zu ſtatten gekommen wäre. Es erſcheint nämlich jetzt die Ermordung Albrecht's nicht mehr als die göttliche Strafe ſeiner Ländergier, ſondern als das Werk der gemeinen Ehrſucht. Aber der Haupttadel trifft dieſe Scene, weil ſie auf einem moraliſchen Zwecke, einer particulären Rückſicht beruht, die an ſich unpoetiſch, aber hier vollends ganz verfehlt iſt. Schon Bouterweck ſagt: „Hier verwechſelte Schiller das moraliſche Intereſſe mit dem äſthetiſchen. Wenn unſer Gefühl mit der That des Tell, erſt nachdem ſie geſchehen, durch Confrontation derſelben mit dem Verbrechen des Johann von Schwaben versöhnt werden müßte, wäre ſie überhaupt keiner dramatiſchen Dichtung werth.“ Der Dichter hat den Helden die That mit ſolcher innern Sicherheit und unter ſolchen Bedrängniſſen vollziehen laſſen, daß wir vollkommen befriedigt ind, und dieſe ſchlimme Zuſammenſtellung nur Zweifel uns erregt, ob unſer Gefühl auch Recht habe. Goethe tet bei Eckermann dieſen apologetiſchen Mißgriff aus m „Einfluſſe von Frauen“ her, dem Schiller ſehr unter-

worfen gewesen sey, wogegen Böttiger berichtet, man habe in Weimar schon bei der ersten Aufführung geglaubt, daß Schiller dem damals herrschenden Zeitgeiste durch diese Scene ein Sühnopfer habe bringen wollen. Die Sache verhält sich aber folgender Maßen. Früher ist allenthalben die Erhebung der Schweizer und die That Tell's von dem modernen Revolutionswesen auf's Bestimmteste unterschieden, und hier sollte nun „die gerechte Nothwehr eines Vaters, der seiner Kinder liebes Haupt vertheidigt, des Heerdes Heiligthum vertheidigt, die heilige Natur rächt," einer aus bloßer Privatrache verübten Mordthat entgegengesetzt werden. So ist also Tell's That nach beiden Seiten, sowohl der Politik, als des Privatrechts, als sittlich berechtigt dargestellt. Die erste Rechtfertigung zieht sich durch das ganze Stück, die zweite hatte Schiller sich ausdrücklich für die vorletzte Scene aufgespart. Also auch in ihrem letzten Werke hatte sich Schiller's Dichtung noch nicht von sittlich-politischen Rücksichten losgerissen.

Endlich hat man auch, nicht mit Unrecht, den opernartigen Abschluß des Drama's mißbilligt, der dadurch noch mehr geschwächt wird, daß Rudenz und Bertha zuletzt noch in den Vordergrund treten, indem sie sich vor den versammelten Eidgenossen die Hände reichen, „gleichsam", wie ein Kritiker treffend bemerkt, „als wären diese vaterländischen Anstrengungen nur geschehen, um ein liebendes Paar zusammenzugeben." Doch tritt Ruden selbst sogleich wieder in's Allgemeine zurück, indem s

seine Knechte für frei erklärt, — ein symbolischer Act des, nach Attinghausen's Weissagung, zum Volke sich neigenden Adels, und zugleich die einzige politische Neuerung im Stücke.

Ehe wir zu Schiller's Leben zurückkehren, lassen wir seinem Tell eine Reihe kleinerer Poesieen nachfolgen, die durch seine letzten Jahre zerstreut liegen. Sie sind meist lyrisch-epischer Art, weßhalb wir sie unter dem Namen Romanzen jenem ähnlichen, aber mehr objectiven Genre der Balladen aus dem ersten Lustrum dieser Periode gegenüberstellen. Wie der Charakter der letzteren durch den streng realistischen Wallenstein bestimmt ward, so finden wir unter den hierher gehörigen Producten diejenigen, welche in die Periode der drei Frauentragödien fallen, dem Style dieser Dramen entsprechend, lyrisch, sentimentalisch, ideal. Als der Dichter aber mit seinem Tell zur naiv-objectiven Dichtweise zurückkehrte, trieb dieser Stamm einige besondere Sprossen hervor, denen man ihre Abkunft sogleich ansieht. So zog der jedesmalige große dramatische Strom alle episch lyrischen Bäche an sich.

Die am meisten subjectiven Stücke, die Sehnsucht, der Pilgrim und der Jüngling am Bache eröffnen die Reihe. Sie sprechen in entzückender Klarheit und Reinheit die damalige Gemüthsstimmung des Dichters aus, seine ideale Trauer, die auf dem tiefsten Gegensatze der menschlichen Natur, auf der Fundamentaldifferenz des Realen und Idealen beruhte. Die Sehnsucht, 1801

wahrscheinlich im Juni gedichtet, athmet das Heimweh nach dem „Reiche der Formen und des ästhetischen Scheins," nach des „Ideales Reich", das als ein himmlisches Gebiet geschildert wird, mit grünenden Höhen, welche die Sonne ewig bescheint und labende Luft umfließt, wo Harmonieen klingen, Blumen duften und goldene Früchte glühen, wogegen die Wirklichkeit als ein tiefgelegenes, von kaltem Nebel gedrücktes Thal bezeichnet wird. Es ist eine ideale Sehnsucht, was diese parabolische Romanze durchweht; denn „die Dichtkunst hat, erhaben über Alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht, um das Unendliche zu trauern." [1]) Derselbe heilige Schmerz des edelsten Gemüthes spricht sich auch in dem etwas später, 1803, gedichteten Pilgrim aus. Der Charakter der Romanze tritt an diesem Gedichte stärker hervor; da es aber den allgemeinen Gedanken, daß das Ideale unerreichbar sey, in dem Schicksale eines bestimmten Individuums ausdrückt, so hat es zugleich die Form der Parabel. Die bloße Sehnsucht des vorigen Gedichts ist hier in die Thätigkeit des Strebens übergegangen; dort ist Ruhe, hier Bewegung. Der Pilgrim erinnert durch seinen Inhalt an die „Resignation"; aber die elegische Empfindung spricht sich hier in ruhigem Tone und einfacher Form aus. Der Dichter stellt uns mit einigen allgemeinen Zügen die Geschichte seines eigenen innern Lebens dar. In dem dritten Stücke, dem

[1]) Schiller's W. (Octavausg.), B. 12. S. 252.

Jünglinge am Bache, hat sich das unerreichte Ideal in einer Geliebten verkörpert. Es bildet ein Gegenstück zu „des Mädchens Klage", und ist wie dieses zum Behufe des Theaters verfaßt worden; Schiller dichtete es im Frühjahre 1803 für das übersetzte Lustspiel „der Parasit."

An diese allgemein gehaltenen Bilder subjectiver Seelenstimmungen reihen wir zunächst drei größere Conceptionen, die aus der Ueberlieferung des classischen Alterthums geschöpft, aber romantisch behandelt sind: Hero und Leander, vom Jahre 1801, Kassandra, 1802, und das Siegesfest, 1803 gedichtet.

Der Gegenstand der Dichtung „Hero und Leander" ist in einem ausführlichen erotischen Gedichte des vierten oder fünften Jahrhunderts von einem Grammatiker Musäos behandelt worden, und Ovid hat das Andenken der beiden Liebenden durch zwei Heroiden gefeiert. Unsere wieder ganz dramatisch behandelte Romanze beginnt eigentlich erst mit der neunten Strophe; alles Vorhergehende ist eine kurze Ortsangabe und ein allgemeiner Prolog, den Schiller aber so kunstvoll und lebendig behandelt hat, daß er selbst als ein Gemälde erscheint, und vom Charakter der Hauptscene nicht abweicht. Diese Scene geht vom Abend bis zum nächsten Sonnenaufgang. Sonst in allen größeren Balladen führt der Dichter mehrere Personen in Wechselrede ein, hier steht die Jungfrau einsam auf dem Rande des Felsenthurms, mit dem hoffenden Verlangen, mit der unendlichen Angst, mit der kalten Verzweiflung

ihres Herzens, in der Nacht, dem theilnahmlosen Elemente des Meeres gegenüber; und was sich hier begibt, und was sie spricht und thut, ist der Gegenstand des Gedichtes. Die Grundidee des Ganzen hebt sich am Ende deutlich hervor. Hero und Leander genießen eines Glückes, welches durch zwei Eigenschaften zu dem Besten gehört, was den Sterblichen zu Theil werden kann. Einmal ist ihre Liebe ein Geheimniß, und zweitens wird ihre süße Frucht am Abgrunde des Verderbens gebrochen. Das höchste Glück der Sterblichen ist aber dasjenige, welches „die ernsten Mächte", die verrätherischen, schadenfrohen Schicksalsmächte, die hier in dem Elemente des Meeres so ergreifend verkörpert sind, am schnellsten vernichten. Indem sich Hero ihnen freiwillig unterwirft, erkennt sie, ähnlich wie Thekla im Wallenstein, ihre Macht als ein „Recht" an. Und wie Thekla, folgt sie auch mit dem Gefühle, daß mit ihrer kurzen schönen Liebe ihr Leben beschlossen sey, dem Geliebten in den Tod. Aber nur physisch, nur in der Erscheinungswelt ist die ewige Liebe den Schicksalsmächten preisgegeben. Möge immer die Meeresfluth ihre Leichen als Raub mit sich fortwälzen, ihre Liebe ist gerettet und geborgen. So entläßt uns das Gedicht mit einem erhabenen Gefühle.

Die zweite der oben genannten drei Romanzen, die Kassandra, wurde im Februar 1802 begonnen. Sie behandelt den verhängnißvollen Moment unmittelbar vor dem Tode des Achilles, wo dieser sich mit des Priams schöner Tochter, Polyxena, vermählen soll. Polyxena's

Schweſter, Kaſſandra, welcher Apoll die Weiſſagekunſt verliehen, entzieht ſich der allgemeinen Feſtfreude, um einſam ihre traurige Sehergabe zu beweinen und ihr gequältes Herz zu erleichtern. Sie ſieht Alles voraus, was kommen wird; ſie weiß, daß dieſe Hochzeitfeier ſich in Tod und Entſetzen auflöſen ſoll; aber ihre Verkündigungen werden verlacht, und ſie kann von der Stadt, von ihrer Familie, von ihrem Geliebten, von ſich ſelbſt das Schickſal, das ſie ſchaut, nicht abwenden. Dieſe Situation iſt ſehr übereinſtimmend mit der Lage der Jungfrau von Orleans, als ſie, von Liebe zu Lionel ergriffen, bei dem Krönungsfeſte allein mit ihrem Schmerze die Einſamkeit ſucht; und Schiller hatte einſt ſogar ſelbſt eine ähnliche, bei den Hoffeſten auf der Solitude, unmittelbar vor ſeiner Flucht, durchlebt. Daß aber mitten in dieſe Freude das Verhängniß hereinbricht, iſt auch eine unſerm Dichter geläufige, liebe Idee. Wir erinnern nur an den Vers des Glockenliedes: „Und das Unglück ſchreitet ſchnell", und an Thekla's Worte in den Piccolomini, Act 3, Sc. 9. Solche ächt Schiller'ſche Contraſte, die dem Gedichte ſeine reale Grundlage und poetiſche Form geben, ſind noch durch einen eben ſo eigenthümlichen Gehaltsgegenſatz vermehrt, welcher der Träger und Grundton des Ganzen iſt, und der Romanze eine höhere, allgemein menſchliche Beziehung verleiht. Kaſſandra bittet den Apoll, die „traurige Klarheit", „den blutigen Schein", d. h. den Blick, durch den ſie das blutige Schickſal vorherſieht, vom Auge zu

nehmen. Nur der Irrthum sey das Leben, und das Wissen sey der Tod, was nichts Anderes heißt, als, nur in der Beschränktheit des Erkennens, nur „in einem fröhlich dunkeln Sinne," im kindlichen Vertrauen und Hoffen, gedeihe das menschliche Leben sowohl in Absicht auf Genuß, als auf ideale Zwecke. Daher verlor Johanna d'Arc durch einen Blick in die Welt ihren Prophetenberuf und den innern Frieden, und unsrer Kassandra ist durch ihre Einsicht in die Zukunft alles Glück geraubt. Und so heißt es auch in der Hymne auf das Glück von den Göttern:

Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.

Wir sehen, überall erhebt Schiller, dieser moderne Apostel des Christenthums, den idealen Glauben über das reale Wissen.

Gewissermaßen als eine Fortsetzung und ein Seitenstück zur Kassandra ist die dritte jener Romanzen, das Siegesfest, zu betrachten. Schiller schreibt am 24. Mai 1803, um welche Zeit das Lied wohl gedichtet ist, an Goethe, das Siegesfest sey die Ausführung einer Idee, die ihr Kränzchen[1]) ihm vor anderthalb Jahren gegeben habe, weil alle gesellschaftlichen Lieder, die einen poetischen Stoff behandeln, in den platten Ton der Freimaurerlieder einschlügen. Er habe also gleich in das volle Aehrenfeld der Ilias hineinfallen und sich das holen wollen, was er

[1]) S. Th. 3, S. 288 f.

habe ſchleppen können. So kehrte Schiller denn auch hier zu derſelben Strophenform zurück, die er in jenem ältern Geſellſchaftsliede, dem Hymnus an die Freude, angewandt hatte. Die acht erſten Zeilen in jeder Strophe ſind meiſt epiſch, die folgenden vier eingerückten lyriſch, gleichſam ein Chorgeſang in dieſem lyriſchen Drama, deſſen Schauplatz der Strand des Hellespontos iſt. Hier, auf den hohen Schiffen ſitzend, feiern die ſiegestrunkenen, mit Beute beladenen Griechen vor der nahen Abfahrt nach der Heimath ihr wildes Feſt der Freuden, zu welchem der Wehgeſang der gefangenen Troerinnen einen erſchütternden Contraſt bildet. Eine ganze Reihe griechiſcher Helden tritt ſprechend und handelnd, jeder durchaus ſeinem Charakter gemäß, auf. Das Ganze culminirt aber in den Worten der Hauptfigur des Gedichtes, der Prophetin Kaſſandra: „Rauch iſt alles ird'ſche Weſen" u ſ. w., womit ſie zum Genuſſe des Augenblicks ermahnt. Ihr Spruch geht über Alles, was die Anderen geſagt haben, noch hinweg, wie über das ganze Menſchenleben. Nur des gottloſen Teukros Wort, daß das Glück aus ſeiner Tonne die Geſchicke blind verſtreue, berührt der Seherin Ausſpruch, indem es die Uebermacht des Glückes über das Menſchliche darthut. Es war bei Schiller Ueberzeugung und Gefühl, daß in den meiſten Fällen Verdienſt und Glück mit einander im Widerſpruche ſtehen, und aus dieſem Glauben wußte er ſich, in der Erinnerung an die perſönliche Würde, die des Glücks entbehren kann, zu jener mächtigen, überwältigenden

Tragik zu erheben, die uns aus seinen Werken entgegenströmt.

Ueberblicken wir diese drei Frauenromanzen, so ist eine gewisse Analogie mit den gleichzeitigen drei Frauentragödien nicht zu verkennen. Hero mit ihrer sinnlichen Liebesgluth entspricht der Maria Stuart im Drama; Kassandra, die Seherin des Alterthums, und Johanna d'Arc, die Prophetin des Mittelalters, sind dieselben Personen, nur nach den Zeiten verschieden colorirt; und das Siegesfest verkündet dieselbe Hinfälligkeit alles irdischen Wesens, wie die Braut von Messina. In den Frauentragödieen sowohl, als in den Frauenromanzen, ist die Behandlung schon dem Charakter des Weibes gemäß, welches hier überall vortritt, weich und subjectiv, und Verlangen und Sehnsucht sind der Grundton. Dieser subjective Balladenstyl aber nahm augenblicklich einen Umschwung, wie Schiller in das Gebiet des Tell trat. In dem naiv idyllischen Schweizerleben fand seine Seele ein volles Genügen, denn sie sah hier in holder Naturwirklichkeit realisirt, wornach ihr verlangte. So nahmen denn sofort auch seine kleineren Gedichte einen sehnsuchtsfreien, männlichen Charakter an, und das naive Schweizerleben bestimmte nicht allein diese Dichtweise, sondern lieferte ihm auch den Stoff zu drei kleineren Gedichten, den letzten, die seiner Feder entflossen, zu dem Grafen von Habsburg, dem Alpenjäger und dem Bergliede.

Der Graf von Habsburg, 1803 gedichtet, ist aus

der Hauptquelle des Tell, aus Tschudi, genommen. Der Dichter weicht aber von dem Chronisten schon in der Erzählung des Abenteuers,[1]) das dem Grafen mit dem Priester begegnete, in Nebenumständen ab; alles Weitere aber, die ganze Scene in Aachen, das Auftreten des Sängers und dessen Identität mit dem Priester ist ganz seine Erfindung. Wie im Taucher und im Kampfe mit dem Drachen ist das Entlegene mit dem Gegenwärtigen zu einer scenischen Einheit verbunden, wodurch die ganze Ballade wieder die Gestalt eines dramatischen Gemäldes enthält. Außerdem ist hierdurch eine edle That und ihre Belohnung, die Prophezeihung des Priesters und ihre Erfüllung, in eine anschauliche, gleichsam in die Augen springende Verbindung gesetzt und damit die christlich-populäre Grundidee des Ganzen versinnlicht. Wie die Religionsvorstellungen, welche der Begebenheit zu Grunde liegen, ganz rein aus dem Sinne und nach den Worten Tschudi's und aus der Denkweise der Zeit wiedergegeben sind, so ist auch die Hauptidee des Ganzen ein objectiver Volksglaube und von der eigenen Ansicht des Dichters getrennt. Unvermischt gibt uns die Ballade diesen ganzen Inhalt wieder, und das eigenthümliche Verdienst des Dichters besteht nur in dessen kunstvoller Behandlung.

Wenn der Graf von Habsburg im Allgemeinen in dem Geiste und Style des Tell liegt, so knüpfen sich die beiden

---

[1]) Mitgetheilt in Viehoff's Commentar zu Schiller's Gedichten V, S. 223 f.

Anderen der oben genannten Gedichte an besondere Stellen dieses Dramas an. Dem Alpenjäger, der 1804 (wahrscheinlich Anfangs Juli) für Becker's Taschenbuch gedichtet ward, soll zwar, nach Götzinger, eine Sage des Ormont-Thales im Waadtlande zu Grunde liegen; doch sind die Worte der Mutter ganz aus der Situation der ängstlich besorgten Hedwig im Anfange des dritten Actes genommen, und der Sohn ist ein junger Tell, der auch dann erst seines Lebens recht genießt, „wenn er's sich jeden Tag auf Neu' erbeutet." Das Gedicht versinnlicht uns das maßlose, zerstörungslustige Wüthen des Menschen gegen die Natur, dem endlich diese selbst, unter dem Bilde des Bergesalten, Einhalt thut, indem sie ihre Gebilde gegen seine Willkür und seine Eingriffe in Schutz nimmt. Der Alpenjäger ist unter Schiller's kleineren Gedichten das letzte. Denn das Berglied, welches wir dem Balladenkranze noch beifügen, ist einige Zeit früher entstanden. Schiller schickte dasselbe als „eine kleine poetische Aufgabe zum Dechiffriren" am 26. Januar 1804 an Goethe, und dieser erklärte sich: „Ihr Gedicht ist ein recht artiger Stieg auf den Gotthardt, dem man sonst noch allerlei Deutungen beifügen kann, und ist ein zum Tell sehr geeignetes Lied." Dieses durch Personificationen belebte Landschaftsgemälde ist mit der majestätischen Beschreibung der Gotthardtsstraße am Ende des Tell eng verknüpft. Es ist derselbe Text, nur das eine Mal als Mittel zu einem bestimmten dramatischen Zwecke gebraucht, das andere Mal als Selbstzweck lyrisch behandelt.

Vergleichen wir die späteren Romanzen, die wir hier zusammengestellt haben, mit dem frühern Balladenkranze,[1]) so ist die große Verschiedenheit in die Augen springend. Dort ein mit dem Gedichte innigst verwobenes Grundmotiv, hier ein sich stark hervorhebender, überwiegender Ideengehalt; die früheren Balladen von einer kernhaften, höchst kunstvollen und vortrefflichen Form, diese Romanzen, weil der Dichter das Hauptgedicht auf den Inhalt legte, von weit schwächerer Behandlung; kurz jene Balladen ganz so plastisch und objectiv gehalten, wie der Wallenstein, dem sie zur Seite stehen, und diese Romanzen ganz so in subjective Lyrik gezogen, wie die drei gleichzeitigen Dramen, deren Seele sie athmen. Wie aber von der frühern Gruppe zwei Sprößlinge, der Ritter Toggenburg und des Mädchens Klage, in die späteren gehören, so tritt aus dieser ein Gebilde, Rudolph von Habsburg, zu jener erstern Reihe zurück, gleichsam an der Hand des Tell, der sich ja ebenfalls auf's Engste an Wallenstein anschließt.

Und damit sagen wir nun, so wie wir vom Historiker und Philosophen Schiller schon längst Abschied genommen, auch dem lyrischen, didaktischen und epischen Dichter Lebewohl.

---

[1]) Th. 3, S. 76 ff.

Dreizehntes Capitel.

Lebensbezüge im Jahre 1804. Reise und Ruf nach Berlin. Ökonomische Verhältnisse. Lebensgewöhnungen. Geburt einer Tochter; Krankheit. Ankunft der Großfürstin in Weimar. Letzte Arbeiten.

Ungeachtet Schiller und Herder sich fern standen und sich selten sahen, konnte doch aufrichtige Achtung zwischen solchen Männern nicht fehlen, und der Erstere empfand es tief und schmerzlich, als Herder im December 1803 durch den Tod dem Weimar'schen Kreise vorzüglicher Männer entrissen ward. Die Welt, sagte er, habe an Herder viel verloren, sein Andenken werde bleiben, und der Denker in seinen Schriften reichen Stoff finden.

Zwischen hartnäckigem Fortarbeiten an seinem Tell, beständigem Kränkeln und den durch den verlängerten Aufenthalt der Frau von Stael bewirkten Leiden der Societät schlug er sich die ersten Monate des Jahres 1804 hindurch, innerlich durch Thätigkeit beglückt und durch Goethe's Beifall gehoben, und von Außen doppelt gestört und geplagt. Sehr beläſtigend waren für ihn die Versendungen des Tell-Manuscripts an auswärtige Bühnendirectionen, eine weitläufige Correspondenz, so wie manche zeitraubende ökonomische Besorgungen. Dabei nahm er fortwährend thätigen Antheil am Theater, und besonders machte er es sich zum Geschäft, die Lese- und Bühnenproben seiner eigenen Stücke zu leiten. So fehlte es denn nicht an mannichfaltigen

Beschäftigungen, da namentlich eine würdige Darstellung des Tell Schiller's nächste große Sorge und Arbeit war. Nichts desto weniger bestimmte er sich, bald nach Vollendung dieses Schauspiels für ein neues Drama. Schon am 10. März schrieb er in sein Notizenbuch: „Mich zum Demetrius entschlossen."

Die Ausführung dieses Plans wurde durch eine Reise nach Berlin verschoben, wozu ihn besonders Iffland bewogen haben mochte. Am 26. April fuhr er mit Frau und Kindern von Weimar ab, und traf den andern Tag in Leipzig ein, wo er einige Tage blieb. Ueber Wittenberg und Potsdam wurde hierauf die Fahrt fortgesetzt, und am 1. Mai langten die Reisenden in Berlin an. „Auf dieser Reise," erzählt Frau von Wolzogen, „hatte Schiller den reinsten und höchsten Genuß seines Talents in der begeisterten Anerkennung, die ihm zu Theil wurde. Iffland empfing ihn mit alter, warmer Freundschaft; er hatte Alles vorbereitet, um den dramatischen Genuß zum Höchsten zu steigern, und der Darstellung der Schöpfungen seines Freundes die möglichste Vollkommenheit zu geben." Er sah von seinen Stücken die Braut von Messina, die Jungfrau von Orleans und den Wallenstein. Iffland spielte den Wallenstein mit großem Beifalle, und befriedigte den Dichter besonders im Vortrag der weichen, ahnungsvollen Stellen.

Von allen Seiten beeiferte man sich, ihm den Aufenthalt in Berlin werth und unvergeßlich zu machen. Von

dem größern Publicum hörte er auf den Straßen und im Theater seinen Namen gepriesen und erhoben. Der geniale Prinz Ludwig Ferdinand, der bei Saalfeld sein Heldenblut verspritzte, lud ihn zur Tafel; die hochsinnige Königin Luise ließ sich den gefeierten Dichter vorstellen, und sprach den Wunsch aus, daß er sich an Berlin möchte fesseln lassen. Er erfreute sich des Umgangs mit Hufeland, Bernhardi, Bethmann, dem Professor Ditmar, dem hochgeschätzten Arzte Erhard u. A. An Zelter scheint er erst jetzt nahe gerückt zu seyn, und er wohnte der von ihm geleiteten Singakademie bei. Mit Fichte erneuerte er die locker gewordene Freundschaft.

Nach sechszehntägigem Aufenthalte trat er mit seiner Familie die Rückreise an, und langte am 21. Mai, am Pfingstmontage, wohlbehalten und freudig wieder in Weimar an, wo er, zur Auffrischung seiner Casse, von Cotta eine Sendung von 648 Thalern vorfand. Bald liefen von den Theatern zu Leipzig, Dresden, Mannheim andere Summen für Tell-Manuscripte ein, so daß er Anfangs Juli 1171 Thaler baar in der Schatulle hatte. Bei so reichlichem Einkommen zeigte er sich denn auch, wie immer, freigebig gegen Verwandte und Freunde.

Schon längst waren Verehrer Schiller's mit dem Gedanken umgegangen, ihn nach Berlin zu ziehen. Hatte auch die rücksichtslose Kühnheit seiner früheren Dichtungen manchen hochstehenden Personen Abneigung eingeflößt und ihnen seine Gesinnung verdächtigt, und konnten

ihm auch Viele die Xenien nicht vergessen, in denen sich über Berliner Personalitäten nur herber Tadel findet: so hatte doch die Macht seiner neueren Werke die Gemüther versöhnt und vereinigt; und was seine Werke vielleicht noch zurückließen, bewirkte in Berlin seine liebenswürdige Persönlichkeit. Daher ward denn, vielleicht noch während seiner Anwesenheit in Berlin, der Plan entworfen, ihn für die Hauptstadt dauernd zu gewinnen — ein Plan, der wahrscheinlich von der Königin ausging, oder in ihr die vornehmste Stütze hatte. Der Minister Beyme brachte die Sache mit Eifer in Antrag und zur Entscheidung, während Hufeland, Fichte u. A. das Vorhaben nach Kräften unterstützten. So erging denn ein ehrenvoller Antrag an den Dichter. Durch den König wurde ihm, wenn er sich in Berlin niederlassen wolle, ein Gnadengehalt von 3000 Thalern nebst freiem Gebrauche einer Hofequipage zugesichert. Auch war ihm, wie Frau von Wolzogen berichtet, ein Platz in der Akademie zugedacht, wo er seinen frühern Plan, bei nachlassender Dichterkraft einen deutschen Plutarch zu schreiben, auf's Schönste hätte ausführen können.

Schiller war über den ehrenvollen Ruf sehr gerührt, und wußte den Werth desselben zu schätzen. Aber die Erwägung seiner Kränklichkeit und vielleicht das dunkle Vorgefühl seines nahen Todes, die Rücksicht auf die Wünsche seiner Gattin, und die eigene Zufriedenheit mit seinen socialen Verhältnissen machten ihn bedenklich, in so vorgerücktem

Alter, während es ihn immer nach Süden zog, nun noch weiter nach Norden zu wandern, und sich in ungewohnte, viel künstlichere Zustände zu fügen. Er legte seinem Herzoge am 5. Juni die Sache mit dem Bemerken vor, daß es sein Wunsch wäre, in Weimar zu bleiben, wenn sein Gehalt in etwa erhöht werden könnte. Carl August, über seinen Entschluß höchlich erfreut, sagte ihm in einem huldreichen Schreiben eine Zulage von 400 Thalern zu. Demnach lehnte Schiller den Ruf nach Berlin ab, indem er dem Fürstenhause treu blieb, welches den unverwelklichen Ruhm hat, den armen Flüchtling zuerst aufgenommen und ihn fortwährend unterstützt und geehrt zu haben.

So hatte denn Schiller jetzt eine fixe Einnahme von 800 Thalern. Ein Schauspiel, welches er alljährlich zu schreiben gedachte, konnte er auf 670 Thaler ansetzen; und außerdem brachten ihm die neuen Auflagen seiner Schriften, und namentlich sein bei Cotta damals erscheinendes Theater, ansehnliche Summen ein. Er konnte daher vergnügt seinem Freunde Humboldt melden, daß ihn der Herzog in den Stand gesetzt, mit Aisance in Weimar zu leben, wenn gleich seine Haushaltung jährlich, ohne die Wohnung, ihm 1300 Thaler kostete, wovon 160 Thaler allein auf den Wein gerechnet waren.

Von einigen seiner Lebensbeschreiber wird berichtet, daß er beim Arbeiten immer geistige Getränke genossen habe. Döring, dem Carlyle auch hier nacherzählt, will wissen: wer ihn von einer seinem Gartenhäuschen bei Jena

gegenüberliegenden Anhöhe belauscht habe, der habe gesehen, wie er bald laut sprechend auf und nieder gegangen sey, bald sich wieder in seinen Sessel geworfen und geschrieben, indem er zuweilen häufiger aus dem neben ihm stehenden Pokale getrunken.[1]) Dagegen sagt Frau von Wolzogen: „Beim Schreiben trank er nie Wein, oft Kaffee, welcher ermunternd auf ihn wirkte.“ Goethe setzt jenes weit verbreitete Gerücht auf den rechten Thatbestand zurück. „Schiller hat nie viel getrunken,“ sagt er, „er war sehr mäßig; aber in Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dieß aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Productionen selbst schädlich.“

Auch eine andere Sage, daß er immer oder am liebsten Nachts gearbeitet, daß er im Winter bis Morgens früh um vier oder fünf, im Sommer bis gegen drei am Schreibtische gesessen, und bis zehn Uhr Morgens oder zum Mittage geschlafen, die übrigen Tagesstunden aber müßig oder in geselligem Verkehre zugebracht habe, ist wenigstens für sein letztes Lebens-Decennium sehr zu beschränken.“ Man fand in dem Leben des großen Dichters so wenig Poetisches und Außerordentliches, daß man ihn wenigstens zum regelmäßigen Nachtwacher machen zu müssen glaubte. Aber gerade das Unregelmäßige war das Charakteristische seiner

[1]) Vergl. Böttiger's literar. Zustände und Zeitgenossen, B. 1, S. 63.

äußern Lebensweise. Daß er oft spät aufstand, und gern Abends arbeitete, ist nicht zu bezweifeln — ja, sein ältester Sohn erzählte mir, daß er einmal, von Anstrengung erschöpft, den ganzen Tag und die folgende Nacht ununterbrochen fortgeschlafen habe. Gewöhnlich aber dichtete er nicht in oder nach der Geisterstunde. Frau von Wolzogen sagt nur, er habe dazumal, in seinem Gartenhause zu Jena, während der Sommermonate oft bis tief in die Nacht gearbeitet. Auf seinen dortigen Aufenthalt sind auch Goethe's Worte im Epilog zur Glocke zu beschränken:

Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Von Allem, was zur bestimmten Zeit geschehen mußte, war Schiller ein geschworener Feind. Er wollte seine Freiheit durch keinen äußern Zwang beschränken lassen. In Jena setzte er seine Collegien bisweilen mit der Erklärung aus, es sey ihm unmöglich, jetzt zu lesen, und trug dann denselben Gegenstand Goethe'n Abends im Gespräche vor. Sein häusliches Leben hatte hierdurch eine ganz eigenthümliche Gestalt. Er konnte wenig im Kreise der Seinigen seyn. Sein ältester Sohn erzählt, wenn er zuweilen in seinem hellen Schlafrocke, mit seinem lichten Haare und freundlichen Gesichte in die Kinderstube trat, sey er in seiner großen Gestalt den Kindern wie eine Lichterscheinung

vorgekommen. Wie er in seinen Dichtungen mehr die erhabene Seite seines Charakters ausprägte, so ließ er in seinem nächsten Umgange, in seiner Familie die ganze Liebenswürdigkeit seines Herzens hervortreten.

Seit seiner Rückkunft aus Berlin konnte er, wie es ihm nach jeder längern Zerstreuung zu geschehen pflegte, einige Zeit zu keinem Arbeiten mehr kommen. Dazu gesellte sich bald ein störendes häusliches Ereigniß. Die Niederkunft seiner Frau stand bevor, und da diese zu dem Arzt Starke ein ausschließendes Vertrauen hegte, so ging Schiller am 19. Juli mit ihr und den Kindern nach Jena. Bei einer Spazierfahrt durch das freundliche Dornburger Thal war er für die kühlen Abendstunden zu leicht gekleidet, und zog sich eine Erkältung zu. Die heftigsten Schmerzen im Unterleibe quälten ihn mehrere Tage. Während er so im obern Zimmer bitter litt, und sich ängstlich mit dem Gedanken an die Niederkunft seiner Frau beschäftigte, erfolgte diese leicht und glücklich. Die neugeborene Tochter wurde ihm auf sein Zimmer gebracht, und er empfing sie mit der lebhaftesten Freude. Er erholte sich wieder von dem neuen Anfalle, und erheiterte sich im Umgange mit den alten treuen Jenenser Freunden, denen sich Johann Heinrich Voß und der Graf Geßler beigesellt hatten. Des überstandenen Uebels wurde nicht mehr gedacht; aber eine große Schwäche war zurückgeblieben, und Schiller's ganzer Zustand war bedenklicher geworden.

Am 7. August wurde sein Töchterchen getauft und

erhielt den Namen Emilie Henriette Luise. Unter den Pathen waren die Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen, die Princessin von Weimar, der Graf Geßler und Johann Heinrich Voß. Die Taufrede hielt Marezoll.

Auch nach seiner Rückkehr nach Weimar ging es ihm noch nicht gut. Erst am 11. October fühlte er sich besser, und meinte nun ziemlich im alten Geleise zu seyn. Die Ankunft der jungen Erbprincessin, der Großfürstin von Rußland, stand bevor. Da ging Goethe unsern Dichter an, zum Empfange derselben im Theater, ein Vorspiel zu verfertigen, zu dessen eigener Abfassung er sich selbst nicht disponirt fühlte. Schiller gab Goethe's freundschaftlichem Dringen ungern, zögernd nach, weil bei ihm Alles aus ihm selbst kommen mußte, und Gelegenheitsgedichte, welche keine tieferen Wurzeln in dem Geistesgange ihres Verfassers hatten, seiner Muse fremd waren. Doch war die Ankunft der neuvermählten liebenswürdigen nordischen Kaiserstochter ein Stoff und eine Situation, die er nach seinen großen und liebsten Ideen symbolisch behandeln konnte. Und so entstand denn, innerhalb weniger Tage (vom 4. bis zum 8. November), eine der freundlichsten, schönsten Productionen des Schiller'schen Genius: „Die Huldigung der Künste."

Diese Dichtung enthält Schiller's reifste Grundansichten über Kunst und Poesie; es ist sein ästhetisches Testament, wie das Lehrgedicht „Die Künstler," der Vorläufer seiner

neuen Dichtungen. Die Krone des Ganzen ist die Idee, daß sich die Künste der Fürstin als höchster Ersatz darbieten für Manches, was ihr die neuen, kleineren Verhältnisse nicht gewähren können. Und da schildert denn zuerst der Kunstgenius den Werth der Künste überhaupt, und dann der Reihe nach jede einzelne Kunst sich selbst, immer mit zarter Beziehung auf die Gefeierte und ihre Familie, und zuletzt erklären sie einmüthig, daß sie alle ihren Wünschen zu Gebote stehen. Diese Idee war eben so passend für das deutsche Athen, als der Weltanschauung Schiller's angemessen, wonach die Künste den Palast und den Altar schmücken, alle Menschenwerke krönen und alles Glück vollenden. Hatte doch der Dichter schon im Liede „An die Freunde" für die engen Verhältnisse in Weimar als Gegengewicht die Schauspielkunst und das Phantasiereich ästhetischer Formen in die Wagschale gelegt. Es verdient bei unserm Festgedichte bemerkt zu werden, daß die dramatische und die lyrische Richtung, welche Schiller bisher getrennt verfolgt hatte, hier in einander schlugen. Wie er im Tell die Geschichte symbolisch behandelte, so brachte er hier seine Ideen in eine dramatische Form. Nicht leicht eine andere Dichtung ist so sehr mit allgemeinen Sentenzen geschmückt, die aber nicht auffallend sind, weil das Ganze sich im Idealen hält, und die Handlung selbst nur eine Einkleidung der Gedanken des Dichters ist. „Ein schöneres, poetischer erfundenes und ausgeführtes Gelegenheitsgedicht," urtheilt Bouterweck mit Recht, „ist wohl noch nie auf das deutsche

Theater gebracht worden. So hat ein Dichter, der mit philosophischer Geistesgröße immer das Ganze des Lebens und die Bestimmung des Menschen im Auge behielt, von der Welt Abschied genommen, die ihn nie zu lieben und zu bewundern aufhören wird, so lange nicht der letzte Funke des Sinnes für das Große und Schöne in der Brust derer erlöschen wird, die es durch das Organ der deutschen Sprache zu empfinden vermögen."

Dem letzten Originalwerke folgte noch die Uebertragung der Racine'schen Phädra und der unvollendet gebliebene Demetrius.

Die Uebertragung der Phädra ist als ein Seitenstück zu Goethe's Mahomed anzusehen, und aus dem gleichen Streben hervorgegangen, der einbrechenden Kunstanarchie durch die französische Regelmäßigkeit und gebundene Strenge einen Damm entgegenzusetzen. Sie ist durch jenes Schutzgedicht an Goethe, als er den Mahomed auf die Bühne brachte, zum Voraus gerechtfertigt. In den schlimmen Decembertagen, wo es Schiller'n wieder schlecht ging, griff er, einer größern Anstrengung nicht gewachsen, zu dieser Arbeit. „Ich bin jetzt recht froh," schrieb er an Goethe, „daß ich den Entschluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Uebersetzung zu beschäftigen. So ist doch aus diesen Tagen des Elends wenigstens etwas entsprungen, und ich habe indessen doch gelebt und gehandelt." Am 17. December ward die Uebersetzung begonnen, und am 14. Januar 1805 war sie schon fertig. Am 20. Januar war

Leſeprobe und am vorletzten deſſelben Monats, als am Geburtstage der regierenden Herzogin, wurde die nationaliſirte Fremde auf der Bühne vorgeſtellt.

Als Schiller bald nachher ſein Werk für den Druck revidirte, bat er den Herzog Carl Auguſt, der ſich, als entſchiedener Freund der franzöſiſchen Literatur, für die Ueberſetzung höchlich intereſſirte, um ſeine Bemerkungen über Metrik und Wohllaut, und der gebildete, feinſinnige Fürſt theilte ihm einen ganzen Bogen ſolcher Bemerkungen mit, von denen viele von Schiller benutzt wurden. Der Herzog überſandte ſie mit einem Schreiben, das mit den Worten beginnt: „Nur Ihre Aufforderung konnte mir die Dreiſtigkeit geben, die Bemerkungen niederzuſchreiben, die Sie der Feinheit meines Gehörs zutrauten: ich ſchicke Ihnen hier das Reſultat und wünſche, daß Sie es nachſichtig aufnehmen mögen.“

Schiller hat in der Ueberſetzung eine ſo große Treue bewahrt, als man einem ſo ſelbſtkräftigen Geiſte nur zumuthen durfte. In der Oekonomie der Sceneneintheilung und dergleichen hat er ſich durchaus keine Aenderungen erlaubt. Im Uebrigen mußte, da die Ueberſetzung auf der Bühne erſcheinen ſollte, dem Wohlklange und der vollkommenen Uebereinſtimmung mit unſerm Idiom jede andere Rückſicht weichen. Bequemlichkeit war es nicht, wenn er bisweilen weiter vom Original abwich. Dieß ſieht man ſchon daraus, daß er in raſchen, kurzen Wechſelreden, wo dem Ueberſetzer die Treue am ſchwerſten wird, weil er mit

der jedesmaligen Phrase auf einen bestimmten Raum gebannt ist, sich am knappsten an's Original hielt. In längeren Reden dagegen schaltete er mitunter freier. Den größten Fleiß in Beziehung auf Wohllaut hat er auf jenen berühmten Bericht des Theramenes in der vorletzten Scene verwandt, wo die Sprache nichts von dem Flusse und der Kraft eines trefflichen Originals vermissen läßt. Ueberhaupt möchte von allen Schiller'schen Uebersetzungen diese letzte die gelungenste und beste seyn.

Seit dem Frühjahre 1804 lebte Heinrich Voß, der Sohn des berühmten Johann Heinrich, als Gymnasiallehrer in Weimar, und hatte seiner tüchtigen Sprachkenntnisse, besonders aber seiner Herzensgüte wegen bei Goethe und Schiller die freundlichste Aufnahme gefunden. Letzterer trug ihm eine Bearbeitung von Shakspeare's Othello für das Weimar'sche Theater auf, die ihm zu Anfange des Jahres 1805 vorgelegt werden konnte. Sie gingen, wie Voß erzählt, nachher gemeinschaftlich das Ganze durch, und Schiller verkürzte und änderte Vieles im Ganzen und Einzelnen, bis es die Gestalt erhielt, worin es später aufgeführt wurde und gedruckt erschien. Einige Proben dieser Aenderungen sind öffentlich mitgetheilt worden. [1]) Durchläuft man das noch erhaltene Voß'sche Manuscript mit den Verbesserungen von Schiller's eigener

[1]) S. meine Supplem. zu Sch's. W., B. 3, S. 293 ff.

Hand, ſo iſt es eine Luſt und höchſt belehrend, im Einzelnen anzuſchauen, mit welch' großartigem Kunſtverſtande und welcher in's Detail gehenden Sorgfalt Schiller ſtrich und umänderte, und mit wie großer Einſicht, Gewandtheit und Kraft er auch in Fällen, wo er ſich gewiß nicht viel Zeit nahm, und keine große Ueberlegung aufwandte, die Sprache zu handhaben wußte.

Man erkennt die durchgängige Größe, Reife und Univerſalität des unvergleichlichen Mannes auch aus den dramatiſchen Entwürfen und Fragmenten, die er uns hinterlaſſen hat. Des Plans, den Tod des Themiſtokles als Tragödie zu bearbeiten, iſt ſchon früher gedacht worden. Länger und tiefer beſchäftigte ihn die gigantiſche Idee, die ganze Wirkſamkeit der Pariſer Policei, und damit verbunden alle Zuſtände und Gebrechen des Mittelpunctes der europäiſchen Civiliſation poetiſch zu beleben und dramatiſch zu geſtalten. Eine ungeheure Maſſe von Handlungen, Vorfällen, Perſonen, Anſichten ſollte in das Schauſpiel aufgenommen, an einen leitenden Faden, wie an eine Schnur, gereiht, und unter die Einheit der Policei geſtellt werden, welche, gleichſam als geheimnißvolle Schweſter des Schickſals, den Impuls geben und zuletzt die Entwickelung bringen ſollte. Wie wir epiſche und lyriſche culturhiſtoriſche Gedichte von Schiller kennen gelernt haben, ſo hätte dieſes Schauſpiel ein dramatiſches Culturgemälde gegeben, und gegen jenes früher erwähnte

Schauspiel auf der einsamen, abgelegenen Insel den Gegenpol gebildet. [1])

Schiller mochte sich bald überzeugen, daß eine so ungeheure Masse ein Drama, ja jedes Kunstwerk überstieg, und so legte er sich denn in diesem Kreise einen kleinern, möglichen Plan zurecht, den eines Situations- und Personenstücks, das er „die Kinder des Hauses" zu benennen gedachte. Körner hat den noch nicht zu völliger Klarheit durchgearbeiteten Inhalt und Gang der Geschichte aus Schiller's Nachlaß bekannt gemacht. [2]) Es liegt etwas tief Verhängnißvolles darin, daß der Held dieses Schauspiels, Narbonne, ein sicherer und mächtiger Bösewicht, selbst das Räderwerk der Nemesis in Bewegung setzt, und es nun nicht mehr zu hemmen im Stande ist, bis es ihm sein Todesloos bereitet hat. Das Schicksal ist hier in die Handlung selbst hineingearbeitet und durchweg durch natürliche und menschliche Leidenschaften motivirt. Dabei tritt, wie im Sophokleischen Oedipus und in der Braut von Messina, schrittweise ein furchtbares Geheimniß an den Tag. Auch die Charaktere würden sich, nach Schiller's Andeutungen, höchst interessant und bedeutungsvoll gestaltet haben. — Wann Schiller diese Idee zuerst aufgriff und ausbildete,

---

1) Das Nähere in meinen Supplem. zu Sch's. W. III, 240 ff.

2) Einige Zusätze dazu s. in meinen Supplem. zu Sch's. W. III, 247 ff.

läßt ſich nicht genau angeben. Sicher fällt ſie aber in ſeine letzte Lebenszeit. In ſeinem Kalender findet ſich unter dem 24. Januar 1805 die Notiz: „Heute an die Kinder des Hauſes gegangen.“ Aber dieſer fruchtbare Plan wurde einſtweilen zurückgelegt, weil der Demetrius das Uebergewicht bekam.

Bekanntlich war der Demetrius Schiller's letzte Arbeit, mit welcher er beſchäftigt war, als der Engel des Todes den freieſten Geiſt in das Land der ewigen Freiheit führte, und dem endlos ringenden die ewige Ruhe brachte. Schon bei Beendigung des Tell trug er dieſen Plan im Sinne. Am 10. März 1804 ſchrieb er in ſein Tagebuch: „mich zum Demetrius entſchloſſen,“ kehrte aber erſt in der zweiten Hälfte Januars 1805 ernſtlich zu dieſer Idee zurück.

Ohne Zweifel iſt Schiller durch die Vermählung des Erbprinzen mit der edlen Kaiſertochter auf das Sujet des Demetrius geführt worden. Sonſt wäre er bei dem verwandten Warbeck ſtehen geblieben. Aber erſt jene Verbindung und der Aufenthalt ſeines Schwagers Wolzogen am kaiſerlichen Hofe in Petersburg wandte ſeine Gedanken dem Norden und der ruſſiſchen Geſchichte zu. So geſchah es denn, daß ſeine Dichtung auch in geographiſcher Beziehung eine gewiſſe Univerſalität behauptet. In allen Ländern erbaute er ſich Denkmale ſeines Ruhmes!

Wenn man, was ſich an Vorſtudien, Entwürfen und

Fragmenten vom Demetrius erhalten hat,[1]) aufmerksam betrachtet, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß dieses Drama, wenn es vollendet worden wäre, durch geheimnißvolles, wunderbares Spiel des Schicksals, durch Mannichfaltigkeit und Pracht der Situationen, durch Reichthum der Begebenheiten und Charaktere, alle früheren Stücke übertroffen hätte.

Fanden wir im Wallenstein das Schicksal nur künstlich und mühsam durch Reflexion und Worte mit der Handlung verknüpft, so lag im Demetrius das Verhängnißvolle in dem Herzen der Haupthandlung selbst, und hätte sich überwältigend dargestellt, ohne daß vom Schicksale auch nur die Rede zu seyn brauchte. Auch in der Braut von Messina steht das Schicksal als eine abgesonderte Macht hinter den Coulissen, im Demetrius dagegen sollte Alles durch eine anschauliche Darstellung des Locals, der Entstehungsweise, der Umstände durchaus natürlich motivirt und vor dem Verstande gerechtfertigt werden.[2]) Das übernatürliche Princip ging, ohne an tragischem Pathos zu verlieren, ganz in das Natürliche über; denn es senkte sich so tief in die Abgründe des Seelenlebens, als es hoch von himmlischen Höhen herabstieg. Das ist also in dieser Tragödie Schiller's Fortgang und zugleich ihr Charakteristisches,

---

[1]) Theils in Schiller's sämmtlichen Werken, theils in meinen Supplementen dazu (III, 301—347) mitgetheilt.

[2]) S. meine Supplem. zu Sch's. W., III, 308.

daß er auf dem zuerſt mit dem Tell betretenen, natürlich menſchlichen und objectiv geſchichtlichen Felde, welches er bei längerem Leben wohl nie wieder verlaſſen haben würde, fortſchritt, — denn das Drama ſtellt uns den anarchiſchen Wendepunct der ruſſiſchen Geſchichte mit einer herzerhebenden Ausſicht in die Zukunft dar — daß er aber in dieſem modernen Genre und Geiſte eine Fabel und einen Charakter ergriff und ausführen wollte, die in ſich ſelbſt verhängnißvoller und tragiſcher ſind, als alles ſeit dem Wallenſtein Dargeſtellte.

Um noch einige andere Vorzüge anzuführen, wodurch ſich dieſe Tragödie ausgezeichnet hätte, ſo überbietet die Krakauer Reichstagsſcene an Großartigkeit und dramatiſcher Bewegung die Rütliverſammlung eben ſo ſehr, als das ganze Drama das Schweizergemälde an Mannichfaltigkeit, Majeſtät und Tiefe. Zu ſolchen öffentlichen Volkshandlungen war der Schiller'ſche Genius wie geſchaffen. Auch wäre Demetrius in noch höherem Grade eine objectiv gehaltene Tragödie geworden, als Tell, der nicht frei von ſubjectiven Figuren und Rückſichten iſt. Welche gründliche Studien er für das neue Stück machte, ſieht man aus den in meinen Supplementen zu Schiller's Werken mitgetheilten Vorarbeiten. Legte er ſich doch ſogar zum Behufe ſeines Schauſpiels eine Sammlung ruſſiſcher Sprüchwörter an. Das polniſche, ruſſiſche und Koſakenweſen, das Land und Klima — Alles ſollte zur lebendigſten Anſchauung gebracht werden. An intereſſanten, erſchütternden Situationen wäre

das Schauspiel reich geworden, und alles Extreme würde der Dichter vermieden haben. Selbst der argwöhnische, rachsüchtige und grausame Boris „ist dem Lande gegenüber ein schätzbarer Fürst, ein wahrer Vater des Volks.“ Neben dem Hauptheldenn, dem Boris, dem Romanow und vielen andern ausgezeichneten Männercharakteren wären uns in Marina, Marfa, Axinia höchst anziehende Frauenfiguren vorgeführt worden — eine Mannichfaltigkeit beiderlei Geschlechts, wie nicht leicht in einem andern Schiller'schen Drama. Die klar sehende, hochfahrende Marina ist eine Natur von tragischer Größe, und wegen ihrer Jugendreize ungleich liebenswürdiger, als die gleich kalte und herrschsüchtige Gräfin Terzky. Sie ist, was die Realität betrifft, die Seele der Unternehmung, während Demetrius nur die ideale Potenz derselben ist. Ihren Charakter sprechen die Worte aus:

O unschmackhafte Wiederkehr des Alten!
Langweilige Dasselbigkeit des Daseyns!
Lohnt sich's der Müh', zu hoffen und zu streben?
Die Liebe oder Größe muß es seyn,
Sonst alles And're ist mir gleich gemein.

Eine ganz neue Figur ist die Czaarin Marfa. Ihren bodenlosen Gram, der keinen Ersatz annehmen will für's Unersetzliche, und dann, bei der Nachricht, daß ihr Sohn noch lebe, ihr hervorbrechendes Muttergefühl hat Schiller mit einer solchen Macht und Wahrheit geschildert, daß ihm vielleicht an dieser Schilderung das Herz brach.

Denn der Monolog der Marfa ist das Letzte, was er geschrieben hat. Man fand nach seinem Tode das Manuscript desselben auf seinem Schreibtische, die Feder, mit welcher er zuletzt geschrieben, daneben. [1])

So endigte er mit der Tragödie, mit welcher er als Jüngling seine literarische Laufbahn begonnen hatte, indem er seine Bestimmung eben so treu als ruhmvoll erfüllte. Denn seine eigentliche Bestimmung war die Tragödie, und alles Andere, was er Herrliches leistete, doch nur ein Rückkehren zu diesem Ziele, ein Gerüste für diesen Bau, oder eine Schale, die sich um diesen innersten Kern bildete. Aber er stellte auch in seinem eigenen Leben eine erhabene Tragödie dar. Denn in beständigem Kampfe mit Druck, Armuth oder Krankheit bewahrte er eine standhafte, unbefleckte und dem Höchsten stets nachringende Seele, und wurde auf dem Sonnengipfel der Kunst, und, wie seine letzten Arbeiten seit Tell beweisen, in der vollsten Gesundheit des Geistes hinweggerafft. Schwerlich hat einer der Heroen, die er darstellt, die ewige Freiheit des Menschengeistes auf der Bühne so bestätigt, wie er im Leben.

---

1) Ernst von Schiller hat diese Feder der Bibliothek zu Trier protocollarisch übergeben.

Vierzehntes Capitel.

Schiller's letzte Lebenstage und Tod. Weltantheil. Goethe's Trauer.

Seit dem letzten Krankheitsanfalle in Jena hatten Schiller's physische Kräfte bedeutend abgenommen. Seine Gesichtsfarbe hatte sich geändert und fiel in's Graue, so daß die Freunde oft erschracken; sein fester, aufrechter Gang wurde unsicher und seine Haltung fing an, sich zu senken. Denn bisher war man gewohnt, die hohe Gestalt — er war der größte Mann in Weimar, sechs Fuß zwei Zoll hoch — mit der breiten Brust und dem stolz emporgerichteten, etwas nach einer Seite sich neigenden Haupte, sichern militairischen Schrittes, einherwandeln zu sehen, wobei er den Stock mit der Rechten zu schwenken pflegte.

Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde sein Schritt fester. Lavater sagte zu Schiller's Gattin bei seinem Besuche in Jena: „Ich habe mir Ihren Herrn ganz anders gedacht. Jede Muskel seines Gesichts drückt Delicatesse aus.“ Ganz eigenthümlich war die Weise, wie er arbeitete. Beim Schreiben saß er selten, sondern er lehnte sich, auf seinen linken Arm gestützt, über den Tisch, so daß der Rand des Tisches ihn in die linke Seite drückte, was seiner Gesundheit sehr nachtheilig war.

Um diese wieder herzustellen, kaufte er sich in dem letzten Winter seines Lebens von einem Freunde ein Pferd,

und freute sich, es im nächsten Frühjahre besteigen zu können. Schon früher, in Jena, hatte er sich ein Pferd gehalten, es aber der Kosten wegen bald wieder veräußert. Er war kein eleganter, aber ein kühner Reiter. Während seines Aufenthaltes bei Rudolstadt übten er und sein Freund von Gleichen bisweilen den jugendlichen Muthwillen, auf einer langen Ebene dicht neben einander so, daß einer den andern mit seinem Arme fest umfaßt hielt, im stärksten Galoppe dahin zu fliegen.

Der Winter war äußerst heftig, so daß Schiller in dieser gefährlichen, in dieser furchtbar angreifenden Zeit, wie er sie nennt, sich nicht erholen, und zu einer neuen, großen Originalproduction keine Kräfte gewinnen konnte. In der Mitte Januar 1805 erkrankte er und Goethe ungefähr zu derselben Zeit. „Einen anhaltenden Katarrh hatte er schon längst," schreibt seine Gemahlin an ihren Freund Fischenich, „aber jetzt bekam er einen Anfall katarrhalischen Nervenfiebers." Auch seine Kinder bekamen bald alle die Windblattern, wobei besonders die kleine Emilie viel auszustehen hatte. „Leider geht's uns allen schlecht," schreibt er den 14. Januar an Goethe, „und der ist noch am besten daran, der, durch die Noth gezwungen, sich mit dem Krankseyn nach und nach hat vertragen lernen." Er freute sich nur, daß es mit seinen lieben Kindern ohne böse Zufälle ablief. Der gute Heinrich Voß, welcher Schiller'n auch schon früher regelmäßig besuchte, war dienstfertig zur Hand, wich, seine Schulstunden

ausgenommen, nicht von seiner Seite, und wachte bei ihm. Er litt, wie Voß erzählt, an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden und Obstructionen. Häufiges Fasten erschöpfte ihn noch mehr, aber dessen ungeachtet war er heiter und sogar fröhlich beim geringsten Anlasse. Schnell war er getröstet, so oft eines seiner Kinder kam, besonders wenn sein jüngstes gebracht wurde. Wenn er einmal aufstand, um im Zimmer auf- und abzugehen, griff ihm Voß unter die Arme. Er fragte, ob er denn wirklich so hinfällig wäre, ging an den Tisch, putzte das Licht und rief nun scherzend aus: „Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit steifem Arme putzen können.“ Gegen Mitternacht wurde er unruhiger, und bat die Gattin, sich zu entfernen. Als sie zögerte, wiederholte er dringender, dann mit Heftigkeit seinen Wunsch. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, so sank Schiller bewußtlos in Voßens Arme. Aus Schonung hatte er die herannahende Ohnmacht zurückgehalten, welche nun um so heftiger hereinbrach. Voß rieb Brust und Schläfe, und als er ins Bewußtseyn zurückgekehrt war, fragte er sogleich: „Hat meine Frau etwas gemerkt? — Habe ich auch verwirrt gesprochen?“ — Als ihm Beides mit Nein beantwortet wurde, und er sich wieder ein wenig erholt hatte, kehrte schnell seine gutmüthige Laune zurück.

An einem folgenden Abende wollte er durchaus nicht, daß Voß bei ihm wache, ungeachtet er es ihm den Tag vorher erlaubt hatte. Endlich erfährt Voß, die Maskerade

ſey daran Schuld, und Schiller wollte ihm, dem fleißigen Redoutenbeſucher, die Freude nicht rauben. Dieſe Liebe rührt ihn bis zu Thränen. „Mein beſter Hofrath," ſagt er, „Sie wiſſen nicht, welch' ein Vergnügen es für mich iſt, bei Ihnen zu wachen." Als Schiller ſolchen guten Willen des jungen Mannes gewahr wird, reicht er ihm freundlich die Hand, und läßt ihn bei ſich bleiben, und nun fängt er ſogleich wieder an zu ſcherzen. „Sie hätten," ſagt er, „nur auf die Maskerade gehen ſollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeſchlichen." Und nach einer kleinen Pauſe fügte er lächelnd hinzu: „Nicht wahr? dann würden Sie doch erſchrecken und glauben, ich ſey geſtorben, und es ſey mein Geiſt, der Sie heimſuchte." Voß mußte dieſe Nacht durchaus eine Pfeife bei ihm rauchen, und ſich ſo ſetzen, daß Schiller wenigſtens den Dampf davon koſtete, und ſo den Vorſchmack ſeiner Geſundheit einathmete. Schiller pflegte von Zeit zu Zeit eine Pfeife Tabak zu rauchen, obgleich das Tabakſchnupfen ihm ein noch viel größeres Bedürfniß war. „An dem Manne iſt Alles liebenswürdig," ſagte ein Verehrer, „ſelbſt ſein Schnupftabakfleckchen unter der Naſe kleidet ihn wohl." Er hatte nämlich vom immerwährenden Gebrauche des Schnupftabaks häufig ſolch ein Fleckchen. Was mit ſolchen Angewöhnungen nicht immer vereinigt iſt, alle Unſauberkeit in Kleidung und Umgebung war ihm zuwider, und auf ſeinem Studirzimmer mußte alles geordnet und ſauber

seyn und ein freundliches Ansehen haben. Er liebte Blumen um sich, und hatte vor allen die Lilien gern.

Schiller erholte sich wieder von jenem Anfalle im Januar und besuchte Goethe'n, den sein Uebelbefinden noch immer an die Stube hielt. Die Freunde umarmten sich lange und stumm, und knüpften dann schnell eine erheiternde geistige Unterhaltung an, ohne daß Einer des Andern Krankheit erwähnte, und sie ihr gegenseitiges Elend durch die Rede verlängerten. Wie herzlich sie fortwährend zu einander standen, zeigen auch jene herrlichen Verse, die Schiller Goethe's Sohne in's Stammbuch schrieb, und welche mit Beziehung auf die Zuneigung des jungen Goethe und des Carl Schiller sich so endigen:

„Und das herzliche Band der Wechselneigung und Treue,
Das die Söhne verknüpft, binde die Väter noch fort."

Schiller hatte sich vielleicht durch zu frühes Ausgehen verdorben. Er mußte wenigstens schon am 9. Februar in seinem Notizenkalender einen neuen Fieberanfall anmerken, welcher sich am eilften in der Nacht wiederholte; es sah in seinem Hause noch immer „wie im Lazareth aus." Er soll auch Blut gespieen haben.

Damals war es zuerst, wo dem rüstigsten Geiste in einzelnen Momenten der Muth sank. „Es ist mir erfreulich," schrieb er am 22. Februar an Goethe, „wieder ein Paar Zeilen Ihrer Hand zu sehen, und es belebt wieder meinen Glauben, daß die alten Zeiten zurück kommen können,

woran ich manchmal ganz verzage. Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraume von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen. Zwar mein jetziger Anfall scheint nur die allgemeine epidemische Ursache gehabt zu haben, aber das Fieber war so stark, und hat mich in einem schon so geschwächten Zustande überfallen, daß mir eben so zu Muthe ist, als wenn ich aus der schwersten Krankheit erstünde, und besonders habe ich Mühe, eine gewisse Muthlosigkeit zu bekämpfen, die das schlimmste Uebel in meinen Umständen ist. Möge es sich täglich und stündlich mit Ihnen bessern, und mit mir auch, daß wir uns bald mit Freuden wieder sehen."

Merkwürdig ist es, daß gerade in dieser Zeit sich Schiller's Phantasie in den mannichfaltigsten, weitesten Reisen erging. Während er, wie er von Attinghausen sagt, in stets engerm Kreise sich dem engsten und letzten, wo alles Leben still steht, langsam zubewegte, spottete sein Geist gleichsam der physischen Nothwendigkeit. Ihn verlangte, die Schweiz zu sehen, und die Heimath Tell's mit seiner Schilderung zu vergleichen; aber als die Seinigen nun, auf diesen oft wiederkehrenden Wunsch eingehend, Plane entwarfen, sprach er mehrmals: „Alle Projecte, die Ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre sich hinaus erstrecken." Dann wollte er das stille, waldumkränzte Bauerbach wiedersehen, wo er die ersten Tage der Freiheit verlebt hatte, und von da seine Schwestern in Meiningen

und in Schwaben besuchen. Aber dieser Wunsch sollte so wenig mehr erfüllt werden, als die tiefe Sehnsucht, das Meer zu sehen. Dahin suchte er mit seiner Gattin und Schwägerin den kürzesten Weg auf, und machte einen Reiseplan nach Kurhafen, mit dem lieben Voß, der ihn schon in Gedanken in die Hütten der ehrlichen, gastfreien Dithmarsen einführte. Eine Reise nach dem Mittelmeere, meinte er, sey zu kostbar für ihn, da er sich nicht von seiner Familie trennen könne. Dann rief er wieder aus: „Ich glaube noch nach China zu kommen; freilich wird es schwer halten, aber könnte man mir die Hoffnung mit eiserner Strenge rauben, es würde mich unglücklich machen."

Es kann nur eine Stimme darüber seyn, daß, wie Schiller's Kunstbildung mit dem Demetrius ihren Höhepunct erreichte, so auch seine Gemüthswelt in dem letzten Winter die reichsten Früchte trug, während sich sein Seelenheroismus durch Gelassenheit und Gleichmuth kund gab. Alles hatte bei ihm eine religiöse Weihe. Er war während seiner Krankheit der liebenswürdigste Mensch, und nur wenn er selbst Kranke pflegte, mochte er noch liebenswürdiger seyn, wie er sich z. B. in jener schweren Krankheit seiner Gemahlin als der beste Krankenwärter bewährt hatte. „Eine unaussprechliche Milde," sagt die Schwester seiner Frau, „durchdrang sein ganzes Wesen, und gab sich kund in all' seinem Urtheilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm." Sogar für heterogene Gegenstände wurde seine sich gleichsam erweiternde Natur empfänglich.

An Herder's Geschichte der Menschheit hatte er nie besondern Geschmack finden können; jetzt sagte er: „Ich weiß nicht, wie mir ist, dieß Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an, und wird mir sehr lieb.“ Auch sein Gefühl für Musik schien sich zu erhöhen. Als er die Arie Zingarelli's aus Romeo und Julie: Ombra adorata aspetta, seelenvoll singen hörte, war er sehr gerührt, und sagte, nie habe ihn ein Gesang auf diese Weise ergriffen. Uebrigens besaß er, um dieses im Allgemeinen zu bemerken, noch weniger musikalische Bildung als Goethe. Die Tonkunst wirkte nur dunkel auf ihn, sie belebte seine poetische Stimmung. Als ihn Goethe einmal bat, beim Einüben einer Oper seine Dienste zu leisten, äußerte er sich: „Ich habe, wie Sie wissen, in Angelegenheiten der Musik und Oper so wenig Competenz und Einsicht, daß ich Ihnen bei meinem besten Willen und Vermögen bei dieser Gelegenheit wenig taugen werde, besonders da man es in Opernsachen mit sehr häklichen Leuten zu thun hat. In den Nachmittagsstunden von drei bis fünf Uhr will ich mit Vergnügen bei den Proben gegenwärtig seyn, aber mehr als die Gegenwart kann ich nicht leisten.“ Aber sein Gefühl für musikalische Eindrücke war vielleicht um so inniger, je weniger es kunstgerecht entwickelt war. „Man wirft mir oft meine Unempfänglichkeit für Musik vor,“ sagte er, nachdem er die Gluck'sche Iphigenia gehört hatte, „aber ich fühle es jetzt, daß es wohl die Schuld der Musik gewesen seyn mag, daß ich ungerührt blieb;“ und er schrieb über diese Oper

voller Entzücken an Goethe: „Die Musik ist so himmlisch, daß sie mich selbst in der Probe unter den Possen und Zerstreuungen der Sänger und Sängerinnen zu Thränen gerührt hat.“ Man kennt Schiller's Urtheil:

„Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.“

Voß wiederholt in seinen Nachrichten über Schiller's letzte Lebenstage mehrmals, der Spruch: „Diesen Kuß der ganzen Welt!“ sey bei ihm keine Dichterfiction gewesen, sondern ein Hauptzug seines Charakters, so hätte er alle Menschen als Brüder in seine Arme schließen mögen. Wie seine Denkart und Dichtweise, war auch seine Liebe kosmopolitisch, und wenn in seinen Schriften das Erhabene dem Schönen überlegen ist, so war umgekehrt in seinem Leben, damit das holde Gleichgewicht sich herstelle, noch mehr Anmuth als Würde, und man konnte ihn noch mehr lieben, als man ihn verehren mußte. Einzig innig war besonders das Verhältniß zu seinen Kindern. Wie er die Kinder lieben, kann nur ein Mensch, welcher aus den weiten Irrgängen der Cultur endlich selbst wieder mit Bewußtseyn zum Kindessinne zurückgekehrt ist, wie er. Denn wie seine Dichtung, war auch sein Leben am Ende seiner Laufbahn bei einer zweiten, höhern Natur angelangt. Bei Tische saß er beständig zwischen zweien seiner Kleinen und liebkos'te und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Wenn eines zu ihm auf sein Zimmer kam, so kletterte es an ihm hinan, um ihn zu küssen, und manchmal kostete

das viele Mühe, da Schiller's Figur so lang war, und der Vater durchaus nichts that, um es dem Kinde zu erleichtern. Voß sagt, er habe ihn mehrmal gefunden, daß er auf der Erde lag, und mit einem seiner Kinder spielte, und die Frau Griesbach erzählte, wie er, als er noch in Jena in ihrem Hause wohnte, mit seinem Carl gespielt habe. Ein Lieblingsspiel sey Löwe und Hund gewesen, und bald habe Schiller, bald sein Junge den Löwen gemacht, und alle Beide seyen dann auf allen Vieren im Zimmer herumgekrochen. Als er sich nach dem oben erzählten Anfalle im Januar wieder erholt hatte, berichtet Voß, war er im Kreise seiner Kinder besonders liebenswürdig. Er erlaubte der kleinen Caroline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm „schmarotzen." Die kleine Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie, und sah sie mit einem Blicke von verschlingender Innigkeit an, recht, als wenn er sein unendliches Glück im Besitze dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. So ward der innere Mensch vollendet, als die äußere Form sich lös'te; der Baum des Lebens stand im schönsten Blüthenschmucke, als der Tod ihn fällte. Es ist eine häufige Bemerkung, daß eine langsam zehrende Krankheit schnell den Leidenden wunderbar vollendet — wie veredelte und reifte sie erst den edelsten und reifsten Menschen! Und so war der oft hart Heimgesuchte doch von einer Seite glücklich. „Mit meiner Frau und den Kindern geht es vollkommen gut," schreibt er an Fischenich, „und

von dieser Seite hat mir der Himmel nichts als Freude gegeben."

Dabei versäumte er es nicht, zwischen Dornen und Unkraut jedes Blümchen der Freude rasch zu brechen, jene seine Lehre ausübend, daß nur der Augenblick unser ist. Voß schreibt seinem Freunde: „Schiller ist ein außerordentlich heiterer Mann, der das „desipere in loco" versteht, und als ein „dulce est" ansieht. Und da solltest Du ihn einmal in einer heitern Gesellschaft sehen, z. B. auf einer Redoute, wo er kurz vor Weihnachten mit mir, Niemer und noch anderen Freunden war. Wir tranken einige Flaschen Champagner, und waren überaus selig. Bis drei Uhr in der Nacht blieben wir beisammen, und brachten darauf unsern Schiller feierlich nach Hause, der vor der Hausthüre den zärtlichsten Abschied von uns nahm. Den folgenden Tag traf ich ihn im Schauspielhause in seiner Loge, nahe an der Scene, so daß er die Schauspieler durch Zuwinken oder leises Klatschen ermuntern und belehren konnte. Da erwähnte er der Freude, die er am vorigen Abende gehabt habe, und versprach, dieselbe Gesellschaft nächstens auf seinem Zimmer zu bewirthen, wie er von ihr sey bewirthet worden. „Aber unter uns wollen wir seyn," fügte er mit schalkhafter Miene auf Frau und Schwägerin hinzu, „damit wir nicht gestört werden." Aber die leichte Freude schwamm nur momentan auf dem bleibenden Ernste seiner Seele, oder sie war Sonnenwärme und Himmelsthau für die Keime des poetischen Triebes. Mir erzählte

eine edle Frau, es sey ihr unmöglich, irgend eine Freude rein zu genießen, sie fühle bei jeder Freude den kommenden Schmerz schon zum Voraus, und mit jedem Glücke verbinde sich ihr die Ahnung des Unglückes. Dieses Gefühl sey unabweishar, und ihr zur Natur geworden. Es war die jüngste Tochter Schiller's, die mir dieses sagte, und sie dachte augenblicklich wohl nicht daran, daß sie mir das Schicksal ihres Vaters enthüllte. Kann sich die Religiosität stärker aussprechen, als in diesem dauernden Gefühle der Flucht des Irdischen? Wer so das Sinnliche betrachtet, muß über dem Sinnlichen stehen.

Er befolgte den Rath Goethe's, sich bei der wilden Witterung nicht zu schnell auszuwagen, denn es wehte fortwährend ein kalter Nordostwind, welcher die Erholung erschwerte. Doch siegte noch einmal die Lebenskraft über das Uebel; seine Genesung war das letzte Auflodern der Gesundheit, der letzte Sonnenschein im Herbste. Am 27. März schrieb er: „Ich habe mich mit ganzem Ernste endlich an meine Arbeit, den Demetrius, angeklammert, und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu fassen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge." So trug er die Thätigkeit bis an den Rand des Grabes. Er hatte kein Vorgefühl des nahen Todes, die geistige Lebenskraft täuschte ihn über die körperliche. Wie freute es ihn, als er zum ersten Male wieder mit dem liebevollen

Voß spazieren fahren konnte! In den unbelaubten Bäumen sah er dem baldigen Frühlinge entgegen, und ein neues Leben schien sich ihm zu eröffnen — und die innere Stimme täuschte die hoffende Seele nicht.

Die regierende Herzogin, die Herzogin Mutter, die Großfürstin luden den Genesenen zum Thee, und erfreuten sich seiner geistreichen Unterhaltung; er erschien wieder am Hofe, und kam von Neuem in's Theater. Auf einem Spaziergange im Parke — er wußte nicht, daß es sein letzter war — sagte er der Frau von Wolzogen: „Wenn ich nur noch so viel für die Kinder zurücklegen kann, daß sie vor Abhängigkeit geschützt sind, denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich!“ So hatte er auch gegen Voß während seiner Krankheit geäußert, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos seyn dürften, noch zu leben wünsche. Er pflegte seine Gedanken gegen Freunde nie zurückzuhalten, und seine Worte ließen immer auf den Grund der Seele blicken. Den Unterricht und die Fortschritte seiner Söhne — sie wurden im Hause unterrichtet und hatten später der Reihe nach Martens, den vortrefflichen Uckert, Gabler (Hegel's Nachfolger in Berlin) und Abeken zu Hauslehrern — beobachtete er genau, und baute auf die Eigenthümlichkeit eines jeden Plane für ihre Zukunft.

Er warf, als er sich kaum besser fühlte, seinen Blick auch in die Ferne, berichtigte mehrere Geldangelegenheiten, und lang unterbrochene Verbindungen wieder anknüpfend,

ſchrieb er Briefe an Freunde und Verwandte. Ein unvergleichlich ſchöner Brief iſt unter dem 2. April an Humboldt gerichtet. „Für unſer Einverſtändniß“, ſchreibt er dem alten Freunde in Rom, „ſind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht ſo ſehr zerſtreuen, und der meinige mich nicht ſo ſehr vereinſeitigen und beſchränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen ſollten. Und am Ende ſind wir ja beide Idealiſten, und würden uns ſchämen, uns nachſagen zu laſſen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.“ Erkennt man hieraus ſeine eigenthümliche Ueberzeugungstreue bis in den Tod, ſo erſieht man aus einer andern Stelle des Briefes ſeine ächt deutſche Geſinnung: „Ich wünſchte mir anſchaulich zu machen, wie Sie in Rom leben und worin Sie leben. Der deutſche Geiſt ſitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, Deutſch zu empfinden und zu denken. Frau von Stael hat mich bei meiner Anweſenheit in Weimar auf's Neue in meiner Deutſchheit beſtärkt, ſo lebhaft ſie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unſerigen fühlbar machte. Im Philoſophiren und im poetiſchen Sinne haben wir vor den Franzoſen einen entſchiedenen Schritt voraus, wie viel wir auch in allen anderen Stücken neben ihnen verlieren mögen.“ Wenn er auf dieſe Weiſe gedankenreich dem Freunde entgegentrat, ſo ſprach er zu derſelben Zeit zum letzten Male ſeiner Schweſter in Möckmühl das brüderliche Herz aus. Der

Brief beginnt: „Ja wohl ist es eine lange Zeit, gute, liebe Luise, daß ich Dir nicht geschrieben habe, aber nicht vor Zerstreuungen habe ich Dich vergessen, sondern weil ich in dieser Zeit so viele harte Krankheiten ausgestanden, die mich ganz aus meiner Ordnung gebracht haben. Viele Monate hatte ich allen Muth, alle Heiterkeit verloren, allen Glauben an meine Genesung aufgegeben. In einer solchen Stimmung theilt man sich nicht gern mit, und nachher, da ich mich wieder besser fühlte, befand ich mich meines langen Stillschweigens wegen in Verlegenheit, und so wurde es immer aufgeschoben. Aber nun, da ich durch Deine schwesterliche Liebe wieder aufgemuntert worden, knüpfe ich mit Freuden den Faden wieder an, und er soll, so Gott will, nicht wieder abgerissen werden." Schiller's letzte Zeilen an Goethe sind am 24. April geschrieben. Er würdigt hier sachverständig Goethe's Anmerkungen zu Rameau's Neffen, und schließt mit den Worten: „Leben Sie recht wohl und immer besser! Vergessen Sie nicht, mir den Elpenor zu schicken." Die letzten Briefe, die er schrieb, waren an Göschen und Körner gerichtet.

Am 28. April, zwölf Tage vor seinem Tode, war er noch am Hofe. Voß erzählte: „Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Gallakleide. Am 29., als Clara von Hohenelchen gespielt wurde, war er zum letzten Male im Theater. Er war eben im Begriffe, dahin zu gehen, als Goethe zu ihm in's Zimmer trat, welcher durch

zwei schreckhafte Brände, die in wenigen Nächten hinter einander entstanden und ihn jedesmal persönlich bedrohten, in sein Uebel wieder zurückgeworfen worden war, und jetzt den ersten Ausgang wagte. Aber er wollte den Freund vom Schauspiele nicht zurückhalten, und sein Mißbehagen erlaubte es ihm auch nicht, ihn zu begleiten. So schieden sie denn vor Schiller's Hausthüre, um sich nie wieder zu sehen. Als Voß im Theater am Schlusse des Stückes seiner Gewohnheit gemäß in seine Loge kam, um ihn nach Hause zu begleiten, hatte er heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Zu Hause angekommen, ließ er sich einen Punsch machen, durch den er sich auch sonst zu stärken pflegte. Am ersten Mai Morgens besuchte ihn Voß. Er fand ihn matt auf dem Sopha liegen, in einem Mittelzustande von Schlafen und Wachen. „Da liege ich wieder", sagte er mit hohler Stimme. Die Kinder kamen und küßten ihn. Es bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Doch bald erholte er sich einigermaßen. Der Besuch Cotta's auf seiner Durchreise nach Leipzig erfreute ihn, alle Geschäfte sollten bei seiner Rückkunft abgemacht werden. Auch durch einige andere Freunde, die auf sein Zimmer kamen, ließ er sich gern unterhalten. Sein Zustand schien als gewöhnliches Katarrhalfieber nicht bedenklicher, als bei früheren Anfällen ähnlicher Art. Er fürchtete den Tod nicht. Der furchtbarste Gegenstand, welcher die meisten Menschen den blinden Schrecknissen der Phantasie zur Beute überliefert, war

ihm der erhabenſte. Ein früheres Geſpräch mit der Frau von Wolzogen über den Tod ſchloß er mit den Worten: „Der Tod kann kein Uebel ſeyn, da er etwas Allgemeines iſt.“ So beantwortete er ſich auch dieſe große Frage durch den Gedanken in der „Huldigung der Künſte“:

„Denn wer den Sinn auf's Ganze hält gerichtet,
Dem iſt der Streit in ſeiner Bruſt geſchlichtet.“

Durchweg fand er im Allgemeinen, im Ganzen, das einzig Rechte und Gute. Daher auch der Zuruf in den Epigrammen: „Leb' im Ganzen!“ — „Immer ſtrebe zum Ganzen!“

Der treue Voß erbot ſich wieder zum Nachtwachen, der Kranke wollte lieber allein mit ſeinem bewährten Diener Rudolph bleiben. Des Tags ſah er es am liebſten, wenn Gattin und Schwägerin allein um ihn waren. Zum Unglücke war ſein Arzt Starke, der ihn immer noch in ähnlichen Zufällen behandelt hatte, mit der Großfürſtin nach Leipzig gereiſ't. Aber Schiller beruhigte die Seinigen, die deßwegen beſorgt waren, durch die Verſicherung, daß er von dem ſtellvertretenden Arzte ganz nach Starke's Methode und Recepten behandelt werde. Er ſehnte ſich ſehr nach ſeines Schwagers Wolzogen Zurückkunft, der ebenfalls mit der Großfürſtin in Leipzig war. Vielleicht leitete ihn der Wunſch, ſich gegen dieſen über Manches auszuſprechen, was im ſchlimmſten Falle für die Seinigen geſchehen ſollte. Er hatte deßfalls noch keine Anordnungen getroffen. Uebrigens ſchien er nicht an nahe Gefahr

zu glauben. Des Huſtens wegen mußte er das Sprechen meiden und ſich ruhig halten.

Bis dahin war ſein Kopf ganz frei. Am 6. Mai Abends fing er an, oft abgebrochen zu ſprechen, doch mit klarem Blicke auf das Gegenwärtige. Alles Mißfällige mußte entfernt werden. Zufällig hatte ſich ein Blatt des Freimüthigen in ſein Zimmer verirrt. „Thut es doch gleich hinaus“, rief er, „daß ich in Wahrheit ſagen kann, ich habe es nicht geſehen. Gebt mir Mährchen und Rittergeſchichten, da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen.“ Er hatte die Contes de Tressan immer geliebt, doch griff ihn langes Vorleſen aus dieſem Buche zu ſehr an.

Dieſe äſthetiſche Weltanſicht und frei poetiſchen Intereſſen traten auch am nächſten Abende hervor, wo er wie gewöhnlich ein Geſpräch über Stoffe zu Tragödieen, über die Art, die höheren Kräfte des Menſchen zu erregen, mit der Schwägerin anknüpfen wollte. Da dieſe, um ihn ruhig zu erhalten, nicht mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit antwortete, ſagte er: „Nun, wenn mich Niemand mehr verſteht, und ich mich ſelbſt nicht mehr verſtehe, ſo will ich ſchweigen.“ Er ſchlummerte bald ein und ſprach viel im Schlafe. „Iſt das eure Hölle, iſt das euer Himmel?“ rief er vor dem Erwachen, dann ſah er ſanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröſtende Erſcheinung. Als ſeine Schwägerin von ihm ging, ſagte er: „Ich denke dieſe Nacht gut zu ſchlafen, wenn es Gottes Wille iſt.“

Den 8. Mai brachte er meiſt ſtill und oft ſchlummernd zu. Seine Kinder verlangte er ſelten zu ſehen, die jüngſte Tochter, die er ſich bringen ließ, betrachtete er mit Rührung und Wohlgefallen, indem er ſie an der Hand faßte. Am Abende, als man ihn fragte, wie es ihm gehe, antwortete er offenbar mit Bezug auf ſeinen innern Zuſtand: „Immer beſſer, immer heiterer!“ Er verlangte, man ſolle den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne ſehen. Mit freundlichem Blicke ſchaute er in den ſchönen Abendſtrahl, und die Natur empfing ſeinen Scheidegruß. In der folgenden Nacht, erzählte ſein treuer Diener, habe er viel geſprochen, meiſt vom Demetrius, aus dem er Stellen recitirt. Einigemal habe er Gott angerufen, ihn vor einem langen Hinſterben zu bewahren. Dann richtete er ſich vom Bette aufrecht, und ſprach mit großer Anſtrengung von einer bevorſtehenden Reiſe in's Bad.

Morgens am 9. Mai ſchlief er ein bis gegen zehn Uhr. Dann trat Beſinnungsloſigkeit ein; und er phantaſirte in unzuſammenhängenden Worten. „Wer löſ'te die Kanonen? — Wer commandirt den linken Flügel? — Siehſt du? — Die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder! — Wie prächtig ſieht das Regiment aus — weiß und blau! — Sind ſie im Lager? — Das iſt luſtig! — Singt noch einmal den Rundgeſang!“ — Auch den Namen Lichtenberg ſoll er ausgerufen haben, Andere aber verſtanden Leuchtenberg, ein romantiſch gelegenes Schloß bei Kahla an der Saale, wohin er ſich noch vor Kurzem

eine Luftreise vorgenommen hatte. Meistens aber sprach er Latein. Ein ihm verordnetes Bad schien er ungern zu nehmen, doch war er in Allem, was der Arzt für nöthig erachtete, willig und geduldig. Ein Glas Champagner, durch welches dieser den sinkenden Kräften aufhelfen wollte, war sein letzter Trunk. Seine Brustbeklemmungen schienen nicht sehr schmerzlich. Wenn er, davon ergriffen, auf sein Kissen zurücksank, sah er sich um, ohne die Umstehenden mehr zu kennen. Er durchlief sie mit starrem, irrem Blicke, die Augen lagen tief im Kopfe. Wie Voß erzählt, forderte er noch Naphtha, aber die letzte Silbe erstarb im Munde. Da versuchte er zu schreiben, brachte aber nur drei Buchstaben fertig, in denen gleichwohl noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war.

Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und gegen drei Uhr Nachmittags trat vollkommene Schwäche ein; der Athem fing an zu stocken. Die Gattin kniete am Bette und sagte nachher, er habe ihr noch die Hand gedrückt. Die Schwägerin stand mit dem Arzte am Fuße des Lagers, und legte gewärmte Kissen auf die erkaltenden Füße. Da fuhr es wie ein elektrischer Schlag über seine Züge. Sein Haupt sank zurück, die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz. Die Seele hatte sich gelöst. Der älteste Sohn Carl lag auf dem Boden, und wehklagte in fürchterlichem Schmerze; Ernst saß in der Ecke, die Hände gefaltet, und weinte gelassener. Die kleine Caroline, die nicht wußte, was das zu bedeuten habe, sagte ganz ruhig:

„Der gute Papa iſt todt!“ Als ſie aber die Mutter heftiger weinen ſah, fing auch ſie an zu weinen, und verbarg das Geſicht in ihrem Schooße. Es war am 9. Mai 1805, gegen ſechs Uhr Abends, an einem Donnerstage. Schiller war fünfundvierzig Jahre, fünf Monate und neunundzwanzig Tage alt geworden.

Bei der Section ergab ſich, daß eine große Zerſtörung in ſeinem Innern ſtattfand. Jetzt konnte ſich Frau von Wolzogen erklären, was ihr Schiller geſagt hatte, als er das letzte Mal mit ihr in's Theater fuhr: „Sein Zuſtand ſey ſeltſam; in der linken Seite, wo er ſeit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, empfinde er nun gar nichts mehr.“ Er athmete nur noch mit dem rechten Lungenflügel, und dieſer war auch ſchon angewachſen. Der Hausarzt der Frau von Wolzogen, Herder, welcher der Section beigewohnt, verſicherte, daß, wenn er auch von dieſem Fieber hätte geneſen können, er doch nach dem Zuſtande der Lunge nicht länger als ein halbes Jahr gelebt, und ſchwere Beängſtigungen ausgeſtanden haben würde. Der Schrecken, der Schmerz bei der Kunde ſeines Todes war allgemein. Unbekannte Menſchen, die ſich auf der Straße begegneten, theilten ſich durch Wort und Miene die Nachricht, ihr Gefühl mit. Keiner hatte mehr Ruhe in ſeinem Hauſe. Auf den Wegen, im Parke, ſah man Menſchen umherirren, ſich ſuchen, ſich meiden. „Ach! alle Herzen hatten ihn verloren!“ Und mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich die Trauerpoſt von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und

das Leben selbst schien an Werth gesunken zu seyn, da der große Sänger und Prophet dahin war, und das deutsche Herz seinen Mund verloren hatte. Der Jammer kehrte in alle Häuser ein, die Trauer trat in alle gebildete Cirkel, und alle Edlen fühlten sich durch das gemeinschaftliche Unglück verbrüdert. Als aber der erste Unglaube der Gewißheit, das neugierige Ausfragen dem ruhigen Nachdenken gewichen war, da vermochte man erst die Größe des Verlustes zu überschauen und zu ermessen, und die Trauer kam verstärkt aus der Ueberlegung zurück.

Am nächsten Samstage nach Schiller's Tode, am 11. Mai, war Theaterabend; die Saalnixe sollte gegeben werden. Aber kein Schauspieler wollte spielen, auch ließ die Heftigkeit des Schmerzes keinen ästhetischen Genuß zu. Das Theater blieb geschlossen. Die nächste Vorstellung war die Jungfrau von Orleans.

Von Goethe erzählt man, daß er am Morgen des Neujahrstages 1805 einige Zeilen an Schiller gerichtet, als er sie aber wieder durchlesen, habe er zu seinem Schrecken gefunden, daß er unwillkürlich Schiller'n „zum letzten neuen Jahr" Glück gewünscht habe, und auch in einem erneuten Briefe habe er sich kaum enthalten können, das ominöse Wort zu wiederholen. Da habe er noch an demselben Tage der Frau von Stein erzählt, was ihm begegnet sey, und wie ihm ahne, daß in diesem Jahre entweder er oder Schiller scheiden werde. Nach dem oben erwähnten letzten Besuche bei Schiller hatte er sich wieder zu

Hause gehalten, und der Zustand seines Körpers und Geistes war so, daß es aller eigenen Kraft bedurfte, um sie aufrecht zu erhalten. Eine böse Ahnung lag schwer auf ihm. Voß fand ihn in diesen Tagen einmal in seinem Garten, als ihm Thränen in den Augen blinkten. Der Hausfreund erzählte hierauf von dem Befinden Schiller's, was Goethe mit sichtbarer Theilnahme anhörte, worauf er, mit Fassung und schnell zu einem heitern Gegenstande übergehend, nur erwiederte: „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig."

An dem Abende, als Schiller verschied, war Meyer bei Goethe. Meyer wurde, als die Nachricht eintraf, hinaus gerufen, kehrte aber nicht mehr in's Zimmer zurück, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Eben so wenig hatte ein Anderer den Muth, ihm die Botschaft zu bringen, und wie seine Hausgenossen sich verwirrt zeigten und ihm ängstlich auswichen, konnte er in seiner Einsamkeit Schlimmes erwarten. „Ich merke es wohl", sprach er endlich, Schiller muß sehr krank seyn", ohne auf eine Erklärung zu dringen, welche zu ertragen er sich jetzt nicht stark genug fühlte, und war die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. In der Nacht hörte man ihn weinen. Am nächsten Morgen fragte er eine Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Jene, von dem Nachdrucke seiner Worte heftig ergriffen, ist unfähig, ihm zu antworten, sondern fängt laut an zu schluchzen. „Er ist todt?" fragte Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst

ausgesprochen!“ erwiedert die Freundin. „Er ist todt!“ wiederholt Goethe, und bedeckt sich die Augen mit den Händen. Auch in den nächstfolgenden Tagen wagte Niemand über Schiller mit ihm zu reden, und er vermied ein Gespräch, dem weder seine Ruhe, noch seine Fassung gewachsen war.

Die Hülle des Entschlafenen wollte er nicht sehen. „Warum“, äußerte er sich später, „soll ich mir die lieblichen Eindrücke der Gesichtszüge meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Portraitmaler. Ich meinerseits will von meinen Freunden ein seelenvolles Bild im Gedächtnisse bewahren.“ Zugleich lobte er es, daß der Körper nicht aufgestellt wurde. „Eben das ist es, was mir an Schiller's Hingang so ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen, kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht, was ich liebe.“

Die Beerdigung fand, weil die Leiche zu schnell in Verwesung überging, nicht, wie es bestimmt war, Sonntags Morgens am 12. Mai, sondern in der Nacht vom Samstage auf den Sonntag statt. „Es war eine schöne Mainacht“, erzählt Caroline von Wolzogen; „nie habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört, als in ihr.“ Düstere Wolken zogen am mondhellen Himmel hin. Zwölf junge Männer höhern

Standes nahmen den gewöhnlichen Trägern die theure Bürde ab, und trugen sie zur letzten Ruhe. Beinahe unglaublich klingt es, daß, als der Trauerzug sich um ein Uhr vom Hause bewegte, dem Sarge nur ein einziger Begleiter folgte; alle Schüler der ersten Classe des Gymnasiums gingen voran. Bald unterbrach der Hufschlag eines Pferdes die Stille. Der Reiter stieg ab, übergab das Thier einem Diener, und folgte, in einen dunkeln Mantel gehüllt, von ferne dem Zuge. Als die Bahre vor der Gruft, vor dem sogenannten Landschafts-Cassengewölbe, niedergestellt wurde, da trat, so erzählt man, der Mond aus der sich plötzlich trennenden finstern Wolkendecke in ruhiger Klarheit hervor, und warf sein Licht auf den mit Schiller's Namen bezeichneten Sarg; als dieser aber in die Gruft gesenkt war, da verschwand der Mond wieder hinter den Wolken. Der Fremde war mittlerweile schluchzend und händeringend herzugetreten — es war Schiller's Schwager, Wilhelm von Wolzogen. In Naumburg hatte er die Unglücksnachricht erhalten, und war eben noch im rechten Momente eingetroffen, um dem Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Am Sonntage Nachmittag war in der St. Jacobskirche die religiöse Feierlichkeit. Das Mozart'sche Requiem wurde von der fürstlichen Capelle vor und nach der Rede aufgeführt, welche der Generalsuperintendent Voigt hielt. Die Kinder waren mit in der Kirche, und als während der Trauerrede die kleine Emilie lachte, bewegte

dieß die Herzen aller Anwesenden mehr, als die Worte des Predigers.

In jenem Landschafts-Cassengewölbe lagen — um dieses sogleich aus der Folgezeit beizufügen — des Dichters irdische Ueberreste bis zum Jahre 1826, wo für Weimar ein neuer Gottesacker angelegt, und der Familie von der Stadt ein schöner, mit einem Hain zu zierender Ruheplatz für Schiller's Gebeine angeboten ward. Der Sarg wurde nun geöffnet, und da zeigte sich denn, weil das Gewölbe sehr feucht war, eine große Zerstörung; doch gelang es den geschickten Anatomen und Aerzten, die Ueberreste zusammen zu finden. Dem Wunsche des Großherzogs gemäß wurde der Schädel von den Gebeinen getrennt, und auf der Bibliothek zu Weimar in dem Postamente der Marmorbüste von Dannecker aufbewahrt. Doch der König von Bayern vermochte den Großherzog, diese Idee, welche seinem Gefühle widerstritt, aufzugeben. So wurde denn der Schädel, nachdem man von ihm einen Abguß genommen hatte, mit den anderen Ueberresten wieder vereinigt, und ihnen gemeinschaftlich in der fürstlichen Gruft auf dem neuen Kirchhofe von Weimar ihre würdige bleibende Stelle angewiesen. Hier ruht jetzt der Großherzog Carl August zwischen den beiden Dichtern.

Kehren wir von diesem Ueberschritte zur nächsten Todeszeit zurück, so finden wir die Familie trostlos, die Freunde betrübt, den Hof in Trauer, selbst die Fremden bestürzt, und Alle bemüht, ihrem Schmerze Sprache zu leihen, ihre

Theilnahme an den Tag zu legen, das Andenken des Vollendeten durch Wort und That würdig zu feiern. „Täglich," schreibt Voß, „sprechen wir vom Verewigten im Schiller'schen Hause. Jede Kleinigkeit wird wiederholt und von Neuem erzählt, das Geringste wird bedeutend, Alles reiht sich an einen durchgehenden Faden an, und um das vollständig gesammelte Bild schöner Anschauungen zieht sich ein Heiligenschein. Mir ist, als beträte ich einen Tempel, so oft ich in das Schiller'sche Haus gehe."

Unzählig waren die Beweise der Theilnahme, die der Wittwe aus der Nähe und Ferne, aus allen Gegenden Deutschlands zukamen. Die Großfürstin gab ihr in den ersten Tagen des Schmerzes die, nachher reichlich erfüllte Zusicherung, daß sie für die Erziehung der Söhne sorgen werde, und Dalberg; damals Fürst Primas, bewährte seine alte Freundschaft gegen Schiller durch einen Jahrgehalt. Das Todesfest des Unersetzlichen wurde auf vielen deutschen Theatern begangen, seine Schauspiele wurden mit ungewöhnlicher Kraft vorgestellt und mit Enthusiasmus aufgenommen, und eine Menge Klaggesänge, einzeln und in Zeitschriften, suchten das Nationalinteresse, welches sich einzig in den Namen Schiller's zusammenzog, zu befriedigen oder auszusprechen, obgleich es nur Goethe'n gelang, der Harfe würdige Trauertöne zu entlocken, und erst jetzt, nachdem die irdische Erscheinung verschwunden war, fing der gefeierte Genius, wie eine göttliche Macht, ohne Widerspruch und Widerstand zu wirken an. In Berlin wurden

alle Schiller'schen Stücke in kurz auf einander folgenden Darstellungen gegeben, die Braut von Messina als Benefiz für die Familie, so vortrefflich, wie man sie noch kaum gesehen hatte, und Iffland benahm sich als Director in seinem Streben, die tiefe pathologische Theilnahme des Publicums für künstlerische und edle, reelle Zwecke zu gewinnen, durchaus tüchtig und ehrwürdig, und spielte auch die selbst übernommenen Rollen mit unverkennbarer Absicht, sein Mögliches zu leisten. Zacharias Becker und der Graf von Benzel-Sternau machten den Vorschlag, durch Benefiz-Vorstellungen auf den bedeutenden Bühnen Deutschlands so viel zu gewinnen, daß ein Landgut angekauft werden könnte, welches Schillershain heißen und ein unveräußerliches Eigenthum der Familie bleiben sollte; einen ähnlichen Zweck suchte durch den Beistand der Liebhabertheater in Deutschland auch Iffland zu erreichen.

Doch wurde die Ausführung solcher weiten Plane bald durch die einbrechenden Kriegsstürme vereitelt, und während Schrecken und Unglück das Ganze lähmten, konnte nur der Einzelne seine Gesinnung bethätigen. Als der treue Dannecker die Nachricht von dem Tode des Freundes erhielt, entschloß er sich im Augenblicke der durch den tiefsten Schmerz frisch begeisterten Liebe, die Büste in Lebensgröße, wozu Schiller während seines letzten Aufenthalts in Schwaben im Jahre 1793 gesessen hatte, in einem größern Style auszuführen. Und in diesem Gefühle, mit Anstrengung aller seiner Kräfte, schuf der geniale Künstler aus

carrarischem Marmor jene kolossale Büste Schiller's, welche, eines der ersten Meisterwerke der Sculptur, als des Bildners theuerstes Besitzthum stets dessen Atelier zierte, so daß von ihr nur Gypsabdrücke in die Welt ausgingen, und welcher auch von der Wittwe des Verewigten eine rührende Anerkennung zu Theil ward. Denn bei einem spätern Besuche zu Stuttgart saß Charlotte von Schiller lange schweigend vor dem verklärten Bilde, und sagte dann zu ihren Söhnen: „Kinder, küßt dem Manne die Hand, der euren Vater so fortleben läßt!“ — welche Worte den trauernden Freund bis zu Thränen rührten.

Nicht so glückte es Goethe'n, seinen Schmerz zu einem großen Werke umzugestalten. Er fühlte sich, wie er sagt, als ihm Schiller entrissen war, von allen seinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen. „Ich dachte mich selbst zu verlieren,“ schreibt er an Zelter, „und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseyns;“ und an einer andern Stelle: „Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht.“ In diesem wahren Gefühle konnte er das, von verschiedenen Seiten gemachte Ansinnen, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Weimar'schen Bühne zu feiern, einen Spaß nennen, welchen die Menschen aus jedem Verluste und Unglücke wieder herauszubilden suchen. Dessen ungeachtet ging er auf den Wunsch sofort ein, und verlangte zu diesem Zwecke von Zelter einige componirte Musikstücke in feierlichem Style, bis er den Plan faßte, Schiller's Glocke

dramatiſch vorſtellen zu laſſen, wozu er ſich ebenfalls die Unterſtützung Zelter's erbat. Dieſer Darſtellung folgte dann der Vortrag des Epilogs, jenes claſſiſchen Klag- und Erinnerungs-Geſanges, welcher in ſeiner urſprünglichen Form ſchon bald nach dem Tode Schiller's gedichtet iſt. Das Ganze wurde wahrſcheinlich zuerſt am 10. November 1805, als an Schiller's Geburtstage, auf das Theater gebracht, jedes Jahr wiederholt und ſpäter mit der Erinnerungsfeier Iffland's ſinnig vereinigt. Hatte auf dieſe Weiſe Goethe durch Einrichtung einer edeln Todesfeier, und durch die Schöpfung eines nie genug zu bewundernden Gedichtes der Welt vollkommen genügt, ſo blickte er, hierdurch allein nicht erfüllt, ſobald er ſich ermannt hatte, nach einer entſchiedenen großen Thätigkeit umher, und gedachte dem Freunde und ihrem Zuſammenleben ein ganz anderes Monument zu ſtiften. Er wollte den Demetrius vollenden! Schiller hatte ihn, nach ſeiner mittheilenden Art, mit dem Plane hinreichend bekannt gemacht, das Einzelne durchſprochen, und Goethe hatte beiräthig und mitthätig eingewirkt, das ganze Stück war ihm lebendig. „Nun brannt' ich vor Begierde," erzählt er, „unſere Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzuſetzen, ſeine Gedanken, Anſichten und Abſichten bis in's Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zuſammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letzten Male auf ihrem höchſten Gipfel zu zeigen. Sein Verluſt ſchien mir erſetzt, indem ich ſein Daſeyn fortſetzte. Unſere gemein-

samen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist seyn. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verluste in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet." Aber, um es kurz zu sagen, dieses völkergeschichtliche Drama war für Goethe'n eine unmögliche Aufgabe; es wurzelte in der entgegengesetzten Hemisphäre. „Eigensinnig und übereilt," erzählt er, „gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger, als jener zu Messina, das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun, und folgte dem Leichname in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft

trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen.“ So betrauerte Goethe den Freund.

Als sich sein Schmerz gemildert hatte, schrieb er die tröstenden Worte: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß er frühe hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben.“

Diese herrlichen Worte mögen unser Werk beschließen, die Goethe dem vorangegangenen Freunde nachrief, dem doppelt Unsterblichen, wenn es wahr ist, was die Weisen verkünden und uns das eigne Herz so deutlich sagt. Wer möchte nicht gern solch edlem Troste Gehör leihen, aber

wen erfüllte dieſer Troſt? Wie iſt es denkbar, daß Schiller's Geiſt auch in dem höchſten Lebensalter gealtert hätte? War doch ſein Körper ſchon ſiech und hinfällig in den mittleren Jahren. Uns aber iſt der Unerſetzliche entriſſen worden, als er im Begriffe ſtand, das Höchſte zu leiſten. Sein Leben mußte unvollendet bleiben, weil das Unendliche, welches er wollte, von keinem Individuum erreicht werden kann; nur das ganze Volk und das Jahrhundert bauen ſein Werk aus. Wohl iſt ſeine Geiſtesentwickelung, wie nicht leicht eines andern Menſchen, ein organiſches Ganze; aber ſein einzelnes Leben läuft in alle Folgezeit aus, wie in einen Ocean. Der Abſchluß ſeiner irdiſchen Thätigkeit liegt in der Zukunft, wie der Abſchluß ſeines Wollens in der Ewigkeit.

Verzeichniß

der in diesem Werke besprochenen Gedichte und Prosaschriften Schiller's.

Vorbemerkung. Die römische Ziffer weis't auf den Theil, die arabische auf die Seitenzahl der Biographie hin. Die mit einem Kreuz (†) bezeichneten Schriften finden sich in den Supplementen zu Schiller's Werken (Stuttgart bei Cotta, 1840 und 1841).

A.

† Abend, der, I, 45.
Abend, der, nach einem Gemälde, III, 70.
Abschied vom Leser, III, 76.
Alpenjäger, der, III, 364.
An den Astronomen, III, 52.
An †††, III, 53.
An das Publicum, der Verfasser der Räuber, I, 116.
An Demois. Slevoigt, III, 76.
An den Herausgeber der Propyläen, III, 277.
An die Freude, Lied, I, 246 ff.
An Emma, III, 74.
An Goethe, III, 216 ff.
† Ankündigungen (zwei) der Horen, II, 194.
† Ankündigung der rhein. Thalia, I, 228.
Anmuth und Würde, II, 215 ff.
† Anthologie für das J. 1782, I, 108 ff.
Antike an den nordischen Wanderer, III, 26.
Antiken zu Paris, die, III, 26, 219.
Antritt des neuen Jahrhunderts, III, 275.
Archimedes und der Schüler, III, 18.
Aufgabe, die, III, 53.
Aufpasser, der, III, 52.

B.

Balladen, III, 76 ff., 355 ff.
Begegnung, die, III, 75.
Belagerung v. Antwerpen, II, 100.
Berglied, das, III, 364.
† Bericht an den Herzog, I, 36.
Berühmte Frau, die, II, 42.
Beste Staat, der, III, 52.
Blumen, meine, I, 111.
Braut von Messina, III, 302 ff. 328 ff.
Breite und Tiefe, III, 20, 25.
Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, II, 223 ff.
Briefe über Don Carlos, I, 281 ff. II, 57.
Buchhändler-Anzeige, III, 47.
Bürger, über Bürger's Gedichte, II, 208.
Bürgschaft, die, III, 87 ff.

C.

Cabale und Liebe, I, 154, 159, 169 ff., 186, 207.
Carlos, Don, I, 186, 223 ff., 251 ff., 270 ff.
Carthago, III, 156.
Castraten und Männer, s. Männerwürde.
Columbus, III, 18.
Culturhistorische Gedichte, III, 154 f., 165.
Correctheit, III, 53.

D.

Danaiden, die, III, 42.
† Delicatesse im Tadel, III, 54.
Demetrius, III, 367, 381 ff.
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls v. Vieilleville, II, 119.
Deutsche Muse, die, III, 218 f.
Deutsche Treue, die, III, 78.
Deutsches Lustspiel, III, 47.
Dido, s. Metr. Uebersetzungen aus dem Virgil.
Dilettant, der, III, 53.
† Dilettantismus, Schema über, III, 168.
Dithyrambe (der Besuch), III, 74.
Drei Alter der Natur, III, 52.

E.

Egmont, über, Trauerspiel von Goethe, II, 205 ff.
† Einem Freunde in's Stammbuch, II, 166.
Elegie auf den Tod eines Jünglings, I, 111.
Eleusische Fest, das, III, 159 ff.
Elysium, I, 112.
† Empfindungen der Dankbarkeit ꝛc. I, 46.
Entzückung an Laura, I, 108.
Erbprinzen v. Weimar, dem, als er nach Paris reis'te, III, 287.
Erhabene, über das, II, 229 ff.
Erhabenen, vom, s. Ueber das Pathetische.
Erhabene Stoff, der, III, 47.
Eroberer, der, I, 46, 85.
Erwartung, die, III, 74 f.
Etwas über die erste Menschengesellschaft ꝛc. II, 103 f.

F.

† Festrede 1779, I, 55.
Festrede 1780, I, 56.
Fiesco, Verschwörung des, I, 121 f., 148, 169 ff., 202 ff.
Flüchtling, der, I, 112.
Flüsse, die, III, 48.
Forscher, die, III, 53.
Fräulein v. Arnim, am 2. Mai, I, 264.
Freigeisterei der Leidenschaft, s. Kampf.
Freunde, an die, III, 287.
Freundin, einer jungen, in's Stammbuch, II, 42.
† Freund Kaaz in Subjaco, III, 288.
Freundschaft, die, I, 111.
Freund und Feind, III, 52.
Führer des Lebens, III, 24.

G.

Gang nach dem Eisenhammer, III, 86 f.
Gartenkalender, über den, vom J. 1795, II, 209 f.
Geburtstag der Frau Griesbach, III, 76.
Gebrauch des Chors in der Tragödie, über den, III, 317 ff.
Gedanken über den Gebrauch des

Gemeinen und Niedrigen in der Kunst, II, 254 ff.
Gefährliche Nachfolge, III, 47.
G. G. (Gelehrte Gesellschaften), III, 47.
Gegenwärtige deutsche Theater, über das, I, 123, 216 ff.
Geheimniß, das, III, 75.
Geisterseher, der, II, 12 ff.
Gelehrter Arbeiter (Philister), III, 53.
Genius, der (Natur und Schule), II, 15.
Genius, der (Votivtafel), III, 53.
Geschichte der merkwürd. Rebellionen u. Verschwörungen ꝛc., II, 7.
Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen ꝛc., II, 111.
Geschichte des Abfalls der Niederlande, II, 94 ff.
Geschichte des 30jährig. Krieges, II, 113 ff.
Geschichtschreibung Schiller's überhaupt, II, 120 ff.
Gesetzgebung des Lykurgus und Solon, II, 106 f.
Geschlechter, die, III, 15.
Glocke, Lied von der, III, 162 ff.
Glück, das, III, 18.
Glück und Weisheit, I, 112.
Goethe, an, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte, III, 216.
Götter Griechenlands, die, II, 49 ff.
Graf Eberhard d. Greiner, I, 112.
Graf v. Habsburg, III, 362 f.
Griechheit, III, 47.
Größe der Welt, I, 112.
Großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, I, 123.
Grund, über den, des Vergnügens an tragischen Gegenständen, II, 212 f.
Gruppe aus dem Tartarus, I, 112.
Gürtel, der, III, 52.
Gunst der Musen, III, 53.
Gunst des Augenblicks, III, 287.

H.

Handschuh, der, III, 80.
Hero und Leander, III, 357 f.
Herzog Alba bei einem Frühstück ꝛc., II, 101.
Historische Memoires, II, 107 ff.
† Hochzeitgedicht auf die Verbindung Henriettens, I, 189.
† Hochzeitgedicht an einen Freund, II, 55.
Hoffnung, die, III, 21.
Homeriden, die, III, 48.
Homeruskopf als Siegel, der, III, 52.
Huldigung der Künste, III, 374 ff.
Hymne an die Unendlichen, I, 113.

I.

Ideal und das Leben (Reich der Schatten und der Formen), III, 13 f.
Ideale, die, III, 71 ff.
Idealische Freiheit, III, 52.
Jeremiade, III, 48.
Jetzige Generation, III, 52.
Inneres und Aeußeres, III, 52.
Johanniter, III, 155.
Iphigenie in Aulis (von Euripides) übersetzt, II, 58 ff.
Jungem Freunde, einem, als er sich der Weltweisheit widmete, III, 28.
Jungfrau von Orleans, III, 233 ff. 244 ff.
Jüngling am Bache, der, III, 357.

K.

Kampf, der, I, 265 ff.
Kampf mit dem Drachen, III, 91 ff.
Kant und seine Ausleger, III, 47.
Kassandra, III, 358 ff.
Kaufmann, der, III, 156.
Kinder des Hauses, III, 380.
Kindsmörderin, die, I, 111.
Klage der Ceres, III, 19 f.
Kraniche des Ibykus, III, 83 f., 88.
Künstler, die, II, 52 ff., 64.
Kunstgriff, der, III, 47.
Kunstschwätzer, III, 53.

L.

Laura-Gedichte überh., I, 95, 111.
Leichen-Phantasie, I, 111.
Licht und Wärme, III, 20, 25.
Licht und Farbe, III, 53.
Lied an d. Freude, s. An d. Freude.
Lied von der Glocke, s. Glocke.

M.

Macbeth, übersetzt, III, 225 ff.
Macht des Gesanges, III, 17.
Mädchen aus der Fremde, das, III, 17.
Mädchens Klage, das, III, 93.
Mädchen von Orleans, das, III, 219, 271.
Majestas populi, III, 52.
Maltheser, die, III, 97, 175 f.
Männerwürde, I, 110.
Maria Stuart, III, 167 ff., 171, 201 ff.
Matthisson's Gedichte, üb., II, 209.
Meister, der, III, 53.
Menschenfeind der, I, 269.
Mercur, Zeitschrift, I, 114.
Metaphysiker, II, 236, III, 28.
Metrische Uebersetz. aus Virgil's Aeneide, II, 145 ff.
† Monarchen, die schlimmen, I, 110, 127.
† Monument Moor's, des Räubers, I, 109.
Moralische Dichter, der, III, 47.
Moralischen Nutzen, über den, ästhetischer Sitten, II, 231 f.
Moralisten, an einen, I, 110.
Morgengedanken am Sonntage, I, 58.
Morgenphantasie, s. Flüchtling.
Musenalmanach, II, 240 f., III, 172 f.

N.

Nachahmer, III, 53.
Nadowessische Todtenklage, III, 82, 88.
Naive und sentimental. Dichtung, über, II, 246 ff.
Nänie, III, 18.
Natur und Schule, s. der Genius.
Naturforscher und Transscendentalphilosophen, III, 47.
Naturgesetz, das, III, 53.
Neffe als Onkel, Lustspiel nach Picard, III, 324.
Neujahr, Gedicht zum, I, 20.
Nothwendigen Grenzen, über die, beim Gebrauch schöner Formen, II, 231.

O.

Odysseus, III, 18.
Othello, von Shakespeare bearbeitet, III, 378.

P.

Parabeln, III, 22 f.
Parasit, nach Picard, III, 323 f.
Pariser Policei, die, ein dramat. Plan, III, 379.

Pathetische, über das, II, 218 ff.
Pegasus im Joche, III, 23 f.
† Pest, die, I, 112.
Pflicht für Jeden, III, 53.
Phädra, v. Racine, übersetzt, III, 376 ff.
† Philipp II., nach Mercier, II, 6.
Philosophie, die, III, 48.
† Philosophie der Physiologie, I, 72, 74.
Philosoph. Egoist, der, III, 28.
Philosophische Briefe, I, 60, 110, II, 23 ff.
† Philosoph. Gespräch im Geisterseher, II, 20 ff.
Phönicierinnen des Euripides, II, 60.
Pilgrim, der, III, 356.
Poesie des Lebens, II, 239, III, 22.
Politische Lehre, III, 52.
Pompeji u. Herculanum, III, 70 f.
† Priesterinnen der Sonne, II, 56.
Proceß der Grafen Egmont und Hoorn, II, 100.
† Promemoria an die Körner'sche Waschdeputation, I, 256.
Prosa Schiller's, gewürdigt, II, 257 ff.
Punschlied, III, 21.
Punschlied, im Norden zu singen, III, 21.

R.

Rache der Musen, I, 109.
Räthsel, III, 22, 284 ff.
Räuber, die, I, 15, 77 ff., 99 ff., 116 ff., 126, 169 ff.
Recensionen, I, 123.
Repertorium, Württembergisches, für Literatur, I, 122.
Repertorium des Mannheimer Theaters, I, 221.
Resignation, I, 267 ff.
Ring des Polykrates, III, 80 ff.
Ritter Toggenburg, III, 84 ff.
Romanzen; ihr Begriff, III, 355 (sonst s. Balladen).
Rousseau, I, 110.

S.

Sänger der Vorwelt, III, 16.
Schaubühne, die, als moral. Anstalt betrachtet, I, 216 ff.
Schilderung des menschlichen Lebens, I, 19, 44.
Schlacht, die, I, 112.
Schwere Verbindung, III, 53.
† Seedrama, Plan zu einem, III, 108 f.
Sehnsucht, die, III, 355 f.
† Selbstrecension der Räuber, I, 122.
Seligen Augenblicke, die, s. Entzückung an Laura.
Semele, I, 112, 114.
Sendung Moses, II, 105.
Shakspeare's Schatten, III, 48.
Siegesfest, das, III, 360 ff.
Sonntagskinder, III, 47.
Spaziergang unter den Linden, I, 123.
Spaziergang (die Elegie), III, 156 ff.
Spiel des Schicksals, II, 11.
Sprüche des Confucius, III, 20.

T.

Tanz, der, III, 19.
Tartarus, I, 112.
Taucher, der, III, 78 f.
† Teufel Amor, I, 157.
Theilung der Erde, III, 23.
Thor, das, III, 156.
† Tod des Themistokles, dramat. Plan, II, 151.

† Todesfeier am Grabe Rieger's, I, 190.
Tonkunst, III, 52.
Tragische Kunst, über die, II, 213 ff.
Triumph der Liebe, I, 111.
† Trost am Grabe, II, 55.
Turandot, III, 280 ff.

U.

Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges, II, 109 f.
Universalgeschichte, was heißt und zu welchem Ende studirt man U.? II, 102.
Universalhistor. Erörterung der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I., II, 110.

V.

Venuswagen, I, 113.
Verbindungsmittel, das, III, 47.
Verbrecher aus verlorner Ehre, II, 9 ff.
Verschleierte Bild zu Sais, das, III, 23.
† Verschwörung des Bedemar gegen Venedig, II, 7.
† Versuche, die, III, 53.
Vier Weltalter, die, III, 161 f., 287.
Völkerwanderung, Kreuzzüge u. Mittelalter, über, II, 108 f.
Vorrede, erste, zu den Räubern, I, 104.
Vorrede z. ersten Theil der Rechtsfälle nach Pitaval, II, 210 f.
Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens, II, 112.
† Vorzug, der, III, 54.
Votivtafeln, III, 51 ff.

W.

Wahl, III, 53.
Wallenstein, II, 150, III, 97 ff., 111 ff., 124 ff.
Warbeck, dramat. Entwurf, III, 300 ff.
Weisheit und Klugheit, III, 52.
Weltverbesserer, an einen, III, 52.
Weltweisen, die, II, 236, III, 28.
Wilhelm Tell, III, 324 ff., 329, 333, 335 ff.
Wilhelm Tell (Stanzen), III, 219.
Wissenschaft, die, III, 47.
† Witz und Verstand, III, 54.
Worte des Glaubens, III, 25 f.
Worte des Wahns, III, 21, 25.
Würde der Frauen, III, 15.
† Wunderseltsame Historia ꝛc., I, 190.

X.

Xenien, III, 37 ff.

Z.

Zeitpunct, III, 47.
Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhet. Gegenstände, II, 221.
Zeus zu Hercules, III, 74.
Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, über den, I, 75.

3 2044 011 65

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
APR 2 3 1999
SEP 10 1997